Ueber

die beſten Mittel

die Studirſucht derer die zum Studiren keinen Beruf haben zu hemmen.

Eine Schulſchrift

von

M. C. A. Böttiger
Rector der Schule zu Guben.

MARTIAL. IX, 75.
At me literulas ſtulti docuere parentes!

Leipzig,
bey Chriſtian Gottlob Hilſcher.
1789.

Der Acker des Schul- und Erziehungswesens bringt noch immer, neben dem schönsten Weizen, auch manches schädliche Unkraut, manche taube Distel und stechenden Dornbusch hervor. Zwar sind in unsern Tagen viel hundert geschäfftige Hände in Bewegung gesetzt worden, dies Unkraut, wo sie es nur fänden, auszurotten, und, wo möglich, schon im Keim zu vertilgen. Allein gut Ding, sagt das alte Sprichwort, will Weile haben, und so konnte auch hier das gute Werk nicht so schnell gefördert werden, als man denken sollte. Theils hatte sich, da es ruchtbar geworden war, daß hier ein gutes Stück Arbeit, und, was die Hauptsache ist, ein reichliches Tagelohn zu finden wäre, eine Menge ungerufene Helfershelfer eingefunden, die, ohne erst die Anweisung des Grundbesitzers und seiner Vormünder abzuwarten, sogleich darüber herfielen, und unter dem Vorwand, zu jäten und auszurotten, Weizen und Unkraut ohne Barmherzigkeit zerzausten und austraten. Theils aber fanden auch die geschickten und verständigen Arbeitsleute überall so viel zu thun, daß sie manchen Fleck, der gar zu tief verwildert war, zum Anfang nur bezeichnen, zur Reinigung desselben aber noch nicht selbst Hand anlegen konnten. Ohne Bild! Es sind noch viele festbestehende Schulmängel, deren Abstellung, so laut und nachdrücklich sie auch unsern so gern pädagogisirenden

Zeitgenossen von kunstverständigen Männern ans Herz gelegt worden ist, noch immer im langen Kapitel der frommen Wünsche ihren Platz angewiesen bekommt, weil diese Mängel mit dem System der Staatsverfassung selbst nur allzuenge verwebt und verschlungen sind. Dahin gehört denn nun auch ohne Zweifel, daß alle Subjekte, welche sich dem Studiren widmen, um eines Theils das zu seyn, was der Vater war, theils aber um den Stand der Niedrigkeit von sich abzuschütteln, ihrer eigenen Willkühr zu sehr überlassen und ohne gründliche Prüfung der zu dieser Absicht benöthigten Talente, ohne von dem Daseyn aller moralischen, physischen und ökonomischen Erfordernisse eine beruhigende Ueberzeugung zu haben, wie einst in den Zeiten der Kreuzzüge jene heiligen Abentheurer ohne Ansehn der persönlichen Umstände zur fahrenden Ritterschaft eingeweiht werden, so wenig sie auch nach gewissen Vorzeichen für die Zukunft versprechen. Aus diesem namhaften Gebrechen unsers Schulwesens entspringen mannigfaltige, dem gemeinen Wesen nicht wenig nachtheilige Uebel. Die Rollen auf dem großen Theater, worauf wir alle mitspielen müssen, werden falsch ausgetheilt, und — die nothwendige Folge davon — häufig verhunzt. Würde nicht mancher schlechte Dorfprediger ein guter Landbauer und Handwerker, ein nahrhafter Gastwirth und Krämer; nicht mancher aufgeblasene Lequlejus und Rabuliste ein gefürchteter und ansehnlicher Dorfschulz; nicht mancher kühne und kurzsichtige Medikaster ein wackerer Todtengräber geworden seyn? Das Heer der Bewerber bey den allerunerträglichsten Stellen nimmt täglich in dem Maaße zu, in welchem der Studierschwindel immer mehrere Köpfe ergreift, und aus den erwerbenden und produzirenden Ständen mit sich fortreißt. Daraus entsteht ein immer ängstlicheres, ein allzuoft in Niederträchtigkeit

oder

oder Argliſt ausartendes Bewerben um Stellen, ein unabläſſiges Beſtreben, ſich einander durch ſchnelleres Zuvorkommen den Rang abzulaufen, ein fürchterliches Drängen und Stoßen um Anwartſchaften und Adjunkturen. Unreife Knaben durchlaufen im Galopp Schulen und Univerſitäten, damit ihnen kein Würdigerer die verſprochene Stelle oder Nachfolge in den Aemtern ihrer Väter entreißen könne. Dies alles muß auf die Moralität des Staatsverwaltenden und lehrenden Standes den nachtheiligſten Einfluß haben. Die Aemter ſelbſt werden beym Ueberfluß hungriger Bewerber durch die auf alles raffinirende Staatsſparkunſt immer mehr beſchnitten und in ihren Einkünften geſchmälert. Die ausgezehrten, ſchon im voraus mit Schulden belaſteten Beamten treten mit drückenden Nahrungsſorgen in ihre mit Kummer und Noth errungenen Stellen ein, und müſſen, wollen ſie als ehrliche Leute beſtehn, ſehr oft auf Ehe- und Familienglück Verzicht thun. Eheloſigkeit mit allen ihrem unſeligen Gefolge von Ausſchweifungen und Hartherzigkeit wird dadurch begünſtigt und immer mehr ausgebreitet: Gewiſſenloſigkeit, Sportelſucht und Gefühlloſigkeit gegen jede mit einiger Aufopferung verbundene Verbeſſerung alter Gebrechen in geiſtlichen und weltlichen Aemtern befördert und gut geheißen. Alle dieſe Uebel ſcheinen nun wirklich, ſo wie die Quelle, aus welcher ſie gemeinſchaftlich fließen, von Tag zu Tage eher zu- als abzunehmen. Darum iſt auch neuerlich über die unverhältnißige, dem allgemeinen und einzelnen Menſchenwohl ſo nachtheilige Anhäufung der Studirenden und über die verkehrten Bewegungsgründe der Wahl des Gelehrtenſtandes mehr als jemals häufige und bittere Klage geführt worden. Es iſt dies unter andern in den beliebteſten Zeitſchriften geſchehn, die zur Anbewahrung der gangbarſten Meynungen unſers Zeitalters

vorzüglich bestimmt zu seyn scheinen, und eben daher in jeder ihrer Aeußerungen auch allgemeine Aufmerksamkeit verdienen. *) Offenbar gehoret die Untersuchung dieser Klagen vor den Richterstuhl einer weisen Schul-Policey, von welcher man allein die bestmöglichste Abstellung dieses Studirunfugs, oder, wenn dies zu viel erwartet wäre, wenigstens die ausführbarsten Vorschläge dazu zu hoffen berechtigt wäre. Allein mit dieser hat es nun so seine eigene Bewandniß. Ein launichter Schriftsteller hat sie vor kurzem mit dem unterirdischen Geist in Shakespears Hamlet verglichen. Sie ist hier und überall, und — nirgends. So lange also der Staat nicht unmittelbar mit seiner Einwirkung dazwischen tritt, und

*) So wurde, um nur einige anzuführen, in der vortrefflichen Deutschen Zeitung von Becker 88. N. 25. S. 201. die Frage aufgeworfen: wie kann man dem Mißbrauch, daß so viele Bauernsöhne und zum Studiren Unfähige dennoch studiren, am besten abhelfen? So haben wir im letzten Jahrgang der berliner Monatsschrift, Septembr. S. 251 ff. über die zu große Anzahl der Studirenden, einen durch sich selbst und durch die beygefügten Erinnerungen merkwürdigen Aufsatz gelesen. So rechnet der einsichtsvolle Verfasser des Aufsatzes: über Toleranz, Bevölkerung ꝛc. in Schlözers Staatsanzeigen XI. 44. S. 480. unter die Vortheile, die durch die vielleicht nur zu sehr gepriesene Vertheilung der Waisenkinder unter die Landleute erhalten werden konnten, auch folgenden: „Die Kinder würden gesünder und brauchbarere Menschen werden. Der Bauernstand würde dadurch wieder so viel Zuwachs erhalten, als er jezt durch das übertrieben häufige Studiren, durch die Sucht, sich in einen höhern Stand zu setzen, verliert.“ Man vergleiche auch das sehr gegründete Raisonnement des Göttinger Rezensenten in den Götting. g. Anz. 89. N. 22. S. 217.

und diese Sache vor derjenigen Behörde, die allein Fug und Recht haben möchte, darüber zu entscheiden, abgeurtheilt wird; dürfte wohl jeder Beytrag, der inzwischen dem urtheilsfähigern Publikum dazu dienen könnte, den Grund oder Ungrund dieser jetzt so häufig erschallenden Klage auch nur in etwas deutlicher einzusehn und zu beurtheilen, nicht ganz unwillkommen seyn. Hat jemand eine gerechte Befugniß, darüber ein Wörtchen mitzusprechen, so ist es der Schulmann,*) der einer öffentlichen, häufig besuchten Lehranstalt vorgesetzt ist, und eben dadurch die beste Gelegenheit erhält, über Studirfähigkeit und Studirsucht junger Leute täglich Erfahrungen einzusammlen. Ich darf mich hier kühn auf das Gefühl jedes Schulmannes berufen, der von der Würde seines Amtes durchdrungen, nicht mit lohnsüchtigem Miethlingsauge, sondern mit jenem ächten Kosmopolitengeist, den Wieland vor einiger Zeit so schön schilderte, seine Schüler von Zeit zu Zeit überzählt, und nach ihren äußern und innern Fähigkeiten beurtheilt. Wie oft mußte er nicht tiefen Unwillen empfinden, wenn er so manchen rüstigen Musensohn unter seinem Haufen erblickte, der die Schule für eine Gemeinweide, auf der jedes Vieh grasen könne, für ein Lazareth, das jeden presthaften, verkrüppelten, und durch frühe Erziehung oder andere

*) Wären bey einer so unbezweifelten Sache noch Autoritäten nöthig, so dürfte ich mich nur auf das Urtheil eines gewiß sachkundigen Mannes, des Rez. der allg. Litt. Z. 88. N. 266. berufen, der sich bey Gelegenheit eines Programms vom Rector König so ausdrückt: „gewöhnlich bestimmt man sich, oder wird von andern zu einer Lebensart, besonders für die eines Studirenden aus sehr unbedeutenden Gründen bestimmt. Dies sollten die Schulmänner recht, und zwar deutsch, sagen.“

Umstände verwahrlosten Verstand aufnehmen müsse, oder für eine bequeme Freystätte ansah, die jedem Dummkopf offen stehe, der eher zum Hammer als zur Feder, eher zum Pflug als zum Buche, berufen zu seyn scheint? Ich frage noch einmal, welchen Schulmann wandelte nicht bey diesen und ähnlichen Betrachtungen sehr oft Wehmuth und Herzensbeklemmung an, oder wem gieng es nicht hier zuweilen, wie dem würdigen **Sattler**, der am Ende einer Herzenserleichterung, die er über eben diese Materie in einem seiner Briefe ergoß, unmuthsvoll ausruft: difficile est satyram non scribere! (Briefe eines Lehrers an seine Freunde 1, 18. S. 227.)

Aber übertreibt man nicht auch vielleicht diese Klagen über das ungeziemende Zudrangen zum Studiren, und der Unfähigkeit so vieler, die sich dem Gelehrtenstande widmen? War dies bey unsern lieben Vorfahren weniger Sitte, und ist diese verderbliche Studirsucht wirklich nur eine von den zahlreichen Geistesepidemien, deren Namen, wie uns die moralischen Aerzte unserer Tage versichern, jetzt Legion ist? Wenn man wissen will, ob die Menschenmenge in einem Staat zugenommen hat, so fragt man die Bevölkerungslisten um Rath. Um die Zunahme und die Vermehrung der Studirenden auf höhern und niedern Schulen bestimmen zu können, müßte man also zuvörderst in jedem Staate die Tabellen einer wohlausgearbeiteten, oder wenigstens ihren Materialien nach bey der Schulpolicey zu findenden Statistik der Landesschulen und Universitäten befragen. Allein theils ist hier schon wieder, was besonders die Schulen anbetrifft, eine große Lücke, theils möchte der Schluß daraus sehr unsicher und wankend seyn. Man hat allerdings, seitdem man besonders den großen Nutzen der Geburts- und Sterbelisten in der politischen Arithmetik

so

so vielfältig erprobt, und das Studium der Populationstabellen zu einem eigenen Haupttheil der allgemeinen Statistik gemacht hat, angefangen, die Zahl der Studirenden nicht blos aus den Universitätsmatrikeln, sondern auch aus Schullisten sorgfältiger zu sammlen, und es kann dies gewiß, wenn nur diese Listen durch wohlausgesonnene Classenabtheilungen erst recht fruchtbar gemacht werden, auf sehr wichtige und ganz unerwartete Resultate führen. *) Aber noch ist nichts unter öffentlicher Auctorität

*) Schon Bertuch in seinem noch immer sehr brauchbaren Chronico Portensi libr. II. p. 116—226. edit. nou. hat eine solche Schulliste vom Jahr 1549—1672 geliefert, aus welcher sich manche recht artige Bemerkungen machen ließen. Der fleißige Sammler hat aber in jenen critischen Zeiten nur wenig Nachahmer gefunden. Erst in unsern Tagen, wo man das Wort Schulstatistik zu hören, und bald auch im Meßkatalog zu lesen angefangen hat, ist man auch lebhafter von den Vortheilen guter Schullisten überzeugt worden. Siehe Magazin für Schulen V. 350. Einen guten Anfang einer Sammlung mancher solcher Schullisten hat der würdige Herr Consistorialrath Rapp in Bayreuth gemacht in der bekannten Schrift, deren Fortsetzung jeder Schulmann begierig entgegen sieht: Zur Erholung für Lehrer und Freunde der Schulen II. 236—250. Durch dieses Beyspiel aufgemuntert hat auch der verdiente Herr Rektor Neumann in Görlitz außer dem sehr interessanten Namensverzeichniß aller Schüler des Rektor Baumeisters, auch noch eine besonders klassifizirte Schulliste derselben herausgegeben, in dem Programm: Beyträge zu den Bevölkerungslisten der Schulen, Görlitz 1787. wobey ich jedoch, wenn ich dies hinzusetzen darf, außer der besondern Angabe der Adlichen auch bey den Bürgerlichen das noch bemerkt wünschte, wie viel davon jedesmal

rität geschehn. Noch hat man keine Listen von den Schulen eines ganzen Landes gesammlet, und so bleibt das, was hier und da im Einzelnen geschehen ist, unvollkommenes Stückwerk, und zu der oben angegebnen Absicht äußerst unzulänglich. Allein auch selbst dann, wenn sie ein Ganzes ausmachten, würde man dadurch zu großen Fehlschlüssen verleitet werden, wenn man daraus die Frage: zu welchen Zeiten die Zahl der Studirenden größer gewesen sey, jetzt oder vor dem ½ zuversichtlich beantworten wollte. Wer weiß nicht, um nur bey dem, was mir am nächsten liegt, den Lausitzen stehn zu bleiben, daß hier die meisten alten und berühmten Schulen sonst ein weit zahlreicheres Heer von Schülern aufzuweisen gehabt haben, als jetzt, wo dies fast überall bis auf die Hälfte und noch weiter herunter zusammengeschmolzen ist? Wie irrig würde man aber daraus allein die Schlußfolge ziehn, daß also sonst in diesen Provinzen weit mehr studirt haben müßten, als jetzt? Es ist ja bekannt genug, daß sich seitdem theils die Lehr- und Erziehungsanstalten unter allerley Namen und Aushängeschilden sehr vervielfältigt, und überhaupt die Concurrenz der Schulen vermehrt, *) theils die mancherley

desmal Söhne der Gelehrten, oder Nichtgelehrten gewesen, wie solches der alte Bertuch in seinem Chronico schon recht gut beobachtet hat.

*) Dies ist vorzüglich der Fall bey den Ober- und Niederlausitzer Schulen, seitdem ihnen aus den benachbarten brandenburgischen und schlesischen Staaten der Zufluß abgeschnitten ist. Görlitz hatte noch in den Jahren 41—50 auf 90 Ausländer, da hingegen in den Jahren 81—85 nur 8 dergleichen aufgeführt werden. Guben hatte einmal unter dem Rektor Neumann in dem zweyten Decennio dieses Jahrhunderts 30 Brandenburger und Schlesier, jetzt kaum einen Einz-

cherley Erziehungsmethoden durch Hauslehrer, bis tief zum Mittelstand herab immer weiter ausgebreitet, theils Mode und seichte Halbwisserey, den Aufenthalt auf Schulen, der sonst den Jüngling hier weit öfter zum bartigen Mann heranreifen ließ, immer mehr abgekürzt haben, und daß daher aus der verringerten Frequenz dieser Schulen eben so wenig ein Schluß auf die verminderte Zahl der Studirenden überhaupt zu machen sey, als aus dem immer dünner werdenden Druck wohlbeleibter Folianten und Quartanten auf die Abnahme der Schreibsucht und Verringerung der löblichen Büchermachergilde. Von dieser Seite möchte es also wohl jetzt noch sehr schwer halten, den Schlüssel zu der Aufgabe zu finden: ob überhaupt jetzt mehr studiren? eben so schwer vielleicht, als der Beweis für die Behauptung im Allgemeinen historisch zu führen, daß jetzt weit mehr unfähige Köpfe sich dem Studiren widmen, und besonders aus den gemeinen Ständen in die höhern eindrängen, als sonst. Vielleicht ist die Klage darüber so alt, als die Gelehrsamkeit selbst. Wenigstens finden wir sie schon bey den spätern Römern und Griechen in den Perioden, wo Gelehrsamkeit (τεχνη γραμματικη Rhetorik und Philosophie) auch bey ihnen Metier und Mittel des Broderwerbs geworden war, sehr häufig. Klagt man besonders in unsern Tagen, daß die unedelsten Absichten so manchen Knaben aus der niedern Volksklasse bewegen, aus seinem Stande herauszutreten, und auf Pfarre und Priesterrock, dem gewöhnlichen Freyhafen solcher unberufenen Weisheitsschüler, lossteuren, so war es in den Zeiten unserer lieben Voraltern gewiß nicht besser

Einzigen. Aehnliche Vergleichungen würden sich bey der einst unter dem Prommitzischen Hause so blühenden Sorauer Schule anstellen lassen.

besser als jetzt, vielleicht gar noch schlimmer, *) eine Behauptung, die man schon dann nicht unwahrscheinlich finden wird, wenn man nur die religieuse Denkungsart jener Zeiten erwägt, wo die Frömmigkeit der Eltern, selbst aus den gemeinen Ständen, oft die wunderliche Richtung bekam, daß sie ein Gott wohlgefälliges, heiliges Werk zu verrichten glaubten, wenn sie ihre auch noch so unfähigen Söhne dem Dienste Gottes und der Kirche vielleicht schon von Mutterleibe oder der Wiege an weihten.

Allein sollte es nicht außer diesen noch einen andern Gesichtspunkt geben, aus welchem die Klage über die jetzt mehr als sonst überhandnehmende Studirsucht betrachtet und nur allzugegründet gefunden werden könnte? Wer ist wohl so fremd und unbekannt mit dem Geiste unsers Zeitalters, der nicht wüßte, daß Luxus und die daraus natürlich entspringenden Uebel der Ueppigkeit, Verweichlichung u. s. w. sein hervorstechender Charakterzug und schon lange das allgemeine Losungswort der Moralisten und Staatsökonomen geworden ist. Diese mögen sich denn auch über die Grenzlinie desselben und über den Punkt, von wo aus er wohlthätig zu seyn aufhören soll, mit einander vereinigen, und dies alles durch acade-

*) Statt mehrerer Zeugnisse, die hier sehr leicht zu finden wären, berufe ich mich nur auf die den Geist der damaligen Zeiten so treflich schildernden Apologen des großen **Valentin Andreä**. Einen daraus, den Provinzial, der ganz hieher gehört, findet man übersetzt in Herders Briefen das Studium der **Theologie** betreffend II. 384. der 2ten Aufl. Schade, daß er in die geschmackvolle Sonntagische Modernisirung dieser Apologen Lpz. 787. nicht mit aufgenommen worden ist.

ceaktanische Preisfragen, fromme Predigtstiftungen und Speculationen der Commerz- und Finanzsellecten ins Reine bringen lassen. Mir gnüat es vorjetzt, mich auf die allgemeine Erfahrung hie.uber zu berufen, daß Luxus, mit seiner Stiefschwester, der Uerzigkeit, bis zu den Hürten der niedrigsten im Volke schon durchgedrungen, kurz die Universalkrankheit unsers Zeitalters sey. Es liegt aber beym Luxus, man mag ihn definiren wie man will, immer ein gewisses Aufstreben nach mehrerem Glanz, Bequemlichkeit, Aufwand, Ehrengepränge u. s. w. gewiß zum Grunde. *) Nun sey es mir erlaubt, mit den Worten des mit dem Geiste unsers Zeitalters so genau bekannten, nur zu früh vollendeten **Zollikofers** fortzufahren: „**Fast niemand bleibt in seiner Sphä-**„**re. Alles sucht sich zu erheben**, und mehr zu „scheinen als er ist. Die Kräfte des Menschen bekom-„men eine falsche Richtung, werden zu minder gemeinnü-„tzigen Absichten verwandt, und bald erschöpft." **) Was ist

*) Der bekannte Genovesi giebt folgende genau hieher passende Definition des Luxus, „er sey das Bestre-„ben sich durch seine Lebensart entweder in dem Stan-„de, in welchem man geboren ist, vor andern eines „Gleichen hervorzuthun, oder sich auch in den Leuten „von vornehmern Stande empor zu heben," in seinem ökonomischen Commentar zu Joh. Cary's historisch politischen Bemerkungen über Großbrittanniens Handel und Gewerb (übers. von **Wichmann** Lpz. 788.) I, 366. Fast eben dies sagt auch schon **Ehlers** von der Sittlichkeit der Veranügungen I, 149. verglichen mit J. Henr. Heinrichs Commentatio de Luxu Gott. 788. in mehrern Stellen.

**) Ich wünschte, ich dürfte es keinem meiner Leser erst vorcitiren, wo diese Worte zu finden. Sie stehen in seinem

ist also natürlicher, als daß eben dies auch auf die Erziehung und auf die Bestimmung zu einer künftigen Lebensart übergeht, und was Wunder also, daß nun auch aus den gemeinen und niedrigen Ständen sich immer mehr zu den höhern durch die ihnen so bequem vorgelegte Leiter des Studirens hinandrängen, und daß Eltern dieser Stände, von der Modeseuche des Zeitalters angesteckt, ihre studirten Söhne wenigstens, da sie selbst nicht höher klettern können, zum Piedestal ihrer Zwerggestalt machen wollen. So sieht man manchen ehrlichen Handwerker und bürgerliche Nahrung treibenden Professionisten sich und seiner kummerleidenden Familie das Nothwendigste vom Maule abdarben und sich bis zur drückendsten Dürftigkeit erschöpfen, blos um durch seinen Sohn, den Natur

seinem letzten Meisterstück; wo wohl von jeder Predigt das gilt, was Garve nur von der einen daraus behauptet, seine **Warnungen gegen einige herrschende Fehler unsers Zeitalters** S. 47. vergleichen mit einer andern Stelle eben dieser Sammlung S. 239 f. Wie richtig diese Bemerkung sey, lehrt jeder Blick, den man dahin wirft, wo der Luxus schon in seiner Allmacht herrscht. Handwerker bestimmen ihre Töchter zu Ausseherinnen und Mamsells, ihre Söhne zu Schreibern und Künstlern. Siehe **Aug. v. Hof über Gesinde, Gesindeordnungen und deren Verbesserung**, Berlin 789. S. 28. Bauernkerle, die schöne Geister sind, und Verse zum Druck überbringen, sind keine Seltenheit mehr. **Campe im Braunschw. Journ.** 88. III, 376. Niemand hat die schädlichen Folgen dieses Aufstrebens zu höhern Ständen lebhafter geschildert als **Hermes** in seinem neuesten Sittengemälde: **Für Eltern und Ehelustige unter den Aufgeklärten im Mittelstande** Lpz. 88. Auch einige treffliche Aufsätze in **Manch Hermäon** gehören hieher, z. B. die **Geschichte der Regina Blachfeld im 1sten Theil.**

tur und Umstände zum Metier des Vaters bestimmten, den Staat mit einem Halbgelehrten und Stümper mehr zu belästigen. Rechnet man nun noch den durch eben diesen Luxus hauptsächlich veranlaßten und ins Unendliche vervielfältigten Gebrauch der Hauslehrer, Privatinformatoren und Hofmeister auf der einen, und der so mancherlei Privatsekretaire, gelehrten Agenten und Schreiber auf der andern Seite dazu, wozu nothwendig eine weit größere Zahl von Studirten gehört als vordem, wo nur sehr reiche und vornehme Leute sich solcher Gehülfen in ihren Häusern bedienten, so wird man auch hierinnen eine neue Ursache finden, wodurch die Studirsucht so vieler jungen Leute befördert, und so mancher Unfähige zur Wahl des Gelehrtenstandes angetrieben wird.*)

Doch

*) Die große Menge von Informator- und Hofmeisterstellen ist eigentlich nur eine Folge der übergroßen Anhäufung von brodlosen Studirten. Da die Waare überführt ist, so ist sie wohlfeil, und auch der Aermere kann sie kaufen. Aber eben diese Menge wird auch wieder Ursache, daß so viel Arme besonders Theologie studiren. Gewöhnlich schmeicheln sie sich mit der Hoffnung, daß, wenn sie nur einmal die Drangsale der Universität überstanden haben, sich denn schon ein Informatorplätzchen für sie öffnen werde. Viele, die sich die Versorgung als ein irdisches Paradies träumen, denken sich denn diesen Mittelzustand wenigstens als den Vorhof dazu, und finden — ein Fegefeuer. Könnten doch recht viele das lesen und beherzigen, was Crome über das Angst- und Kummervolle dieser Lage schreibt über die Erziehung durch Hauslehrer im allgem. Revisionswerke X. 110—123. Doch vielleicht gewinnt bald die öffentliche Erziehung über das Informatorwesen überall die Oberhand! bis dahin wünschte ich aus der Feder eines Sattlers, Nemeke oder

Schum-

Doch die weitere Untersuchung der Frage, ob jetzt wirklich mehr und Unfähigere studiren, als vordem, würde mich zu weit von der Absicht dieser Schrift abführen. Mag doch die Zahl der jetzt Studirenden auch nur so groß seyn als ehedem, dies mögen die Curateren der Universitäten und Schulen und die scharfkalkulirenden Herren am Staats- und Kirchenruder untersuchen, wenn sie es der Mühe werth finden. So viel bleibt doch auf jeden Fall ausgemacht, daß wenn nun diese Zahl zu dem Verhältnisse der Aemter, die der Staat zu besetzen hat, noch immer übergroß, die Einnahme der Aemter zu den jetzigen Bedürfnissen aber immer unzureichender, und das Register der Foderungen, die man an einen Studirenden macht und machen kann, immer länger ist; der Fall auch immer mißlicher und gefährlicher wird, wenn zu viele, und diese besonders aus den niedern und ärmern Ständen mit mittelmäßigen oder gar keinen Fähigkeiten sich dem Studiren widmen. Tausend unangenehme Folgen, die daraus für sie und andere entspringen müssen, liegen am Tage. Und dawider sollten keine Mittel vorhanden seyn? Gewiß es lohnt sich der Mühe, dies Gebrechen bey unserm Schul- und Erziehungswesen, das schon so oft gerügt worden ist, noch einmal in der Absicht vorzunehmen, um zu sehn, wo ihm am besten beyzukommen seyn möchte, und die mancherley Rezepte und Heilarten, die politische und pädagogische Aerzte schon dagegen verschrieben und angeordnet haben, einer kurzen Prüfung zu unterwerfen. Dies zu thun, ist jetzt meine Absicht, und wie glücklich wollte ich mich schätzen, wenn dieser unter den ungünstigsten Umständen nieder-

Schummels einige Briefe an Schüler über diese Materie, die man ihnen als Lesebuch auf Schulen schon in die Hände geben könnte.

niedergeschriebene und gewiß sehr unvollkommene Versuch einen geübtern und sachkundigern Schulmann, oder, weil es das Gesetz unserer Modesprache nun einmal so mit sich bringt, einen wahren Pädagogen veranlaßte, dieser Sache tiefer und gründlicher nachzuforschen, als es bis jetzt nur immer in kleinen Programmen und Gelegenheitsschriften geschehen ist, und die Resultate dieser Forschungen dem Publikum mitzutheilen, das doch ohnmöglich bey einer so wichtigen Sache sich ganz gleichgültig verhalten kann. *)

Doch ich muß, ehe ich zur Hererzählung und Prüfung dieser Mittel selbst fortgehn kann, schlechterdings noch

*) Und sich doch wirklich mitten unter der so gerriesenen Aufklärung in dem Erziehungswesen so unbegreiflich gleichgültig dagegen verhielt. Die Ursachen dieser Gleichgültigkeit sind wohl meist local, und daher schwer zu bestimmen. Doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich, die stumpfe Gedankenlosigkeit des großen Haufens über dergleichen Gegenstände überhaupt ungerechnet, die irrige Vorstellung von der göttlichen Vorsehung, die auch die thörichtsten Fehltritte der Menschen dennoch zum Besten lehren müsse, zu den Hauptursachen derselben rechne. Dem prunkliebt! hat schon mancher Schulmann heimlich gedacht, oder wohl gar mit einer frommen Miene ausgesprochen, wenn man ihm das Unheil verhielte, das aus dem Studiren dieses oder jenes Dummkopfs entstehn müsse. Vielleicht haben auch die übertriebenen Declamationen und Jeremiaden, wie überall, so auch in dieser Sache dazu beygetragen, das Publikum gegen Fragen und Untersuchungen dieser Art kalt und mißtrauisch zu machen. Man vergleiche, um sich hiervon zu überzeugen, eine solche Declamation in Salzmanns Carl von Carlsberg VI, 194.

noch ein Paar Worte über die Frage voraus schicken: **wer soll studiren?** Nur nach einer vorläufigen Beantwortung derselben wird sich bestimmt über die Mittel sprechen lassen, durch welche diejenigen, welche nicht studiren sollten, davon abgehalten werden könnten. Der billige Leser kann hier nichts Neues erwarten. Aber nicht alles, was dem spähenden Rezensentenblick des Kenners alltäglich und abgenutzt scheint, ist es auch für das größere oder nähere Publikum, das doch der Verfasser einer solchen Schulschrift zunächst in die Augen fassen muß. Es giebt Wahrheiten, die immer wiederholt werden müssen, weil sie die Menschen im Drang und Gewirre ihrer auf ganz andere Dinge gerichteten Geschäftigkeit immer nur halb hören, und bald ganz wieder vergessen.

Wenn **studiren** nicht etwa blos so viel heißt, als eine gewisse Zahl von Jahren in den Hörsälen der Schulen und Universitäten körperlich, oder wohl gar nur dem Namen nach anwesend zu seyn, und **studirt haben, so viel, als im Besitze des Privilegiums vom Staate zu seyn, in jede eröffnete oder noch zu eröffnende Stelle auf graden oder Schleichwegen sich eindrängen zu dürfen: wenn vielmehr studiren nach dem Sinne, welchen jeder Vernünftige damit verbindet, ein mehrere Jahre ununterbrochen fortgesetztes Bestreben bezeichnet, seinen Geist durch eine gewisse Summe von nothwendigen Sprach- und Sachkenntnissen, die nur auf gelehrten Schulen und Universitäten so gründlich und vielseitig erlernt werden können, auszubilden, und zu Führung solcher Geschäffte im Staate vorzubereiten, die nur durch so ausgebildete Seelenkräfte, nicht durch mechanische Kunst- oder Körperfertigkeiten verrichtet werden können**; wenn, sage ich, dies studiren, und einer, der sich

so

so vorbereitet hat, in dem gewöhnlichen Sinne des Worts ein Gelehrter heißt, so ist auch wohl nichts einleuchtender, als daß, um den hierzu nothwendigen Unterricht aufzufassen und zu benutzen, Empfänglichkeit in der Seele da seyn müsse, die man auch mit dem Namen der Naturanlagen oder Geistesgaben bezeichnet, und die also die erste nothwendige und allervorzüglichste Erforderniß zum Gelehrtenstand ausmachen. Dies wird gewöhnlich so ausgedrückt: **wer studiren will, muß natürliche Fähigkeit dazu haben.** Aber die Laufbahn, die sich dem Studirenden öffnet, ist unabsehbar, erweitert und verlängert sich mit jedem Fortschritte, und fodert selbst dann, wenn man auch nur dem kürzer gesteckten Ziele, das man Brodwissenschaft nennt, zueilt, besonders in einem Zeitalter, wo jede ehemals einfache Wissenschaft in hundert einzeln zu lernende Unterabtheilungen zerspalten und vervielfacht worden ist, die unabläßige Anstrengung aller Kräfte, bedarf, wenns ernstlich hergehn soll, vieler Selbstverleugnung und Aufopferung, und legt, selbst bey dem seltnen Fall, daß man überall durch die leichteste und zweckmäßigste Methode nur wenig Fehltritte thue, selbst den Behutsamsten und Schnellfüßigsten eine Menge unvermeidlicher Steine des Anstoßes im Weg. Um hier das Ziel unverrückt vor den Augen zu behalten, durch keinen Anstoß sich irre machen zu lassen, und, ohne je durch den Zaubertrank des Wohllebens zu erschlaffen, oder auf dem Blumenlager der Trägheit auszuruhen, das rühmliche Ende der Bahn wirklich zu erreichen, dazu gehört viel Beharrlichkeit, Muth und Ausdauerungskraft, oft selbst eine gewisse Art von Begeisterung, und diese gewährt uns nur die eigene Lust und Trieb zu einer Sache. Dies ist also die zweyte Erforderniß eines Studirenden. Wir sagen: er muß auch **Neigung haben.** Beyde, Fähigkeiten

und Neigung zusammengenommen, machen das aus, was man einen **innern Beruf** zum Studiren zu nennen pflegt. Aber der Weg, der zur Gelehrsamkeit führt, ist nicht blos lang und mühsam, er fodert auch, will man ihn schnell und mit Nutzen zurücklegen, Reisegeräthe und mannichfalten Aufwand. Ja will ohne Bild reden. Wer sich dem Studiren widmen will, sollte auch wenigstens einiges Vermögen oder doch gegründete Aussichten haben, durch fremde Unterstützung dem eigenen Mangel abhelfen zu können. Die Quellen der Erkenntniß sind jetzt nicht mehr, wie einst der Musenquell auf dem Helicon, jedem Trinker zum unentgeltlichen Genusse frey. Sie sind entweder eigene Beobachtung der Gegenstände, oder Unterricht, und diese wieder entweder mündlich oder durch Bücher. Aus allen diesen Quellen muß der Studirende schöpfen. In tausend Fällen ist er sehr übel daran, wenn er den Trunk daraus sich nur erbetteln, nicht bezahlen kann. Wo ist eigenes Beobachten und Nachdenken ohne Zeit und Muße, wo Privatfleiß, jene Seele des ganzen Studirens, ohne Hülfsmittel, wo Sittenverfeinerung und Cultur ohne Umgang mit den feinern Ständen möglich? Und wo erhält man dies alles ganz und unverkümmert ohne Geld? So erhalten wir also eine dritte Erforderniß bey dem, der studiren soll. **Er muß auch etwas Vermögen und Unterstützung haben.** Kopfarbeiten endlich und Anstrengung des Geistes, die mit dem Studiren, wo es nicht Puppenspiel und eitel Blendwerk seyn soll, unzertrennlich verbunden sind, greifen den Körper noch härter an, als jede mechanische Hand- und Körperarbeit. Durch diese wird, wie bekannt, selbst der schwächliche Körper sehr oft gestärkt und gestählt, durch jene selbst der festere geschwächt und verweichlicht. Die überwiegende Ausbildung der Geisteskräfte, dies ist das Gesetz unsers

unſers Weſens, muß mehr oder weniger ſtets auf Unkoſten des Körpers erkauft werden. Sollen alſo den ſtudirenden Jüngling nicht einſt am mühſam errungenen Ziele ſtatt lohnender Zufriedenheit und lachender Ausſichten auf eine ruhmliche, thatenvolle Zukunft alle die namenloſen Leiden eines ſiechen, durch Stubenſitzen, Nachtwachen und unthätige Ruhe entnervten Körpers ereilen, ſoll nicht dort ſchon das häßlichſte der Höllenungeheuer, die Freie Hypochondrie ihre Schlangengeißel über ihn ſchwingen, ſo muß er auch körperliche Vermögen und Anlagen zu den Arbeiten eines Gelehrten haben. **Geſundheit**, dies iſt alſo die letzte Eigenſchaft, die man von dem Studirenden fordern kann. Worte, Vermögensumſtände und Körperkräfte, begreift man gewöhnlich unter der Anzahl des äußern Berufs. Wer dieſen äußern Beruf mit jenem innern verbindet, der kann ſtudiren. *) Er ſoll ſtudiren,

 möchte

*) Die erſte von dieſen vier Erforderniſſen, Geiſtesfähigkeit und Talente, bleibt allerdings beym Studiren die Hauptſache, wenn ſie nur nicht, wie noch immer ſo oft geſchieht, blos auf die Gedächtnißkraft eingeſchränkt, ſondern vielmehr auf alles, was man überhaupt Anlage zu einem philoſophiſchen Kopf nennt, bezogen wird. Daher, weil dies wirklich die Hauptforderniß iſt, kam es denn auch, daß man in altern Studienplanen und Schulſchriften, wenn von der Frage die Rede war: wer ſoll ſtudiren? faſt nur immer beym delectu ingeniorum der Ausſpruch der guten Köpfe, ſtehn blieb. Man darf, um ſich hiervon zu überzeugen, nur das auch jetzt noch von manchen neuen Pädagogen fleißig kompilirte Repertorium in dieſen Sachen, Morhofs Polyhiſtor, T. I. lib. II. p. 222—30. nachſchlagen. Das durch Leſſing und Ebert auch unter uns hinlänglich bekannte Examen de ingenios para las sciencias von Huarte hatte

möchte ich aus dem Grunde nicht gern sagen, weil dies die Deutung leiden könnte, als ob ein solcher gleichsam eine

hatte seit seiner ersten Erscheinung 1578 die neuere Aristotelische Temperamentslehre nebst manchen darüber ausgeheckten Grillen jenes Sonderlings so sehr in Gang gebracht, daß fast alle, die seitdem über die Prüfung der Köpfe schrieben, ein Posseving, Zara u. s. w. (Siehe Lawäz Handbuch für Bücherfreunde und Bibliothekare I. Theil 1. B. S. 5—7.) Huarts Nachbeter wurden. Späterhin brachte man doch auch schon die Neigungen und den eigenen Antrieb mit in Anschlag. Dies that zuerst ganz bestimmt und deutlich der auch in pädagogischer Rücksicht merkwürdige Joh. Fr. Buddeus in seiner Disputation de cultura ingeniorum, Halae 1699. 4. p. 26 seqq. Sein noch grösserer Schüler Joh. M. Gesner theilt daher in seinen Institutionibus rei scholasticae c. IV. p. 206 seqq. die Studirenden in 4 Classen 1) qui volunt et possunt per facultates animi, 2) qui volunt, sed difficulter possunt, 3) qui non volunt, cum possint, 4) qui nec volunt, nec possunt. In unsern Tagen erregte durch seine Veranlassung (S. Büschings Charakter Friedrichs II. St. 104.) und Inhalt Büschings Programm: Beantwortung der Frage: wer soll studiren? Berlin 1781. (Man findet es auch im Archiv für die ausübende Erziehungskunst IX, 189—202. und in Schönemanns Journal für Studirende II. St. S. 139. wieder abgedruckt) viel Aufmerksamkeit. Er behauptet, man müsse weder auf Stand noch Vermögen, noch blos vorzügliche Fähigkeiten, sondern nur auf sensum communem, Lernbegierde, und ein gutes Herz Rücksicht nehmen. Grade das Gegentheil, was Stand und Vermögen anlangt, behauptete in Hinsicht auf das Büschingische Programm der Herr Prof. Wiedeburg in der Schrift: in wie fern kann verhütet werden, daß diejenigen nicht studiren, die dazu nichts

eine nothwendige Verpflichtung zum Studiren, welches nur der behaupten könnte, der dem Gelehrtenstand das ausschließende Monopolium der guten Köpfe mit äußern und innern Kräften zueignen wollte. Aber, höre ich

nichts taugen? Helmstädt 1783. Er geht darinnen so weit, daß er Arme ohne vorzügliche Talente aradezu durch fürstliche Verbote ausschließen wissen will. Und gewiß, es dürfte nicht ganz zu billigen seyn, wenn man bey Bestimmung dieser Frage in einem Zeitalter, wo es armen Studirenden immer schwerer wird, fortzukommen, und wo sie daher wenigstens eine äußerst dauerhafte Gesundheit haben müssen, auf Vermogens- und Gesundheitsumstände gar keine Rücksicht nehmen wollte. Sehr richtig hat man daher angefangen, auch diese mit unter die Bedingungen zu zählen, unter welchen junge Leute für geschickt zum Studiren gehalten werden sollten. Noch ganz neuerlich hat der Rektor Krause zu Jever in zwey Programmen: Beantwortung der Frage: wer hat Beruf, ein Gelehrter zu werden? I. Stück, Bremen 787. IItes Stück 788. folgende vier Erfodernisse festgesetzt: 1) starke Neigung zu den Beschäftigungen eines Gelehrten, 2) die nöthigen Geisteskräfte, 3) Gesundheit des Körpers, 4) hinlängliche Vermögensumstände. Man vergl. hiermit Trapps Foderungen im Allg. Rev. Werk IX. 2. Will man diese vier Erfodernisse unter die zwey Hauptrubriken des innern und äußern Berufs bringen, wie dies Meinecke in seinen lesenswürdigen Beyträgen zur Beförderung christlicher Tugend auf Schulen S. 364. und andere gethan haben, und wie dies auch von mir oben geschehen ist, oder will man sie unter der Eintheilung in moralische, physische und ökonomische Erfodernisse begreifen, so läuft dies immer auf eins hinaus, und stellt die Sache unter keinem neuen Gesichtspunkt, sondern nur unter verschiedenen Namen vor.

hier sagen, was schon im ähnlichen Falle einmal ein Rezensent des Büschingischen Programms sehr billig eingewendet hat, (Allg. Deutsch. Bibl. LXXVI, 556.) das Ideal ist leicht entworfen, und es versteht sich von selbst, daß man Jünglinge von dieser Art mit offenen Armen in den Schulen aufnimmt. Aber, wenn sonst niemand studiren soll, so würden bald die Schulen geschlossen werden, und Aufmunterungsstifte zum Studiren vom Staate selbst ergehn müssen. Wie thun würde, wenn nach diesem Maßstabe eine Prüfung der Studirenden auf Schulen und Universitäten angestellt würde, das Häufleins der Auserwählten seyn, welche auf diese Beweise allein Beruf zum Studiren hätten. Ja wie hart und nachtheilig würde dies selbst für die Wissenschaften und den Staat seyn, wenn z. B. gar keine Armen und Unbemittelten zum Studiren zugelassen werden sollten? Die beste Art, diesen sehr gegründeten Einwürfen zu begegnen, ist wohl diese: Man muß auch hier gewisse Einschränkungen annehmen, durch welche jene allgemeine Regel an Anwendbarkeit ungemein gewinnen wird. Es muß nämlich hier, wie in so vielen andern Fällen, eine gewisse Compensation gelten, durch welche der Mangel auf der einen Seite durch Ueberfluß auf der andern hinlänglich ersetzt werden kann. Der Arme, der aber vorzügliche Neigung, vorzügliche Fähigkeit, also den innern Beruf auf eine ausgezeichnete Weise hat, ersetzt dadurch hinlänglich, was ihm an äußerm Beruf abgeht. Kann er an den Pforten der Weisheit und Wissenschaft die Einlaßgebühren nicht mit klingender Münze bezahlen, so hat ihm doch die Natur gleichsam einen Freipaß gegeben. Aber diesen müsse er auch wirklich verzeigen können. Nie müsse sich auf sein Beispiel auch der Arme berufen, der nicht blos an äußern Glücksgütern, sondern auch am Geiste arm ist. Dieser sollte von den

vom

vom Staat dazu hingestellten Wächtern ohne Mitleid abgewiesen werden. Eben so könnte im Gegentheil der schwache oder nur sehr mittelmäßige Kopf, wenn er mit vorzüglichen Glücksgütern versehen ist, nicht ohne Ungerechtigkeit vom Studiren ausgeschlossen werden. Er wird es, wenn es ihm ein Ernst ist, da sich ihm alle Hülfsmittel und die Muße, sich ihrer zu bedienen, so reichlich darbieten, doch immer noch zu einem gewissen Maaße von Ausbildung bringen, und auf diese Weise den edelsten Gebrauch seiner Reichthümer zur Selbstvervollkommnung machen können. Durch sein Studiren wird gewöhnlich noch ein Paar ärmern, aber fähigern Jünglingen unter die Arme gegriffen, und mit fortgeholfen. Auch braucht der Staat wirklich, so paradox und ungereimt dieser Satz auch dem gesunden Menschenverstand scheinen mag, hier und da zu gewissen Staatsbedienungen und Repräsentationen reiche Zuckenbüßer. So würde endlich auch der, dem es bey reichlichen oder wenigstens hinlänglichen Vermögensumständen, verbunden mit guten Anlagen und innern Fähigkeiten, dennoch an dauerhafter Gesundheit fehlte, darum noch nicht vom Studiren abzuhalten seyn, weil er ja so zu den meisten mechanischen oder Künstlergeschäfften untüchtig wäre, so aber mit Anwendung diätetischer Behutsamkeit immer noch ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen werden könnte, wovon die Gelehrtengeschichte sehr merkwürdige Beyspiele aufzustellen weiß. Aber unverzeihliche Thorheit würde es seyn, wenn ein Armer, hätte er auch wirklich viel Fähigkeit und Neigung, mit einem schwachen und kränklichen Körper dem Studiren sich widmen wollte. Seine Natur müßte früher oder später dem Kampfe mit Mangel und geistiger Anstrengung gewiß unterliegen, da hingegen doch immer noch gewisse Künste und Beschäftigungen zu finden seyn

müßten, deren Erlernung ihn vor Mangel sichern, und seine Kräfte nicht über die Gebühr anstrengen würden. Und nun das Resultat von allem diesen? Wohl dem, den innerer und äußerer Beruf zum Studieren einweiheten! In ihm soll die Weisheit einen warmen Verehrer und die Menschheit einen muthigen Helfer und thätigen Beförderer ihres Wohls finden. Heil der Schule, die der Lehrlinge aus dieser Klasse recht viel aufzuweisen hat! Doch die Menschen sind selten, bey denen sich alle Umstände so glücklich vereinigen. Und doch hat der Staat viele, auch geringe Aemter zu besetzen. Dem Gelehrtenstand willkommen sey also auch der, welcher für den Mangel an Glücksgütern durch das Maas seiner Geistes- und Körperkräfte Ersatz leisten und fern von dem berauschenden Taumelbecher des üppigen Ueberflusses, bey trocknem Brode und nächtlicher Lampe muthig in das innerste Heiligthum der Weisheit eindringen kann. Doch auch der mit Genie nur mittelmäßig begabte sey nicht ausgeschlossen. Nur müße das Glück, wenn es auch nicht sein Füllhorn in seinen Schooß ausleerte, wenigstens einen seiner Lieblinge ihm zum Gönner erweckt, oder sonst auf eine andere Weise für ihn gesorgt haben. Aber wehe dem Thoren, der ohne äußern und innern Beruf sich hindrängt, um die Zahl der Stümper und Pfuscher zu vermehren, die in keinem Stande so häufig, und doch so unerträglich und schädlich sind, als im gelehrten. Unglücklich und beklagenswürdig ist hier besonders der arme, im niedrigen Stande gebohrne und durch falsche Vorspiegelungen verblendete Jüngling, der aus Arbeitsscheu, Bauernstolz, Dünkel seines eigenen Herzens oder aus gewinnsüchtigen und ehrgeizigen Absichten der Seinigen einen Beruf zum Gelehrtenstand liegt, von dem er auf immer zurückgewiesen werden sollte. Ich wie-

wiederhole es mit den Worten eines unserer würdigsten Schulmänner und Pädagogen: „Wer keinen philoso„phischen Kopf hat, wer nicht Gelegenheit hat, mit der „cultivirten Welt umzugehn, und in diesem Umgange „eigene Erfahrungen und Weltkenntniß zu sammlen; „wer weder Hülfsmittel hat, sich mit Erfahrungen an„derer bekannt zu machen, noch Zeit und Muße, sie „gehörig zu benutzen, der baue das Land, oder lerne „ein Handwerk, lerne beydes recht, und betreibe es „mit Fleiß und Ehrlichkeit, so wird er ein würdigerer „und glücklicherer Mann werden, als wenn er studirt, „und vielleicht bey dem besten Willen nicht so viel lernt, „als er heut zu Tage braucht, um als Gelehrter zu„frieden zu leben.“ *)

Und

*) So spricht Meineke in seinem Programm: fleißige und geschickte Feldbauer und Handwerksleute sind würdigere und glücklichere Menschen, als Halbgelehrte in seinen Beyträgen. S. 355. Groß, weit größer, als es der mit unserer Schulverfassung und Studirweisen nur aus Büchern bekannte theoretische Erziehungsschriftsteller sich gewöhnlich vorstellt, ist die Zahl solcher Unglücklichen auf unsern gewöhnlichen Stadtschulen und Gymnasien. Es würde manchem übertrieben scheinen, aber ich könnte es, wenn es frommte, mit beglaubigten Angaben von manchen nahmhaften Schulen beweisen, daß gewöhnlich ein Drittel, oft noch mehr der da studirenden Jünglinge zu dieser Klasse gehören. Zu ihrer Fortdauer wirken vorzüglich zwey Dinge, die ich als fruchtbare Beförderungsmittel der Studirsucht solcher Unberufenen ansehe. Eins ist die herrschende Mode, daß in solchen Städten, wo lateinische Schulen und Gymnasien sind, alles, was Kinder hat, solche von Schulern informiren, und, wie man sich auszudrucken pflegt, zustutzen läßt. Die Sache hat

ihr

Und welches sind nun die Mittel die Studiersucht so vieler, die zu dem Gelehrtenstand die erforderlichen Eigenschaften nicht besitzen, zu hemmen? Diese Frage wird,

ihr Gutes. Aber auf manchen Schulen wird es Epidemie, tödtet den Privatfleiß, befördert den Schullucas, und lockt, was die Hauptsache ist, manchen durch die Leichtigkeit, jetzt seinen Unterhalt zu finden, zu dem Entschluß, beym Studiren zu bleiben, der sonst gewiß eine andere Lebensart ergriffen hätte. Das zweyte sind die Singechöre nach der noch an den meisten Orten herrschenden alten Einrichtung. Denn wenn die Chorschüler auch nicht überall solche unzeitige Banken und Müßlinge sind, als sie aus eigener Erfahrung Bardau schildert in seinen lesenswerthen und nicht wenig bekannt gewordenen Vorschlägen zur Verbesserung der Policey landstädtischer Schulen (Wittenb. 56) S. 156—163 oder als in Breslau, wo, wie Hermes erzählt (in Manch Hermäon I. 156) der Rector Arletius, wenn ein Schüler seines Gymnasiums Chorschüler geworden war, zu sagen pflegte: choralis factus est, periit! so ist doch nicht zu läugnen, daß unter dem Mantel des Chorschülers mancher Unwürdige mit durchschlüpft, der es sonst schwerlich bis zur Universität bringen würde, und daß die Singechöre besonders die pflanzschule sind, aus welchem der theologische Stand mit soviel seichten Halbwissern und Stümpern überschwemmt wird. Das erträglichste ist noch immer, wenn solche Leute ihren Stolz auf die ihnen angemessene Stelle eines Dorfkantors oder Schulmeisters einschränken. Seiler schlug daher vor, aus ihnen die Schulmeisterseminarien zu besetzen, in seinem Versuch eines Plans zu Schullehrerseminarien (Erlangen 1787) S. 16. Allein man vergleiche auch die Erinnerungen des Rez. in der allg. Litt. Z. 88. N. 12. Viel richtiges über die Singechöre findet man in Carl Spaziers freymüthigen Gedanken über den protestantischen Gottesdienst S. 289. ff.

wird, wie mich dünkt, an Bestimmtheit und Deutlichkeit viel gewinnen, wenn sie so ausgedrückt wird: wer kann dazu beytragen, daß die Wahl des Gelehrtenstandes behutsamer, und die Studirenden, die keinen Beruf dazu haben, weniger werden? Alles, was geschehn kann, kann nur von drey Seiten erwartet werden, entweder von den Eltern, und denen, die an ihrer Stelle sind; oder vom Staate, oder von den Lehrern. Gegenwärtig kann ich nur eine kleine Prüfung desjenigen anstellen, was von den zwey ersten Seiten geschehen kann, oder schon geschehn ist. Eine Untersuchung über die Mittel, die von der dritten Seite von uns Lehrern selbst angewandt werden können, um dies Uebel wo nicht in seinem Keim zu ersticken, denn dazu sind wir freylich zu schwach, doch wenigstens in seinen Folgen unschädlicher zu machen, schiebe ich mit Fleiß noch einige Zeit auf, damit ich indeß noch mehrere Erfahrungen hierüber einsammlen, und mit den Bemerkungen anderer vergleichen könne. Vielleicht bin ich dann so glücklich, verschiedene neue, wenigstens noch nicht so bekannte Beobachtungen anstellen, und einige Mittel anführen zu können, die ich selbst in meinem Amte zu machen, und ihre Wirksamkeit zu erproben, Gelegenheit gehabt habe. Vor jetzt schmeichle ich mir selbst nicht, viel neues noch ganz unbekanntes über Gegenstände sagen zu können, die schon so manche Feder beschäftigt haben.

Was können Eltern und Vormünder zu Abstellung des Misbrauchs thun, der mit dem Studiren getrieben wird? Kurz und gut ließe sich freylich hierauf antworten: alles! Fragt man aber, was thun sie wirklich dafür? so möchte wohl die Erfahrung laut rufen: wenig, oder nichts! Ein gewaltiger Abstand! und doch so wahr, daß es nur eines

vers-

oberflächlichen Blicks um uns herum bedarf, um diese Behauptung nicht ungerecht zu finden. Bey der Wahl eines künftigen Standes überhaupt, und besonders des eines Gelehrten treten gewöhnlich nur zwey Fälle ein. Entweder der Knabe bestimmt sich selbst nach freyen Willen, oder seine Eltern und Vorgesetzte wählen für ihn. Der letztere Fall ist noch immer bey weitem der gewöhnlichste. Denn wenn man gleich viele Eltern mit großer Selbstgefälligkeit von sich rühmen hört, daß sie die Neigung ihrer Söhne nie zwingen würden, so richten es doch die meisten absichtlich, oder unabsichtlich so ein, daß der Knabe, ohne es selbst zu wissen, wie es zugeht, blos das Sprachrohr oder vielmehr der Nachhall der Wünsche seiner Eltern werden muß. Viele aber dringen auch kraft ihrer elterlichen Gewalt gradezu auf Gehorsam. Der Sohn muß studiren, muß ohne Widerrede zur Fahne der Gottes- oder Rechtsgelahrheit schwören, weil ein Herr Pathe, dessen Vorname er in der heiligen Taufe erhalten hat, oder ein alter Oheim, der dem Kleinen unter dieser Bedingung schon manchen angehörten harten Thaler in die Sparbüchse schenkte, oder irgend ein entfernter Anverwandter von väterlicher oder mütterlicher Seite, den die Unstudirten in der Familie als ein Wesen höherer Art veneriren, ja auch zu diesem Stande gehört, und ein Stand, der solche illüstre Mitglieder in seiner Mitte zählt, weit mehr noch als die Mandarinenclasse in China zu sagen haben muß. Der Sohn muß studiren, denn der Beichtvater, der Amtsschreiber, der Balbier, die seit Jahren mit dem Kalender um die Wette die Hausorakel der ganzen Familie waren, haben mit vielbedeutender Mine dem Knaben das Prognosticon gestellt: es könne einmal, wenn er studire, eine Zierde des Vaterlands, ein Pfeiler des Staats und der Kirche

aus ihm werden. Der Sohn muß studieren, denn der Vater rechnet schon jetzt darauf, sich ihn zum Trost seiner alten Tage in seiner Pfründe substituiren zu lassen, die schon seit einigen Generationen vom Vater zum Sohne forterbte, oder Papa hat einträgliche Gerichtsbestallungen und fette Familienprocesse, die doch ohnmöglich in fremde Hände gerathen können. Der Sohn muß studiren, denn ein Familienstipendium, ein Freytisch, oder eine andere milde Stiftung und versprochene Unterstützung müßte sonst auf die unverantwortlichste Weise unbenutzt bleiben. Doch wer könnte die seltsamen Grillen, oder selbstsüchtige Bewegründe alle zählen, aus welchen so viele Eltern ihre Söhne, ohne die geringste vorangegangene Prüfung einem Stande widmen, der so vorzügliche, so selten miteinander vereinte Eigenschaften erfodert. *) Aber auch im zweyten Falle, wo die Eltern vernünftig genug sind, weder aus eitein noch eigennützigen Absichten ihren Söhnen in der Wahl vorzugreifen, wo sie vielmehr auf die Neigungen und Wünsche des Knabens sorgfältig Acht haben, und schon in seinen kindischen Spielen und Aeußerungen mancherley Winke zu entdecken glauben, wozu die Natur ihren Knaben bestimmt habe, sind sie alle Augenblicke in der Gefahr, durch das Vergrößerungsglas der

*) Wer Lust hätte, diese reichhaltige, an komischen Situationen, aber gewiß auch an traurigen Betrachtungen fruchtbare Materie weiter ausgeführt zu lesen, der vergleiche eine Schulschrift des jetzigen Consistorialraths in Kiel, damaligen Rectors zu Eutin, Eckermann, über die gewöhnlichsten Fehler, die bey der Wahl des künftigen Standes begangen werden Lübek 777. S. 3—19. vergl. mit Ehlers von der bey der Zulassung zum Studiren nöthigen Behutsamkeit in der Sammlung seiner Schulschriften S. 10. f.

der Eltern-Liebe in kindischen Gaukeleien Wunderzeichen zu erblicken, und so bey der unbedingten Einwilligung in die raschen Wünsche ihrer Kinder die schädlichste Mißgriffe in der Wahl der künftigen Lebensart zu befördern. Die am frühesten durch die Sinne angeregte Einbildungskraft herrscht, wie bekannt, unumschränkt in der Seele des Knaben. Mit rascher, durch die kalt urtheilende Vernunft noch nicht gezügelten Phantasie hascht er nach allem, was durch Gaumenkitzel, Sonderbarkeit und Flitterglanz seine Sinnlichkeit am stärksten rührt. Lüsternheit nach Rosinen und Mandeln macht ihn zum Kaufmann oder Apotheker; der Schall der Trommel und Feldmusik wirbt ihn zum Soldaten; der pathetische Anstand des Kanzelredners zum Prediger; das schöne buntfarbige Kleid des Advocaten zum Rechtsgelehrten. Doch die Sache liegt zu sehr in dem alltäglichen Kreis unserer Erfahrung, als daß sie einer weitern Ausführung bedurfte. *) Alles was von Seiten der Eltern hierbey geschehen kann, läßt sich in folgende Regeln zusammen fassen: **Eltern müssen zwar aus mehrern Gründen ihre Söhne von Kindheit auf beobachten, allein die schnellvorübergehenden Tändeleyen und Nachahmungs-**

*) Seit **Aristophanes** (in Nub. 878—85) und **Lucian** (in somnio. c. 8. T. I. p. 45.) die Thorheit der Väter schilderten, die Knabenspiel für Genieproben hielten, war sie stets ein reicher Stoff der Satire, und ist noch jetzt eine unerschöpfliche Fundgrube aller Romandichter, die ihre Helden von der Wiege bis zur Hochzeit begleiten. Immer mag auch noch die Darstellung dieser und anderer Erziehungsthorheiten eine der nützlichsten Seiten der Romane seyn, wenn sie besonders nicht durch übertriebene Carricatur, wie etwa in dem berüchtigten Hillenbrand, oder wie

mungslaunen des faselnden Knaben genau von wahrer innerer Anlage unterscheiden lernen. Freylich keine ganz leichte Zumuthung, wie jeder fühlen wird, der selbst darinnen einige Erfahrung gemacht hat. Inzwischen muß sie doch Eltern unter allen noch am leichtesten zu erfüllen seyn, wenn es ihnen nur Ernst darum ist, die Anlage und die Charaktere ihrer Kinder, in deren Seele sie, wie in einem offenen Buche, so oft sie wollen, lesen können, zu studiren, ein Geschäft, welches so süße Belohnung mit sich führt, aber freylich bey der modischen Zerstreuungssucht, Frivolität und Ekel an einfachen, häuslichen Freuden bey den Vornehmern in dem Maaße immer seltner werden mag, in welchem es bey den geringern und gemeinern Ständen bey wirklich zunehmender Aufklärung immer häufiger wird. Bey diesem fleißigen, täglichen Umgang mit ihren Kindern wird es denn auch den Eltern gewiß nicht so schwer werden, kindische Einfälle, die so selten etwas mehr als Nachäffungen des so eben gesehnen und gehörten sind, von wahrhaftem Triebe und innerer Kraft zum Gelehrtenstand zu unterscheiden. Nicht jeder Knabe, der im Spiel die Stühle zu Kanzeln und die Schürze der Mutter zu Priesterröcken macht, oder die Papiere des Vaters zu Predigertexten zerschneidet, wird ein Bossuet oder Beaufobre werden, die

wie kommt man zu einer Pfarre, den Eindruck schwächen, sondern durch feinern Witz den Leser fesseln, wie Breitner in seinem Leben eines Lüderlichen nach Hogarth I. 168. Was aber die jugendliche Phantasie bey der Wahl der Lebensarten für wunderliche Sprünge machen könne, hat vielleicht niemand meisterhafter geschildert, als Schulze in seinen kleinen prosaischen Schriften, (Weimar 788.) 3 Bändchen, in dem Aufsatz: Jugendstreiche meiner Phantasie S. 7—41.

die freylich auch schon im siebenden und eilften Jahr ganze Predigten berühmter Kanzelredner vordeklamirten, aber doch selbst schon durch die Art, wie sie dies Spiel betrieben, eine besondere Energie des Geistes bewiesen. Nicht jeder Knabe, der gern in alten Skarteken und Wundergeschichten lieſt, oder begierig nach jedem bedruckten Blättchen greift, ist auch darum zum Literator und Bücherkenner geboren, wie Maglia-bechi, der berühmte Bibliothekar zu Florenz, der schon als Obsthändlerjunge die Makulaturbogen eines benachbarten Buchladens sorgfältig sammlete. Ist nicht das ganze vermeinte Predigertalent des erstern oft bloße Nachahmungssucht, aufgemuntert durch den Beyfall anderer kleiner und erwachsener Kinder, und die Lesesucht des andern Trägheit und Abgeneigtheit gegen die thätigern, körperliche Anstrengung fodernden Beschäftigungen der Eltern und Vorgesetzten? Der beste und untrüglichste Probierstein, diese schnellvorübergehenden Kinderlaunen von wahrer Neigung und Antrieb zu unterscheiden, bleibt immer Zeit und Beharrlichkeit. Bleibt der Knabe, der schon vom frühen Alter Lust zum studieren bezeigt, Jahrelang fest bey seinem Vorsatz, läst er sich durch keine ihm mit Fleiß entgegenzustellende, kleine Weigerungen und Schwierigkeiten zurückschrecken, dann ist es nicht mehr eine vorübergehende Anwandelung, dann ist es, wenn nun auch noch unzweydeutige Beweise eines überall räsonnirenden, nicht blos kindisch neugierigen, sondern wirklich forschenden Geistes dazu kommen *), innerer Beruf.

*) Ein solcher charakteristischer Zug fällt mir eben, indem ich dies schreibe, in einem bekannten Englischen Roman in die Hände, der zu dem oben gesagten wenigstens eine Instanz geben kann. Tom's

(the

ruf. Hieraus folgt eine zwente Regel für Eltern: die Wahl zum Studieren müße so lange als mögl. hinausgeschoben, wenigstens dann erst entschieden werden, wenn bey reiferer Entwickelung der Verstandeskräfte der Knabe auch schon mehrere Stände durch jene anschauliche Erkenntniß, (die uns Stuve im 10ten Band des Revisionswerkes so schön geschildert hat,) beurtheilen lernte. Wer zu einer Kunst, Profeßion oder einer andern Lebensart bestimmt ist, die keine Schulgelehrsamkeit voraussetzt, mag immer schon von Kindheit auf diese Bestimmung wissen, und ihr gemäß leben. Manche mechanische Fertigkeiten lassen sich auch von zarter Jugend an am besten erlernen und ausü n. Hier kann nichts verdorben, sondern vielmehr viel gewonnen werden. Etwas ganz anders ist es mit der Wahl des Gelehrtenstandes. Hier kann gewiß die Behutsamkeit nicht übertrieben und der Verstand des Wählenden nie zu sehr vorbereitet oder übereif seyn. Freylich müßte dann vieles in dem gewöhnlichen Lehr- und Erziehungsschlendrian der Kinder, besonders in den verfeinerten Ständen abgeändert und ausgemerzt werden. Der achtjährige Knabe würde noch nicht Papageienmäßig lateinische Floskeln herplaudern, und im zehnten Jahre vielleicht noch nichts vom Römischen Dictator und Jupiters Liebschaften mit der schönen

(the fine scholar's) nurse will tell you, that when he was a child, he broke his rattle, to discover, what it was, that sounded within it; and burnt the sticks of his gocart, because he liked to see the sparkling of timber in the fire. *Man of feeling* Ch. XXXIII. p. 119. Ich vermisse eine eigen veranstaltete pädagogische Sammlung solcher Züge. Was ich unter dem Worte unzweydeutig verstehe, wird man am besten aus einer Anecdote ersehen, welche Wendeborn erzählt im Zustand von Brittannien IV, 196—98.

Europa erzählen können: aber er würde hundert andere Dinge schon aus eigener Erfahrung wissen, die ihm als Menschen und Bürger auf seine ganze Lebenszeit unentbehrlich sind, und in welchen so oft Kinder nach der gewöhnlichen Behandlungsart auf die unverantwortlichste Weise unwissend gelassen werden. Oder blickt nicht überall noch, selbst bey dem frühesten Kinderunterricht, in der gewöhnlichen Art sogleich der Zuschnitt zum künftigen Gelehrten hervor? Aber wenn überall unser ganzes pädagogisches Streben, Drängen und Schreiben seit länger als zwey Jahrzehenden nicht durch aus leeres Gewäsch und nichtige Zurthunsucherey gewesen ist, so ist doch wohl endlich einmal zu hoffen, daß die so unzähligemal gesagte und wiedergekäuete Wahrheit: der Knabe müsse ohne Unterschied seiner künftigen Bestimmung, die er in diesem Alter noch nicht haben soll, bis zu gewissen Jahren, wo erst Sprachstudium und gelehrtere Vorbereitung anfangen müßten (Gedicke sylug in seinem Aristoteles und Basedow sieben vor 19 Jahren das 17te Jahr dazu vor) erst zum Menschen und Bürger gebildet werden, immer praktischer gemacht, und in die Privat- und öffentliche Erziehung, besonders durch Absonderung der Bürgerschulen von den gelehrten, immer schneller übergehn werde. Dann fällt ja von selbst der Einwurf so vieler Eltern weg, daß man den Knaben, der doch wahrscheinlich nur zum studiren haben werde, nicht früh genug mit allen den schönen Sächelchen bekannt mache, und den Kopf, wo die Gelehrsamkeit bald ihren Einzug halten soll, von Sprachaufgang an mit den Besemen der Vokabelbücher und Grammatiken kehren und saubern müsse. Wohl dem Vater, der jetzt sieht, da diese fruchtbare Ideen nur immer noch in den Köpfen und Schriften der Pädagogen, und in den Kinderstuben weniger selbst-

den-

denkender Eltern ganzbar und im Umlaufe sind, ins gemeine Leben aber noch viel zu wenig einwirken, *) Muth und Klugheit genug hat, sich über die tiefeingewurzelte Vorurtheile des alten Herkommens wegzu-

 setzen,

*) Ich kann hier eine Bemerkung nicht unterdrücken, die in Gegenden, wo das pädagogische Licht noch ziemlich unter dem Scheffel steht, nicht oft genug wiederholt werden kann. Nie sollte man, wenn von der durch die neue Pädagogik bewirkten Aufklärung im Erziehungswesen die Rede ist, den von denkenden Männern z. B. Büsch über die Frage: gewinnt ein Volk an Aufklärung, wenn seine Sprache Universalsprache ist (Berlin, 787) S. 35. ff. schon längst festgesetzten Unterschied zwischen intensiver und extensiver Aufklärung vergessen. Jene ist das Resultat der Selbstforschungen einzelner Denker in der Nation; diese, was von jenen Resultaten ins gemeine Leben übergeht, und allgemein angenommenes Prinzip der Denk- und Handlungsweise eines Volkes wird. Nun ist es offenbar, daß die großen Erziehungstheoretiker der Nation, was besonders die Methodik und Prinzipe der Gelehrtenerziehung anlangt, wirklich manches vortreffliche festgesetzt, und so in der intensiven Aufklärung große Fortschritte gethan haben, mit der aber die extensive Nationalaufklärung über eben diese Punkte in der Anwendung nicht Schritt halten kann. Wenn man nun aber dies wirklich verlangt, und von jenen Erziehungsbegriffen schon überall die reifen Früchte sehn will, und, wo man sie nicht findet, sogleich das Ganze verwirft, oder mit jenem sonst dulant großen deutschen Mann in Schlözers Staatsanzeigen XVII, 64 spottisch fragt, wo die Produkte der neuen Erziehungsfabriken bleiben? so verwechselt man höchst unbillig die Begriffe der verschiednen Aufklärung, verlangt Treibhauspflanzen, und will da reife

seyen, und seinen Sohn, wenn er auch sogar innern und äußern Beruf zum Gelehrtenstande in vollem Maaße bey ihm fände, erst durch die Kenntnisse der Natur, seines Körpers, seines Vaterlands und geläuterter, praktischer Religionsbegriffe zum brauchbaren Bürger und Mitglied des Staates im Allgemeinen bildet, und dann erst, nach einer bey ihm veranlaßten gewißenhaften Selbstprüfung, ihn selbst nach Gründen sich für den Beruf eines Gelehrten bestimmen läßt! Und dies wäre nun die dritte Regel, die Eltern hierbey zu beobachten hätten: Sie müssen den mit der Welt schon etwas bekannt gewordenen, zweckmäßig zu diesem Schritt vorbereiteten Knaben sich selbst zum studiren bestimmen lassen. Die Wahl muß freylich durch die Klugheit der Eltern geleitet, aber doch ganz freywillig

Apricosen pflücken, wo die so manchem Frost noch ausgesetzte, und durch keine Frostableiter geschützte Blüte erst hervorguckt. Stupe hat Recht, wenn er bey Gelegenheit der Rekahnischen Schule (Berliner M. Schr. 87. IX. 330.) sagt, die Menschen müssen hier Zeichen und Wunder sehn, wenn sie glauben sollen. Dies ist nun eben der Fall bey den meisten auch sonst vernünftigen Eltern. Sie lassen es mit ihren Kindern beym Alten, weil das Neue, dem sie doch selbst ihren Beyfall nicht versagen können, noch nicht allgemein angenommen, also auch seinen Folgen nach nur wenig sichtbar ist. Ueber den wichtigen Unterschied der allgemeinen und speciellen Aufklärung im Erziehungswesen unserer Tage verdient folgender schöne Aufsatz vorzüglich beherziget zu werden: **Untersuchung der Frage, welches ist heutzutage das Maas der herrschenden Aufklärung in den Prinzipen der gelehrten Erziehung** von M. Pauli in Posselts wissenschaftl. Magaz. II. Band 1. Heft S. 115—142.

willig seyn*). Keine der unvermeidlichen Schwierigkeiten müsse verschwiegen, keine auch nur entfernte

*) Auch die Grundsätze des natürlichen Rechts der väterlichen Gewalt stimmen hiermit vollkommen überein. Sie verbieten den Eltern bey der Bestimmung der Lebensart ihrer Kinder allen physischen und moralischen Zwang, oder, wie es ein Ungenannter ausdrückt im Braunschw. Journ. 88. III. 307. „daß der Mensch von den Eltern gebohren ist, macht ihn nicht zum Eigenthum dieser Eltern, und giebt ihnen kein Recht, über ihn zu bestimmen, was er werden soll.“ Es ist dies aber unbezweifelt auch ein moralischer Zwang, wenn der Vater durch Ueberredungen und andere Vorspiegelungen den Sohn früh dahin bringt, daß er sich der Wahl seines Vaters zwar nicht widersetzt, aber doch auch dabey nicht nach geprüften Entscheidungsgründen verfährt. Ich berufe mich hier statt anderer Zeugnisse auf eine Stelle des zweyten Accessit zu der Berliner Preisfrage, über die väterliche Gewalt: „Was die Wahl der Lebensart anbelangt, so sind in Ansehung derselben die Rechte der Eltern verschieden, je nachdem man dadurch den Eintritt in dieselbe, oder die erste Vorbereitung dazu versteht. Ersterer kann nur geschehen, wenn das Kind im Stand ist, die Folgen seiner Handlungen zu überlegen, und er ist zu wichtig für dessen ganze Lebenszeit, als daß er ganz von fremder Willkühr abhängen dürfte; letztere kann aber, und muß oft schon in den frühen Kinderjahren veranstaltet werden. Diese Vorbereitung hängt von der Einsicht der Eltern ab; sie darf aber niemals auf eine Art geschehn, wodurch die Kinder außer Stand gesetzt werden, eine andere Lebensart zu ergreifen.“ Dissertations sur l'autorité paternelle, qui ont remporté le prix et l'accessit à l'academie Royale de Berlin 788. 4. p. 73. Man vergleiche auch, was Villaume über eben diesen Punkt in der Preisschrift selbst sagt p. 15.

Ueberredung oder Aufmunterung aus unedlen Absichten geduldet werden. Der Knabe, der hierbey fest ausharrt, ist, wie schon erinnert worden, gewiß edler, vielversprechender Art. Auch bey nur mittelmäßigen Geistesgaben und Vermögensumständen wird er sich selbst Sporn und Antrieb seyn, und sollte er ja in der Folge durch Dürftigkeit und fehlgeschlagene Hofnungen auf einige Zeit niedergebeugt werden, so kann er wenigstens die Thorheit seiner Eltern als die Quelle davon nicht angeben. Der Gedanke: du wählest dir selbst dies Schicksal, muß ihm Muth und Entschlossenheit einflößen, jedes Ungemach, jede auch noch so drückende Beschwerde ohne Murren zu ertragen. Freylich fühle ich nur allzuwohl, indem ich dies niederschreibe, wie mancherley Collisionsfälle in der Anwendung dieser Regeln bey den Eltern entstehn müssen, weil so vieles davon der gewöhnlichen Erziehungsweise schnurstraks entgegenläuft. Aber ich frage noch einmal, soll es denn immer beym Alten bleiben, wo doch das Neue anerkannt besser ist? Will denn niemand mit diesem einen gesegneten Anfang machen? Einen Wunsch kann ich hierbey nicht unterdrücken. Möchten doch diese Pflichten und Regeln noch öfter, und anwendbarer, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt, durch die Prediger und öffentliche Volkslehrer von den Kanzeln herab den Eltern eingeschärft, und die Fehler die auch in diesem Theile der Kinderzucht, der Bestimmung der künftigen Lebensart, eben so häufig, als verderblich sind, schärfer gerügt werden! Die Beyspiele eines Zollikofers, Spaldings, Tellers, auf der einen, eines Sintenis, Zerenners, Hahnzochs u. s. w. auf der andern Seite, die in ihren Predigten so nachdrücklich über die herrschenden Fehler der Erziehung nach Maaßgabe der verschiednen Fassungskraft ihrer Zuhörer ge-

gesprochen, und so manchen Saamen des Guten dadurch ausgestreut haben, beweisen hinlänglich, daß dies kein für die Kanzelvorträge unfruchtbarer oder unschicklicher Stoff, sondern vielmehr ganz der Gegenstand sey, der mit der Religion Jesu, die so eigentlich die Erziehung des Menschengeschlechts zur Glückseligkeit im einzelnen und ganzen zur Absicht hat, aufs genaueste übereinstimme. Haben physische Erziehungswahrheiten wie die von der Blatterinokulation, die Kanzeln nicht nur nicht entweiht, sondern vielmehr nur wohlthätiger und den Spöttern selbst, deren Angriffe vorzüglich gegen die Form unserer Liturgien gerichtet sind, ehrwürdiger gemacht; so wird ein so fruchtbares moralisches Thema, wie das über die Pflichten der Eltern bey der Wahl der Lebensart ihrer Kinder gewiß ist, in den Schulpredigten, die selbst in der Sächsischen Kirchenordnung eben so weise als nachdrücklich empfohlen sind, seines Zwecks am allerwenigsten verfehlen. Ich bin überzeugt, daß wenn nur erst von dieser Seite, von welcher noch immer fast allein unter den großen Haufen lichtvolle, praktische Lebensweisheit verbreitet werden kann, es auch über diesen Punkt mehrmals recht eindringend zur Sprache käme, manche Eltern, die es wohl kaum ahnden, daß sie auch bey der Bestimmung ihrer Kinder zu einer künftigen Lebensart wichtige Elternpflichten zu erfüllen haben, aus ihrem Schlummer aufwachen, und je nachdem es die Umstände erlaubten, das Beyspiel jenes braven Vater Roderichs *) nachah-

*) Man sehe Vater Roderich unter seinen Kindern, ein Volksbuch (Wittenb. 783.) S. 380—400. Ich wünschte diese Stelle eines wahrhaft pädagogischen Romans aus der Feder des würdigen Emlens allen Eltern vorlesen zu können, die ihre Söhne dem Studieren widmen wollen. Hier ist alles praktisch und

men würden, der erst Jahre lang die Neigungen und Anlagen seiner Söhne beobachtete, sie dann so lange, bis sie zur Confirmation und Abendmalsfeyer reif waren, nur in dem, was jeder als vernünftiger Christ und Bürger wissen sollte, unterrichtete, und dann erst auf den wichtigen Scheidepunkt führte, wo sie sich selbst, der eine den Stand eines Landmanns, der andere den Stand des Gelehrten wählten, und dadurch sich und den Ihrigen eine nie versiegende Quelle des Glücks und der Zufriedenheit öffneten. Ich erlaube mir hier noch seine Erinnerung. Die christliche Religion sucht durch die göttlichsten Vorschriften von einer allgemeinen Menschenliebe ihren Bekennern vorzüglich auch den Grundsatz tief einzuprägen, daß alle Menschen ursprünglich einander gleich sind, und vor den Augen Gottes einer vor dem andern nur dadurch immer mehr Werth erhält, je mehr er nach seinen Kräften und Umständen zu seiner und fremder Vervollkommnung beyträgt. Hierinn liegt nun ein unerschöpflicher Reichthum von Betrachtungen, die in den geistvollen Vorträgen würdiger Kanzelredner ans Volk alle dazu beytragen können, die gemeinen und doch

und ausführbar. Freylich klingt es auch schön, wenn dort der alte wakere Vater Emmerich zu seinem Pflegesohn sagt: „auch will ich, daß du mit verschiedenen Arten sein Brod zu verdienen bekannt „ werdest, um dir selber eine wählen zu können, „ die dir angemessen ist," in der an Menschenkenntnis und Lebensweisheit so fruchtbaren Millerischen Dichtung: Emmerich II, 296. aber das Ganze ist doch weit mehr Ideal, und den gewöhnlichen Sterblichen schon der Kosten wegen, die so eine Erziehung fodern würde, unerreichbar. Wo wären auch die Bornwalde und Rectoren zu finden, wie sie dort geschildert sind?

doch so verderblichen Vorurtheile von den äußern, in nichts Wesentlichem gegründeten Vorzügen gewisser Stände zu bekämpfen, und so manche, gewöhnlich verkannte Vortheile der niedern Stände vor den höhern ins Licht zu setzen. Dergleichen Betrachtungen, mit Faßlichkeit und Popularität vorgetragen, müßten bey der Tendenz eines Zeitalters, da jedermann nur immer über, niemand unter seine Sphäre treten will, gewiß ein Wort zu seiner Zeit gesprochen, und wenigstens hier und da von einiger Wirkung seyn. Hier würde das Uebel gleichsam in seiner Geburt, in seinem ursprünglichen Sitze angegriffen. Es ist zwischen den sogenannten feinen und gemeinen Ständen in unsern Verfassungen und Staaten eine gar zu große Kluft befestigt. Daher drängen sich denn freylich auch immer mehrere in den Gelehrtenstand, während daß die Söhne der Gelehrten nicht heraus wollen, noch können, so wie täglich der Zufluß vom Lande und aus den Provinzen in die Hauptstädte sich vermehrt, niemand aber daraus zum Acker und Pfluge zurückkehren will. Wie außerordentlich selten ist nicht der Fall, daß der Sohn auch nur des ärmsten Landgeistlichen, des kleinsten Krämers, des geringsten fürstlichen oder herrschaftlichen Bedienten, und wäre der Vater auch nur Stubenheitzer im Schlosse, irgend ein Handwerk lernte? Dies kann aber bey der schnöden Verachtung, mit der jeder höhere Stand selbst auf den betriebsamsten Handwerksmann bey uns herabblickt, bey der Abhängigkeit, in welcher sich diese vom kleinsten Beamten und Acciseeinnehmer geduldete Menschenklasse biegen und krümmen muß, bey den oft lächerlichen Immungsgebräuchen, die so sehr gegen den Geist unsers Zeitalters abstechen, bey der hartnäckigen Anhänglichkeit an gewisse Professionseigenheiten, und bey der Rathlosigkeit, in welche so viele der fabrizirenden Klassen durch eigene und fremde Schuld

verfallen

versunken sind, ganz und gar nicht anders kommen. Dies schreckt denn nun alles, was sich nur etwas vornehmer dünkt, sogleich ab, und die beredteste Schilderung eines braven Meister Sohle, wie sie der würdige Becker in der deutschen Zeitung aufstellte, und die treffendste Gegeneinanderstellung des Elendes eines Halb- oder Viertelsgelehrten mit dem Wohlstande eines geehrten Handwerkers (Berlin. M. Schr. 88. IX. 255.) ist eine Predigt an taube Ohren und wirkt nichts auf die Seele eines Knaben, der die Vorurtheile des Standes schon mit der Muttermilch eingesogen hat. Mit bloßen Machtsprüchen ist hier nichts ausgerichtet. So behauptete, zum Beyspiel, ein gutherziger Moralist in einer beliebten Zeitschrift (Denkwürdigkeiten des Edeln und Schönen, von Moritz 3. St. S. 41.) ein rechtes Universalmittel gefunden zu haben, „wodurch auf ein„mal die verhaßte Scheidewand zwischen den Ständen „weggerückt werde: daß die Niedern mehr wahre Ehr„furcht gegen die Höhern, und die Höhern mehr Liebe „und Achtung gegen die Niedern hegten; daß die Mensch„heit ihr erkranktes Selbstgefühl wieder bekäme, und „die Weichlichkeit der Sitten abnähme; daß die mensch„lichen Dinge sich nach und nach wieder ins Gleis füg„ten u. s. w.“ Wer sollte nun nicht nach dieser Ankündigung hoch aufhorchen, und mit gespannterer Aufmerksamkeit, als wenn es Aufgold oder das Henkensche Arcanum gelte, dies Mittel zu vernehmen neugierig seyn? Man lasse, sagt der Verfasser, seine Söhne Handwerke lernen! — Wer kann sich hier, fragt ein Rezensent, des Lächelns enthalten? und ich setze hinzu: ich will den Vater aus den höhern Ständen bewundern, der Muth und Entschlossenheit genug hat, diesen Rath in Erfüllung zu bringen. Er muß mehr als ein gewöhnlicher Mensch, wenigstens nicht der Bewohner einer

ner gröfern Stadt und ein Bürger unserer Staaten seyn. *) Daher bin ich auch weit entfernt, eine solche Aufopferung den Eltern aus den feinen, höher rangirenden Ständen jetzt schon zuzumuthen; ob ich gleich auch nicht zu irren glaube, wenn ich behaupte, daß grade in diesem allgemeinen Aufstreben, in diesem alle Stände ergreifenden Schwindel, weiter hinan zu klettern, wo man herab steigen sollte, auch schon der Keim der Verbesserung verborgen liege. Denn wenn nun alles bis aufs äußerste Extrem hinaufgeschraubt und gespannt ist, so muß denn doch einmal, dem natürlichen Lauf der Dinge zufolge, eine gewaltige, aber heilsame Erschütterung erfolgen, die uns dann vielleicht auch hier

*) In England sieht man oft die jüngern Söhne wohlhabender und vornehmer Leute Fabrikanten werden. Allein dort befestigt man auch bey der frühern Erziehung keine solche Scheidewand zwischen den producirenden Volksklassen und den vornehmern. Der englische Nationalgeist, und selbst das Wort Gentleman baut zwischen beyden eine bequeme Brücke. „Die Ursache, sagt Wendeborn, (II. 246.) liegt in „der Erziehung, daß man den Kindern von der Unanständigkeit der Menschen und vom Nutzen und Stande nicht solche Begriffe beybringt, als anderwärts, „und weil die Erziehung in allen Ständen sich gewissermaßen zu diesem Lande ähnlich sieht.“ Dieß ist aber auch nur in England möglich. Bey unsern Verfassungen eben dies zu verlangen, wäre lächerliche Chimäre. Eher ließe sich noch etwas von dem übrigens sehr getadelten Vorschlage erwarten, den Campe in seinen Fragmenten I. 21. und nach ihm mehrere gethan haben, daß ein jeder dem Gelehrtenstande gewidmete vor oder neben seinem Studiren auch irgend ein Handwerk lernen sollte. Vielleicht entwickelte sich dadurch manches mechanische Genie, und gienge dann von selbst von seinem Studiren ab.

hier auf die goldne Mittelstraße zurück führte, zu welcher der Mensch nach einer in der Geschichte der Menschheit so oft bestätigten Erfahrung erst durch die Extreme gebracht wird. Doch ich überlasse andern diesen Gedanken in seiner fruchtbaren Ausdehnung zu verfolgen, und bleibe hier nur bey dem Wunsche stehn, daß doch wenigstens Eltern aus den gemeinen und niedern Ständen bey der zu bestimmenden Wahl ihrer Kinder zu dem Gelehrtenstand behutsamer und gewissenhafter zu handeln, angeführt werden möchten! Diese könnten wohl, aber sie wollen nicht. Wenn also von dieser Seite die Abstellung der Mißbräuche, die mit dem Studiren getrieben werden, weit weniger zu hoffen ist, als man beym ersten Anschein glauben sollte, so wenden wir uns billig zu einer andern, und fragen nun zum zweyten:

Was kann der Staat dabey thun? Ihm gebührt ja ohnstreitig die Obervormundschaft über alle seine Mitglieder. Er ist in dem unbezweifelten Besitze des Rechtes, durch seine dazu verordneten Diener, über die Erziehung und Bildung seiner jungen Bürger nicht nur eine wachsame Aufsicht führen zu lassen, sondern auch da, wo Eltern und Vormünder durch Vernachlässigung ihrer Pflichten dem Staate und ihren Untergebenen selbst unersetzlichen Schaden zufügten, an ihre Stelle zu treten, oder, welches einer weisen Staatsverwaltung noch weit angemessener ist, durch kluge Gesetzgebung und Einrichtungen ihre zu besorgenden Fehltritte im Voraus zu verhüten. *) Aber, sagt man, es ist

*) Vielleicht liest man hier gern, was Villaume in der oben angeführten Preisschrift darüber spricht S. 29. Toute l'education, même cette partie, dont les peres demeurent chargés, doit être sous la direction de la

iſt ſehr ſchwer, die Gränzlinien zwiſchen der väterlichen Gewalt und den Anſprüchen des Staats genau zu ziehn. Vielleicht weniger als man glaubt, wenn man nur im Allgemeinen den Satz feſtſetzen will, daß der Staat bey ſeinen Geſetzen und Einwirkungen auf die Erziehung mehr verneinend als bejahend, mehr einſchränkend als gebietend verfahren müſſe. So würde es Beeinträchtigung und Eingriff in die väterliche Gewalt ſeyn, wenn der Staat, den einzigen Fall ſeiner Vertheidigung ausgenommen, die Eltern zwingen wollte, ihre Söhne nur einem gewiſſen Stand, einer gewiſſen Lebensart zu widmen. Nur dem, der die Laſten und die Unkoſten der Erziehung von Jugend auf getragen hat, gebührt das Recht, bey der Beſtimmung des Zöglings zu einer künftigen Lebensart unmittelbar zu concurriren, und ſeiner Wahl eine ſolche Richtung zu geben, als ihm für deſſen künftige Glückſeligkeit und Brauchbarkeit im Staate

la ſocieté, parcequ'elle en eſt reſponſable. Par cela même tous les droits des peres, fondés uniquement ſur le devoir d'élever leurs enfans, ſont ſubordonnés au pouvoir de la ſocieté, et celle-ci doit en fixer les bornes, et remedier aux ſuites funeſtes, qui en pourroient reſulter, ſi les peres p. e. par ignorance, par incurie, par caprice, par vanité, par tendreſſe ou par humeur faiſoient embraſſer aux enfans tel ou tel état de vie deraiſonnable et dangereux. Die weitere Ausführung dieſer und der damit verbundenen Sätze von den Rechten der Geſellſchaft auf Erziehung, Aufklärung u. ſ. w. hat **Villaume** weitläuftiger ausgeführt im Reviſionswerk III, 531 ff. und in den Anmerkungen über die **Frage: ob der Staat ſich in die Erziehung miſchen ſolle?** Braunſchw. Journal 88. VIII. und IXtes Stück. Man vergleiche auch, was **Feder** darüber ſagt: über den Unterricht verſchiedener Religionsgenoſſen in gemeinſchaftlichen Schulen. S. 13 ff.

te am nützlichsten und heilsamsten dünkt. Da nun der Ordnung nach der Staat den Eltern hierüber unmittelbar keine Unterstützung leistet, noch die Lasten der Erziehung mit ihnen theilt, *) so kann er auch auf das Vorrecht der Eltern, die Lebensart der Kinder zu bestimmen, oder auch nur darauf unmittelbaren Einfluß zu haben, keine Ansprüche machen. So bald er aber, wie bey Soldatenkindern, Waisen- und Armenschulen, und Findelhäusern der Fall ist, selbst bey der frühen Verpflegung schon in die Stelle der Eltern tritt, so gebührt ihm auch ohne Widerrede jenes Vorrecht der elterlichen Gewalt, das er auch, wie bekannt, in diesen Fällen stets ausübt. Inzwischen muß es dem Staate doch frey stehn, zum Wohl des Ganzen gemessene Einschränkungen und negative Verfügungen auch bey der den Eltern blos überlassenen Erziehung zu machen, und die Eltern müssen sich diese Einschränkung ihrer natürlichen Rechte billig gefallen

*) Ganz anders war in dieser Rücksicht die Verfassung einiger Freystaaten des alten Griechenlands und des untern Italiens. Hier war die väterliche Gewalt durch öffentliche Erziehungsgesetze weit mehr eingeschränkt, aber die Erziehung geschah auch größtentheils auf Unkosten des Staats. Diese Einrichtung war den Bürgern jener Freystaaten außerordentlich wohlthätig, und eine Hauptquelle der erhabenen Bürgertugenden, die die Nachwelt noch jetzt anstaunt und — bezweifelt. Man vergleiche eine schöne Bemerkung darüber bey Heyne in Opuscul. Academicis II. 14. Wer kennt nicht die öffentliche Erziehung der Spartaner, und was Xenophon und Plato, dieser in seinen Büchern von den Gesetzen, jener in seinem idealisirten Perserstaate, davon gesagt haben? Man vergleiche den in diesem Capitel weniger als anderswo paradoxen *de Pauw* in seinen recherches philosophiques sur les Grecs T. II. p. 324 — 38.

fallen lassen. Diese Aufopferung sind sie der Erhaltung und Vollkommenheit des Ganzen eben so sehr schuldig, als jede andere bürgerliche Einschränkung der natürlichen Freyheit. Wenn nun dem Staate durch ein Heer von Pfuschern und Halbgelehrten, die sich in den Stand drängen, aus welchem alle seine wichtigsten Aemter besetzt werden, unsäglich viel Schaden und Nachtheil erwächst, und wenn die Quelle dieses Uebels zuerst in der Bestimmung solcher Subjekte zu Gelehrten zu suchen ist, die dazu weder die äußern noch innern Erfodernisse im hinlänglichen Maaße besitzen, so tritt hier offenbar der Fall ein, wo eine vom Staate bestellte Schulpolicey durch weise Einschränkungen dahin zu sehen hat, daß diese Quelle verstopft und eine solche Einrichtung getroffen werde, die zwar Eltern und Kindern durch willkührliche Gebote keine Gewalt anthue, aber doch auch den Mißbrauch ihrer Freyheit gehörig einschränke. Und welches sind nun diese Einschränkungen? wo ist der Maaßstab, nach welchem der Staat die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit derer, die sich zum Studiren melden, beurtheilen soll?

Auch hier wird eine aufmerksam angestellte Vergleichung zwischen der Denkungsart, wie sie bey unserm Verfahren die herrschende war, und den Maximen unsers Zeitalters eine neue Bestätigung des Satzes finden lassen, daß man nur allzuleicht von dem einen Extrem zum andern überschweift. Armuth und niedere Abkunft kamen bey unserm Verfahren bey der studirenden Jugend so wenig in Anschlag, daß man vielmehr durch fromme Mildthätigkeit in Stipendien und Vermächtnissen diese vorzüglich begünstigte, ja sie zur Verwaltung geistlicher Aemter fast nur allein fähig hielt. Seit Luther jenen kraftvollen Aufruf an seine lieben Deutschen hatte

 erzeh-

ergehn lassen: *) „Darum mache hier, wer kann; die „Oberkeit, wo sie einen tüchtigen Knaben siehet, daß „sie den zur Schulen halten lasse, ist der Vater arm, so „helfe man mit Kirchgütern dazu. Hie sollten die Nei„chen ihre Testamente zu geben, das hieße recht zur Kir„che dein Geld bescheiden" ist man in der uneingeschränkten Aufmunterung zum Studiren ohne alle Rücksicht auf ökonomische Erfordernisse wirklich zuweilen zu weit gegangen. In unsern Tagen, wo die so unendlich vervielfältigten Hülfsmittel und Bedürfnisse eine ganz andere Art zu studiren nothwendig gemacht haben, hat man diesen Fehler wohl eingesehn. „Ich darf nicht erst erinnern, sagt Preuschen, (in Posselts wissenschaftlichem Magazin Isten Bandes 4ter Heft. S. 479.) daß dies noch eine elende Relique, eine gewisse Gattung alter verrufener Mönchsverdienste ist, Leute, sie mögen auch seyn, wer sie wollen, wenn sie nur keine Orang Outangs sind, ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen, in die Schulen

*) S. Vermahnungsschrift Doctoris Martini Luthe-ri, daß man Kinder zur Schule halte. Amberg 1578. Bl. 47. Ich wünschte das wichtige Actenstück alter ächt deutscher Pädagogik in Hinsicht auf unsere Zeiten kommentirt und dadurch unserm Zeitalter wieder in Erinnerung gebracht zu sehn. Gewiß verdiente diese Schrift sowohl als die andere von gleich treffl-ichem Schrot und Korn: an die Burgermeister und Rathsherren, daß sie christliche Schulen aufrichten sollen 1524. in Luthers Werken Th. X S. 523 ff. der Höll. Ausg. eine solche Wiedererweckung weit mehr als so manches aus bloßer Gewinnsucht veranlaßtes Meßfabrikat. Außer den Excerpten, die den Agendis Scholasticis der Berliner Realschule im 5ten und 6ten Stück S. 376 ff. einverleibt worden, ist mir nicht bekannt, daß jemand diese Schriften neuerlich benutzt und wieder herausgegeben hätte.

Schulen der Gelehrten, wie in Klöster aufzunehmen.“ Dawider läßt sich nun freylich nichts einwenden. Aber man ist dabey nicht stehn geblieben. Man ist auf der andern Seite wieder zu weit gegangen, und hat den, recht verstanden, sehr richtigen Satz: daß die möglichste Vollkommenheit des Einzelnen der Brauchbarkeit fürs Ganze aufgeopfert werden müsse, falsch angewandt, und nun hat man gradezu behauptet, die von gemeinen und armen Eltern Gebornen sollten schon deswegen, wenn sie auch noch so viel natürliche Anlagen hätten, vom Studiren wegbleiben. *) Und da dieser Grundsatz ganz mit der finanzmäßigen Plusmacherey zusammenstimmt, die nach Versicherung solcher Männer, die die Zeichen unsers goldnen Zeitalters genau studirt haben, immer herrschender, und in ihren Folgen dem gehorchenden Theil der Menschen immer drückender werden; so dürfte es

 wohl

*) Wer weiß nicht, daß Ianac Zeit in einem gewissen großen Staate 6000 Thaler der Maaßstab waren, nach welchem die Studirfähigkeit und Zulässigkeit eines Knaben aus den gemeinen Ständen bestimmt wurde. Für ausdrückliche Verbote, daß man armer und gemeiner Leute Söhne gar nicht studiren lassen sollte, stimmt auch, obgleich noch mit einiger Einschränkung, Wiedeburg in dem oben angeführten Programm. In Bergius Policey- und Cameralmagazin im 8. Theil, Artikel: Schulen, findet man sogar schon vom Jahr 1744 ein Baireuthisches Reskript, nach welchem Bürger- und gemeiner Leute Söhne nicht leicht zu Stipendien zugelassen werden sollen. So erinnert der Rezensent des Büschingischen Programms in der Allg. D. Bibl. LXXVI. 550. ausdrücklich gegen Büschingen, daß man armen Handlungen so sehr als möglich das Studiren abrathen solle, wenn sie auch die fähigsten Köpfe haben sollten.

wohl nicht ganz überflüssig seyn, einige Erinnerungen über Stand und Vermögen in Beziehung auf Studirfähigkeit hier vorauszuschicken, die freylich nichts weniger als neu, aber der pädagogischen Stimmung unserer Zeitgenossen, der selbst unsere grossen Erziehungstheoretiker, ein Resewitz, Campe, Stuve, Trapp, Villaume mehr als sie sollten, nachzugeben scheinen, nicht ganz unangemessen seyn dürften. Auch soll, welches ich meine Leser nicht zu vergessen bitte, dieser Theil meiner Schulschrift nicht so wohl neue Bemerkungen als eine Art von Revision und Uebersicht der ganzjetzigen Gesinnungen und Vorkehrungen unsers Zeitalters gegen Studirsucht, kurz, Materialien für den geübten Denker und Schulmann enthalten, die er nun selbst nach seiner Weise verarbeiten mag.

Stand und Vermögen also können im Ermangelungsfall schlechterdings nicht allein vom Staat in Anschlag gebracht werden. Denn was erstlich den Stand anbetrifft, so würde das Gesetz, das den Sohn eines Handwerkers oder Landmanns blos deswegen, weil er der Sohn eines Handwerkers oder Landmanns ist, vom Studiren zurück weisen und ihn nöthigen wollte, auch wider seine Neigung und Wünsche nur bey der Lebensart seines Vaters zu verharren, nicht allein an und für sich höchst ungerecht und grausam, sondern auch der Verwaltung der Staatsgeschäfte, und also dem Staate selbst sehr nachtheilig seyn, ja, es würde geradezu zu der berüchtigten Casteneintheilung der alten Aegyptier und heutigen Indianer führen, deren erwiesene Schädlichkeit doch kein Vernünftiger im Ernst zu leugnen je unternommen hat. Es würde ungerecht und grausam seyn. Der Beweis davon ist zu oft schon geführt, als daß ich dabey weitläuftig seyn dürfte. Vervollkommne dich selbst

selbst, ist das erste Gesetz der Natur. Nun besteht diese Vervollkommnung doch vorzüglich auch in der größern Aufklärung und Bildung des Geistes, zu welcher der Gelehrtenstand vor allen andern die meiste Gelegenheit darbietet. Mithin hat hierzu auch der Sohn des Niedrigsten im Volke, als Mensch, eben die Ansprüche als der Sohn des Vornehmsten, da er mit diesem einerley Perfectibilität oder Empfänglichkeit hat, sich, so weit es seine äußern und innern Kräfte erlauben, zu veredeln und auszubilden. Diese Ansprüche sind auch in bürgerlichen Verhältnissen unveräußerlich, und keine gesetzgebende Gewalt kann diese Selbstvervollkommnung zum Monopol einer einzigen Menschenklasse machen. Selbst ein Domitian konnte nur die Philosophen aus Rom vertreiben, aber nie gebieten: dieser oder jener soll nur ihr Schüler seyn, und nur der heilloseste Hildebrandismus konnte die abscheulichen Sätze ausbreiten, wodurch Jahrhunderte lang diese heiligen Rechte der Menschheit mit Füßen getreten wurden. Schulen und Academien müssen ohne Ausnahme allen Bürgern des Staats offen stehn, *) wenn sie nicht schon bey ihrer Stiftung nur

*) Niemand hat dies so schön, so einleuchtend, so sehr im Geiste seines großen Lehrers, dessen Vorrede zur Hermannischen Mythologie mit Recht die Aegide der wahren Pädagogik genannt worden ist, noch ganz neuerlich gesagt, als Rehberg im Verfolg der Untersuchung über die Allgemeinheit des Unterrichts in den alten Sprachen. Berlin. M. Schrift 89. I. 50. „Der „Mensch hat sich in bürgerliche Gesellschaften vereinigt, um dadurch Vortheile zu erhalten, die er isolirt „nicht haben konnte. Zu diesen gehört auch die Cultur, die nur durch gemeinschaftliche Bemühungen „entsteht. Jeder Mensch hat also auch an dem Vortheil, die, um diese Cultur zu befördern,

„durch

auf gewiſſe Klaſſen derſelben eingeſchränkt wurden. Sie müſſen alle daran Theil nehmen können, denn alle tragen zu ihrer Erhaltung näher oder entfernter das Ihre bey, geſchehe es auch nur dadurch, daß Schulen und ihre Lehrer gewiſſe Immunitäten und bürgerliche Exemtionen genießen. Wer ſich aufklären will, dem muß es auch dieſer Mittel ſich zu bedienen unverwehrt ſeyn, er mag in der Strohhütte oder im Pallaſte geboren ſeyn! Allein wie viele, beſonders aus den niedern Ständen, ſtudiren wohl blos in der Abſicht, um durch gelehrte Bildung ihren Geiſt zu vervollkommnen? Betrachten nicht

„durch Erziehung in öffentlichen Schulen hervorge„bracht werden. Alle Mitglieder des Staats haben „zu dem Fond der Schulen beygetragen. Alle kön„nen alſo auch an jedem Unterricht, der darinnen „gegeben wird, Theil nehmen. Der Staat braucht „eine Zahl von Männern, die beſondere Kenntniſſe „ſich erworben haben. Auch dieſe müſſen da gelehrt „werden, — damit es jedem frey ſtehe, ſich, wenn „er Luſt dazu hat, in die Laufbahn des Dienſtes in „Staatsämtern zu begeben.“ Man vergleiche die frühere Abhandlung in der Berlin. M. Schrift 88. II, 120 f. Die Billigkeit dieſer Foderung ſah ſelbſt der große Friedrich ein, der doch ſonſt, wie bekannt, in dieſem Punkt, beſonders in Colliſionsfällen mit der militäriſchen Conſcription ſehr hart war, und einem Spritzenmachersſohn deswegen das Stipendium verweigerte, weil ein Spritzenmachersſohn wieder Spritzenmacher werden müſſe. Aber auch er verſicherte auf Büſchings edelmüthige Vorſtellung dagegen, er wolle nur den Mißbrauch hemmen, den ſo wohl Bauern als gemeine Bürger von der Studirfreyheit machten. Junge Leute, die Kopf dazu hätten, konnten ſtudiren und zu Civildienſten gelangen. S. Büſchings Charakter Friedrichs des IIten S. 104—7. der erſten Ausgabe.

nicht die allermeisten das Studiren blos als ein nothwendiges Mittel zum künftigen Broderwerb und als einen bequemen Schlüssel, der ihnen die sonst unzugänglichen Pforten zu einer einträglichen und wohlernährenden Staats- oder Kirchenpfründe eröffnet? Der Staat kann im Voraus nicht errathen, welche Absicht bey einem jeden Studirlustigen, der sich auf seinen Erziehungs- und Lehranstalten einfindet, zum Grunde liegt. Er nimmt also ganz billig überall als ausgemacht an, daß wer sich diesen nähere, es in der Absicht thue, um sich zur Verwaltung seiner Aemter einmal öffentlich zu melden. Und so tritt nun von Seiten des Staats die Befugniß ein, bey allen diesen Subjekten eine Prüfung anzustellen, ob sie auch einer gewissen zu jenen Aemtern erfoderlichen Geistesbildung wirklich fähig sind, und wo sich diese Fähigkeit nicht findet, sie in einen Stand zurück zu weisen, wo sie sich und dem Staate viel brauchbarer werden, übrigens aber für ihre Aufklärung und Selbstbildung so viel thun können, als ihnen nur immer ihre übrige Lage und Umstände erlauben. Geistesfähigkeit ist und bleibt aber die einzige Erfoderniß, nach welcher der Staat aus den angeführten Gründen zu fragen hat. Geht er weiter, so wird es Härte, und unter gewissen Umständen wirkliche Ungerechtigkeit. Und eben diese würde auch dem Staat selbst äußerst nachtheilig und verderblich seyn. Ihm muß alles daran gelegen seyn, stets einen Vorrath von tüchtigen und würdigen jungen Männern zu besitzen, aus welchem er bey jedem wiederzubesetzenden Amte sogleich die geschicktesten ausheben kann. Und wer sind diese gewöhnlich ihrem Stande und ihrer Abkunft nach? Man gehe doch auf Universitäten, in die Hauptstädte und in alle diejenigen Orte, wo um die Regierungen, Canzeleyen und Consistorien ein buntes Gewimmel weltlicher und geistlicher Candi-

daten, wie das Bienenheer um einen blühenden Apfelbaum, herumschwärmt. Man frage die fleißigsten, die würdigsten, die bescheidensten unter ihnen nach ihrem Stammbaum, nach ihren Eltern. Zuverläßig werden die Söhne der Vornehmern hier nur das kleinste, freylich auch eben darum schätzbarste, aber doch immer kleinste Häuflein ausmachen. Die meisten von ihnen sind gewiß aus den gemeinen und niedern Ständen entsprungen. Bey ihnen war es gewöhnlich in frühern Jahren noch nicht ausgemacht, was und ob sie überhaupt studiren sollten. Der Vater sagte vielleicht gar: wir müssen erst sehn, ob sich mein Sohn dazu schickt, und ob etwas aus ihm werden kann. Nun betrachtete der junge Mensch das Studiren als eine Wohlthat, nahm alle seine Kräfte zusammen, und lernte, was er lernen konnte. Aber der Vornehmere bringt ja den Beruf zu dem Stande seiner Eltern schon mit auf die Welt, empfängt die Gewißheit davon mit den ersten Hosen, wirft als Knabe, wo es nur einige Anstrengung gilt, schon mit Schulfüchsen und Pedanterey um sich, und berechnet bey jeder Schulstunde gar listig, ob er auch dies brauchen könne, oder nicht? Daraus entsteht nothwendig jenes Hummelvolk, die nur summen, aber kein Honig bereiten können, jenes traurige Altergeschlecht von oberflächlichen Halbwissern, Süßlingen und Puppenmännerchen, die ihre Blöße mit den oft auch sehr zweydeutigen Verdiensten ihrer Väter decken, und wenn sie dadurch ein Amt ertrotzt, erschlichen oder erbettelt haben, sich selbst und andern Menschen zur Pein und Quaal sind. Dem Staat liegt ferner daran, seine Aemter durch gesunde und arbeitsame Männer besetzt zu sehn. Er kann nicht wollen, daß der Lohn des Fleißigen durch gähnende Müssiggänger und wollüstige Sybariten verpraßt und von nervensiechen Schwächlingen genossen werde, die nur

allzu

allzu früh jene dem Staat in so vieler Rücksicht lästige Nothhülfe von Amtsadjuncten, Substituten und Vicarien nöthig machen. Wo wäre aber bey so vielen verzärtelten Muttersöhnchen aus die feinern Stände noch Muskel- und Thatkraft zu finden? Die meisten Eltern aus diesen Ständen sind viel zu sehr durch sitzende Lebensart, Ueppigkeit und die daraus entspringende Laster entnervt und verweichlicht, als daß ihre Kinder nicht den Stempel ihrer Väter tragen, und, um mich des bekannten Bildes aus Campens Theophron zu bedienen, von Füchsen entsprossen, nicht ein Geschlecht schwacher und possierlicher Eichhörner werden sollten. Und hätte ja die Natur, oder vielmehr ein Zufall, den Stoff verwechselt, und kraftvolle Löwenbrut untergelegt, so müßte sie doch durch die weichliche Erziehung sehr bald umgeformt und verwahrlost werden. Es ist also eine wahre Wohlthat für die menschliche Gesellschaft, wenn jene ausgemergelte, mit jeder Generation, wenn sie ächt ist, immer mehr ausartende Menschenrace, die in den feinern und vornehmern Ständen, wie Kenner versichern, so häufig seyn soll, durch frische Mitglieder von ungeschwächter Geistes- und Körperkraft aus den gemeinen, wenig oder wohl gar nicht verdorbenen Ständen ergänzt, und so die stockende Maschine mit neuer Schwungkraft und Thätigkeit umgetrieben wird. Auch würde, wenn den gemeinen Ständen der Zugang zu dem gelehrten und durch diesen zu den höhern Ständen und Aemtern im Staate verschlossen bliebe, eben dadurch der wirksamste Sporn zum Fleiß für die Studirenden aus den höhern Ständen ganz wegfallen, da sie dann weit weniger Concurrenz bey ihren Bemühungen um Aemter zu befürchten hätten. Und wie schrecklich und verderblich müßte nicht die Folge einer so verkehrten Einrichtung seyn! Man denke nur an den Aristokra-

ten- und Patricierdruck in der alten und neuen Geschichte. Unwissenheit und Stupidität würden ihren leeren Scheitel frech empor tragen, Bestechung und der schon jetzt im Finstern häufig genug herumschleichende Nepotismus würden dann ungescheut und mit eherner Stirn jedem Verdienste Hohn bieten, und erbliche kleine Tyrannen die Freyheiten und Rechte des besten und brauchbarsten Theils ihrer Mitbürger, der erwerbenden und arbeitsamsten Volksklasse ungestraft unter ihre Füße treten. Man wird dies freylich deklamatorisch und übertrieben finden; allein ich denke immer, so etwas kann nicht stark genug gesagt werden, wenn man nur darüber einverstanden und aus Beyspielen überzeugt ist, daß einige oder mehrere dieser Folgen wirklich aus der Befolgung so irriger Maximen entsprungen sind, und also auch noch ferner entspringen können. *)

Und

*) Wem sollten hier nicht die Beyspiele gewisser Reichsstädte und kleinerer aristokratischen Freystaaten beyfallen, wo sich nicht blos in die Civilstellen, sondern auch in die geistlichen Aemter selbst bis zu den geringern Pfarreyen gewisse Familien gleichsam erblich theilen sollen. So machte man vor einigen Jahren der Straßburger Universität den Vorwurf, den sie aber vermuthlich durch Thatsachen widerlegt hat, daß sie blos dadurch so tief herabgesunken sey, weil sich eine Zahl Familien nebst ihrem Anhange in den ausschließenden Besitz der wichtigsten Professorstellen gesetzt hätte. Selbst in Zürich, jenem Sammelplatz so vieler vortreflicher Menschen, würde das nach republikanischem Egoismus so sehr schmeckende Gesetz, daß nur ein geborner Zurcher Bürger zu einem Prediat- oder Schulamt gelangen könne, schon sehr schadlich geworden seyn, wenn es nicht durch die Weisheit ächter Patrioten sehr bedächtig modifizirt wäre. Uebrigens berufe ich mich noch zum Ueberfluß

Und dies alles läßt sich nun auch, und mit noch gröſserer Allgemeinheit, den Projectmachern zu überlegen geben, die in unsern Tagen der Armuth die Pforte der Weisheit und Wissenschaft verschlieſsen wollen. Ich bin hier nicht gesonnen, die Gemeinplätze über die Erfindsamkeit und Allgemeinnützlichkeit der Armuth zu berühren, die schon die Penia des alten Komikers alle erschöpft hat. Ich will mich hier nur auf das berufen, was ich oben erinnert habe, daſs Vermögen und eine gewisse Wohlhabenheit zwar allerdings, besonders in unsern Tagen, zu den Erfodernissen eines Studirenden gerechnet werden müſsten, aber doch auch, wo sie nicht vorhanden wären, durch vorzüglichere Geistesträfte und stärken, innern Trieb hinlänglich ersetzt werden könnten. Diesen Ersatz muſs nun auch der Staat gelten lassen. Ein Blick in die gelehrte Welt, oder lebt man in einer gröſsern Stadt, auf seine gelehrten Mitbürger darum, ist hier überzeugender als alle Demonstration. *) Die arbeit-

fluſs über diese und vorhergehende Aeuſserungen auf die bekannten Zeugnisse ähnlich denkender würdiger Schulmänner, eines Rappe, zur Erholung für Lehrer und Freunde der Schulen II. 192. Stuve über das Schulwesen S. 99. und Gedike in seinen Zusätzen zu dem Aufsatz eines Ungenannten in der Berl. M. Schrift 88. VIII. 265.

*) Man verzeihe mir, daſs ich hierbey aus einem freylich sehr gelesenen Buche dennoch eine Stelle anführe, die mir immer besonders stärkend gewesen ist. Der groſse Gesner sagt in seiner Isagoge T. II. p. 647. ed. pr. Non nego, me vehementer amare pueros ingeniosos, sed eo magis, quod sunt pauperes, qui sunt, ex quibus *noui homines* oriuntur, et eo ipso, quod virtute et ingenio praediti sunt, enituntur. Percurri saepe Lipsiam et *alias urbes paulo maiores*, quarum

arbeitſamſten, gemeinnützigſten, wohlwollendſten unter ihnen ſind gewiß diejenigen, die in ihrer Jugend, durch den

quarum mihi notitia fuit, innenique plerosque, qui publica munera gererent, in iuventute pauperes fuisse. Verſteht ſich in gröſsern Städten! in kleinen Provinzialſtädten iſt dies wegen der Familienkonnexionen ſchon ſeltner der Fall. „Wir ſehn die Namen dieſer „Gelehrten," ſagt der Recenſent in der Allgem. D. Bibl. LXXVII. 226. vom dritten Bande der Schatzentriſſe edler Deutſchen, wo Büſch, Ebeling, Karſten, Morus, Klaproth, Tiede ꝛc. vorkommen, „die eben nicht auf Roſenwegen in ihrer Ju„gend einhergegangen als eine thatige Widerlegung „der neuen Plusmacher an, die ſchlechterdings alle „Arme vom Studiren ausſchlieſen wollen, grade als „wenn nur reicher Leute Kinder Köpfe hätten. — „Uns iſt immer die Antwort eines ſonſt berühmten „und bekannten Lehrers, (in Leipzig?) wenn „ihn ein Armer um freyes Collegium gebeten hat„te, wenn der Herr kein Geld hat, ſo muß er nicht „ſtudiren, ſehr hart vorgekommen." Ueberhaupt vermiſſe ich noch ein Leſebuch für junge Studirende von einem mit der Literargeſchichte vertrauten Pädagogen, Schummeln zum Beyſpiel, darinnen die Jugendgeſchichte armer, aber nachher berühmt gewordener oder doch ſonſt merkwürdiger Gelehrten, wo möglich aus Autobiographien erzählt, und die oft wunderbare Entwicklung ihres Schickſals, nebſt dem Gang und den Kunſtgriffen ihres Studirens in dem darſtellenden Detail, das Büſching ſeinen Charakterſchilderungen zu geben weiß, auseinandergeſetzt wäre. Wie trefflich würden ſich die Jugendabentheuer eines Dü Vals, oder die frühere Geſchichte des bayriſchen geh. Raths Iſtatt bearbeiten laſſen! Aber auch ſolche Jugendbiographien, wie die des Predigers Fuchs, der aus Hagedorns Gedichten bekannt iſt, oder eines Michael Kirchners (Zölners Leſebuch

den immer regen Stachel der Bedürfnisse angespornt, sich früh zu rastloser Strebsamkeit gewöhnten, und so für jede Last, die die Amtspflicht auflegt, abgehärtet wurden. Und gesetzt, es gienge ihnen auch etwas von manchen nur durch größern Aufwand zu erlangenden Hülfskenntnissen, ja selbst von jener ästhetischen Bildung und glatten Firniß ab, der zwar mit Solidität verbunden etwas sehr Empfehlungswürdiges und Angenehmes, aber ohne diese doch nur für Assambleen und Toiletten schätzbar ist; so würden sie dies theils, wenn es ihre Lage erfoderte, immer noch weit schneller nachholen können, als es die Herren glauben sollten, denen diese schönen Außenwerke die Hälfte ihres Lebens gekostet haben, theils würden sie aber auch diesen Mangel gewiß zweyfach durch ächten deutschen Biedersinn und eine feste Ausdaurungskraft in ihren mühsamen, oft trocknen Berufsgeschäften ersetzen. Es ist mit der Gelehrsamkeit und den Wissenschaften, wie mit vielen andern Dingen. Wer es weit darinnen bringen will, muß mit einer gewissen Art von Begeisterung gegen sie erfüllt seyn. Diese wird durch die Hindernisse des Man-

gels,

Lesebuch für alle St. VI. 83.) würden reich an Interesse und Belehrung seyn. Hier und da ist viel vorgearbeitet. Aber es gehört ein Kenner dazu, um daraus etwas recht Gemeinnütziges für die Jugend zu machen. Wünsche der Art findet man schon beym Recensenten in der Nördlinger Schulbibl. IV, 202. **Die Jugendgeschichte berühmter Männer. Ein Lesebuch für die Jugend von reiferm Alter** Halle 77. ist oberflächliche, trockne Compilation. Wie ich mir die Sache vorstelle, müßte eine jede solche Biographie wenigstens ein Bändchen füllen. Ueber Janneways und Rambachs ältere Sammlungen in ähnlichen Absichten s. Müllers **Erziehungskunst** 1. 92. S. 119.

gels, wenn nur dem Dochte nicht alles Oel gebricht, werde es auch übrigens noch so sparsam zugegossen, immer mehr angefeuert und belebt. Und, was die Hauptsache ist, sind nicht die Gelehrten von dem besten Herzen auch immer diejenigen, die in der Jugend die ärmsten waren. *) Selbst der Hulfe bedürftig, lernten sie Mitleid gegen andere empfinden, und werden nun oft bey sehr eingeschränkten Vermögensumständen die großmüthigsten Wohlthäter und Unterstützer fremder Nothleidender. Die meisten Stiftungen und Vermächtnisse für arme Studirende sind von Männern gemacht, die als Jünglinge selbst fremde Wohlthaten genossen. Diese Gesinnungen und Thaten erhalten aber dadurch einen noch grossern Werth, daß sie gewöhnlich bey solchen Männern Ausflüsse einer aufgeklärten Frömmigkeit und eines unerschütterlichen Vertrauens auf die Vorsehung sind.

*) Eine weitläuftigere Auseinandersetzung dieser und mancher andern Vortheile, die der arme Studirende vor den Reichen voraus hat, findet man in der bekannten kleinen Schrift: über die Vortheile und Gefahren der Armuth für Jünglinge auf den Academien, eine Abschiedsrede von J. Sam. Fest. Lpz. 3-7. 2te Aufl. Sie wird gewöhnlich mit dem Versuch über die Leiden von eben diesem Verf. ausgegeben. Der Verf. hat hier auch die Nachtheile und den schädlichen Einfluß der Armuth auf die Moralität mancher Studirenden nicht ganz vergessen. Allein ein wahrhaft guter Kopf, von dem, wenn hier vom Studiren des Armen gesprochen wird, allein die Rede seyn kann, hat weit weniger von alle dem zu besorgen, als man gewöhnlich glaubt. Niederträchtigkeit und Menschenfurcht sind Fehler, in die wohl nicht jeder arme Studirende, sondern nur vorzüglich der Stumper verfällt, der dem äußern Druck kein starkendes Bewußtseyn innerer Kraft und Vollkommenheit entgegen setzen kann.

sind. Und gewiß, wem diese aller Weisheit Anfang und Vollendung ist, wer hat mehr Gelegenheit, sich in dieser Himmelsweisheit zu stärken und zu befestigen, als der arme Studirende, für den jede unerwartete Hülfe gleichsam eine Hand aus den Wolken seyn muß, die seinen Blick recht sinnlich auf den hinzieht, in dem wir leben, weben und sind?

So glaube ich also hinlänglich erwiesen zu haben, wenn es anders bey den Unbefangenen eines Erweises bedurfte, daß, so wichtig auch die Rücksichten auf Stand und Vermögensumstände, und überhaupt auf das, was ich oben äußern Beruf genennt habe, für Eltern, die ihre Söhne zum Studiren bestimmen, und jeden studirlustigen Jüngling selbst seyn müssen, der Staat dennoch keine Befugnis habe, diejenigen, denen diese Erfoderniße fehlen sollten, blos aus diesem Grunde vom Studiren zurück zu halten, und abzuweisen. Der einzig richtige und billige Maasstab, nach welchem er hier meßen und seine Einschränkungen treffen kann, ist Daseyn oder Mangel des innern Berufs, ist die Prüfung, ob der Studirende auch Fähigkeiten und Lust habe, dies wichtige Vorhaben zum Nutzen des Staats auszuführen; ob ich gleich nicht läugnen will, daß wo Fähigkeiten und Anlagen nicht im hohen, sondern nur für mittelmäßigen Grade anzutreffen, zugleich aber auch die äussern Umstände sehr ungünstig wären, denn der Staat auch hierauf sehr billig Rücksicht nehmen, und es ein Entscheidungsgrund mehr für ihn seyn könne, ein solches Subject durch die in dieser Absicht getroffenen Einschränkungen vom Studiren abzuhalten. Allein man erwarte ja nicht, daß ich es nun wagen werde, diese Einschränkungen selbst bestimmter anzugeben. Dies mögen diejenigen thun, die der Staat durch seine ausdrückliche Aufforderung dazu berechtigt, Kirchen- und

Schul-

Schulräthe, Schulinspectoren und Epohren, oder wie sie sonst heissen mögen. Es ist ein mißliches Geschäfte, zu einer Sache Rath zu geben, wo ihn noch niemand gefodert hat, und das alte Geschichtchen mit dem Hannibal und Phormio hat auch heutzutage seine Anwendbarkeit noch nicht verloren. Besser also, ich gehe auch hier blos den sichern Weg der Erfahrung, und schränke mich auf Anführung und Prüfung einiger Mittel ein, welche bis jezt dem Staate zu dieser Absicht beförderlich gewesen, oder auch nur als nützlich und ausführbar vorgeschlagen worden sind. Bescheidne Beurtheilung dessen, was der Staat zum Besten seiner Bürger verfügte, ziemt einem jeden denkenden Mitgliede desselben, warum nicht auch dem Schulmann, besonders in einem Fache, das seinem Erfahrungs- und Wirkungskreise so nahe liegt.

Das erste und gewöhnlichste Mittel, dessen sich der Staat zur Verminderung der Studirsucht überhaupt und zur Entfernung unfähiger Köpfe vom Studiren insbesondere bedient hat, ist folgendes: **Man hat in den Schulordnungen befohlen, daß Unfähige entweder sogleich bey den Receptionsprüfungen oder doch nach einer kurzen Probezeit vom Studiren zurückgewiesen werden sollten***).

Dies

*) Es ist wohl nicht leicht eine Schulordnung zu finden, wo nicht auch hierüber eine gemessnere oder ungemessenere Vorschrift vorkame. Ich will hier nur einige der vorzüglichern anführen. Nach dem 1769 in die Churſächsischen Lande ergangenen Generale wurde von den Landesständen besonders darauf angetragen, „daß diejenigen Kinder, so sich dem Studiren widmen wollen, ohne vorherige genugsame Untersuchung ihrer Fähigkeit dazu nicht an-

Dies scheint allerdings beym ersten Anblick ein eben so natürliches als leichtes Mittel zu seyn. Man befiehlt den Aufsehern und Rectoren der gelehrten Schulen: es sollen nur fähige, gute Köpfe zu den Wissenschaften zugelassen werden. Man verordnet, Prüfungen der Neuankommenden entweder gleich bey ihrer Aufnahme oder doch kurz darauf anzustellen, und sie, sobald sie untüchtig befunden würden, ihren Eltern oder Vormündern zurückzuschicken. Man verlangt, daß dies mit besonders geschärfter Aufmerksamkeit bey Bürger- und Baurensöhnen geschehn solle, weil solche, wenn sie nicht vor-

angeführt werden möchten", und darauf ist auch theils in der neuen Schulordnung für die Churſächsischen Fürsten- und Landschulen S. 20. ff. und für die lateinischen Schulen S. 16. besonders Rücksicht genommen worden. In der ersten heißt es ausdrücklich, „daß man dergleichen zum Studiren ungeschickte Kinder den Eltern und Vormündern zurückgeben, und sie dazu bereden solle, daß sie eine nützliche Profession erlernen, und daß, wenn sich bey tardis ingeniis einige Zeit nach der Aufnahme keine Hofnung zeige, man sie zurückschicken solle, damit sie zu einer anderen Lebensart gebracht werden mögen." So heißt es auch schon in der allgemeinen Schulordnung für die deutschen Normal- und Trivialschulen in den Kaiserlichen Erblanden von 1774. (im Erziehungsarchiv IV, 39) „Bey Prüfung in Städten haben die Aufseher zu untersuchen, ob diejenigen, welche in die lateinischen Schulen übergehn, dazu hinlängliche Talente besitzen, auch ob ihr Vermögen und andere Umstände gestatten, in hohe Schulen überzugehn." Nach der Schulordnung des Hochstifts Münster (Erziehungsarchiv I, 166.) sollen nicht blos die Unfähigen aus den ärmern Volksklassen, sondern auch vornehmer und reicher Leute Kinder, wenn sie nicht gedeihen, und den

vorzügliche Fähigkeiten besäßen, wegen Ermangelung anderer Hülfsmittel nur allzuleicht Stümper werden, vermöge ihres Standes aber viel leichter ein anderes Metier ergreifen könnten. Gewiß diese Verfahrungen sind sehr schön, sie sind vortreflich, und doch — wie kommt es, daß sie bis jetzt so wenig würken? daß man, ihrer Vortreflichkeit ohngeachtet, nie mehr über allgemein verbreitete Studirsucht und Anhäufung gelehrter Pfuscher und Halbwisser klagen hörte, als eben jetzt?

übrigen schädlich werden könnten, abgewiesen werden. In einer sehr zweckmäßigen, mit vieler Hinsicht auf die Bedürfnisse des Zeitalters abgefaßten Schulordnung des Gothaischen Landesgymnasiums vom Jahr 1780. cap. III. §. 1. wird folgendes festgesetzt: Beym Classenexamen sowohl, als den künftigen Schul-Examinibus hat der Rector den ingenium meglichst zu beobachten, und die ganz Unfähigen ohne alle Ausnahme, geringe Bürger- und Bauernkinder aber, welche ihrem Stande nach einst eine andere Lebensart, und ein anderes Metier ergreifen können, auch alsdenn, wenn sie nicht vorzügliche Fähigkeiten besitzen, abzuweisen." Diese letzte Bestimmung, und der dazu angegebene Grund, ist vorzüglich schön, und verdiente eine Stelle in allen Schulordnungen, wenn überhaupt diese dem Schulwesen wahren Nutzen bringen könnten. Denn freylich bleiben auch diese, wie die meisten Gesetze, immer nur todter Buchstabe, und oft ist es ein Glück, daß sie nicht durch unverständigen Zwang, der alles verderben könnte, belebt werden; wiewohl ich weit entfernt bin, ihnen alles das Böse nachzusagen, was ihnen Warnefried, der Schulreformator, Schuld giebt Warnefried, oder über die Verbesserung alter Schulanstalten Leipz. 87. S. 70—76) oder sie gar mit dem unangezogenen witzigen Verfasser der Caricaturen Malanzeiger aus dem Hußitenkrieg nennen möchte.

jetzt? Ich glaube, drey Ursachen bemerkt zu haben, die der Ausübung dieser Vorsichten so mächtige Hindernisse in Weg legen, daß ihre Wirksamkeit dadurch außerordentlich eingeschränkt wird. **Es war fürs erste ohnmöglich, bey Ertheilung dieser Vorschriften, die Merkmale genau anzugeben, an welchen fähige und gute Köpfe sogleich beym ersten Anblick, oder wenigstens nach einer kurzen Bekanntschaft mit ihnen zu erkennen wären.** Dies mußte man ganz der Einsicht und Gewissenhaftigkeit des prüfenden Lehrers selbst überlassen, und konnte daher, weil man nichts bestimmtes vorschreiben konnte, den Examinator oder Lehrer weit weniger dafür verantwortlich machen. Wenn das Zoll- Mauth- oder Finanzdepartement zur Ermunterung und Beförderung inländischer Fabrikate die Einbringung gewisser Waaren aus dem Auslande verbietet, so bestimmt es den Zollbeamten und Aufpassern an der Grenze sehr genau, was Contreband seyn soll, oder nicht, und kann sie nur auch, wenn sie mit sehenden Augen nicht sehn wollten, für ihre Pflichtvergessenheit aufs härteste bestrafen. Unfähige, leere Strohköpfe sind gleichsam die Contrebande in der gelehrten Republik. Wir Lehrer sind als Aufseher vom Staat dazu bestellt, diese nicht einpassiren zu lassen. Aber wo ist nun das Zollreglement, wo die Kennzeichen, an denen wir erkennen, was eingebracht werden könnte, oder nicht? Wenn der Fürst zur Vertheidigung seiner Staaten Soldaten werben läßt, so bestimmt er auch ein Längenmaaß, unter welchem keiner in seiner Armee in Reih und Gliedern aufgestellt werden soll. Aber lassen sich auch die Genies nach Grenadiermaaßen messen, und die Grade der Geniesfähigkeiten nach Zollen und Linien bestimmen? Oder giebt es etwa sonst eine unverkennbare Ge-

nielinie an der Nase, oder der Stirne des Knaben, die der Schulmann nur anzublicken braucht, um zu wissen, ob der Knabe, der vor ihm steht, ein Genie oder ein Querkopf sey? Jener physiognomische Viehhändler, (in Klockenbrings Aufsätzen verschiedenen Inhalts 1 Thl. 214.) ertheilt folgende Anweisung zum Einkauf guter Schaafe: „Ein Schaaf, das kurze Beine, starken Hals, breiten Rucken und munitere Augen hat, ist ein gutes Zuchtschaaf und bleibt gern bey der Heerde.“ Ich will den Schäfer sehn, der diese Instruction nicht sehr befriedigend und deutlich fände. Wo ist denn nun aber in einer Schulordnung, die von Aussonderung der Fähigen von den Unfähigen spricht, so eine Instruction zu finden? Sie kann nirgends stehn, weil, wie jedermann weiß, geistige Kräfte nicht mit körperlichen Merkmalen bezeichnet werden können. Daher ists denn aber auch mit diesem ganzen Aus- und Absonderungsgeschäft eine sehr mißliche Sache.*) Aber, wird

*) Der Fall, wo man dem Knaben beym ersten Anblick das Genie ansieht (wie einst Sokrates beym jungen Plato ingenium intimum de exteriori conspicatus est facie, Apule. de dogmat. Plat. p. 35. v. Menag. ad Diog. Laert. III, 5) möchte gewiß selten, und selbst dann noch sehr täuschend seyn. Aber fern sey es von mir eines jeden, auch des vernunftigen Gebrauchs der Gesichtskunde zu spotten. Ich bin vielmehr aus eigner Erfahrung überzeugt, daß der psychologisch beobachtende Erzieher und Lehrer nicht fleißig genug die Gesichtsmiene und Mienen seiner Untergebenen beobachten könne. Manche Bemerkungen dieser Art lassen sich eher mündlich als schriftlich mittheilen. So ist bey Knaben von düsterer, stumpfer Physiognomie, wenn in der Seele wirklich gute Fähigkeiten verborgen liegen, so bald es im Kopf bey ihnen lichte zu werden anfängt, eine gewisse

wird man sagen, es ist doch so schwer nicht, einen talentvollen Knaben, ein Genie nach einer Bekanntschaft von wenigen Stunden von andern zu unterscheiden. Gerard vom Genie und Garve in seiner bekannten Abhandlung von der Prüfung der Fähigkeiten, und so manche andre grosse Psychologen sind zwar nicht durchaus dieser Meinung. Muntere Lebhaftigkeit, Aeusserungen einer schnell wirkenden Einbildungs- und Erinnerungskraft, die man freylich an dem Knaben nach wenig Augenblicken entdecken kann, sind nicht allezeit untrügliche Kennzeichen des wahren Genies zum Studiren. Doch sie sind es ja doch wenigstens sehr oft, und ich will zugeben, daß man sich in ihnen gar nicht irren, und also auch der Schulmann sie sogleich für das halten könne, was sie sind. Haben wir dadurch so sehr viel gewonnen, daß wir nun wenigstens die Genies sogleich mit offenen Armen empfangen und den Musen

wisse Aufheiterung oder Morgendämmerung auch in ihren Gesichten unverkennbar, und dem Schulmann von geübtem Auge ein fast untrügliches Kennzeichen, daß hier die entwickelte Seele noch zum Durchbruch kommen werde. Und welche beynahe sichere Aufschlüsse erhält nicht der Kenner durch den Anblick gewisser Züge und Schattirungen, besonders um die Augen und Unterlippen herum über die Moralität des Jünglings, besonders in Rücksicht einer verwüstenden Sinnlichkeit, deren Allgemeinheit in unsern Tagen gar nicht, wie einige glauben, übertrieben wird. Aber bey dem allen ist doch die grosse Behutsamkeit nöthig, wenn nicht, wie von einem berühmten Rector an einer grossen Schule erzählt wird, offenbare Ungerechtigkeiten dadurch veranlaßt werden sollen. Man vergleiche von dem sehr unsichern Gebrauch der Physiognomik in pädagogischer Rücksicht Grosse in Reisewitzens Gedanken, Vorschlägen ꝛc. II. B. 2tes Stück S. 42—47.

zuführen können? Es wäre doch in der That sehr bedenklich, wenn nur diese allein, also die vorzüglich fähigen Köpfe, zum Studiren zugelassen werden sollten. Der am meisten fähig scheinende Jüngling kann am leichtesten mißrathen, dem talentvollesten drohen, wie bekannt, die gefährlichsten Klippen. Solche feurige Köpfe sind selbst dann, wo sie nicht alle Schranken überspringen, zu subordinirten Aemtern nur selten gesinnt, und in den höhern würden sie oft im ersten Drang weit mehr Verwirrung anrichten, als sie dann, wenn sie ausgebraust hätten, ihre ganze übrige Lebenszeit durch wieder gut machen könnten. „Die jungen Genies, sagt Möser (patriotische Phantasieen IV. 96.) wissen die gemeinen Sachen nicht anzugreifen, sie sind allumfassend und allzugewaltig, besitzen Horn und Stoßkraft, wollen der Natur gebähren helfen, und können kein Protokoll fassen." Es ist daher auch schon sehr oft bemerkt und erinnert worden, daß Knaben mit weniger außerordentlichen Geistesgaben, mit einer nur mittelmäßigen Fassungskraft, aber einem guten natürlichen Verstande durch Ordnung und Anhaltsamkeit in ihrem Studiren es gewöhnlich viel weiter bringen, und dem Staate viel nützlicher werden können, als jene. Auch sind es, wie schon oben bemerkt worden, vorzüglich nur diese, die man unter fähigen Köpfen versteht, wenn von Studierfähigkeit die Rede ist. Machen diese gleich keine Epochen in den Wissenschaften, werden sie auch nicht Systemerbauer oder Zertrümmerer, so werden sie doch mit ihrem hellen, gebildeten Verstand für höhere und niedere Staats- und Kirchenämter gleich gut passen, und, da der geringern Aemter immer weit mehr seyn müssen, als der einträglichern und höhern, dem Staate, der sie zu denken brauchen kann, sehr willkommen seyn müssen. Diese haben nun schon nichts

Hervor-

Herverstandes, und es gehört oft, besonders wenn ein verkehrter Elementarunterricht oder überhaupt ungeschickte frühe Erziehung an ihnen zuviel geschnitzelt oder verpfuscht hat, ein ziemlich hoher Grad von Aufmerksamkeit und Scharfsinn dazu, um ihnen nicht weniger zuzutrauen, als sie wirklich leisten können. Aber selbst noch eingeschränktere Köpfe können doch zu vielen Stellen, die mit Gelehrten besetzt werden müssen, wo es aber doch größtentheils nur auf eine gewisse mechanische Fertigkeit und Routine ankommt, brauchbar, also dem Staate angenehm, ja oft sogar unentbehrlich seyn. *) Unter allen diesen höhern und niedern Fähigkeiten und Anlagen findet nun selbst wieder eine unendliche Mannigfaltigkeit und Abstufung statt, zwischen

*) Mir, und ich weiß es, auch andern, ist folgende Stelle von Villaume im Revisionswerk III, 512 immer sehr auffallen: „Man könnte wohl „noch untersuchen, ob der mittelmäßige Kopf nicht „manchmal auf Kanzel, Katheder und Richterstuhl „brauchbarer ist, als der beste Denker? Der systematische Theolog wird am Krankenbette, und vielleicht auf der Kanzel mit seinen erhabnen Vorstellungen von Himmel und Hölle mehr Eindruck machen, als der Denker mit seinen höhern Wahrheiten. Warum? weil die Menschen letztere nicht „fassen können.“ Als Gegenstück mag folgendes dienen. Schlosser sagt in seinen Kleinen Schriften II, 169. nachdem er versichert hat, daß ohne den Stempel des Genies wohl gute Juristen, mittelmäßige Aerzte, gute Handwerker und — Professoren werden können, „aber ohne ihn (diesen innern Stempel des Genies) werden nur schlechte Dichter, schlechte Künstler, und schlechte Pfarrer: die sollten in Rücksicht der Religion alle Genien seyn: darum habt ihr überall schlechte Christen.“ Wer nun wohl von diesen beyden recht haben mag?

welchen selbst ein Garve überall bestimmte Grenzlinien zu ziehn nicht wagen würde. Und diese müßte doch mit einem mehr als lavaterischen Intuitionsgefühl, und mit fester untrüglicher Hand der Schulmann ziehn können, der sogleich beym Eintrittsexamen oder nach einem kurzen Noviziat den Unfähigen von dem Fähigen scheiden und zurückweisen soll. Wie mancher langsam sich entwickelnde Knabe, den man zu voreilig zu den Stumpfköpfen zählte, hat hernach wahres Genie gezeigt? Würde also nicht immer bey dem Zurückweisen eines unfähig Geglaubten in der Seele des gewissenhaften Lehrers der beunruhigende Gedanke aufsteigen müssen: dieser von dir Zurückgewiesene hätte sich vielleicht doch durch unermüdeten Fleiß durcharbeiten, und einmal wo nicht in einem ausgebreiteten, doch Segensvollen Wirkungskreise für die Menschheit wohlthätig werden können? Ich weiß wohl, daß dies mancher für übertriebne Gewissenhaftigkeit und Mückensaugerey halten wird. Ich denke aber, mit Menschenköpfen und Bestimmungen lasse sich nicht so umspringen, als wie es die eilfertige Köchin mit den Krautköpfen macht. Diese empfindet freylich keine Gewissensbisse darüber, den von aussen halbfaulen und unansehnlichen sogleich unter die Abgänglinge zu werfen, wenn auch die Herzblätter inwendig noch sehr gesund und genießbar seyn sollten. Es läuft also alles endlich auf die Frage in der pädagogischen Kasuistik hinaus: ist es besser, daß der Lehrer aus zu großer Gewissenhaftigkeit lieber einen Unberufenen unter der auserwählten Heerde mit einpassiren, oder dieses Unberufenen wegen lieber ein paar Berufene von seinem Schaafstall zurückgehn lasse? Freylich müßten aber die Schiedsrichter nicht zu der Sippschaft der Herrn Inquisitoren gehören, die einst im malleo maleficarum schauerlichen Andenkens, den weisen

sen Ausspruch thaten: wenn unter zweyhundert nur ein Zauberer wäre, und die übrigen unschuldig: so sey es besser, daß die Unschuldigen mit verbrannt würden, als daß man einen Zauberer am Leben ließe.

Allein, gesetzt, daß alle Aufseher und Rectoren der Gelehrtenschulen wirklich den durchdringenden Forscherblick, den nie ermüdenden Beobachtungsgeist und alle den Scharfsinn verbunden mit dem Maaße von Erfahrung und Seelenkunde besäßen, welche dazu nöthig seyn möchten, um ein so verwickeltes, mühsames und kitzliches Geschäfte, als die Prüfung der Fähigkeiten unleugbar ist, mit bestem Erfolg zu betreiben: kann man ihnen auch Selbstverläugnung und Aufopferungsgabe genug zutrauen, um alles das Ungemach standhaft zu ertragen, das in politischen und ökonomischen Verhältnissen für sie daraus entstehn müßte. Dies ist also die zweyte Ursache, warum hier so wenig gethan wird. Diese Vorschriften streiten zu sehr mit dem Eigennutz und der Selbsterhaltung derer, die sie zunächst befolgen sollen. Man denke nur. Gesetzt, ein solcher handvester Vater, wie jener, von welchem Tode erzählt, *) bringt seinen hoffnungsvollen Stammerben auf die Schule, und verlangt da vom großen Schulmeister, wie die Rectoren der lateinischen Schulen vom gemeinen Mann an vielen Orten genannt werden, er solle seinen Jungen auch zu so einem lateinischen Wunderthier machen. Der Rector, der

*) Ein Ochsenhändler im Holsteinischen, dessen dummer zehnjähriger Sohn die Ochsen in Hamburg zu wohlfeil verkauft hatte, sagte: Du hast kein Kirn zum Ochsenhändler, du mußt ein Pfarrer werden! Todes unterhaltender Arzt. 1 Bändch. S. 22. Mit veränderten Personen mags auch wohl zuweilen noch an andern Orten vorkommen.

es denn nun freylich dem jungen Bär an der Stirn ansieht, daß die Weisheit nie in einem so düstern Käfig Wohnung machen werde, erinnert sich an seine Schuldordnung und Pflicht, declamirt alles, und bittet den Vater in den sanftesten Ausdrücken, seinen Entschluß zu ändern. Welchen Platzregen von Grobheiten wird nicht der arme Mann vielleicht über sich ausströmen lassen müssen! Doch hier kommt er allenfalls mit einer kleinen Portion Tartarus emeticus, sich der überflüssigen Galle zu entladen, glücklich davon. Aber, welches Ungewitter würde sich erst über seinem Haupte zusammenziehen, wenn er nach allen vergeblich angestellten Proben irgend einen verzärtelten, an Leib und Seele verwahrlosten Knaben aus einer angesehnen Familie zurückschicken wollte? Welchen öffentlichen Verfolgungen und heimlichen Anfeindungen würde er sich da aussetzen? Wie würde die ganze Genossenschaft von Beasen und Pathen, die in dem kleinen Taugenichts nichts geringers als eine künftige Zierde des Staats- oder Kirchenkalenders erblicken, über ihn herfahren, und den vielleicht vernünftiger denkenden Vater so lange necken und reitzen, bis er sich zur Ausführung dessen, was sie in ihrem Rathe beschlossen, bereitwillig finden ließe? Doch, gesetzt, der edle Mann hätte Muth genug, auch dies zu ertragen, und sich, wenn es auch trübe hergienge, in den Mantel seines guten Gewissens zu hüllen, wird er auch Selbstverleugnung und Uneigennützigkeit genug haben, den Lockungen des Schul- und Privatstundengeldes und der durch die größere Anzahl der Schüler vermehrten Einnahme zu widerstehn? Der Knabe ist freylich von der Natur sehr zurückgesetzt, oder vielmehr durch physische und moralische Verwahrlosung seiner Eltern zum Dummkopf gestempelt. Aber er bezahlt doch richtig und vollwichtig, was zu bezahlen ist,

ist, und stellt bey Namenstagen und andern Gelegenheiten immer seinen Mann. Und könnte auch wirklich der wackere Rector seine Gewissenhaftigkeit so weit treiben, diesen Gewinn zu verachten, und sich lieber eine Erquickung seines Körpers, oder die Befriedigung eines Geistesbedürfnisses durch den Buchhändler abzuschlagen, was wird seine liebe Hausehre, seine gebietende Juno dazu sagen, unter deren strengen Regentschaft sich der sanfte Mann vielleicht schon lange schmiegen, und ihr jede seiner Einnahmen berechnen musste? Und fodert nicht der Luxus auch von Schulmännern seinen Zoll? Vielleicht hat er Töchter. Müssen diese nicht auch ihr Scherflein auf den Altar der Mode legen? Hat er Söhne, müssen diese nicht wieder, dem herrschenden Vorurtheile nach, ohne Ausnahme studiren, und so viele Jahre lang die Sportelrunige des Vaters auf Universitäten und noch später hinaus haben? Und werden wohl bey diesem Verfahren die übrigen Schulkollegen ganz zufrieden seyn? Werden diese bey noch kärglichern Einnahmen mit ihren Weibern und Kindern nicht in Wehklagen über den Rector ausbrechen, und ihn beschuldigen, daß er ihnen ihr knapp zugetheiltes Brod noch mehr schmälere? Wahrlich es ist leicht, zu befehlen: du sollst den Unfähigen von deiner Schule entfernen. Aber wie groß, wie schwer sind die Aufopferungen, die man dem armen Schulmann dadurch zumuthet!

Und hier komme ich auf die dritte Ursache, warum diese Vorschriften so wenig Kraft und Wirksamkeit haben: **der Staat thut zu wenig von seiner Seite, um diesen Vorschriften durch Unterstützung und Aufmunterung der Schulleute Nachdruck zu geben.** Alle Stände suchen, angereizt durch den Stachel täglich vermehrter und erhöheter Bedürfnisse, ihre

ihre Vortheile durch die mannigfaltigsten Sofkulatio-
nen zu vergrößern, und sich durch erfinderische Be-
nutzung der kleinsten Umstände neue Quellen des Er-
werbs zu eröffnen. Man nennt diese Erwerbsamkeit in
den meisten Fällen Häuslichkeit oder Kunstfleiß und be-
lohnt letztern sogar durch Prämien und öffentliche Be-
lohnungsdekrete. Oft nimmt die niedrigste Gewinnsucht,
die selbstsüchtigste Ueberwortheilung anderer die gleissende
Larve jener Benennungen vor. Niemand wird dadurch
getäuscht, aber niemand findet auch etwas arges daran.
Klopfern hilft zum Handwerk! ist das allgemein ge-
billigte, und ausgedrückte Losungswort. Nur der Geist-
liche und der Schulmann sollen bey diesem Streben,
Stossen und Drängen nach Vermehrung des Eigen-
thums, bey diesem allgemeinen Aufruhr, den Götzen
Eigennutz anzubeten, in leidenschaftslose Ruhe gelassen
zusehn, in Aussendung ihrer geistlichen Güter ihren
hohen Lohn finden, und, bey Besoldungen und Acci-
denzien im Zuschnitt der Reformation, stehende Denk-
mäler des Geldmangels und der Frugalität unserer Ur-
großväter seyn. Doch es haben dies auffallende Miss-
verhältnis der Einnahme zu den Bedürfnissen des Zeit-
alters Lüdke in seinen Gesprächen über die Abschaffung
des geistlichen Standes in Beziehung auf den Predi-
gerstand, und Bandau in seinen Vorschlägen zur Verbes-
serung der Oekonomie landstädtischer Schulen in Bezie-
hung auf Schullehrer noch ganz neuerlich so wahr und
so treffend geschildert, daß es unnöthig ist, nur ein
Wort weiter darüber zu verlieren. So viel mußte ich
aber doch vorausschicken, um nun die Frage mit desto
größerm Fug thun zu können: was thut der Staat, um
diese in jenen Vorschriften vorausgesetzten Selbstver-
leugnungen, diesen angemutheten Heroismus der Schul-
männer aufzumuntern, oder nur zu entschädigen? Er-

höhte

höht er die Besoldungen der Schulmänner, und macht er sie unabhängig von den launen fremder Leute? Ertheilt er ihnen dafür einen höhern Rang, und erhebt sie dadurch über die Beleidigungen jedes Thoren, dessen Unwillen oder Muthwillen sie bey ihrer uneigennützigen Rechtschaffenheit auf sich laden müssen. *) Und wo ist die

*) Nur da, wo der Staat lange schon Schulmännern dies wirklich gelassen, und ihnen eine von Schülern und deren Eltern völlig unabhängige Lage gegeben hat, kann auch strenger über das Schulgesetz: Unfähige gar nicht aufzunehmen, oder sie bald nach einem gewissen Noviziat wieder zurückzuschicken, gehalten werden. Dies ist z. B. der Fall bey den Sächsischen Fürstenschulen, und bey den zu dem Wirtenbergischen Erziehungsplan der Theologen gehörigen vier Klosterschulen Maulbronn, Denkendorf, Bebenhausen und Blaubeuren. Was die Sächsischen Fürstenschulen, diese Grundvesten des Sächsischen Ruhms in Literatur und alter Gelehrsamkeit, anbetrift, so verdient in dieser Rücksicht verglichen zu werden, Müllers Versuch einer vollständigen Geschichte der Fürstenschule zu Meissen (Leipz. 87) 1 Thl. S. 20. und eine schöne Stelle in Krebs Opuscul. Acad. et scholast. p. 437. seqq. Von den Wirtenbergischen Klosterschulen s. Norns Geographie und Statistik Wirtenbergs (Kram, Korn 87) S. 91. ff. Hier kann wenigstens der Staat eine gewissenhaftere Beobachtung seiner Vorschriften fodern. Ob sie wirklich statt finde, und ob nicht auch hier die Rectoren zuweilen durch unzeitiges Mitleid sich erweichen, oder durch Klagen der Eltern sich erstürmen lassen, ist eine andere Frage. Aber wahr ist es ohnstreitig, was der eben angeführte Conrector Müller in Meissen in dem seinen Programm de bonis scholarum Saxonicae principibus p. V. darüber sagt: apud nos quidem [illegible] fenestras [illegible] in parte actum, et quo animo, [illegible]

die über das Ganze sich verbreitende Schulpolizey die, wenn ein Schulmann noch Pflicht und Gewissen ein untüchtiges Subjekt abgewiesen hatte, dies sahe und billigte, und auch dafür sorgte, daß ein solcher Abgewiesener nun auch wirklich vom Studiren entfernt bleiben mußte? Man hat bey dem neuerlich so fruchtbar abgehandelten Thema über Straßenbetteley oft die Thorheit gewisser Stadtpolicieen gerügt, wo der vom Bettelvogt zu

fuerit intempestivae misericordiae, hoc malis summam rerum gentium esse, omnium temporum vitia comperiam ea. In solchen Schulen ist eigentlich auch immer der Vorschlag anzubringen, den Ankömmlingen, um die bösen und scheinbar unfähigen von den wirklichen Dummlingen und Schwachköpfen zu unterscheiden, eine gewisse Probezeit zu gestatten, und nach Maaßgabe der während dieses Novizials über sie gemachten Bemerkungen sie entweder völlig aufzunehmen, oder ohne weitere Rücksicht an die Eltern zurückzuschicken. Dies fand unter andern schon seit langer Zeit im Pädagogium zu Ilefeld statt, wie solches der ehemalige dortige Rector Kriegk in der constitutio rei scholasticae Ilefeldensis (Nordhausen 1716. 4. ein seltenes Buch, aber voll guter pädagogischer Bemerkungen) p. 5. seq. anführt, und diese Einrichtung ist auch unter den heilsamen Reformen eines Gesners und Heyne, wie natürlich, beybehalten, und von dem erst neulich verstorbenen Rector Meisner in einem seiner Programme (Erziehungsarchiv V. 205.) als sehr wohlthätig gepriesen worden. Die Klosterberatische Prüfungsclasse, von welcher Resewitz Nachricht giebt (Gedanken, Vorschläge ꝛc. III, 52. vergl. mit der Nachricht in den Reisenden für Länder- und Volkskunde (Numb. 58. 1, 34.) geht zwar nur auf die Moralität der Neuangekommenen, wäre aber doch auch zu dieser Absicht anwendbar für andere Schulen zu machen.

zu dem einen Thore hinaus komplimentirte Landstreicher sogleich durch ein anderes wieder seinen Einzug hält. Nun frage ich aber: würde es selbst im Fall der gewissenhaften Befolgung jener Vorschriften von einigen Schulmännern wohl mit den von ihnen zurückgewiesenen besser gehn, wenn nicht alle Aufseher und Rectoren in einem ganzen Lande und selbst in den angrenzenden Provinzen durch Einwirkung einer gewissen allgemeinen Schulpolizey sich dahin verbunden hätten, keinen, der irgendwo in Gemäßheit jener Vorschriften zurückgewiesen wäre, bey sich einen Schlupfwinkel zu gestatten? Oder könnte, was bey benachbarten Consistorien in den Ländern verschiedener Herrn durch gewisse gegenseitige Einverständnisse schon längst statt gefunden hat, nicht in einer andern Art auch unter Schulen angrenzender Provinzen eingeführt werden? *) Nach

*) Es haben erst seit kurzem die Universitäten Marburg, Rinteln, Göttingen, Halle, Leipzig, Jena und Erlangen eine Verbindung unter einander errichtet, keine von ihnen relegirte Studenten aufzunehmen. Deutsche Zeitung 89. n. 9. Was hier im Großen unter hohen Schulen möglich war, müßte wohl auch zu einer ähnlichen, wohlthätigen Absicht in kleinern ausführbar seyn. Eine Hauptschwierigkeit würden bey manchen Schulen die Emaschere seyn. Der Misbrauch, der hier mit sogenannten Anwerbungen und wandernden Chorschulern getrieben wird, ist freylich nicht mehr das, was er einst zu den Zeiten unserer Vorfahren war (siehe eine höchstmerkwürdige Stelle in der auch für die Schulannalen vortreflichen Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg von Mohnen II. Periode §. XIV. S. 163 f.) aber doch immer noch so nachdrucklichen Rügewerth, als sie in Meiners Beyträgen zur Beförderung Chr. Tug. auf Sch. S. 42. f. zu finden ist. Dann muß aber auch über-

Lauri

Nach allem diesen, was von mir über die Schwierigkeiten gesagt worden, die von der strengen Befolgung jener Vorschriften in den Schulordnungen unzertrennlich sind, könnte es nun wohl gar den Anschein haben, als wenn ich überhaupt alle dort befohlnen Fähigkeitsprüfungen tadeln, und folglich auch dies gegen die Studiensucht vom Staat angewandte Mittel völlig verwerfen wollte. Allein dies ist so wenig meine Meinung, daß ich vielmehr fest überzeugt bin, daß Prüfungen zu rechter Zeit angestellt, und durch die unmittelbare Auctorität und Mitwirkung des Staats kräftig unterstützt, die Wunderkur dieses so schwer zu heilenden Uebels, wo nicht gänzlich vollenden, doch mehr als alle übrigen Recepte in unsern pädagogischen Dispensatorien, befördern können. Nur müßte, dies kann nicht nachdrücklich genug wiederholt werden, der Staat es nicht beym bloßen Befehlen und Anordnen bewenden lassen, sondern diesen Prüfungen der Lehrer, wenn

dauer das thörichte Vorurtheil immer mehr wegfallen, den Werth einer Schulanstalt nicht nach der Güte, sondern nach der Menge der Köpfe, die sie bey Gelegenheitsgedichten und Schulfeyerlichkeiten aufzählen kann, abzumessen, ein Vorurtheil welches gewiß das Fortkommen manches an Geist und Beutel armen Stümpers auf Schulen, wo die Rectoren das Reaimmt gern vollzählig erhalten wollen, befördert. Schon der alte Dornavius rief in seinem Vivite Scholastico seinen damaligen Zeitgenossen zu: „Durch ein zahlreiches Heer sehr verschiedener Schüler wird keine Schule gut." S. die Auszüge von Stuve in Braunschw. Jour. 88. II, 197. Heutzutage hat man dies bis zum Heiserwerden wiederholt. Man sehe nur z. B. Lieberkühn über die Vortheile und Nachtheile großstädtischer Schulen (Breslau 86) S. 13. — Predigerstimmen in der Wüsten! —

wenn sie nicht in den Augen des auf die Folgen sehenden Publikums ein leeres Blendwerk und Puppenspiel seyn sollen, durch unmittelbare eigene Dazwischenkunft Gewicht und Nachdruck geben. Es müßten vom Staate Männer von Einsichten, und, wenn ich mich so ausdrücken darf, alte Obermeister vom Handwerke selbst angestellt, und diesen solche Gewalt gegeben werden, daß sie ohne Ansehn der Person ihr Amt ausüben, den Prüfungen der Lehrer entweder selbst oder durch ernannte unpartheiische Abgeordnete stets beywohnen, sich die darüber gefertigten Protocolle, und Censurtabellen vorlegen, und allenfalls in letzter Instanz bey streitigen Fällen selbst den Ausspruch thun könnten, wer studiren solle, oder nicht? Es müßten aber auch von Seiten des Fürsten oder des Staats Veranstaltungen getroffen werden, daß Gehalts- und Rangerhöhungen den nächsten Executoren aller Schulverbesserungen, den Schulmännern, Muth, Kraft und Willen dazu einflößten. So kommen wir also auch hier, wie bey der Untersuchung so vieler Schulgebrechen, auf die Nothwendigkeit eines eignen Schulkollegiums zurück, *) welches denn auch nun nicht mehr ein bloßes glänzendes Ideal, ein chimärisches Luftschloß genannt werden kann, seit zur Beschämung aller Zweifler die realisirte

*) Da ich über diese und andere Prüfungen, in so weit Schulmänner dabey die Hauptpersonen sind, weitläuftiger in dem Verfolg dieser Schulschrift zu einer andern Zeit sprechen werde, so will ich hier nur noch anmerken, daß hierbey die Gegenwart und Einwirkung einer besonders dazu bestellten Schulpolizey von den besten pädagogischen Schriftstellern schon lange gewünscht, und als das vorzüglichste Mittel an-

sirte Wahrheit davon in Berlin, und Braunschweig und selbst in einigen katholischen Staaten Deutschlands, wiewohl in letztern freylich noch mit großen Einschränkungen und lokalen Unvollkommenheiten, anzutreffen ist. Gewiß, der Nutzen, den ein solches Landescollegium auch dadurch dem Staate leisten muß, daß es durch seinen unmittelbaren Einfluß auf die Prüfung der Studirlustigen und die Erforschung ihrer Fähigkeit oder Unfähigkeit und auf die damit zu verknüpfenden Folgen für die Zukunft, den Bemühungen der Schulmänner Gewicht und Gültigkeit giebt, und dadurch so manchen, der sein Glück beym Studiren gesucht, und sein Unglück dabey gefunden hätte, die Gelegenheit dazu abschneidet, ist so ausgebreitet und wohlthätig, daß dies allein schon hinreichend wäre, alle die über eine solche Schulpolicey bedenklich den Kopf schütteln, und wohl gar mancherley böses und gehäßiges von ihr sich ins Ohr sagen, zum Stillschweigen und zur Erkenntniß ihres Unrechts zu bringen. Nur durch die unablässige Einwirkung eines solchen Collegiums kann auch ein anderes Mittel, von welchen

angesehn worden ist, Unfähigen das Studiren zu erschweren, oder zu untersagen. Man sehe Schlegels Summe von Erfahrungen und Beobachtungen zu Beförderung der Studien in den gelehrten Schulen und auf den Universitäten (Riga 85) S. 154 f. Ehlers in seinem Programm: von der bey Zulassung zum Studiren nothigen Behutsamkeit, in der Sammlung seiner Schulschriften S. 5. und eine sehr nachdrückliche Stelle in einer Abhandlung: von der bessern Einrichtung der Schulen in den Reichsstädten in der Nördlinger Schulbibliothek IV, 326 f.

chem ich nun sprechen werde, und das von den vorhergehenden nur durch Zeit und Folgen verschieden ist, allgemein wohlthätig, und zur Hemmung der verkehrten Studirsucht kräftig und wirksam werden.

Man hat Prüfungen der von den Schulen auf die Universitäten abgehenden, oder hier schon angekommenen verordnet, und die Landesstipendien und öffentlichen Unterstützungen nur denen zu ertheilen befohlen, die das Zeugniß der Reife und Fähigkeiten erhalten hätten. Die allerheilsamste Sache wird oft durch den Misbrauch die verworfenste und schädlichste. Dieser alte Gemeinsatz bestätigt sich auch in der Anwendung auf Stipendien, Freytische und andere Werke der Mildthätigkeit zur Beförderung des Studirens auf Schulen und Universitäten. Hohes Gefühl von Menschenwürde und Menschenwohl, und, hätte ja zuweilen als geheimere Triebfeder auch Ehrgeiz mit eingewirkt, Ehrgeiz der gemeinnützlichsten Art belebte die Edeln, die einen Theil ihres Ueberflusses zu Stiftungen für arme Studirende aussetzten, und dem Staat oder andern Bevollmächtigten die gewissenhafte Ausspendung derselben anvertrauten. Dies war, wie die grossen Männer zur Zeit der Reformation mit hellem Auge überblickten, als sie die fromme Begeisterung ihrer Zeitgenossen von den Fürsten bis zu den kleinsten Stadtmagistraten herab, besonders auf diese Art von Wohlthätigkeit zu lenken suchten, das beste Mittel, dem Dienste der Kirche und des Staats aus allen Volksklassen die besten Köpfe anzuwerben, und den in hülfloser Dürftigkeit verglimmenden Genienfunken selbst un-

ter dem Kittel und in der Strohhütte anzufachen. Aber was unsere Vorfahren in so hohem Sinn für Vaterland und Menschenveredlung gedacht und gethan hatten, das haben die ausgearteten Enkel durch Unverstand, Parteilichkeit, Eigennutz und Indolenz oft so tief herabgewürdigt, daß es schon manche patriotisch gesinnte Männer laut gesagt haben: Stipendien und Stiftungen brächten dem Staat weit mehr Schaden als Vortheil. *) So wenig ich nun auch dies harte Urtheil so allgemein ausgedrückt, billigen möchte, und so sehr ich mich freue, selbst ein Augenzeuge zweckmäßig und gewissenhaft ausgetheilter Stipendien gewesen zu seyn, und an dem Ort, wo ich das Glück habe unter thätigen Unterstützungen des rathschlagenden Verdienstes auf Schulen und Universitäten zu leben, dies auch jetzt noch recht oft seyn zu können: so unläugbar gewiß ist es doch auch, daß durch üble Vertheilung und Anwendung solcher Stif-

*) Iselin war gewiß Patriot und Menschenfreund. Man vergleiche nun folgende Stelle in seinen Ephemeriden 1780 I. 114. „Sollten nicht die Freytische und die Stipendien, welche junge Studirende „auf Universitäten und auf Schulen genießen, wie „viele andere sogenannte milde Stiftungen, eher verderblich als nützlich seyn? Sollten sie nicht eine „Menge schlechterzogener, hofnungsloser junger „Leute, Kinder schlechter Eltern, die sich besser zu „andern Berufen schicken würden, zu dem Studiren „anreizen, zu dem sie nicht tauglich sind?" Ich glaube, ruft Villaume in einem Anfall von Unwillen über die gelehrten Stuhrerfabriken in unsern Staaten aus, (Revisions Werk III. 596) „man hat nur „allzuviele Stipendien, Freytische und aller der Hülfsmittel mehr, wodurch man Thüren und Thoren „zu den gelehrten Handwerken geöfnet hat."

Stiftungen diese Wohlthätigkeit sehr oft Uebelthätigkeit geworden ist. Man hat, wenns hoch kam, den todten Buchstaben der Stiftung erfüllt, aber der belebende Geist derselben ist verflogen. Oder man hat wohl auch gar üppiges Unkraut begossen, und dürstende Pflanzen darneben verschmachten lassen. Man hat aus Sorglosigkeit oder Bequemlichkeit die kostbarsten Wohlthaten, wie Zahlpfennige, verschleudert, die herrlichsten Stipendien ungeprüften, oder nur zum Schein geprüften Armen hingeworfen, und auf öffentliche Unkosten künftige Lasten des Staats aufgefüttert; oder man hat sie auch hier und da gar aus Partheysucht und andern selbstischen Leidenschaften in den nimmer satten Schlund des Geizigen oder des Verschwenders geschüttet, und den verdienstvollen Armen mit leeren Händen weggehn lassen. Doch ich überlasse diese Züge, die man ja nicht für verzerrte Carricatur halten muß, dem Meisterpinsel eines Kenners kräftiger auszumahlen. *)

*) Eremvel sind verhaßt, und nichts ist lästlicher, als in dies Wespennest zu stören. Büsching mag sehen, wie er es verantwortet, wenn er in seinem Charakter Friederichs des IIten S. 104. so spricht: „Die „Stipendien sollten keinen andern, als ärmern und „zu den Wissenschaften fähigen und überwiegend geneigten jungen Leuten zu Theil werden: es haben „sich aber während der ganzen Regierung des Königs auch solche dazu gemeldet, welche diese Eigenschaften nicht hatten, und, was das ärgste ist, sie sind zum Schaden der wirklich Armen und Studierfähigen, durch Gunst und Freundschaft dazu gelangt, und haben die Stipendiengelder zur Kleiderpracht und zum Wohlleben verschwendet.“ Die Anwendung auf seine Nachbarschaft steht jedem frey! Uebrigens empfehle ich hier noch von ganzem Her-

Zu meiner Absicht ist es genug, aus diesem Stipendienmisbrauch die bekannte Erfahrung in Erinnerung zu bringen, daß eben durch ihre unbehutsame Ausspendung selbst dann, wenn noch der Buchstabe des Stiftungsbriefes erfüllt wird, ein ganzer Troß roher, unbemittelter und unfähiger junger Leute dem Pflug, den Werkstätten, oder einer andern passenden Bestimmung entzogen, und besonders dem geistlichen Stande, wo, wie Herder in seinen Briefen über das Studium der Theologie sich ausdrückt, sogern alle Krüppel zusammenkommen, zum großen Vorwurf und Nachtheil zugeschoben wird. Zurückweisung der Unfähigen! darauf kommt augenscheinlich auch hier alles an. Und hierzu ist wieder kein besseres Mittel zu erdenken, als gewissenhafte und strenge Prüfungen, die mit denen, welche sich zu den Stipendien melden, vorgenommen werden. Bey den Landesstipendien ist auch fast überall die Einrichtung getroffen, daß sich die Expectanten einer, auch wohl mehrmals wiederholten Prüfung unterwerfen müssen, und dann, der Regel nach, die Fähigsten unter ihnen ausgelesen werden. *) Aber auch dies ist

Herzen folgende kleine, wenn auch mit etwas viel Wärme geschriebene, doch gut gemeinte Schrift: Ueber die Stipendien, Betrachtung, Wünsche, Bitte von M. König. Nürnb. 85.

*) Dies ist der Fall bey den Churſächsischen Landesstipendien in Leipzig und Wittenberg. So weise und preiswürdig diese Einrichtung ist, da das Oberconsistorium nach Maasgabe der gewissenhaften Censuren und Probeausarbeitungen, die halbjährig von den Ephoren der Stipendien eingeschickt werden müssen, die würdigsten aussuchen kann, und so gewiß diese vor-

ist immer menschlichen Schwächen und Misbräuchen unterworfen, und umfaßt bey weitem nicht alle Candidaten der Academie, nicht einmal die Aermern alle, die dahin abgehn. Auch geschieht dies häufig alsdann erst, wenn der Schüler schon lange die Rechte eines akademischen Bürgers oder die letzte Einweihung zur Priesterschaft der Musen erhalten hat, die ihm ohne grobe Vergehungen nicht wieder entrissen werden kann. Wie vortrefflich und wohlthätig mußte also ein Plan seyn, der alle auf Academien Abgehende ohne Ausnahme so umspannte, daß zwar die bürgerliche Freyheit

vortreffliche Einrichtung unter der stetswachenden Aufsicht eines Burgsdorfs jeden möglichen Misbrauch von sich entfernt halten wird; so kann sie doch nur sehr theilweise die Absicht befördern, Unfähige im ganzen Lande vom Studiren überhaupt abzuhalten, da die Prüfungsexamina nicht sogleich bey der Ankunft auf die Universität, sondern erst alsdann, wenn die Liebhaber durch einen Befehl vom Oberconsistorium die Anwartschaft dazu erhalten haben, mit ihnen vorgenommen werden. Vielleicht bezieht sich eben darauf, was in den Gothaischen Gelehrt. Zeit. 89. N. 6. S. 48. aus einer sehr guten Quelle berichtet ist. Mehr dieser Absicht scheint sich die Einrichtung zu nähern, die bey den herzoglichen Landesconsistorien in Weimar und Gotha getroffen ist, wo die stipendienfähigen Landeskinder noch vor ihrem Abgange von der Schule einer speciellern Prüfung im Consistorium unterworfen werden. Eine noch ausgebreitetere, alle die im Lande versorgt seyn wollen, umfassende Schulprüfung vor dem Abgang auf die Academie ist, wie vor kurzem in der Deutschen Zeitung 89. N. 8. S. 70. angeführt wurde, in der Grafschaft Lippe Detmold zum Gesetz gemacht worden.

dadurch nicht eingeschränkt, aber doch auch festgesetzt würde, daß wer nicht reif und fähig zum Studiren, schon vom Eintritt in seine akademische Laufbahn an, durch gewisse dazu öffentlich zu veranstaltende Prüfungen erklärt würde, auf immer nicht blos vom Genuß der Stipendien sondern auch von weitern Aussichten auf die Zukunft ausgeschlossen bliebe? Die Sache ließe sich ohngefähr so vorstellen. Jeder, der Ansprüche auf unmittelbare Unterstützung des Staats zu seinem Fortkommen auf Universitäten machen will, und dies sind gerade am meisten arme und von gemeinen Eltern geborne Jünglinge, bey denen die Zulässigkeit zum Studiren die größte Aufmerksamkeit erfodert, wird, wenn er entschlossen ist, die Schule zu verlassen, in Gegenwart einiger Sachkundiger von der obersten Schulpolicey ernannter Deputirten, oder, wo dies geschehn kann, vor dem Collegium selbst vom Rektor so geprüft, daß nicht allein seine Reife zur Universität, sondern auch seine Fähigkeit zum weitern Fortstudiren deutlich erkannt, und das auf das gewissenhafteste, nach einem weise vorgeschriebenen Formular abgefaßte Zeugniß davon dem Collegium so wohl als der Universität, die der Geprüfte besuchen will, überreicht wird. Hätte diese Prüfung auf der Schule nicht geschehn können, weil der zu Prüfende entweder gar nicht seine Vorbereitung auf einer öffentlichen Schule erhielt, oder weil es andere Verhältnisse nicht gestatteten, so würde er sich dieser dann vielleicht noch mehr zu schärfenden Prüfung durch besonders dazu zu ernennende und dafür zu besoldende Examinatoren sogleich beym Antritt seiner akademischen Laufbahn unausbleiblich unterwerfen müssen. Auf jeden Fall würde nun den würdigen Armen das Zeugniß der Reife und Tauglichkeit zum Genuß der Stipendien und andern

dern öffentlichen Wohlthaten eben so sehr berechtigen, als der Mangel dieses Zeugnisses ihn ganz zuverläßig davon ausschließen würde. Da ferner auf dies Zeugniß der Reife oder Unreife bey der Ausfertigung der künftigen Universitätstestimonien und so weiter selbst bey der Ertheilung der Aemter die genaueste Rücksicht genommen werden müßte, so erhielte dadurch die Prüfung beym Eintritt ins akademische Leben entschiedene Wichtigkeit für die ganze Bestimmung des Jünglings. Und so ist auch auf einmal das schwere Räthsel, wie die Unfähigen von Stipendien und vom Studiren überhaupt zu entfernen sind, auf die befriedigendste Weise gelöst. Der Jüngling, der beym Mangel natürlicher Fähigkeiten stets unreif befunden werden muß, kann sich nicht mehr mit den lockenden Hoffnungen künftiger Unterstützung täuschen, oder von seinen eigennützigen, eiteln Eltern und Anverwandten täuschen lassen. Er wird gewiß, wenn ihm die Lehrer auf Schulen nur immer recht lebhaft seine Schwäche und Untüchtigkeit fühlen, und das Beschämende seines Abschiedsexamens und dessen traurige Folgen im Hintergrunde erblicken lassen, über das Mißliche seiner gegenwärtigen und künftigen Lage ernste Betrachtungen anstellen, und von dem Vorsatz zu studiren abstehn, der unter diesen Umständen alle Reize für ihn und seine verblendeten Eltern verloren haben muß. Auf diese Weise fällt auch der Vorwurf weg, der beym ersten Anblick sehr gegründet scheinen könnte, daß es doch hart sey, den, der schon mehrere Jahre die Schulstudien getrieben, und inzwischen die beste Zeit verloren hat, sich nach einem andern Broderwerb umzusehn, durch ein solches unerbittliches Urtheil der Untüchtigkeit erst am Ende seiner scholastischen Laufbahn zurück zu weisen, und so auf immer als

elendes Zwittergeschöpf zwischen Thür und Angel zu stellen. Ihm geschähe gewiß, da er lange voraus gewarnt, sein Schicksal wußte, kein Unrecht. Und doch hätte nach dieser Einrichtung auch der langsamere Kopf, dem es aber doch nicht an Anlagen und Fähigkeiten fehlte, mehr Zeit gewonnen, sich zu entwickeln, und diese so weniger Gefahr, mit den wirklichen Dummköpfen in eine Klasse geworfen und abgewiesen zu werden, als wenn nach dem zuerst angeführten Mittel unfähige Subjekte so gleich bey der Receptionsprüfung, oder wenigstens nach einer kurzen Probezeit ein für allemal vom Studiren ausgeschlossen werden sollten. *) Freylich würde

*) Wenn jemand, der mit den neuesten Ereignissen unserer Tage unbekannt wäre, dies läse, so würde er gewiß sogleich ausrufen, womit man schon so vielen Vorschlägen dieser Art spöttisch das Zeichen der Verwerfung aufgedrückt hat: lauter Spielwerk einer erhitzten Phantasie, lauter schöne Träume fürs Jahr 2440, oder in Tarimor zu realisiren! Aber wie würde seine Zweifelsucht an der Ausführbarkeit dieses Entwurfs beschämt werden, wenn er das Rescript vom 23ten Decembr. 88. wegen der Prüfung der Candidaten der Akademie, womit das Oberschulkollegium in Berlin allen edeln und denkenden Männern gleichsam ein angenehmes Neujahrsgeschenk gemacht und seine wohlthätige Wirksamkeit, die man schon hier und da zu bezweifeln anfieng, vortrefflich bewiesen hat, in die Hände bekäme, und darinnen diesen Plan in einer noch weit größern Ausdehnung, als er von mir angeführt worden ist, realisirt fände. Vorläufige Nachrichten davon findet man im Intelligenzblatt der Allg. Lit. Z. 89. N. 29. S. 227. den Nintelschen Annalen der Theologie 7te Woche S. 112. und vorzüglich in der Beckerschen deutschen Zeitung 89. N. 12. S. 96. Wir haben aber in dieser Ostermesse

würde dieser ganze Plan sehr vieles von seiner allumfassenden Wohlthätigkeit verlieren, wenn nicht auch diejenigen Stipendia, welche von Stadtmagistraten, Communen und einzelnen Familien kraft ihrer Stiftungsbriefe ohne Mitwissen und Sanction des Staates vertheilt werden, und die in manchen Ländern weit zahlreicher sind als die Landesstipendien selbst, *) nach Würde und

messe eine weitläuftigere Auseinandersetzung und Beurtheilung von einem Kenner, der mit den Concipienten jenes Reskripts in den engsten Verbindungen steht, zu erwarten. Die Vortreflichkeit dieser Verfügungen ist so einleuchtend, daß sich sogleich auch alle reformirte Schulen in den brandenburgischen Staaten und auch die schlesischen Consistorien durch ein sehr ehrenvolles Schreiben des Präsidenten von Seidlitz zur Annahme derselben freywillig erklärt haben, womit also die vorläufige Nachricht in der Beckerschen Zeitung ergänzt werden muß. Das Ganze ist aber ein überzeugender Beweis, daß die so oft mit dem Titel unerreichbarer Ideale gescholtenen Vorschläge eines Resewitz, Gedike, Stuve über Schulkollegien und den dadurch zu hoffenden Einrichtungen nicht blos über, sondern auch unter dem Monde statt finden können.

*) In Leipzig sind sichern Nachrichten zufolge 77, und in Wittenberg etliche und 80 verschiedene churfürstliche Stipendia, die Frentische und andere milden Stiftungen abgerechnet. Nun sind aber allein in dem Haschenschen Sächsischen Magazin, im 2 — 4ten Theil nach alphabetischer Ordnung 149 sächsische Stipendia aufgeführt, welche alle von Communen und Privatpersonen vergeben werden, und es würden sich wenigstens noch einmal so viel mit leichter Mühe auffinden lassen, die dort absichtlich übergangen worden sind. Aus dieser summarischen Angabe läßt sich doch

und Fähigkeit vertheilt würden. Am leichtesten käme man freylich hier aus der Verlegenheit, wenn man, wie auch König in seinem Ideal über die Stipendien träumt, dies alles in einen großen Fond zusammenschmelzte, oder, wie in den kaiserlichen Staaten, der Religionskasse einverleibte. Allein dies hieße den Knoten auf das gewaltthätigste zerhauen, und unter dem Vorwand einer guten Absicht die heiligsten Vorrechte der Menschen antasten und zertreten. Wenn sie auch anfänglich die zweckmäßigste Anwendung erhielten, wer könnte denn diese auf immer verbürgen, oder den Fürsten, dem seine Heere näher am Herzen lägen als seine Schulen, über den Stipendienfond eine eigene Wahlkapitulation beschwören lassen? Viel eher läßt sich hoffen und wünschen, daß, im Fall jener Plan zur Ausführung reife, die Privatpatrone, ihrer Gerechtsamen ohnbeschadet, dazu übereinkommen würden, ihre Stipendienspende auch nur solchen zuzutheilen, die jenes öffentliche Zeugniß der Reife und Tüchtigkeit bey der Abschiedsprüfung erhalten hätten. Wenigstens müßte das zur Oberaufsicht und Direktion des Schulwesens bestimmte Landeskollegium im Einverständniß mit den Universitäten und Stadträthen nicht allein ein genaues Verzeichniß aller solcher besondern Stiftungen und Familienvermächtnisse besitzen, sondern auch durch fleißige Nachfragen und Anmahnungen die Collatoren in steter Spannung und Aufmerksamkeit zu erhalten wissen. Allein dies alles müßte ja erstaunlich viel Mühe, Hin- und Herschreiben, Reisen, Protokolliren und Registriren verursachen. Wo nun da

doch schon ein allgemeiner Ueberschlag machen, wie weit die öffentlichen Landes- und Fürstenstipendien von den Privatstipendien überwogen werden.

da Zeit, Geld und Mittel dazu hernehmen? Da sind wir nun schon wieder auf dem vorigen Standpunkt. Damit dieser ganze Plan nicht bloß ein schöner Entwurf, nicht ein neues todtes Kapitel in veralteten oder verjünaten Schulordnungen, sondern Realität und lebendige Ausführung sey und bleibe, müßten die Fürsten nach dem Beyspiele Friedrich Wilhelms ein eigenes aus Staatsmännern, Universitäts- und Schullehrern bestehendes Collegium errichten, und mit landesväterlicher Milde ausstatten, das die Befolgung dieses außerordentlich weitaussehenden und vielumfassenden Plans zu seinem beständigen Geschäfft machen, über Schulprüfungen und Stipendienvertheilungen in letzter Instanz urtheilen, und wegen der damit in Verbindung zu bringenden Amtsbesetzungen mit den übrigen Collegien stets kommuniziren könnte. Dies alles einem andern Collegium, das schon in seinem Fache vollauf beschäfftigt oder gar überlastet ist, noch nebenbey aufbürden zu wollen, würde eben so unbillig als vergeblich seyn, und hieße, dem Menschen mehr Aufopferung für den Gemeingeist, mehr Anstrengung zumuthen, als je ein Staat von seinem Diener zu fodern berechtigt war.

Ich eile, zwey andre Mittel, die man von Seiten des Staats anzuwenden vorgeschlagen, und zum Theil auch wirklich schon angewandt hat, noch ganz kurz anzuführen. Beyde hängen auch mit den neuen Schulverbesserungsplanen aufs genaueste zusammen. Man hat vorgeschlagen, die zu sehr vervielfältigten lateinischen Schulen in Bürgerschulen zu verwandeln, und jene auch da, wo sie bleiben könnten, von diesen völlig abzusondern. Es ist hier

nicht

nicht der Ort, diesen Vorschlag, der durch die Resewitzische Schrift von der Erziehung des Bürgers und Basedows Aufruf zuerst neue Anregung, durch die Schriften eines Gedike, Struve, Campe allgemeinen Umlauf und durch die öffentliche Billigung eines Zedlitz und verschiedener anderer einsichtsvoller Staatsmänner Gewicht und Ausführbarkeit erhielt, in seinem ganzen Umfang und seiner Gemeinnützlichkeit zu prüfen und zu empfehlen. Hier ist nur von der Frage die Rede, in wiefern der Vorschlag, daß man alle, oder doch die meisten lateinischen Schulen in den Landstädten in deutsche Bürgerschulen verwandle, welchen Becker unter den Verminderungsmitteln der Studirsucht (Deutsche Z. 88. N. 25.) sogar zuerst anführt, und der andere damit aufs genaueste verbundene, daß man auch da, wo lateinische Schulen ferner bestehen, sie wenigstens ganz in Sprach- und Sachunterricht absondere und scheide, zu der Absicht, wovon hier gehandelt wird, nützlich seyn könne? Was nun den ersten Vorschlag anlangt, so ist es offenbar, daß durch die Umschmelzung der lateinischen Schulen in kleinern Städten, und die dadurch bewirkte allgemeine Verringerung der Gelehrtenschulen in einem Lande auch vielen Eltern, besonders aus den gemeinen Ständen, und manchen unbemittelten rohen Knaben, die nicht aus innerm Trieb und Beruf, sondern der nahen verführerischen Reize wegen das Studiren einer zweckmäßigern Bestimmung vorziehen, der Misbrauch, der damit getrieben wird, erschwert, oder wohl ganz abgeschnitten wird. Gelegenheit, sagt das Sprichwort, macht Diebe. Von vielen, die durch die nahe Bequemlichkeit angelockt, zum Studiren gekommen sind, sie wissen selbst nicht wie? könnte man aber auch sagen: Gelegenheit macht Studenten. Diese Gelegenheit würde

denn

denn bey vielen wegfallen, und der verderbliche Schulluxus, wie ihn vor kurzem ein launichter, pädagogischer Schriftsteller sehr charakteristisch geschildert hat, sehr eingeschränkt werden. *) Wegen des zweyten Vorschlags, der

*) S. (Thiemens) Warnefried, oder über die Verbesserung alter Schulanstalten, ein Gutachten an die Schulpatrone zu ** (1783.) S. 77—94. wo darüber viel Treffendes, vielleicht nur zu blendend, um überall die Probe auszuhalten, gesagt wird. Die ganze Sache bleibt wohl vor der Hand ein frommer Wunsch. Aber wenn es auch einmal Ernst damit werden sollte, so möchte doch der raschreformirende Warnefried noch manches beherzigen müssen. Es klingt wohl schön, daß in jedem Distrikte nur eine Hauptprovinzialschule seyn sollte. Hierdurch würden aber auch, wie schon Stuve über das Schulwesen S. 29. bemerkt, die Klassen derselben überfüllt werden, und daraus alle die schlimmen Folgen für Unterricht und Sittenbildung entstehen, die als notwendige Uebel zu stark besetzter Schulen von Lehrern solcher Anstalten schon längst beklagt worden sind. S. Ehlers Programm von der Schädlichkeit einer zahlreichen Jugend in Schulen in der Sammlung seiner Schulschriften S. 73—96. Thieme selbst erkennt anderwärts die schlimmen Folgen einer solchen Anhäufung in seiner Preisschrift über die Hindernisse des Selbstdenkens in Deutschland S. 325—28. So würde auch bey der Reduktion der Gelehrtenschulen auf nur wenige im Lande manchem talentvollen Armen das Studiren sehr erschwert werden, wenn er an die von seinem Geburtsort weit entfernte Schule ohne Unterstützung gewiesen wäre. Man sehe die Bemerkung eines schlesischen Schulmanns im Braunsch. Journ. 88. VIII. 462. Neben dem Unfähigen würde auch manches in den lateinischen Schulen einer kleinen Stadt glücklich geweckte und entwickelte

der jenem erstern aus wichtigen Gründen noch weit vorzuziehen seyn möchte, und zum Heil des Staats je eher, je lieber überall, wo eine solche Trennung der Gelehrten- und Bürgerschulen noch nicht vorgenommen worden ist, ausgeführt werden sollte, kann nicht geleugnet werden, daß durch die noch immer ganz und gabe verkehrte Art in den niedern Klassen der Stadtschulen, die blos zur Bildung des Bürgerstandes dienen sollen, alles schon nach gelehrtem Zuschnitt zu behandeln, den zu bürgerlicher Nahrung bestimmten Knaben eher **Romulus** und Alexander deklinieren, als den Namen ihres Landesfürsten kennen zu lehren, und wohl auf diesen latinisirenden Affanz viel Verdienstlichkeit und Werth zu legen,*) mancher

edlere Genie aus Mangel der Gelegenheit dem Staate ganz entzogen werden. Endlich käme hierbey noch zu überlegen, daß ein schlechter Lehrer an einer so großen Schule, die nun gleichsam das Zwangrecht hätte, mehr Gutes hindern und zurückhalten könnte, als zwey und mehrere auf kleinen Schulen, und daß denn auch die zwischen dichter an einander liegenden Schulen viel Gutes bewirkende Aemulation der Lehrer und Lernenden ganz wegfallen würde.

*) Unter den Argumenten, die man gegen diesen latinisirenden oder vielmehr barbarisirenden Schlendrian auf Trivialschulen so unzähligemal wiederholt, und noch zuletzt im Ilten Theil des Revisionswerks zusammengestellt hat, scheint man mir dies immer übersehn zu haben, was aus der Veredlung unserer Muttersprache hergeleitet, und den solchen, die noch immer sich damit herumschlagen, der Junge müsse doch einen Terminum oder casum setzen lernen (man vergleiche Dillenius über die **Vortheile, die der Profession vom Lateinlernen hat.** Stutt-

gart

mancher Knabe, dem es sonst gewiß nicht eingefallen wäre, das Handwerk oder das Gewerbe seines Vaters mit dem Studiren zu vertauschen, mit Verachtung gegen die väterliche Beschäfftigung erfüllt, und zu dem eingebildeten Schlaraffenleben seiner studirenden Mitschüler mit fortgezogen wird. Darum sagte auch schon Zedlitz von der verkehrten Methode in solchen Schulen: „der Knabe lernt lauter Dinge, die er nicht braucht, „und von dem, was nöthig ist, nicht einen Buchstaben, „und die traurige Folge ist dann, daß ein so unterrichteter junger Mensch aus seinem Stande gerissen wird, „und durch das Pralen des Rektors von den Vorzügen „der Gelehrten Neigung zu Lebensarten bekommt, die „ihm bequemer und ehrenvoller scheinen, und die ihn „nie zum Ziel führen." Berlin. M. Schrift 87. VIII.) Wenn nun diese Trennung der Bürger- und Gelehrtenschulen überall statt fände, da sie jetzt an vielen Orten immer noch wunderbar genug in einander verflochten und verwickelt sind, so würde auch hierdurch manche Veranlassung zum Studiren wegfallen, aber auch das ganze Erziehungswesen in so fern eine neue sehr vortheilhafte Wendung bekommen können, daß nur die allgemeine Bürgererziehung auch auf der andern Seite wieder als Vorbereitung zum Gelehrtenstand betrachtet würde, und die Aufseher der Schulen nun schon nach den

gart 87.) sehr ad hominem ist. Die lateinischen Floskeln und Worte sind seit 50 Jahren fast ganz aus Rede und Schrift ausgemerzt, die ehedem beydes so buntscheckigt, aber freylich auch bey dem gemeinen Mann, der im Nachgebrauch derselben nicht gar lächerlich werden wollte, eine kleine grammatische Kenntniß des Lateins nöthig machten.

den bey jenem allgemeinen Unterricht bewiesenen Fähigkeiten weit richtiger die fähigen Köpfe zum Studiren auslesen, die Unfähigen aber, die sich dazu drängen wollten, zurückweisen konnten. *)

Endlich haben auch einige, wie zum Beyspiel Becker a. ang. Orte noch folgendes Mittel vorgeschlagen: **Die höchste Landesobrigkeit, oder das von ihr dazu bestimmte Kollegium muß nach Maaßgabe sicherer Tabellen die Erwäh-**

*) Gedike prediate diese Wahrheit mit dem ihm eigenen Nachdruck schon vor zehn Jahren in seinem Aristoteles und Basedow, S. 253—63. Inzwischen leate er doch einige Jahre später schon selbst das Geständniß ab, daß diese Schulentrennung eine fast gänzliche Umschmelzung unsers bisherigen Schulsystems voraussetze, und daß daher noch lange Zeit zu jenen Wünschen gehören werde, in die man sich mit Entzücken hineinträume, und, wenn man erwacht, bedaure, daß es nur ein Traum war, in den praktischen Beyträgen zur Methodik S. 61. Etwas hiervon ist doch schon vorher durch die Errichtung der Realschulen in Erfüllung gebracht worden, deren Hauptabsicht es seyn sollte, allgemein vorbereitende Kenntnisse aller Beschäftigungen, die sich der Handwerker, Künstler, Gelehrte nur wählen kann, der Jugend zu verschaffen, und sie so zu einer vernünftigen Wahl des einen jeden am meisten anpassenden Berufs zu bringen. Siehe eine weitläuftigere Auseinandersetzung dieses Gedankens, aus welchem auch Friedrich II. diese Realschulen in seinen Landern vorzüglich begünstigte, in Hrn. Dan. Hermes Versuch über die richtige Bestimmung der für die Jugend zu wählenden Lebensart (Breslau 774.) S. 21 ff.

wählung dieses oder jenen Standes, wie es das Bedürfniß des Staats zu jeder Zeit erfodert, durch Aufmunterungen begünstigen, oder durch Verbote zurückhalten. Die politische Arithmetik hat noch nie so viel Köpfe, Federn und Buchdruckerpressen beschäfftigt als jetzt. Man hat Bücher und Journale voll Berechnungen und Listen über Ausfuhr oder Einfuhr fremder oder eigener Landesprodukte und Handelswaaren, von Flächeninhaltsberechnungen, Konsumtionstabellen, Krankheits- und Todtenverzeichnissen und Populationslisten vom geringsten Dorfe bis zu ganzen Ländern und Königreichen. Dies alles hat nun auch seinen unbezweifelten Werth, und bietet besonders dem Staatsökonomen und Kameralisten einen reichen Stoff dar zu Spekulationen, physiokratischen und antiphysiokratischen Systemen, Assekuranzen, Handelsentwürfen, neuen Policeyverfügungen, mit unter auch von Accise- und Mauthtarifen. Daher kann denn auch mancher Landesvater sehr genau wissen, wie viel jährlich von jedem Artikel aus- und eingeführet, und wie viel im Lande selbst konsumirt wird. Er kann die Zahl von Schlacht- und Mastvieh, wie viel in der Residenz und in den Provinzen verbraucht wurde, mit einem Blick übersehn, und aufs allergenaueste erfahren, wie viel tausend Schock Eyer monatlich zur Befriedigung der Gaumenlust seiner Unterthanen und seines Hofes in der Hauptstadt nöthig sind. Allein nicht immer möchte er seine Neugierde so gut befriedigen, und aus vorhandenen Verzeichnissen überschauen können, wie viel junge Leute in seinen Landen auf Schulen und Universitäten von Jahr zu Jahr zum wichtigsten Staatsbedürfniß sich vorbereiten, und durch Studiren zu Staats- und Kirchenämtern

tern richtig werden. Und doch könnte dem edeln Fürsten der wichtigen Folgen wegen an diesen letztern weit mehr gelegen seyn als an den erstern, wo es oft nur um einige Thaler mehr oder weniger in seinen Kassen ankommt. Zu dieser Absicht waren also jährliche nicht allein von den Universitäten, sondern auch von allen Schulen und Erziehungsanstalten, die zur Gelehrtenbildung bestimmt sind, einzuschickende Studientabellen, wobey auch so genau als möglich bestimmt wäre, welchem von den gelehrten Ständen sich jeder zu wählen gedenke, oder schon gewählt habe, eine Sache, die schon mehrmals gewünscht und empfohlen worden ist. Sie würde aber vorzüglich dadurch einen hohen Grad von Nutzbarkeit erhalten, daß man hieraus nach einem richtigen Verhältniß der Aemter in einem Lande leichter bestimmen könnte, ob nicht in gewissen Perioden die Zahl der Studirenden in diesem oder jenem Jahr, oder auch überhaupt zu groß sey. Ausdrückliche landesherrliche Verbote und Einschränkungen der unverhältnißmäßigen Studirsucht, so wie auf der andern Seite Aufmunterungen zu gewissen Ständen und Lebensarten würden hierdurch Veranlassung und Ansehn erhalten. *) Allein ob

*) Schon Schlegel hat in der Summe von Erfahrungen und Beobachtungen S. 153. sehr richtig bemerkt, daß bey Anwendung dieser politischen Arithmetik auf einzelne Fälle nicht vergessen werden dürfe, daß einige von den Studirenden früh sterben, andere in fremde Länder sich zerstreuen, und noch andere in der Zukunft keinen Gebrauch von ihrem Studiren machen, sondern in andern Ständen hinüber schweifen. Auch müßte da, wo das sehr drückende Indigenatrecht bey Besetzung der Aemter nicht gilt, noch darauf Rücksicht genommen werden, daß wieder

ob nicht auch hierdurch die bürgerliche Freyheit zu weit eingeschränkt, und, wo nicht überall die größte Behutsamkeit, Gewissenhaftigkeit und reiner Patriotismus die Männer leitete, denen die Ausführung übertragen würde, manches davon in drückenden Conscriptionsdespotismus und feinere Finanzspekulation ausarten könnte; dies wäre freylich eine Frage, die erst reiflich erwogen, und durch weise Einschränkungen weniger bedenklich gemacht werden müßte, ehe man zuversichtlich behaupten könnte, daß durch die Anwendung solcher Mittel die Summe der allgemeinen Glückseligkeit wirklich vergrößert werde. Allzugroße Diät nach großer Ueberfüllung kann auch schädlich werden, und man sagt es gebe Fälle, wo ein Fieber, dessen Sitz in einem verdorbenen und überladenen Magen war, durch verkehrte Behandlung in eine langsame, tödtliche Schwindsucht ausarte.

Und nun die Folgesätze von allem diesen? Auch der Staat hat allerdings etwas, in einigen Ländern so gar viel gethan, um ein Uebel, dessen Folgen er nur allzu lebhaft empfinden mußte, wo nicht aus der Wurzel zu heilen, doch durch Palliative und Linderungsmittel zu verringern. Aber, wenn auch alle diese Mittel überall angewandt, und alles, mit größter Behutsamkeit und

der Fremde, die auswärtig ihre gelehrte Bildung erhalten haben, ins Land kommen und in Aemter angesetzt werden. Uebrigens haben wir nur ganz neuerlich eine Anwendung dieses Mittels in den politischen Zeitungen gelesen, nach welchem der Kaiser durch ein Handbillet an die geistliche Commission den Befehl ertheilt hat, man solle die jetzt Studirenden zur Erarcirung des geistlichen Standes aufzumuntern suchen.

Schonung der bürgerlichen Freyheit, zum besten eingerichtet würde; wenn auch ein eigenes Kollegium, oder eine besonders dazu bestimmte allgemeine Schulpolicey strenge Aufmerksamkeit auf alle Prüfungen vor, während und nach der Schullaufbahn eines jeden Studirenden zu richten angewiesen wäre; wenn auch durch die Verminderung der lateinischen und Abtrennung der Bürgerschulen tausend Lockungen und Reizungen zum Studiren wegfielen; und wenn auch die genauesten Schultabellen verfertigt, und den dazu bestellten Aufsehern, oder dem Fürsten selbst zur Ansicht vorgelegt würden: so würde dies alles doch die gehoffte Wirkung nicht hervorbringen, wenn nicht irgend eine höhere Kraft, ein Talisman oder ein Zauberspruch, alles Ansehn der Personen und alle selbstsüchtige Leidenschaften aus den Seelen der Oberaufseher und aller Personen, die durch sie in Thätigkeit gesetzt würden, auf einmal wegbanneten, das heißt, wenn die Menschen nicht aufhörten, Menschen zu seyn. Manche Mängel und Unvollkommenheiten müssen dem Studiren und dem Gelehrtenstand schon deswegen ankleben, weil dadurch allezeit jene natürliche Gleichheit unter den Menschen aufgehoben, eine Klasse über die andere gesetzt, und also bey tausenden die Einschränkung nöthig gemacht wird, daß sie die möglichste Vollkommenheit der Brauchbarkeit fürs Ganze aufopfern müssen. Im goldenen Lande Trakimor, giebts gar keine Gelehrten, und Stolberg verbannet sie daher in seiner glücklichen Insel aus dem Ideal einer vollkommenen Staatsverfassung. Allein will man darum das Licht auslöschen, weil der Schatten ihm unzertrennlich zur Seite ist?

Noch ist eine Seite übrig, von welcher, ich gestehe es aufrichtig selbst mit der Gefahr, von diesem oder jenem

nem mit dem Ehrentitel eines Pedanten belegt zu werden, weit mehr zu erwarten iſt, als von dem Vater, der in der Beurtheilung deſſen, an den ihn tauſend magiſche Banden der Natur und der Gewohnheit feſſeln, nie unpartheyiſch ſeyn kann; weit mehr als vom Staate, der, für ſich ſelbſt ein weſenloſes Unding, nur durch mühſam zuſammengeſetzte Kräfte fremder Augen, gedungener Ohren, bezahlter Einſichten wirken, und, wo auch nur eines davon ein heimliches Gebrechen hätte, nicht fehllos und untadelhaft in ſeinen Kraftäußerungen ſeyn kann; und dieſe Seite, das ſind wir Schulmänner, die die Vorſehung gleichſam zu Mittelsperſonen zwiſchen den Eltern und dem Staat hinſtellte. Wir können viel, auch unter ungünſtigen Umſtänden, mehr als man glauben ſollte, wenn wir von der Würde unſers Amtes durchdrungen, mit unermüder Strebſamkeit, Klugheit und Selbſtverleugnung alles **wollen**, was wir **können**. Davon ein anderes Mal.

Die

Furienmaske,

im

Trauerspiele und auf den Bildwerken der alten Griechen.

Eine archäologische Untersuchung

von

C. A. Böttiger.

Mit 3 Kupfertafeln.

Weimar, 1801.

Bei der Hoffmannischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dem

Herrn Hofmarschall

Freiherrn zu Racknitz,

dem

thätigen Kenner des Schönen

und

Beförderer des Guten

in

Dresden.

Ich darf behaupten, daß die alten Künſtler nie eine Furie gebildet haben.

Leſſing Laokoon, S. 30.

Aeſchylus hatte im dritten Stück ſeiner Tetralogie, die ſchon das Alterthum unter der Benennung Oreſtias bewunderte, in den Eumeniden, alles aufgeboten, was frühere Volksſagen, eine ſchon vorhandene Bilderſprache und ſeine kühnaufſtrebende, mit Ungeheuren eigner Schöpfung ſich gern umringende Phantaſie zur Ausſtattung jener furchtbaren Strafgöttinnen nur immer darbot. Das Unternehmen war gewagt und eines Dichters vollkommen würdig, bei deſſen Erſcheinung noch in der Unterwelt Ariſtophanes ein ſchwarzes Lamm zu ſchlachten befiehlt, wie man es ſonſt nur den brauſenden Orkanen opferte. Der gemeine Athener wagte es kaum, jene furchtbaren Göttinnen mit ihren eigentlichen Nahmen zu nennen. Er bezeichnete ſie bloß mit der Benennung: die Ehrwürdigen. Nun brachte der kühne Tragödienſchreiber in der Tragödie, die er nach ihrem mildern Nahmen Eumeni-

den benannte, eine Schaar von funfzig dergleichen Plazgeistern, als handelnden Chor, auf die Bühne *) und verbreitete Furcht und Entsetzen über alle Anwesende durch ein so ungewohntes Schauspiel. Eine alte Ueberlieferung versichert, daß das souveraine Volk von Athen, so sehr es sich auch sonst nach der Stufe seiner damaligen Ausbildung noch für alles interessiren mogte, was die Sinne durch Pomp, abentheuerliche Mißgestalten und gewaltsame Eindrücke erschütterte, **) dennoch diese ungeheure Schreckensschöpfung etwas zu stark für seine Nerven gefunden und ein Gesetz gegeben habe, welches die Ueberzahl der Choreuranten auf 15 einschränkte. ***) Aehnliche Auftritte, als jene erste Aufführung der Eumeniden veranlaßte, wären dadurch freilich auf alle Zukunft verhüthet worden.

Doch mag es mit dieser Sage, die wenigstens in ihrer spätern Ausschmückung offenbare Spuren der Un-

*) S. Anmerkung no. I.

**) Daher die vielen Maschinerien und Decorationen, durch deren seltsamen Gebrauch Aeschylus so viel wirkte, τερατείας ἕνεκα, πρὸς ἔκπληξιν τραγικὴν κέχρηται, sagt der alte Biograph. Vergl. Voß mythologische Briefe II, 130. 164. Die alten Komiker, unter dem Scheine, als machten sie diese Wundergeschöpfe ihrer tragischen Halbbruder in ihren Travestirungen lächerlich, frohnten doch selbst wieder dieser Schaulust der Athener. Man denke die Wolken, Frohde, Wespen des Aristophanes.

***) So viel läßt sich nur aus den Worten des Pollux IV, 110. herausbringen, verglichen mit den Scholien des Aristophanes zu Equit. 556. Av. 298.

Unächtheit an sich trägt,*) beschaffen seyn, wie es will: so viel ist gewiß, daß der tragische Dichter durch eine solche Anhäufung des Schrecklichen, das er mehr dem Auge als dem Verstande des Zuschauers

*) Pollux am ang. sagt D. die Zahl des Chors sey durch ein Gesetz herabgesetzt worden, weil die Zuschauer außer sich vor Schrecken gewesen wären τῶ πλήθει ἐκπεπληγμένοι. Nun hat der alte Biograph des Aeschylus, und dieser auch nur allein, noch den wunderbaren Zusatz, einige erzählten, das Schrecken sey so groß gewesen, daß Kinder ihren Geist aufgegeben und Weiber Fehlgeburten gemacht hätten. Ich habe schon an einem andern Orte (N. T Merkur 1796. I. 37 f.) die Unstatthaftigkeit dieser Sage daraus erwiesen, daß im alten Athen die Weiber nie Zuschauerinnen in Theater gewesen wäre. Auch seitdem ist mir noch keine Stelle vorgekommen, die dieser Behauptung widerspräche. Offenbar liegt eine komische Hyperbel, wie z. B. in den griechischen Epigrammen, wo einer beim Anblick eines schlechten Arztes sogleich seinen Geist aufgiebt, zum Grunde. Einer ähnlichen Hyperbel verdankt der Spruch des Gorgias seinen Ursprung: Mars selbst habe den Aeschylus seine 7 gegen Theben dikirt. S. Plutarch in Sympos. VII, 10. p. 336. Durch solche in Uebertreibungen sich gefallende Rhetorikationen sind eine zahllose Menge historischer Mährchen in unsere griechische und römische Weltgeschichte gekommen, womit das merkwürdige, einer neuen Umarbeitung nicht unwerthe Buch: Tartalloni degli antichi istorici, Venez. 1636. (worin 200 solcher Windbeuteleien alter Historiker mit vielem Witz aufgedeckt sind) beträchtlich bereichert werden konnte. Uebrigens kann dieß Mährchen zum Beweiß dienen, wie die größte Ungereimtheit in unangetasteter Ueberlieferung bis auf die neuesten Zeiten fortgepflanzt werden konnte. Woran zu ihrer Zeit weder Pe-

zikon

ers vorführte, mancherlei dem ersten Scheine nach nicht ungegründeten Anlaß zum Tadel gegeben hat, den schon Aristoteles in seiner Poetik ausspricht, wenn er sagt: „Schrecken durch Decorationen hervorzubringen, zeigt von geringem Kunstgeschmack und bloß von der Verschwendung des Theaterunternehmers.“ *)

Neuere Kunstrichter haben sich auch bei jener Stelle des Aristoteles sogleich an diesen unholden Chor der Holden (Eumeniden) in unserm Trauerspiele erinnert, und ihre Mißbilligung eines solchen Mißbrauchs des Theaterapparats ohne alle Schonung geäußert. **)

Man kann freilich den ehrwürdigen Vater des alten Trauerspiels auch wegen dieser übertriebenen Häufung des Schrecklichen in Decorationen und Geis-

ster-

rison ad Aelian V. H. V, 19. IX, 29. nach Bergler zu Aristoph. Plut. 423, beides scharfsinnige Männer in der historischen Kritik, nicht dachten, bemerkte auch Rochefort nicht in seiner Abhandlung sur l'objet de la tragedie chez les Grecs in den Memoires de l'Acad. des Inscript. T. XXXIX p. 146. und in der neuen Ausgabe von Brumoy Theatre des Grecs T. II. p. 253. und sowohl Barthelemy in seiner Voyage d. j. Anach. VII, 207, als die Verfasser der Athenian letters beteten die alte Sage treulich nach. S. Athenienſiſche Briefe. Th. I. S. 539. mit Jacobs berichtigender Bemerkung.

*) Aristoteles Poetik c. 14. p. 98. Harl. c. 15. p. 230. Vol. V. Opp. ed. Bunle.

**) J. B. Twining Notes p. 316. vorzüglich über Jacobs Charaktere der vornehmſten Dichter II, 2. S. 424.

sterercheinungen theils durch den Geschmack seines Zeitalters, theils durch die Eigenthümlichkeiten seines Geistes, der zur Erreichung des Erhabenen auch die äußern Mittel nicht verschmähte, ohngefähr eben so entschuldigen, als man es in neuern Zeiten mit Shakspear's ähnlichen Verirrungen gemacht hat. *) Ja es ließe sich vielleicht noch ein anderer, bis jetzt wenig betretener Weg ausfindig machen, auf welchem alle hier so mächtig aufgethürmten Schreckniſſe und Scheuſale noch eine ganz eigenthümliche Beziehung und Milderung durch den Zeitpunkt erhielten, in welchem der Dichter dieß Stück zur besondern Belehrung und Erbauung seiner Athener zum erstenmal aufführen ließ. **) Allein dieß ist nicht der Zweck dieser kleinen Abhandlung. Meine Absicht ist vielmehr hier ein Versprechen zu erfüllen, was ich jüngst den meinem Unterrichte anvertrauten Jünglingen that, als wir beim gemeinschaftlichen Durchlesen der Eumeniden ganz natürlich auf die Frage geleitet wurden, wie denn nur eigentlich der alte Tragiker diese schreckbaren Furienmasken ausgestattet und den starrenden Blicken seiner Zuschauer vorgeführt habe? Schon damals machte ich mich zu einem Versuch anheischig, in welchem diese Frage, so weit sie sich aus Angaben des Dichters sowohl als anderer alten Schriftsteller mutmaßlich beantworten läßt, etwas genauer erwogen werden sollte. Meinen jungen Freunden sey also auch diese Untersuchung gewidmet. Den ehrwürdigen Göttinnen durfte in Athen nur von den Händen freigebor-

ner

*) S. Eschenburg über Shakspeare S. 133. vergl. Warton on English Poetry T. III. p. 334.

**) S. Anmerkung no. II.

ner Jünglinge ein Opferkuchen gebacken werden. So wollte es die heilige bedeutungsvolle Sitte der Väter.*) Warum sollten wir uns nicht noch jetzt mit der bildlichen Darstellung jener Göttinnen auf einige Augenblicke beschäftigen können, in deren dichterischen Entwickelung und stufenweiser Veredlung dem aufmerksamen Beobachter ein neuer Beweis der schönen helleniſchen

*) Der ganze Schluß der Eumeniden muß, was bis jetzt keiner der Erklärer des Aeſchylus bemerkt hat, aus einer jährlich einmal gefeierten Procession, die den Ehrwürdigen zu Ehren in Athen gehalten wurde, erläutert werden. Denn darum dichtet eben der Tragiker, daß Minerva selbst das erste Schaugepränge der Art veranstaltet habe. Die merkwürdigste Stelle darüber kommt beim Philo vor quod omnis probus liber p. 886. B. Hoeſch. Da heißt es nun auch ausdrücklich unter andern: die heiligen Kuchen, τὰ πρὸς τὴν ἑορτὴν πέμματα (keine Procession war ohne dergleichen πόπανα ἐμφαλωτά S. Perizon zu Aelian V. H. XI. 5. denn ſie gehörten unerläßlich zum Voropfer, προθύμα,) backen die angeſehenſten unter den Jünglingen und rechnen ſich dieſen Dienſt zur Ehre an, τῶν ἐφήβων οἱ δοκιμώτατοι σιτοποιοῦσι πρὸς εὐδοξίαν καὶ τιμὴν, ὑπερεῖσι, τὴν ὑπηρεσίαν τοῦθ' ἡγούμενοι. Die Stelle hat auch ſchon Caſaubonus ad Athen. IV. 21. p. 303. zu dieſer Absicht angeführt. Die ganze Procession muß äußerſt feierlich geweſen ſeyn, da aus den erſten Magiſtraturen 10 sacrificuli, ἱεροποιοί, dazu gewählt wurden, worunter ſich einſt auch Demoſthenes befand in Midiana p. 552, 6. 570, 7. S. die Hauptſtelle darüber aus einem verloren gegangenen Grammatiker, im Etymolog. M. ſ. v. ἱεροποιοὶ p. 468. in fin.

nischen Cultur selbst unter einer düstern Hülle sich offenbart. *)

Denn auch an der grausenden Furienmaske zeigte die sanftmildernde, still besänftigende Kunst der Griechen nach und nach ihre Kraft. Auch hierin kann der feine Sinn der Hellenen uns zum Muster und Beispiel dienen. Und so mag auch diese Untersuchung in zwey Haupttheile zerfallen, wovon der erstere sich mit der Furienmaske beschäftigt, wie sie Aeschylus für sein Tragödie schuf, und die spätern Dichter in mehr oder weniger bestimmten Umrissen nachbildeten; der zweite aber an einigen uns noch übriggebliebenen Kunstdenkmälern zeigt, wie der verfeinerte Kunstsinn des griechischen Bildhauers und Mahlers auch hier die Klippen der Häßlichkeit und der Verzerrung glücklich zu vermeiden wußte.

Vorausgesetzt, was sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen und daraus vieles vom Totaleindruck einer Aeschyleischen Darstellung erklären läßt, daß die ganze Tetralogie, die schon Aristophanes unter der Benennung der Oresteia citirte, an einem Tage des großen Dionysienfestes in ununterbrochener Aufeinanderfolge auf einmal vorgestellt worden ist; **) so war es

*) S. Anmerkung no. III.

**) Da es gewiß ist, daß Aeschylus stets mit vollen Tetralogien gegen seinen Nebenbuhler auftrat, (erst Sophocles concurrirte mit einzelnen Stücken): so ist es auch mehr als wahrscheinlich, daß diese Tetralogien gleich hintereinander oder κατὰ μίαν καθέδραν, wie Aristoteles es nennt Poetic. c. 23. p. 205. ed. Buhle, gespielt wurde, wie auch

es von der dramatischen Kunst des Dichters zu erwarten, daß er schon am Ende der Choephoren, als des nächstvorhergehenden Stückes, die Zuschauer auf die Erscheinung der Plagegöttinnen, die er im folgenden Stück wirklich vor ihre Augen zu bringen beschlossen hatte, durch einige Andeutungen vorbereitete. Dieß ist auch wirklich dort der Fall. Denn nachdem Orest nach vollbrachtem Muttermord sich gerechtfertigt und zur freiwilligen Verbannung wegen seiner Blutschuld angeschickt hat, erblickt er zum erstenmal die Furien, obgleich jetzt nur noch dem starrenden Auge des Wahnsinns allein sichtbar, die grausen Furiengestalten (V. 1043 ff.)

Seht, Mägde, jene, die Gorgonen gleich,

Schwarz-

auch Barthelemy die Sache verstanden zu haben scheint, in den Memoires de l'Acad. d. Inscript. T. XXXIX. p. 181. Twining Notes on Aristotle p. 475. räumt zu viel ein, wenn er zugiebt, daß eine solche Tetralogie durch die 4 verschiedenen Feste, wo jährlich Theaterspiele statt hatten, durchgegangen sey. Das höchste, was man zugegeben kann, ist daß die theatralischen Vorstellungen an jedem einzelnen Feste mehrere Tage hintereinander gedauert hätten (vergl. Tyrwhitt in notis ad Aristotelem p. 192.). Aber auch dann würde die Tetralogie jedes Dichters doch nicht getrennt werden seyn, und eben dadurch erhielt die letzte von ihnen, die schöne, beziehungsvolle, tröstende Auflösung, worüber H. Suvern neuerlich mehrere sehr feine Bemerkungen gemacht hat: Ueber Schillers Wallenstein in Hinsicht auf griechische Tragödie S. 222. ff.

Schwarz eingehüllt, mit Schlangenwindungen
Umflochten sind! Ich weile länger nicht. —
Das sind gewiß der Mutter grimme Hunde.

Der Chor sucht ihm zuzureden, und sein Schrecken bloß auf das Entsetzen vor der frischen Blutschuld zu schreiben. Allein er schreit aufs neue: (V. 1054.)

Apollo, Herrscher! sieh, es wächst die Zahl,
und ihrem Aug' entträufelt scheußlich Blut!

Wir sind hierdurch auf häßliche Gorgonengestalten, schwarz, mit Schlangen umwunden, in Schaaren sich häufend, mit blutigen Blicken, vorbereitet, und so verkündet sie nun auch die mit Entsetzen erfüllte, auf allen Vieren aus dem Heiligthum des Pythischen Gottes hervorkriechende Priesterin gleich zu Anfange des neuen Stücks, der Eumeniden selbst. Was müssen das für gräßliche Unholdinnen seyn, über deren schlafende Gestalten die alte, vielerfahrne Pythia so zusammensinkt, und in solcher Positur sich in die Tempelhallen herausschleppt? *) Man könnte hier dem

*) Dieser Ausdruck des Schreckens gehört zu den Stellen unsers Tragikers, wo, wie Twining Notes p. 469. bemerkt, die Erhabenheit des Aeschylus nahe ans Lächerliche streift. In der That äußert Ralph in Butler's Hudibras sein Entsetzen einmal gerade auf diese Weise. Wir wür-

dem Dichter den Vorwurf machen, daß er durch diese vorausgeschickten Schilderungen, wo der empörten Phantaſie der Zuſchauer ein unendlicher Spielraum gelaſſen wurde, dem Eindrucke der Wirklichkeit, die kurz darauf eintritt, nothwendig ſchadete, da dieſer hinter den Schreckensphantomen, die aus dem freien Spiel einer ſo aufgeregten Einbildungskraft entſtanden, unendlich weit zurückbleiben mußte. *) Allein man

würden nach unſern Begriffen im hohen Trauerſpiel eine auf allen Vieren kriechende Oberprieſterin unter keiner Bedingung ertragen. Auch fehlte es ſchon bei den Alten nicht an lächerlichen Anſpielungen auf dieſe von Aeſchylus und Euripides beliebte Stellung. Man denke nur an das κυνοκεφάλου κύκλου in Ariſtophanes Pac. 896. wo es eine ſehr verdächtige Stellung eines jungen Mädchens bezeichnet (vergl. T. II. zu Lucian Dial. Mort. VII. T. I. p. 307.) oder an die abgeſchmackte vierfüßige Kriegsliſt des Dolon im Trauerſpiele Rheſus V. 209. ff. die ſchon Valkenaer in Diatribe ad Eurip. Tragm. p. 102. mit der Liſt des Dorcon in Longus I. p. 14. Villois. vergleicht. Allein ſo motivirt, wie dieſe Szene hier iſt, mußte ſie alle Zuſchauer mit einem geheimen Schauder ergreifen, und konnte eben ſo wenig lächerlich werden, als jenes Fortkriechen auf Händen und Füßen des geblendeten Polymneſtor in Euripides Hecuba V. 1044. τετράπους βαίνω δορός ἔρημος πλάνος ἐπὶ χέρα καὶ κατ' ἴχνος (nach Porſons und Hermanns Lesart.)

*) Ganz anders wirkt eine ſolche vorbereitende Schilderung im epiſchen Gedicht, wo der Phantaſie nie durch die wirkliche Beſchauung Grenzen geſetzt werden. Im Drama können dergleichen Vorbereitungen uns höchſtens nur in den Raum einführen, in welchem bald etwas wichtiges vor dem Auge der Zuſchauer geſchehen ſoll, und doch kann

man muß hierbei den Umstand nicht aus der Acht laſſen, daß durch die Aufführung der Furien eine neue, vorher noch nicht geſehene Charactermaske der tragiſchen Bühne aufgeſtellt wurde, und daß alſo hier die Vorbereitung der Zuſchauer auf das, was ihren Augen bald wirklich vorgeführt werden ſollte, ganz in der Regel war. Was über die erzählenden Prologen des Euripideiſchen Trauerſpiels erinnert worden iſt, läßt ſich mit geringer Abänderung auf unſern Fall anwenden. Hierzu kommt, daß der alte Tragiker im voraus ſeiner Sache gewiß war und wohl wußte, daß ſeine Furienſchaaren ſelbſt von der gereizten Phantaſie ſeiner Zuſchauer nicht grauſender gemahlt werden könnten, als ſeine Kunſt ſie in der Wirklichkeit darſtellte. Die Pythia hat den Anblick des bluttriefenden Mörders geſchildert. Nun fährt ſie fort:

Vor

kann ſelbſt hier die eintretende Wirklichkeit das lieblichſte Phantaſieſpiel vernichten z. B. in Schillers Piccolomini, wo Thekla den aſtronomiſchen Saal beſchreibt, der uns dann nie wirklich gezeigt werden ſollte. Aeſchylus verſtand übrigens ſehr wohl, was nur angedeutet werden, aber der Einbildungskraft des Zuſchauers auszubilden völlig überlaſſen werden mußte, τὰ ὑπὸ σκιᾶς, wie es Philoſtratus V. A. T. VI. 11. p. 244 und Vit. Sophiſt. I. 9. p. 492. an ihm rühmt. Er hätte den Ajax ſchwerlich auf der Bühne ſelbſt ſich entkleiden laſſen, wie Sophocles es ſpäter noch thut, worüber ihn Hr. Süvern in ſeiner Prelusion de Sophoclis Aiace Flagellifero (Thorun 1800.) p. VIII. noch immer nicht befriedigend genug gerechtfertigt hat.

Vor ihm (dem Oreſtes) entſchlummert ſaß
auf dem Geſtühl
Der Weiber eine wunderbare Schaar.
Nicht Weiber, nein, Gorgonen nenn' ich
ſie.
Doch auch den Gorgobildern ſind ſie un-
gleich
— — — — — *)

Sie

*) Wakefield, Schüz und Hermann (in ſeiner, durch viele glückliche Verbeſſerungen wichtigen Ausgabe der Eumeniden, Lewig 1799.) fühlten, daß in der folgenden Zeile nicht mehr von den Gorgonen die Rede ſeyn kann. Sie nahmen alſo den Fall an, (der wohl in dieſem Stücke noch mehrmals angenommen werden muß) daß ſchon früh ein Vers, der die Harpyen namentlich ausſprach, verloren gegangen ſeyn müſſe. Darauf deuten auch die griechiſchen Scholien zu dieſer Stelle: ἀλλ' Ἀισχύλος αὐτὰς λέγει. ἴδοι γὰρ αὐτὰς ἐν γυναικὸς σχήματι. Die erſte Hälfte dieſer Paraphraſe bezieht ſich offenbar auf etwas, was jetzt im Texte nicht mehr gefunden wird. Mit dieſer Interpretation, womit ſich Voß Mytholog. Br. Th. I. S. 227 zu helfen ſucht, wenn er ſagt „Aeſchylus hat die aus ſchönen Jungfrauen zu gorgoniſchen Unholdinnen gewordenen Harpyien ſelbſt Gorgonen genannt.„ durfte hier ſchwerlich durchzukommen ſeyn. Wo hat je ein alter Schriftſteller die Gorgonen für Harpyen geſetzt? Die Gorgaden oder Gorgiden, die Voß dort aus dem Sophocles und Heſychius aufruft, gehören wie die Gorgonen ſelbſt in die Sippſchaft des Phorcyn, und beweiſen alſo keineswegs, daß man Gorgonen auch für alle andern unholde Fabelweſen gebraucht hätte.

Sie ſah ich einſt im Bild des Phineus Koſt
Entführen. Doch ſind dieſe flügellos,
Sind ſchwarz, vom Kopf zum Fuß ein gräßlich Scheuſal.
Mit fernabwehrendem Geſchnaube ſchnarcht
Die Schaar, dem Aug entquillt verhaßtes Gift.
In ſolchem Aufzug ziemt ſichs nicht der Götter,
Und nicht der Menſchen Wohnungen zu nahn,
Solch ein Gezücht ſah ich noch nie —

Dieß iſt die einzige Stelle, woraus wir mit einiger Sicherheit auf das ſchließen können, was einſt die Zeitgenoſſen des Dichters mit ſolchem Schrecken erfüllt haben ſoll. Verfolgen wir die Züge im Einzelnen, aus welchen der Dichter dieſe furchtbaren Furienmasken zuſammengeſetzt hat. Nur dann erſt durfte der Verſuch, uns jetzt noch ein ähnliches Bild von ihnen zu entwerfen, nicht ganz mislingen.

Nicht Weiber, nein, Gorgonen nenn' ich ſie
Οὔτοι γυναῖκας, ἀλλὰ Γοργόνας λέγω.

So wurden ſie auch ſchon oben am Ende der Chorphoren angekündigt. Wahrſcheinlich erblickte man

wirk-

wirklich im Heiligthume des pythischen Gottes zu Delphi furchtbare Gorgonengestalten im Bildwerke *). Von ihnen, als einer bekannte Vorstellung, konnte also auch hier die erschrockene Pythia den ersten Vergleichungspunkt entlehnen. Also Gorgonenköpfe, Gorgomasken (γοργονειαι, γοργειαι) müssen wir uns zuerst auf dem Rumpf dieser weiblichen Furiengestalten denken. Das erste, woran wir sogleich erinnert werden, wenn von Gorgonenköpfen die Rede ist, sind die Schlangenhaare, und da ein erfahrner Bilderbeschauer aus dem Alterthume selbst versichert, „daß Aeschylus den Furien neben den Haaren auch Schlan-

*) Zwar sagt uns der Reisebeschreiber Pausanias nichts davon. Aber was mogte auch im zweiten Jahrhunderte nach Chr. G. von alle den Herrlichkeiten noch zu sehen seyn, die in dem glücklichern Zeitalter des Aeschylus und Euripides dort aufbewahrt wurden! Und im Zeitaltern des Euripides gab es dort wirklich Gorgonenbilder. „Steht wirklich Phöbus Tempel auf der Erde Nabelpunkt?“ so fragt das Gefolge der Creusa, die Weiber aus Athen, den Tempelhüther Jon im Jon des Euripides V. 223. Ja, antwortet Jon, ja mit heiligen Kranzgewinden ist er verhüllt, und ringsum sind Gorgoner, κυκλοι δε Γοργονες. Dieß kann wohl nicht bloß allegorisch gedeutet werden. Wirkliche Gorgonenköpfe umringten das Heiligthum, als ächte Tempelcheruben. Markland in den Anmerkungen fragt bei den vorhergehenden Bildwerken freilich nicht mit Unrecht: worin waren sie denn gebildet? Er hatte sie in seinen Exercit. für Sculptur gehalten. Jetzt erklärt er sich für Mahlerei. Ich würde am liebsten an Tapetenstickerei denken. Die übrigen Bildwerke, besonders die Gigantomachie, erinnern lebhaft an den Perlus zu Athen. Der ganze Tempel war reich an Teppichen der Art. S. Vasengemälde III. 119.

Schlangen auf den Kopf gegeben habe: "*) ſo dürfte der Umſtand wohl für ganz ausgemacht angenommen werden, daß ein Theil ihrer Aehnlichkeit mit den Gorgonen in dieſem ſtruppigen Schlangengekräuſel am den Kopf zu ſuchen ſey **). Aber auch nur ein Theil. Die Gorgonenmasken oder Meduſenköpfe zeichnen ſich im früheſten Alterthume noch durch eine andere Eigenſchaft aus, die zu ihrer Verhäßlichung mächtig wirken mußte, und hier am wenigſten zu über-

*) Wo Pauſanias vom Areopagus ſpricht I. 28. pag. 108. erwähnt er auch der durch die Eumeniden des Aeſchylus ſo hoch verherrlichten Kapelle der σεμναὶ θεαὶ und ſetzt hinzu πρῶτος σφίσιν Αἰσχύλος δράκοντας ἐπέθηκεν ἐμοὶ γοῦν ἐν τῇ κεφαλῇ ὄφεις εἶναι.

**) Daher die Benennung der Furien V. 127. δεινὴ δρακαίνη, die dann auch Euripides Oreſt. 282. vom Aeſchylus entlehnt hat. — Hieraus folgt auch, daß die ſogenannten Orphiſchen Hymnen ſpäter als Aeſchylus ſind. Denn in dieſen heißen ſchon die Eumeniden εὐπλόκαμοι. Hymn. LXVIII. 16. LXIX. 10. Euripides nennt daher die Furien in einer etwas harten Metapher ſelbſt κόρας δρακαίνας Iphig. T. 286. In dem Fragment des vergeblichen Epimenides, das uns die Scholien des Sophocles zum Oedip. Col. 42. erhalten haben, heißt der zweite Vers Μοῖραι τ' ἀδάματοι καὶ Ἐρινύες αἰολόδωροι. Es dürfte ſchwer ſeyn, das Beiwort der Furien, die viel ſpendenden, mit ihrem Weſen zuſammenzureimen. Wahrſcheinlich hieß es aber αἰολόδειροι, was zu den Nacken mit Schlangenhaaren ganz wohl paſſen würde! Uebrigens ſind die Weihgeſänge und Hymnen des Epimenides, wo ſie das Alterthum citirt, gewiß nicht viel älter, als die mit ihnen verwandten Orphiſchen Hymnen. Es iſt alles Eine Fabrik.

übersehen seyn dürfe. Sie werden mit einem unförmlichen, breitgequetschten Gesichte, vorhängender Zunge *) und grimmendem Zähnefletschen gebildet **). Sollte Aeschylus seine Furien nicht auch mit dieser reichlichen Zugabe von Häßlichkeit ausgestattet haben? Mir ist es mehr als wahrscheinlich, daß auch sie Gorgonenartig die Zunge herausstreckten, und daß nur das

*) Siehe Anmerkung IV.

**) Eine der deutlichsten Vorstellungen, wie man sich im frühern Alterthume die Gorgonen dachte, hat sich auf einem Polychrom, einer Vasenabbildung in der Hancarvillischen Samnlung erhalten. T. IV. tav. 126. Sie stellt aus einer alten Perseide die Szene vor, wo Perseus, in Gegenwart seiner Schutzgöttinn der Minerva, vom Cepheus die Andromeda, die bräutlich geschmückt auf einem Felsen sitzend vorgestellt wird, zugetheilt bekommt. Auf der andern Seite, wo Neptun herbeyschreitet, eilen die zwey übrig gebliebenen Gorgonen mit breitgequetschten Gesichtern und mit herausgestreckter Zunge häßlich grinzend davon. In einer kurzaufgeschürzten Tunika gleichen sie übrigens Weibern, bis auf die Flügel, womit sie sehr reichlich ausgestattet sind, und die häßliche Gesichtsmaske. Noch grausender hatte sie der alte Dichter vorgestellt, dem Apollodor in seiner Nachricht von den Gorgonen II, 4. 2 gefolgt ist. Dort sind ihre Köpfe mit schuppigten Drachen umwunden, sie haben Hauzähne der Eber, eherne Hände und goldene Flügel. Vergl. Swinden in Obss. Miscell. Nov. Vol. I. T. III. pag. 13. Mir scheint der Dichter, den Apollodor vor Augen hatte, einem alten in verschiedenen Metallen eingelegten Kunstwerke (sie waren im Alterthume sehr häufig. S. die gelehrte Sammlung zu Lucerne d' Ercolano p. 264. ff.) gefolgt zu seyn (wie dem auf dem Kasten

dadurch einige sehr starke Stellen in diesem Trauerspiele ihren vollen Aufschluß erhalten *).

Doch auch Gorgonenbildern sind sie ungleich —
Sie sah ich einst im Bild des Phineus Kost
Entführen. —
Οὐδ' αὖτε Γοργείοισιν ἐικάσω τύποις —
Εἶδον ποτ' ἦδη Φινέως γεγραμμένας
Δεῖπνον φέρουσας. —

Es fragt sich, wo hier das Harpyenartige in der Gestalt der vom Aeschylus kostumirten Furien zu suchen sey? Ohne mich hier in das Labyrinth von Deutungen zu verirren, welche über diese berüchtigten Ungeheuer auf den verschiedensten Wegen versucht worden sind **), glaube ich so viel behaupten zu dürfen, daß,

Kasten des Cypselus beim Pausanias V, 18. p. 80.), woraus sich eben die verschiedenen Metalle in den Händen, Flügeln u. s. w. erklaren liessen. Geflügelt und mit Schlangenhaaren kennt sie auch schon Aeschylus Prom. Vinct. 797. κατάπτερος ἔχιδνοκόμος Γοργώπις. Uebrigens gehörte die Γοργὼ selbst zu dem auf dem Theater der Alten nicht selten vorkommenden Ungeheuern. S. Pollux IV, 142.

*) S. die Anmerkung No. V.

**) Das Wort Ἄελλα selbst giebt die doppelte Idee theils der Schnelligkeit, und dahin gehören alle Vorstellungen von Sturmwinden, Wirbeln, Wasserhosen, die ohne strei-

daß, da hier nur von der ältesten Vorstellung derselben aus der Geschichte des Argonautenzugs, wie sie den blinden Phineus die Speisen rauben, die Rede ist, und ein Hauptpunkt, worin sie mit den Furien Aehnlichkeit haben konnten, die Bestrafung durch ausdrückliche Benennung wegfällt, man nur an ihre schaer-

streitig bei mehreren, besonders homerischen Stellen zum Grunde liegen, wie auch Jacobs noch neuerlich sehr fein bemerkt hat, Animadv. ad Analect. Vol. II. P. II. p. 390. und darum hieß ein Hund des Aktäon beim Aeschylus Harpye S. Pollux V. 47. theils des Raubens mit Klauen, Krallen (ἁρπαγή heißt daher auch ein eiserner Rechen. S. zu Curtius Cyclops 53.) und darauf scheints besonders bei den Harpyien in der Geschichte des Phineus angelegt zu seyn. So heißen zwei gefräßige Aexte beim Aristophanes in Pace 820. Γαργέττε ἐφέδραγε. —, ἅρπαγαι; so die Schmarotzer beim Lucian Tim. c. 18. T. I. p. 128. und Plutarch Symp. VII, 5. p. 317. Huds. so die räuberischen Buhlerinnen in des Anaxilaus Nereis beim Athenäus XIII, 1. p. 558. A. πρὸς ἁρπαγὰς γένη. vergl. Plutarch de sanitate tuenda T. VII. p. 398. wo die heftigen Begierden mit den Harpyen verglichen werden. Ist irgend eine Deutung des Hypothesenreichen Le Clerc zum Hesiodus witzig gewesen, so ist es die, wo er in den Harpyien, die des Phineus Mahlzeit wegfressen, verderbliche Heuschrecken findet. Wahrscheinlich verglich sie Sophocles in seinem satyrischen Drama Phineus selbst mit Heuschrecken. S. das Lexicon zum Sophocles in Brunks Ausgabe T. IV. p. 730. s. v. μαστιγίαι. Selbst Des Brosses, der sie übrigens von Seeräubern erklärt, kann dieser Auslegung seinen Beifall nicht versagen. Memoires de l'Acad. des Inscript. T. XXXV. p. 336.

scharfen Klauen oder Krallen denken könne, womit der Dichter auch seine Furien ausgerüstet hatte*). Der Krallen der Harpyien gedenken die Dichter früher, als ihres alles verunreinigenden Gestankes.**) Davon haben sie den Nahmen. Damit raubten sie die Speisen des Phineus. Zwar sind uns von dieser Raubhyene eben so wenig als von der Gestalt dieser Ungeheuer überhaupt unbezweifelte Denkmäler aus dem Alterthume übrig geblieben.***) Doch hat die bekannte Schilderung Virgils (Aen. III, 216 ff.)

Jungfraunhaft der Vögel Gesicht, scheußlich des Bauches
Esler Erguß, auch die Hände gekrallt und vom Hunger das Antlitz
Immer gebleicht —

(Nach Voß.)

*) Der belesene, aber unkritische La Cerda findet freilich zum Virgil Aen. III, 214. nicht weniger als 9 Vergleichungspunkte, wodurch er beweißt, daß Harpyen und Furien ganz einerley gewesen wären. Allein fast alles zerfällt bei der Berührung der Kritik. So sollen z. B. die Furien in der Hymne des Orpheus LXIX, 9. βλοσυρονύχιαι, die schrecklich bekrallten, heißen, was, wenn auch die Stelle nicht korrumpirt wäre und βλοσυρεχί, νύχιαι gelesen werden müßte, doch in dieser Bedeutung gegen alle Analogie der Sprache seyn würde.

**) Dieß hat Voß mytholog. Brr. I, 217. sehr gut von einander geschieden.

***) S. Anmerkung VI.

das eben nicht geschmeichelte Portrait dieses Raubgeschmeisses ohnstreitig nach damals wirklich vorhandenen Kunstwerken kopirt, und wir können uns darauf verlassen, daß die gekrallten Hände in der Zusammensetzung dieses häßlichen Zwittergestalt ein Hauptstük ausgemacht haben. So läßt Nonnus in seinen Dionysiacis (XLIV p. 1134.) die Furien ausdrüklich mit „unheilstiftenden Klauen" (κηκεμάτοις ὀνύξι) einen Zauber im Hause des Pentheus eingraben. Hat nun unser Tragiker wirklich diese Krallen auch bei seinen Furien nachahmen wollen, so durfte er, da sie überhaupt nach Sitte der Tragödie in größern Dimensionen ausstaffirt wurden, nur die Handschuhe, die in der Garderobe des alten Trauerspiels ausdrücklich erwähnt werden, zu dieser Absicht besonders einrichten und verlängern lassen.*) Fin-

der

*) Die Bemerkung des Casaubonus zum Athenäus XII. 2. p. 829. daß die ältern Griechen und Römer keine Handschuhe gekannt hätten, auf welche sich unsre Antiquarier gewöhnlich berufen, wenn sie die klassische Garderobe durchmustern, leidet doch einige Einschränkung. Da die Vergrößerung der tragischen Schauspieler durch Kothurnen und hohe Masken eine sehr ungereimte Sache gewesen seyn mußte, wenn nicht in eben dem Verhältniß auch alle übrigen Gliedmaaßen stärker und länger geworden wären: so hatte man bei der tragischen Theaterkleidung fast für alle Theile des Körpers falsche Ansätze und Ergänzungen, und unter diesen auch Armverlängernde Handschuhe. Man findet den ganzen Plunder in einer merkwürdigen Stelle des Lucian (up. Tragoed. 41. T. II. p. 580. bei einander. „Glaubst du (nach Wielands Uebersetzung II. 407.) daß das Göttliche in den Larven, Kothurnen, Schleppmänteln (πέδιλοις χιτῶσι, davon weit-

det man indeß dieſe Vermuthung zu geſucht und durch den Verfolg des Trauerſpiels nicht hinlänglich unterſtützt: ſo darf man auch nur an das durch Alter und wüthende Leidenſchaft zuſammengeſchrumpfte, widrige Anſehn der Furien dabei denken. Denn daß man mit den Harpyen beſonders auch den Begriff einer widrigen Magerkeit und Dürrleibigkeit verbunden habe, beweiſen unter andern ein ſcherzhaftes Sinngedicht des Nikarchus*), und die pallida ſemper ora fame Virgils (Aen. III, 217.).

— aber

weiter unten!), Purpurröcken, Handſchuhen, Bauchkiſſen (ventralia. S. Ferrari de Re Veſt. P. I. libr. I, c. 12.) Leibchen, und allem übrigen, was zur Ausſtaffirung eines tragiſchen Gottes gehört, ſitze?" Lucian bedient ſich hier deſſelben Worts (χειριδες), was Xenophen K. II. VIII, 8. p. 569. Schneid. von den Winterhandſchuhen der weichlichen Perſer braucht (vergl. Pollux II, 151. VII, 62), welches wohl von der χειρ, oder den langen Ermeln, worein man aus Reſpect die Hand ſtecken mußte, (S. zu Xenoph. Hellenic. p. 55. Mor.) zu unterſcheiden iſt. Daſſelbe Wort ſcheint in Chryſoſtomus Homilien gefunden zu haben, aber aus Unkunde der Abſchreiber in das bekanntere χειρας verwandelt worden zu ſeyn. Chryſoſtomus eifert gegen die Toilette der heiligen Jungfrauen Hom. VIII. in Timoth. pr. T. VI p. 457. D τας χειρας, καλαζας οι τεχναται, διδυσκουσι, ουτε κομης περιτροχαλιαν καλλει συνιεις. Wer ſieht nicht, daß hier χειριδας geleſen werden muß? Die Hände zieht niemand an. Noch einige andere Stellen aus dem Suidas giebt Cuper ad Apotheosin Hom. p. 180. 81.

*) Nikarch Analect. T. II. p. 379. XXXVI. ſchimpft auf ein Gericht magrer Droſſeln (macri turdi Horaz I. Serm.

5

— aber flügellos zu schaun
Sind diese. — ἄπτεροί γε μὴν ἴδεῖν
Ἄβατοι.

Die Furien des Aeschylus bedürfen der Flügel nicht. Als alte, mächtige, selbstständige Göttinnen schreiten sie auf Schwungsolen über Land und Meer, und unterscheiden sich dadurch eben von jenen beflügelten Ungeheuern, in welchen keine göttliche Natur webt und lebt. *) Es lassen sich allerdings auch andere Gründe denken, die unserm Tragiker, als einem einsichtsvollen Theatermeister, die Vermeidung alles unnöthigen Flügelwerks bei der Ausschmückung seiner Furien anrathen konnten. Die Theatermaschinerie selbst scheint dieser ganzen Beflügelung nicht sehr günstig gewesen zu seyn. **) Allein, ganz abgesehn von diesen aus der theatralischen Vorstellung entspringenden Schwierigkeiten, mußte dem Dichter alles daran gelegen seyn, den weitausschreitenden, ehernen Fußtritt seiner Strafgöttinnen so furchtbar als möglich zu machen.

5, 72.), das ihm ärger im Hals stecken geblieben sey, als die Pfeile der Stymphaliden. Unter andern Ehrentiteln, die er diesen „Fledermäusen auf den Wiesen", wie er sie auch nennt, zutheilt, ist auch Ἄρπυιαι, ὀρεχμοὶ ἔχαι ὄνειαι.

*) Alles, was Voß im ersten Theil seiner mythologischen Briefe mit größter Evidenz hierüber erinnert hat, wird hier als bekannt vorausgesetzt.

**) S. Anmerkung VII.

chen. *) Darum giebt er ihnen die Jäger-Kothurnen, und beschweiget durch diese Läuferschuhe ihre unaufhaltsam einher rauschenden Tritte. **) Sie selbst zielen in mehrern Stellen dieses Trauerspiels auf diesen gewaltigen, jedem blutigen Verbrecher Sturz und Verderben drohenden Luftschritt. Wenn sie den Oreſt, der ſich zur Bildſäule der Minerva auf die Burg von Athen geflüchtet hatte, ſeine blutige Spur verfolgend eingehohlt und ſich in der Halle mit grauſendem Getümmel ausgebreitet haben, ſo ſagt der Chor (V. 242.)

Von

*) Aus dieſer vom Aeſchylus, wie es ſcheint, zuerſt gegebenen Vorſtellungsart kommen nun auch die mahlerischen Beworte des Sophocles [illegible] im Ajax 837. wo die Scholern es erklären [illegible], welches aber ganz eigentlich von den weiten Luftſchritten, womit ſie den Mörder verfolgen, zu verſtehn iſt. In der Elektra heißt ſie [illegible] Heinds V. 488. Euſtathius zur Ilias p. 763, 30. erklärt beide Beiworter nach dem vollſtändigern Scholiaſten des Sophocles. Da heißt es ſehr gut, [illegible] nicht [illegible], wie auch ſchon Küſter zu Suidas I. I. p. 63. verbeſſert hat. Hieraus müſſen nun auch mehrere alte Vaſenzeichnungen erklärt werden, wo eine geflügelte, gewaltig ausſchreitende Figur einen Jüngling drohend verfolgt. Z. B. bei Hancarville T. I. tab. 82. Es iſt die Ilioſ [illegible], die aber freilich hier ſchon der Kunſt oft unentbehrlichen Flügel erhalten hatte.

**) Die Beweiſe zu den Kothurnen der Furienden aus Parallelſtellen der Alten weiter unten.

Von Mannerschlaffender Ermüdung feucht
Mein Eingeweide. Flügellosen Flugs
Kam über alle Länder, alle Seen
Den Frevler hetzend ich mit Schiffes Eil.

Und in dem grausenden Fesselgesang, wo die Furien den Reigen um ihn schlingen (ὕμνος δέσμιος), heißt es unter andern (V. 337 ff. nach Hermanns Ausgabe)

Furchtbar aus den Höhen stürmend
Treff ich mit des Fußes schweren Lasten
Nieder, dem entrinnenden Verbrecher
Sturz bereitend, namenlose Quaal.

Und so ließen sich mit leichter Mühe mehrere Stellen aufführen, wo sich die Furie als eine gewaltige, ihre Beute nie verfehlende Springerin ankündigt. *) Man

*) Damit ist der Begriff häufig verbunden, daß sie aus dem Hinterhalte hervorspringt. Sehr fixt ist die Stelle beim Sophocles Antig. 1074. wo Tiresias dem Kreon die Rache der Götter androhet: Ταχεῖαι λαθραῖαι περιβᾶσαι Κῆρες καὶ Ἐρινύες u. s. w. Ueberhaupt aber verdient wohl bemerkt zu werden, daß alle die Beiwörter, wo die Furien ἐπαΐσσουσαι, ἐπηλύται, ἐπιπλῶσαι u. s. w. genannt werden (S. Wyttenbach zu Plutarch de S. N. V. p. 17. Mitscherlich zu Horaz T. II p. 51.), gerade auf diese Vorstellung führen. Auch auerfeldem kommt sie dem Kreon mit dem schönen Fragment des Aeschylus in Stob. Eclog. T. I. p. 122. Heer. Ἐξῆς δ' ἀτηλὴ δίκαιον, ἄλλαν ἄλλοσε.

Man begreift von selbst, wie wenig der leichte Flügelschlag diesem ehernen zermalmenden Fußtritt der Rachgöttinnen angemessen wäre. Eine andere Frage ist es freilich, ob die spätern Tragiker nicht von dieser Vorstellung abgewichen, und mit der Ertheilung der Flügel auch bei den Furien freigebiger gewesen sind? *)

Sind schwarz, vom Kopf zum Fuß ein gräßlich Scheusal.

— μέλαιναι δ' ἐξ ὑπὸ τὸν βδελύκτροπον.

Daß die Eumeniden als Töchter der Nacht, als Hunde des stygischen Zevs, als Einwohnerinnen des schwarzen Hades, selbst auch ganz schwarz erscheinen, ist in der Ordnung, muß aber nach den damaligen Begriffen von dem, was üblich und schicklich sey, auf der Bühne einen sehr widerwärtigen und auffallenden Eindruck gemacht haben. So wie Licht und Finsterniß, Tag und Nacht die zwei größten Gegensätze in der physischen Weltvorstellung sind, und sich als fruchtbare Prinzipien in den frühesten

*) Die Stellen, wo Euripides den Furien Flügel giebt, Iphig. in T. 287. Oreft. 275. sind nur Visionen des Wahnsinnigen, nicht auf dem Theater selbst dargestellte Erscheinungen. Nur die bildende Kunst realisirte erst diese symbolische Beflügelung. In der Orphischen Hymne heißen sie freilich auch schon LXVIII, 5. αἳ κατὰ γαῖαν βλάπτουσι βροτοὺς πτερόεσσαι κῆρες. Dieß könnte aber auch bloß metaphorisch verstanden werden. Vergl. Voß mythol. Briefe I, 207. II, 12.

heften Religionsgebräuchen und Meinungen aller Völker des Alterthums durch Symbole der Freude und des Schmerzes, des Heils und Unheils offenbaren: so sind auch ihre Repräsentanten im weiten Farbenreiche, die glänzendweiße und dunkelschwarze Farbe stets als Abzeichen der Freude und Trauer angesehen worden. Nur ein nördliches, halbfarbenloses Clima konnte das Auge mit den dunkeln Farben zum täglichen Gebrauch in der Kleidung aussöhnen. Nur ein Volk, das auf seiner nebelreichen Insel oft unter 365 Tagen nur hundert Sonnentage zählt, und da wo es im städtischen Gewühl am häufigsten sich beisammen findet, von schwärzendem Steinkohlendampf eingehüllt ist, konnte die düstre schwarze Farbe mit sparsamer Klugheit zur gewöhnlichen Modefarbe stempeln. Nur eine gemißdeutete Religion, die auf Grüften und Todtengebeinen ihre Tempel erbauete, und die Fantasie ihrer Verehrer mit den düstersten Schreckbildern orientalischer Ascetik umschleierte, konnte die schwarze Farbe in ihrer Liturgie heiligen. Im ganzen Alterthume war und blieb schwarz die trauernde Todtenfarbe,*) und es wurde

für

*) Die Collektaneen bei Ferrari, Lipsius in Electis, Kirchmann u. s. w. sind bekannt. Nur denke man bei allen diesem nicht an schwarzgefarbte Kleider. In den frühern Zeiten Griechenlands und Roms kannte man allein das Rothfärben. Darauf schränkte sich alle Färberei ein. Nach Alexanders Zeiten lernten die Griechen die Färbekunst der Asiaten genauer kennen. S. Goguet Orig. d. Loix T. I p. 173 II. p. 95. ed. in 4. wo doch noch vieles zu berichtigen wäre. Alles schwarz in den Kleidern kam von der natürlichen Farbe der Schafe, die

wie

für eine Sache der schlimmsten Vorbedeutung und der Entweihung des Tempel- und Opferdienstes, in so fern er den obern, himmlischen Mächten gebührte, überall angesehn, wenn sich in die Bekleidung der Anwesenden oder auch nur in die Ausschmückung der Gerätschaften irgend etwas schwarzes einmischte.*) Auch die Schaubühne war ein Tempel des Dionysos und auch da erglänzte der Chor und die Acteurs in den reichsten und buntesten Gewändern, deren Form und Farbe Aeschylus, der Schöpfer des theatralischen Costums, von den stattlichen Festgewändern bei den prächtigen Einweihungsfesten der Ceres entlehnt haben soll.**) Wenn daher hier der tragische Dichter

wie die Pellentinischen beim Martial XIV, 157. lugentes vellere lanas hatten. Da diese oft nur dunkelbraun ist, so gilt daher pullus, φαιός auch für schwarz, wenn von schwarzen Kleidern die Rede ist. φαιὸν δὲ καὶ μέλαν, sagt Pollux VII, 56. ἀλλήλοις ἐστὶ ὁμοῖον. — Die ganze Sitte der schwarzen Trauer lernt man aus der Alceste des Euripides am besten.

*) Cicero in Vatin. c. 12. Qua mente feceris, ut in epulo cum toga pulla accumberes? Plato verlangt in seiner Gesetzgebung bei allen Feierlichkeiten weiße Gewänder.

**) Athenäus I, 19. p. 21. E. Λύσιππος — ἐκέλευεν τὰς τῆς σελλῆς ἐκτρέπειν καὶ σκιατέρια. οἱ γὰρ ἱεροφάνται οἱ ἱεροφάντας καὶ δαδούχοι καυφόροντας. Die Hierophanten und Oberprieser bei den Mysterien hatten prächtig gestickte (ζώματα) und gefärbte Talare. Die Stellen hat Meurfius in Eleusin. c. 12. schon gesammelt. Dieser Wink verdient überhaupt weiter verfolgt zu werden. Das damals noch sehr

ter seine Nachgöttinnen in schwarzen Gewändern auftreten ließ;*) so mußte dieß nach den Begriffen seines Zeitalters diese Figuren noch weit grausender und zurückschreckender machen, als wenn etwa in einer unserer Opern die Begleiterinnen der personifizirten Nacht schwarzgekleidet erscheinen. Darauf deuten auch mehrere Stellen unsers Trauerspiels, wo diese schwarze Furientracht als ein Scheusal für Götter und Menschen, das diese Unholdinnen von aller Berührung und Annäherung zu ihnen ausschließe, in den stärk-

sehr arme Athen (S. Meurs. de fortuna Attica c. 2. und Meiners Geschichte des Luxus der Athenienser S. 24.) bewieß wohl auch noch in seinen Processionen und Theorien damals sehr viele Frugalität. Woher sollte also Aeschylus bei der prachtigern Costumirung seiner tragischen Chöre das Muster nehmen? Nur den Mysterien der Ceres, die durch Eumolpus aus den luxuriösen attischen und thracischen Weihungen nach Eleusis verpflanzt worden waren, boten in den Prunkgewändern der Hierophanten schickliche Vorbilder. Gewiß war auch sonst manches in den Maschinerien und Decorationen aus jenen Weihungshallen entlehnt, und daher eben die so vielfach gedeutete Sage, Aeschylus sey wegen profanirter, dem Auge des Publikums bloßgestellter Mysterien vom Volke beinahe gesteinigt, auf Leben und Tod angeklagt worden u. s. w. S. Fabric. Biblioth. Gr. T. II. p. 170. f. Harles.

*) Φοιβοκτόνοις in den Choephoren 1049. πελλάδων πέπλων ἀμπυξι Eumenid. 362. Vergl. im Agamemnon 470. daher ἔμμα πελλαστᾶν ἔρκεων beim Antipater aus Sidon Analect. T. II. p. 27. LXXVII. mit Jacobs Anmerk.

stärkſten Ausdrücken vorgeſtellt wird.*) Das Gewand ſelbſt beſtand, wie ſich aus Zeugniſſen andrer Schriftſteller, die weiter unten angeführet werden ſollen, mit Gewißheit ſchließen läßt, nur aus einem ziemlich enganſchließenden, bis auf die Knöchel herabgehenden Unterkleide. Da dieß nach damaliger Sitte faſt gar nichts von den Armen und Schultern bedeckte: ſo würde dieſe Nacktheit zu dem übrigen ſonderbar abgeſtochen haben, wenn nicht auch dieſe geſchwärzt geweſen wären. Es iſt mir alſo ſchon hieraus ſehr wahrſcheinlich, daß die Furien des Aeſchylus überall ſchwarz bemahlt waren,**) eine Vermuthung, die durch ein altes Vaſengemälde, wo eine ſolche Furie aus dem Boden hervorſteigt, zur völligen Gewißheit erhoben wird.***)

— Dem

*) Z. B. gleich zum Anfange V. 56. ſagt die Pythia: „in ſolchem Aufzug ziemt ſichs nicht der Götter, und nicht der Menſchen Wohnungen zu nahn!“ Darum (V. 70 ff) heißen ſie „die abſcheuwürdgen, alten Jungfern (ἐκτετυγ. κόραι, γραῖαι), mit welchen ſich kein Gott, kein Menſch, kein Thier vermiſcht.“ Darum treibt ſie Apollo mit ſolchem Schimpf aus ſeinem Tempel V. 172. ff. Daher ſagen ſie ſelbſt im furchtbaren Feſſelgeſang (321 ff.) „Wir dürfen nicht die Unſterblichen berühren, und niemand ſpeißt mit uns, οὐδὲ τοῖς ἐμοῖς ξυνδαίτης μετέκυρσεν.

**) Darum nennt ſie auch Oreſtes beim Euripides Oreſt. 408. νυκτὸς πρεσβεῖαι κόραι und V. 321. μελαγχεῖτες. Ueber das Bemahlen vergleiche die VI I.e Anmerkung.

***) Bei Hancarville T. II. tab. 41. Oreſt ſitzt mit den Händen auf den Rücken gebunden auf einem Altar, den Kopf zwiſchen den Knieen. Eine ganz ſchwarze Furie ſteigt unter dem

— Dem Aug entquillt verhaßtes Gift.

ἐκ δ' ὀμμάτων λείβηται ἀνεφιλὴς βλάβη.

Daß dieß der wahre Sinn des Wortes βλὰ ſey, beweißt die Parallelſtelle in den Choephoren V. 1054, wo es ausdrücklich von den Furien heißt: Sie träufeln aus den Augen böſes Blut (Vergl. Wakefield Delect. Tragoed. II. p. 299.). Es fragt ſich hier nur, ob dieß wirklich auf der Maske der Furien ausgedrückt werden konnte? Zu alle Masken waren Locher für die Augen geſchnitten, und man wollte zu wollen durch dieſe Oeffnungen die blutenden Augen der Furien erblickt haben *). Allein es wäre lächerlich,

dem Altar aus der Erde hervor, und hält eine züngelnde Schlange aufwärts gegen den gefangenen Verbrecher. Auch die Tunika der Furie iſt ſchwarz, und mit beſondern Linien angedeutet. Auf der andern Seite ſteht Pylades, und weiter hinten kommt Elektra mit dem Menelaus. So ließen ſich allenfalls die Figuren aus des Euripids Oreſtes deuten. Allein nirgends ſitzt in den noch vorhandenen Trauerſpielen der Alten Oreſtes gefeſſelt auf einem Altare. Wie wenn die ganze Szene gar nicht den Oreſt, ſondern den Alkmaon nach dem verloren gegangenen Stücke des Euripides vorſtellte? Selbſt nach den wenigen daraus noch vorhandenen Fragmenten würde ſich vieles in dieſen Figuren beſſer auslegen laſſen.

*) Cicero de Orat. II, 46. ex perſona ardere oculi hominis videntur. Vergl. die Prolusion de perſonis ſcenicis p. 14. wo ich auch das Herculaniſche Gemälde Pitture T. IV. t. 34. ſchon angeführt habe, das dieß erläutert. Man ſehe auch: die zwei Furien-Statuen im Pio Clement. T. III. t. 28. 29.

lich, anzunehmen, daß man aus diesen Oeffnungen wirkliches Blut habe hervorquellen lassen. Man muß also entweder die ganze Stelle bloß für ein tragisches Phantasma nehmen, zu welchem sich die erhitzte Fantasie der Zuschauer die Wirklichkeit denken mögte *); oder man muß sich vorstellen, daß an die Wangen der schwarzen Furienmasken wirklich etwas Mennige oder andere rothe Farbe gespritzt war, um das hervorquellende Blut so sinnlich, als möglich, vorzubilden. Und warum sollte der Tragiker bei seiner mannigfaltigen Zurüstung fürs Auge (ὄψις wie es Aristoteles nennt) nicht auch auf diesen Effekt mit gearbeitet haben. Heißt es doch in den Lebensnachrichten, die uns Suidas vom Aeschylus aufbewahrt hat, ausdrücklich: er

*) So wie in den Visionen des Wahnsinns Orest beym Euripides Iphig. in T. 288. aus den Gewändern der Furien Feuer und Blut hervorgehn sieht, und sie im Orest. 256. die αἱματωπους και δρακοντων ἐν κομαις nennt, wie die alten Scholien bemerken, man müsse dieß metaphorisch verstehn: so könnte man auch diese und andere Stellen im Aeschylus dadurch befriedigend erklären, daß man sagte, man habe dieß der Einbildungskraft der Zuschauer hinzuzudenken überlassen. Wie oft dieß in der alten Tragödie der Fall sey, weiß jeder, der nur einige Bekanntschaft mit ihnen hat. Das auffallendste Beispiel giebt der blutbespritzte Dolch des Oreftes. Nach mehrern Stellen unsers Tragikers klebt frisches Blut an seinen Händen und dem frischgezückten (νεοσπαδὲς S. Schütz zu V. 42.) Dolche. Wer dieß buchstäblich verstehen wollte, mußte auch bei der Blutwasche der Lady Macbeth (womit schon Rochefort Theatre des Grecs T. II. p. 220. dieß dem Orest anklebende Blut verglichen hat) fragen, wo denn das Blut an ihren Händen sey?

er habe fürchterliche, angemahlte Masken (προσωπεῖα δεινὰ, κεκρισμένα) erfunden. Und manche Stelle im Verfolg des Trauerspiels würde durch diese bluttriefenden Augen noch anschaulicher geworden seyn. *)

Stellen wir nun die Hauptzüge, die aus den Worten des Tragikers selbst hervorgehen, noch einmal unter einen Gesichtspunkt zusammen: so erblicken wir seine Furien mit Gorgonenmasken, schlangenhaarig, mit häßlichem, breitgedrücktem Gesichte, und mit hervorgestreckter Zunge, Harpyenartig mit verlängerten dürren Armen und krallenartigen Fingern, unbeflügelt, aber zu gewaltigen Luftreisen gerüstet, schwarz vom Kopf bis auf die Füße, im Gewande der Nacht, mit schwarzgemahlter Haut und Maske, auf der schwarzen Maske um die Augen herum blutige Flecken. Gewiß ein Bild voll Graus und Entsetzen. Minerva konnte mit Recht sagen:

(V. 403.) οὐ θνητοῖσι δεμοειδεῖς μορφώμασι.

Ihr gleicht der menschlichen Gestaltung nicht,

und Apollo sagte nur, was wahr ist, wenn er diesen Unholden zurief:

(V. 631.) ὦ παντομισῆ κυνὸς ἄλαε, σύγη θεῶν.

verhaßtes Vieh, den Göttern ekle Scheu!

(wobei auch noch die Stelle V. 183. ff. verglichen zu werden verdient.)

Es kann indeß nicht geläugnet werden, daß nach allen diesen Angaben, die wir dem Dichter selbst verdanken, noch manches im Costum seiner Furien dunkel

*) Vergl. Anmerkung V.

dunkel und unbestimmt bleiben würde, wenn uns nicht alte Schriftsteller bei der Beschreibung gewisser Mummereien, oder Nationaltrachten noch mehrere sehr dankenswerthe Fingerzeige darüber gegeben hätten. Vergleichen wir nun diese Zeugnisse mit dem, was wir aus dem Dichter selbst gelernt haben.

Der Liebling und Vorgänger Lucians, der Cyniker Menippus, kam einmal auf den tollen Einfall, sich als eine Furie anzuziehn, und so in Theben herumzugehn, indem er sagte: er käme eben als Kundschafter aus der Unterwelt, um die Freveltaten der Menschen zu schauen, und sie dann den unterirdischen Mächten zu vermelden *). Die Epitomatoren des Hip-

*) Ich folge in dieser Angabe dem Suidas s. v. Ἔκαβος T. III. p. 589. f. wo dieß dem Menippus zugeschrieben wird. Diogenes VI. 102. erzählt dieselbe Sache fast mit denselben Worten vom Cyniker Menedemus. Beider Compilatoren Quelle war Hippobotus, der eine Galerie der Philosophen (πινακοθήκη τῶν φιλοσόφων) geschrieben hatte, und welchen Diogenes fleißig excerpirt zu haben scheint. S. Jonsius de script. hist. philosoph. IV, 27. p. 156. Einer von beiden muß also in Absicht auf den Nahmen des Philosophen falsch excerpirt haben. Toup Emendd. ad Suid. p. 531. Lipſ. will nichts entscheiden. Allein es läßt sich wohl kaum zweifeln, daß Menippus der Nahme des Cynikers sey, der diesen Geniestreich ausgehn ließ. Diesem Sonderling und Vorbilde des Lucians (S. Hemsterhuys in der Einleitung zu Lucians Dialogg. Select. p. 2. 3.) war es ganz eigenthümlich, die Rolle gewisser Gottheiten zu spielen. So schrieb er nach Diogenes VI, 101. sehr zierliche Briefe im Nahmen der Götter. Von ihm

Hippobotus, Diogenes von Laerte und Suidas, beſchließen ihre Nachricht über dieſe tragiſche Mummerei mit folgender Schilderung: „Er war auf dieſe Weiſe angezogen. Ein ſchwarzer bis auf die Füße herabgehender Leibrock. Um dieſen ein verfiſcher rother Gürtel. Auf dem Kopf trug er einen Arcadiſchen Reiſehuth, in welchen die zwölf Himmelszeichen eingewirkt waren. Tragiſche Jägerſchuhe, einen übergroßen Barth, einen Stab von Aeſchenholz in der Hand.“ Offenbar ſtaffirte Menipp ſeinen Furienanzug noch mit verſchiedenen

ihm kannte das Alterthum eine Schrift: Das Todtenreich, Νεκυια, wo er ſich ohne Zweifel ſelbſt die Hauptrolle bei einem Beſuch in der Unterwelt zugetheilt hatte. Was aber meiner Vermuthung die höchſte Wahrſcheinlichkeit giebt, iſt das in Lucians Werken noch vorhandene Geſpräch, das gleichfalls den Titel Nekya führt. Dort kommt Menippus in einem ebenfalls aus der Tragödie entlehnten Aufputz mit Reiſehuth, Löwenhaut und Lyra geradeswegs aus der Unterwelt an, weil er ſo als Ulyſſes, Hercules und Orpheus, welche alle drei vor ihm auch in der Unterwelt noch bei lebendigem Leibe geweſen waren, frei aus- und einpaſſiren konnte. S. Lucian Nekya c. 2. T. I. p. 467. τραγικὴ μάλα παρασκευάσμενος ὑπὸ τὸ σχῆμα. Dieſer Menedemus erſchien alſo wirklich einmal in einer ähnlichen Maskerade vor dem Publikum, ein Umſtand, der bis jetzt von allen Erklärern des Lucian, ſelbſt von Hemſterhuys überſehn wurde, und der doch ein ganz neues Licht auf jenen lucianiſchen Dialog wirft, aber auch die Gründe für dieſelbe, die Wieland in Lucians Werken II, 357. ff. ſo fein entwickelt hat, ungemein verſtärkt.

denen fremdartigen Zusätzen aus, um die ganze Maskerade desto auffallender zu machen. Der übergroße Barth gehörte doch wohl nur dem Cyniker, und er wollte dadurch anzeigen, daß er gleichsam eine männliche Furie sey. Der Reisehuth vertrat die Stelle der Gorgonenmaske, und hatte offenbar auf seine weiten Reise aus der Unterwelt, vielleicht auch auf den Ulysses Beziehung, der auch einmal aus der Unterwelt zurückkam, und überall an dem Reisehuth kenntlich ist *). Indeß hatte dieser Huth, um das Abentheuerliche zu vermehren, noch einen breiten Rand, und in diesem Rande den Thierkreiß, ein bekanntes Symbol der magischen und astrologischen Zauberkünste **), eingewirkt. Damit erklärte sich

 also

*) Darum trägt wenigstens der Lucianische Menippus einen πίλος in der Nekya c. 8. T. I. p. 467. denn wer kennt nicht das charakteristische Zeichen des Ulysses, den pileus? Indeß hat dieser Huth eigentlich gar keinen Rand, und liegt, wie schon Solerius (eigentlich Raynaud) de pileo c. 5. p. 167. ad Amstel. richtig bemerkt hat, wie unsere Schlafmützen, glatt an. Hier ist aber von einem Huth mit breitem rund herumlaufendem Rande die Rede. S. Anmerkung IX.

**) Daß στοιχεῖα hier die Sternbilder des Thierkreises bezeichnen, hat Menage trefflich gezeigt. Daher kommt nun eine eigene Wahrsagerkunst. Wer sie trieb hieß στοιχειομάντις, und die mit astrologischen Zaubercharakteren bezeichnete Bildchen und Talismane στοιχειόμαντα. S. Jo. Camerar de generibus divinationum ac Graecis Latinisque earum vocabulis (Lipf. 1566.) p. 124. und Saumaise de annis climactericis p. 576. Diese Bedeutungen sind Schneidern in seinem trefflichen Wörterbuche entgangen. Uebrigens wurde der Zodiakus oft als

also Menisp auch für einen Archimagus und gewaltigen Perückenbauer. Diese fremden Zusätze und Verbrämungen abgerechnet, ist alles übrige ächtes Cumenidenkostum, wie es Aeschylus erfunden hatte. Der schwarze bis an die Knöchel reichende Leibrock (στολὴ ποδήρης) bestimmt sogleich das Gewand der Furien, über dessen Form uns die Ausdrücke des Tragikers im Dunkeln lassen, aufs allergenaueste. Vielleicht hatte er statt der gewöhnlichen Falbel, wodurch der Leibrock bis auf die Knöchel verlängert wurde, ein angenähetes Fell *).

Der

als Zierath gebraucht. S. Guattani Monum. Antichi Inedit. aufs Jahr 1786. p. LVI. auch auf Münzen unter den Kaisern. S. Vaillant Select. Numismata e Museo Dn Camps p. 54.

*) Alle Untergewänder oder Leibröcke auf dem Theater waren lang, ποδήρεις, wie sie Pollux VII, 60. ἀναξυρίδες, ποδήρεις, bestimmt. So rechnet Lucian die χιτῶνες ποδήρεις ausdrücklich zum tragischen Apparat in Jove Trag. 42. T. II. p. 55. welches aber Wieland nicht sowohl durch Schleppröcke (das sind die pallae und syrmata) als durch lange Leibröcke hätte übersetzen sollen. Nur waren die meisten ungegürtet, ἄζωστοι. Diese bei den Furien waren gegürtet, und scheinen daher zu der Klasse zu gehören, die Aeschylus in einem verloren gegangenen Drama, πλειάδες betitelt, χιτῶνας πεποικιλμένους (S. Hesych. T. II. c. 819. 3. Pollux VII, 51.) Leibröcke mit einer Verbrämung unten herum genannt hatte. Denn da jedes Gewand ein Gewebe für sich ausmachte: so konnte man nur zwei Kleider verstehen, die bis an die Knöchel reichten, aus einem Stücke webten, und die χιτῶνες ποδήρεις hatten also lange Besetzungen (πτύκτας, inflitas). S. Saumai-

se

Der schwarze Leibrock des Menippus war gegürtet, und so waren also auch die Furien, als wackere Läuferinnen und Jägerinnen (S. Aeschyl. Eumenid. 76. 127. 223. 240. 310. u. s. w.) die wohlgegurteten (εὐζῶνοι). Dem Gürtel selbst giebt Suidas den charakteristischen Beinahmen, es sey ein persischer gewesen. Diogenes hingegen sagt, er sey scharlachroth gewesen (φοινικοῦν ζωστῆρα). Wahrscheinlich hat auch hier Suidas die ächte Lesart des Hipponax aufbewahrt und was Diogenes setzt, ist nur die erklärende Glosse. Denn mir ist sehr wahrscheinlich, daß die Griechen eine Art breiten rothen Gürtel, oder Scherpe, die sie aus Asien bekamen, persische Gürtel genannt haben *). Auch unsere

se zu den Scriptt. H. Aug. T. II. p. 536. f. Nun scheint es mir wahrscheinlich, daß hier die ἀσκὴ oder Besegung eine καυσία (Pollux VII, 68.) etwa von schwarzen Lammfellen, gewesen ist. So ließe sich nun das wunderbare Beiwort der Furien beim Orpheus H. LXXVIII, 7. Θηρόπεπλοι erklären.

*) Die Griechen, die bis auf die Zeiten Alexanders herab gegen den Asiatischen Luxus noch immer eine sehr kleine Figur machten, nannten auch im gemeinen Leben alles, was sich durch buntfarbigen Putz oder Bequemlichkeit und Eleganz auszeichnete, persisch. So hieß der Hahn mit seinem bunten Gefieder bey ihnen ἀλεκτρυὼν περσικός. So gab es für die griechischen Damen medische Damäschen, die μηδικαὶ oder μηδίσκαι hießen, und in der Folge sind sie sehr gemein wurden. S. Pollux VII, 92. und zu Hesychius T. II. c. 944. 14. So hatte man persische Dolche, persische Stöcke (oder krumm herumgebogen), Becher, Hüthe. Die Belege dazu finden sich in Pollux. Sardes

sere Theatermeister und Costumiers kennen jetzt noch die Wirkung, welche ein brennendes Roth auf Schwarz fürs Auge hervorbringt. Der breite blutrothe, wahrscheinlich mit herabhängenden Troddeln und Franzen geschmückte *) Gürtel über dem schwarzen Ge-

des war der Hauptstapelort für alle diese Waaren, (S. Aristoph. Vesp. 1134.) die den Griechen ohngefähr eben das galten, was den jetzigen Europäern die orientalischen Waaren. Vor allen scheinen nun auch die persischen Gürtel und Scherpen von den Griechen für ein Prachtstück gehalten worden zu seyn. Die ζωνη περσικη des großen Königs war ein Prachtstück, womit sich Alexander besonders bekleidete. S. Diodor XVII, 77. p. 220. und vor das die Hoflinge, so wie vor dem übrigen Ornate des Königs, auf die Knee fielen: τὴν περσικὴν ζωνην προσκυνοῦσι Plutarch in Alex. c. 51. T. IV. p. 323. Huts. Vergl. Brisson de regn. Pers. l. p. 41. ed. Commelin. Die Gurtel der Frauen mußen nicht weniger kostbar gewesen seyn, da sie bekanntlich zum Gürtelgeld große Städte zugetheilt erhielten. S. Brisson l. p. 76. Perizon zum Aelian u. a.

*) Wenn Aeschylus in den Persern die Königin vom Chore anreden läßt V. 155. so wird sie δαιδαλοζωνε περσιδων κουρων genannt. Dazu machen die alten Scholien die Bemerkung: die Perserinnen würden δαιδαλοζωνοι genannt, διὰ τὸ περισσως τας ζωνας ἐχειν. πρόσται sind die angesetzten Troddeln. S. Cuper Obs. I, 3. p. 19. und Saumaise zu den Script. H. A. T. I. p. 549. Die herabhängenden Schnuren und Franzen konnten sehr wohl, wie dort die Σκωληκες an der Aegide der Minerva, für Schlangen angesehen werden, σκωληκες - και ὄφεις εισι αλλὰ ιματιων Herodot IV. 189. So konnte auch der persischen Gurtel der Furien aus der Ferne ein Schlangenansehn erhalten.

Gewand konnte auch in dieser Furientracht seiner Wirkung durchaus nicht verfehlen. Die spätere Dichterfabel läßt die Erinnyen sich mit Schlangen gürten *). Aber der breite, einfache Gürtel war weit mehr im hohen tragischen Stil **). Die tragischen Schuhe (ὑποδήματα τραγικά) möchte ich nicht gerade von den höchsten Stelzenschuhen, die allerdings auch in Heldenrollen der Tragödie gebraucht worden sind, sondern nur von den sogenannten hohlen Schuhen verstehen, wiewohl auch diese ihre doppelten oder dreifachen Korksolen haben und die Statur um etwas vergrößern mochten. Man muß hierbei nur

*) In einem Fragmente des Alcmäon von Ennius, das Cicero anführt Acad. II. 28. heißen die Furien coeruleo incinctae angui nach der ohnstreitig richtigen Verbesserung des Columna in ed. Hesselii p. 284. So beim Ovid Metam. IV. 482. torto incingitur angue, und nachdem sie ihr Werk gethan tumidumque recingitur anguem M. 510. denn so, nicht sumtumque, welches ganz platt und überflüssig wäre, muß in jener Stelle, wie ich glaube, gelesen werden. Aehnliche Vorstellungen haben Statius, Claudian u. s. w.

**) Zu diesem gehörte ganz eigentlich der breite Gürtel, wie man aus alten Denkmälern sieht, wo die hohen tragischen Figuren dergleichen Gürtel tragen. So der Akteur, der den Hercules macht, auf dem Relief in der Villa Pamfili bei Winkelmann Monum. Inedit. n. 189. mit Winkelmann's Bemerkungen S. 247. So die Melpomene auf dem bekannten Sarcophag im Capitolinum bei Visconti Pio-Clement. T. I. tab. B. n. 9. so auch der tragische Akteur auf einem herculanischen Gemälde Pitture T. IV. t. 41. wo der Gürtel goldfarbig ist.

nur nicht vergessen, daß sich Aeschylus selbst seine Eumeniden als schnell verfolgende Jägerinnen dachte. Der eigentliche Kothurn stammte aus Creta und wurde dort ausschließend von den Hirsch- und Gemsenjägern getragen. Man schnürte den Fuß bis an die Mitte des Schienbeins fest hinein, um ihn gegen alle äußere Verletzung zu sichern und beim Springen über Klufte und Klippen die Knochel vor dem Verrenken zu verwahren *). Da er nicht, wie andere, zum Hausbedarf oder zum Ausgehen in der Stadt gebrauchte Beschuhungen bloß aus einer bretternen Sohle (σανδάλιον) mit einigen Riemen, die über den Fuß zusammengebunden wurden (ἐμβάδες), bestand; so hieß er daher auch der hohle Schuh. Aeschylus fand diese dorischen Bretterschuhe, und von da auch in Lacedämon eingewanderte Jägerschuhe für seine Theatergarderobe vermuthlich darum sehr passend, weil sie durch die Bänder, womit sie geschnürt wurden, mehr Putz zu

*) Zu der Stelle des Hippokrates, wo er bei Verrenkungen der Knöchel den κοθόρνοις τοῖς κυνηγετικοῖς einrichtet de artic. s. 73. T. II. p. 820. edit. Lind. hat Galen T. V p. 643. Basil. diese Jägerkothurne so deutlich beschrieben, daß man sie nachmachen konnte. Es waren geschnürte Halbstiefeln zum Laufen auf dem Gebirge. Eben darum hießen sie auch ὀρεσσῶναι, und waren als solche der Dianischen Diana eigen. Pollux VII. 193. Mit dem allgemeinen Nahmen hießen sie ἀναβάται κόθορνοι Poll. V, 18. VII, 84. und gehörten unter die κρηπῖδες. So erscheint Atalanta den Jägern in einer κρηπὶς ἀνδρική beim Philostratus u. s. w. Die besten Collectaneen giebt Spanheim zum Callimachus H. in Dian. 16. p. 130. f.

zuließen *), auch den Fuß der Tänzer in den Chören zierlicher umschlossen **). In so fern war es also nur

*) Man sehe die Commentatoren zu Virgils Puniceo fulgebis fulta cothurno Eclog. VII, 32. Denn selbst in der marmornen Statue der Diana, Atalanta und andern Jagdnymphen wurden diese Riemen durch enkaustische Mahlerei rothgefärbt, picti cothurni Ovid. Am. III, 331.

**) Das nixi cothurno, was Horaz der Erfindung des Aeschylus zuschreibt A. P. 280. sqq. freilich nun auch die durch erhöhte Solen die Statur der Heroen heroisch vergrößernde Stelzenschuhe voraus. Allein dieß war ein neuer Zusatz des erfinderischen Dichters, den er von den sogenannten Tyrrhenischen Schulen, die 4 Finger dicke Solen von Kork hatten, und also wieder von einer ganz andern Nationaltracht, zu seinem Entzweck entlehnte. S. M. Teutsch. Merkur 1799. November S. 222. Er schuf Aeschylus erst aus dem fretensischen Jagerschuh und den Tyrrhenischen Korksolen eine ganz neue Art von tragischen Theaterschuhen, die aber den alten Nahmen »Buskins« behielten, übrigens in ihrer vollen Grösse nur bei den ersten Heldenrollen gebraucht, und nicht von allen Akteurs und Choristen, die in richtiger Abstufung viel kleiner erscheinen sollten, getragen wurden. Man hat dieß bisher immer noch nicht sorgfältig unterschieden, und die Kothurnen der Diana und des Trauerspiels lächerlich genug mit einander verwechselt. Winkelmann zu den Monum. Inedita p. 245 hat zuerst darauf aufmerksam gemacht. Ueber den erhöhenden Cothurn, die eben deswegen ὑψίκρα. (Stelzen) hießen, verdient das merkwürdige Fragment des Diomedes nachgelesen zu werden, das Valckenaer zu Ammonius I, 18. p. 75. aus dem Dionysius excerpirt hat.

nur noch, besonders bei den Thoristen, der schmückende Jägerschuh, und nur diesen, glaub ich, dürfen wir uns hier an den Füßen der Furien denken, die in eigentlichen Stelzenschuhen einen sehr unbeholfenen Fesselreigen um den geängsteten Orest getanzt und als träge Jägerinnen nur den Lachern ein Fest gegeben hätten. Was der Begriff des Schicklichen schon an und für sich fordert, wird auch durch die Betrachtung alter Kunstwerke weiter unten vollkommen bestätigt werden, auf welchen die Furien stets als wahre cretensische Jägerinnen mit den leichten, und hochgeschnürten Jägerschuhen angethan, aber nicht in tragischen Kothurnen einherschreitend erscheinen. — Zum letzten hatte Mentor auch noch einen Stab aus Eschenholz in der Hand (μελίης ἐπιβήτορα). Man würde sich irren, wenn man dieß für den bezüchtigten philosophischen Knotenstecken, womit die Cyniker dem vorgeblichen Ahnherrn und Schutzpatron ihrer Sekte, dem Hercules es gleich zu thun strebten, verstehn wollte. Es ist hier von einem ganz andern Stabe die Rede, der zur Theater-Repräsentation gehört. Ein langer gerader Stab war zwar schon überhaupt das Zeichen der Tragödie, die sich eben dadurch von dem Krummstab des Lustspiels und der Satyrhandlung symbolisch unterschied. Allein hier in der Hand einer Furie bezeichnete dieser Stab doch wohl noch weit mehr die strafende, den Verbrecher züchtigende Göttin. Man erinnere sich hierbei nur an die mannigfaltigen Gelegenheiten, wo im Alterthume der Stab das Zeichen der richterlichen und strafenden Gewalt war *), und denke

*) So waren, um nur einiges anzuführen, die ῥάβδοι die Zeichen der Gewalt eines Gymnasiarchen. C. Fischer in

denke sich die Furien als eine Art von Lictoren oder Gerichtsdienerinnen, die den Zuchtstecken nicht bloß zur Parade in der Hand führten. Sehr merkwürdig ist für diese Vorstellungsart die alte Allegorie auf dem Kasten des Cypselus, wo man unter andern eine schöne Frau erblickte, die einer häßlichen Frau sehr übel mitspielte, sie mit der einen Hand würgte, mit der andern aber vermittelst eines Steckens stäupte. *)

So

in Ind. ad Aeschin. Dialogg. s. v. und der Brabeuten und Kampfrichter; daher ῥαβδιοῦμαι beim Sophocles Trachin. 516 so viel als Kampfrichter seyn, bedeutete. Ueberall bezeichnete dieß die Gewalt, schlagen und bestrafen zu lassen, die auch der Römer durch seine Lictoren angedeutet wissen wollte. Alle jene griechischen Magistratspersonen hatten auch ihre Büttel, ῥαβδοῦχοι. S. z. B. die Kampfrichter in den Theatern beim Aristophanes in Pace 735. Vergl. Pollux III, 153.

*) Pausanias V, 18. p. 79. Γυνὴ εὐειδὴς γυναῖκα αἰσχρὰν κακίζεται, καὶ τῇ μὲν ἀπάγχεται αὐτὴ, τὴν δὲ ῥάβδῳ πλήσσει, Δίκη δὴ τὰ τοιαῦτα λιθίναι δηλοῦσιν εἰσι. Schon Heyne über den Kasten des Cypselus §. 37. macht auf dieß Beispiel des Einflusses der Bildersprache auf die Bildnerei aufmerksam. Die Δίκη wird sehr oft mit den Ποιναῖ und Furien verwechselt. S. Wyttenbach zu Plutarch de S. N. V. p. 17. Hieraus allein wird auch die berühmte, selbst von Valckenaer falsch erklärte Stelle im Euripides Hippolyt. 1172. deutlich, wo man das ῥάπτειν Δίκης nicht vom Stellholz in der Mausefalle, sondern von diesem strafenden Zuchtstabe erklären muß. Auf ähnliche Weise giebt Pindar Olymp. IX, 50. dem Hades einen ῥαβδος, womit er die Sterblichen in die Tiefe des Orcus herabnöthigt.

So weit der Cyniker im Furienkostum. Was hier noch etwa zweifelhaft und dunkel geblieben wäre, das konnte uns dießmal der dunkelste unter den alten Dichtern, der Räthselredner Lycophron aufhellen. In seinem Monodrom verkündet die Cassandra unter andern auch ihre eigene Vergötterung bei den Daunern, einer alten griechischen Colonie in Apulien. Dort herrschte eine sonderbare Sitte. Die mannbaren Mädchen, die gern unverheirathet bleiben wollten, umfaßten das Bild der Cassandra, und erhielten dadurch eine Art von Weihe. Sie giengen von nun an (wie viele Jahrhunderte später aus ähnlichem Hang in den Wahn die Gottgeweihten Jungfrauen, beim Dermatian, Joannes Chrysostomus u. s. w.) schwarz gekleidet. Dieß nannte man die Furientracht. Lycophron läßt dieß der Cassandra folgendermaßen ausdrücken (V. 1131. ff.)

Wenn sich die Mädchen in der Jungfraun Joch
Zu schmiegen weigern und die Brautnacht fliehn —
Umschlingen sie mit brünst'gem Druck mein Bild,
Der Brautbewerbung Gegenwehr. Sie gehn
In der Erinnyen Gewand, im Antlitz
Mit Kräutersäften farbigt angemahlt.
So werd ich dann von den Stabtragenden
Jungfraun als ew'ge Göttin angefleht!

Tze-

Tzetzes führt in seinem Commentar zu dieser Stelle aus den ältern Scholien, die er fleißig excerpirte, ein wichtiges Fragment des Geschichtschreibers Timäus an, der in seinen italischen Geschichten besonders auch die Stammsagen und Sitten der Küstenbewohner des untern Italiens fleißig gesammelt hatte, und wahrscheinlich von Lycophron selbst zur Ausschmückung seines gelehrten antiquarischen Gedichts häufig gebraucht wurde.*) Timäus berichtet, dieß sind die Worte des Tzetzes, „daß diese Daunischen Weiber ein schwarzes Gewand tragen, und ihre Gesichter mit rother Farbe mahlen, daß sie mit breiten Binden gegürtet und mit hohlen Schuhen beschuhet sind, und Stäbe tragen.“**) Es haben schon andere Kenner der altitalischen

*) Man hat diesen Geschichtschreiber seiner vielen Mährchen wegen schon im Alterthum μυθολογος genannt. S. Suidas h. v. und Voß de Histor. Gr. I, 12. p. 82. Man könnte, ohne ungerecht zu seyn, denselben Ehrennahmen auch dem Lycophron geben, der, wie aus mehrern Citaten des Tzetzes z. B. in der Fabel von Podalirius V. 1050 erhellet, die Fabeleien des Timäus mit beiden Händen ergriff. Besonders scheinen die Daunier ein ganzes Netz voll Legenden gehabt, und in dem Sagenregister des Timäus (dessen Fragmente wohl eine eigne Sammlung verdienten) eine wichtige Rolle gespielt zu haben. Daß auch die Kleidung ihrer Männer und Weiber dort sorgfältig beschrieben werden, beweist ein Citat des Pollux II, 29. wo von der ταυτιμος κλινη die Rede ist.

**) Αι των Δαυνιων γυναικες μελαναι εμβολα φορουσι και ταις οψεσι βαπτονται τους χροτας, ταινιας τε πλατειας εχουσι περιζωματικας, υποδηματα τα καλα υποδηματα, και ραβδους κατεχουσαι. Es versteht sich daß der Scholiast die Stelle

lischen Geschichte das sonderbare Bestreben der dortigen Einwohner bemerkt, uralten Nationalgebräuchen einen griechischen Ursprung zu geben.*) Dies war höchstwahrscheinlich auch der Fall mit dem Furienkostum der Dannischen Jungfrauen, das wir noch in mehrern Küstengegenden des westlichen Europa finden.**) Reisende Griechen, die diese uralte Natio-

nals

Stelle nur im Auszuge liefert. Ὅμως würde Timäus schwerlich selbst gesetzt haben. So stand neben πρῶτον im Timäus gewiß auch noch καὶ πάντων.

*) S. Heyne Excurs. IV. ad Aeneid. VII. p. 231 ff. ein trefflicher Excurs, der allein ein Dutzend cisalpinischer Topographien italienischer Antiquarier aufwiegt.

**) Die Iberier, sagt Posidonius beim Athenäus XII. 5. p. 523. B. ob sie gleich in langen tragischen Gewändern mit allerlei Farben ausgehn, und sich der Leibröcke bedienen, die bis auf die Füße herabreichen (χιτῶσι ποδηνέμοις), sind dabei doch sehr rüstige Krieger. Eben diesem Posidonius verdankte wahrscheinlich auch Strabo seine Nachricht von den Einwohnern der Cassiteriden oder Zinninseln. Dort wohnen, sagt er III. p. 263. B. schwarzgekleidete Menschen (μελαγχλαίνους ein bekannter Beinahme vieler alten Volker. Herodot IV, 107 u. a. vergl. Tacitus de mor. Germ. c. 43. und zu Ammian Marcellin p. 476. Gron.), die langherabgehende Untergewänder anzuziehen pflegen, um die Brust gegürtet sind, und mit Stecken herumgehn (μετὰ ῥάβδων περιπατοῦντες), ähnlich den Strafgöttinnen in der Tragödie (ὅμοιοι ταῖς τραγικαῖς Ποιναῖς nach der unbezweifelten Verbesserung des Casaubonus, die auch Siebenkees aus Handschriften mit Recht aufgenommen hat. T. I. p. 469.) Das ganze Räthsel läßt sich vielleicht am besten

nalsitte sahen, verglichen sie nur mit ihren theatralischen Furien und erdachten dazu eine Fabel vom Dienste der Prophetenjungfrau Cassandra. Für uns bleibt aber dieß Bruchstück des Timäus nebst dem Gebrauche, den Lycophron davon gemacht hat, immer sehr merkwürdig. Die Jungfraun, die sich als Erinnyen einkleiden, mahlen sich das Gesicht mit künstlichen Farbenmischungen. *) Hierdurch wird das bestätigt, was ich oben von der Schwärzung des Gorgonengesichts, der Schultern und Arme beider Aeschyleischen Furien schon erinnert habe. Auch das Tragen des Stabs wird hier, so wie der breite Gürtel, und der Jägerschuh, als zum Furienkostum unabänderlich gehörend, angeführt. Nun erst läßt sich mit völliger Sicherheit das älteste Furienansehn, bestimmen, und mancher alte Schriftsteller, der von diesem Costum nur im Allgemeinen spricht, daraus erklären. **)

Die

dessen durch eine Stelle des Tacitus Annal. XIV, 30. wo die Vertheidigung der Insel Mona (gewiß eine der alten Cassiterides beschrieben wird: intercursant feminae in modum Furiarum, quae veste feruli, crinibus deiectis faces praeferunt. Ernesti, der sich dort die vestem feralem nicht recht zu erklären weiß, erinnert sich nicht an die schwarzgekleideten Furien der alten Tragödie.

*) Lycophron nennt es ἐίδωλα ἀκτέων. Wenn εἴδωλον im Singular steht, bezeichnet es immer das Gesicht. S. Hesychius h. v. und Lenneps Etymologicon S. 246 f.

**) So erzählt Pausanias III, 19. p. 259. Die Helena sey von der Polyxo, der Gemahlin des Tlepolemus auf der Insel Rho-

Die Furien mit dem Stabe in der linken Hand konnten mit der Rechten auch noch eine Fackel schwingen. Es verdient indeß bemerkt zu werden, daß weder die ausführlichen Beschreibungen des älteren tragischen Furienkostums, die wir aus den Fragmenten des Hippobotus und Timäus zert durchgegangen haben, noch Aeschylus selbst, so viel ich bei einer genauen Prüfung habe finden können, dieses Attributs bei

Rhodus aus Rache getödtet worden, indem die Polyxo ihre Sclavinnen, als Furien angekleidet, über die badende Helena schickte, und sie durch diese so vermummten Henkerinnen an einen Baum aufknüpfen ließ. Man sieht nun, wie man sich die [illegible] zu denken habe. So erblickt Dion kurz vor seinem Tode in diesem Säulengang seines Hauses ein Gespenst [illegible] beim Plutarch im Leben des Dion. 55. T. VI. p. 221. Huet. An die spätern Attribute, Fackeln und Schlangen ist hier nicht zu denken. Es war die lange Aeschyleische Furie, die Dion erblickte. Nur hatte sich der Stecken in einen Besen verwandelt, womit sie das Haus fegte. Die Handlung ist symbolisch und bezeichnet, daß Dion mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden sollte. So giebt Aristophanes dem Jupiter einen Besen, womit er durch die Plage des peloponnesischen Krieges Griechenland fegt. Denn so ruft der patriotische Trygäus gen Himmel sehend in Pace 55. — ὦ Ζεῦ, τί ποτε βούλει ποιεῖν; κατάσκεψαι κέρμα. μὴ κάθῃ τὴν Ἑλλάδα. Daher κατασκήπτειν als Fluch, den Wagner nach Berglers und Schneiders Vorgang richtig in Alciphron T. II. p. 189 aufgenommen hat. Vergl. Kuster zum Suidas s. v. und VV. DD. zu Hesychius T. I. c. 1137, 3.

bei den Eumeniden Erwähnung thun. *) Indeß ist diese Fackel ein sehr altes, allgemein angenommenes und

*) Nur zwei Stellen in den Eumeniden sind meines Wissens auf die Fackeln der Furien bezogen worden. Im χορὸν ἐκτύπουν, den sie um den Orest tanzend fügen, sagen sie (V. 375): wir treiben ein ehrloses, von den Göttern geschiedenes Geschäft auf schwierigen Gängen mit sonnenlosem Glanze κηλὶς λαμπὰς. Dieß hat schon Winkelmann zu den Monumm. Ined. p. 205 von der dunkeln Rauchfackel der Furien erklärt, und H. von Humbold in der Berlin. M. Schrift 1793. August S. 158 hat es gleichfalls „mit sonnenscheuer Fackel" übersetzt. Wenn es auch sonst zu erweisen wäre, daß Aeschylus seinen Furien Fackeln gegeben habe: so würde diese Stelle allerdings so erklärt werden können. Da dieß aber nicht der Fall ist: so wäre ich geneigter, dieß nur von einem feurigen Schein, der die im dunkeln Wandelnde (νυκτίπλανες Ilias IX. 567.) umgiebt, zu verstehn. Man erinnert sich dabei ohne Zweifel der Vision des Orest beim Euripides, Iphig. in Taur. V. 288. der die Furie sieht ἐκ χαλκέων πύλης πάροθεν. Vielleicht nahm Plato daher seine κόρας διαπύρους in dem berühmten Mythos von der Unterwelt de Rep. X. T. VII. p. 526. Bip. Ueberhaupt umlodert sie eine hellrothe Glut. Seneca in Herc. Fur. 87. von den Furien: ignem flammeae spargunt comae. — Die zweite Stelle, die Bergler zum Aristoph. Plut. 424. von der Fackel der Furien verstanden haben will, ist am Schluß des ganzen Stücks V. 1028. wo bei der feierlichen Procession die Begleiter (πομπεῖοι) singen: „Hieher, ihr Hehren, die ihr der glutverlechten Fackel euch freuet" πυρὶ λάκτᾳ λαμπάδι πομπίμοις. Allein die ganze Stelle handelt von den Fackeln, die zu Ehren der Fu-

und charakteriſtiſches Kennzeichen der tragiſchen Erinnys, wie ſie Propez nennt (II, 16. 29.) und ohne Zweifel auch ſehr früh auf dem griechiſchen Theater zur Bezeichnung der ſchreckbaren Strafgöttinnen gebraucht worden. Der Scherz des Ariſtophanes allein müßte dieß ſchon hinlänglich beweiſen. Im Plutus, wo die perſonifizirte Dürftigkeit, die Penia die zwei Alten, den Chremylus und Blepſidemus anfällt (V. 423 ff.), ruft Chremylus mit einer komiſchen Geberde der Verwunderung:

— Wer biſt du? denn du ſcheinſt ſo bleich?

Blepſ. Vielleicht die Furie aus dem Trauerſpiel?

Chrem. Doch hat ſie keine Fackeln. Bl. Wenn ſie doch

Beim Henker wäre! —

Die alten Scholien machen ausdrücklich die Bemerkung, der Luſtſpieldichter ſpotte hier des Aeſchylus, der

Furien angezündet und in ihrer dunkeln Grotte vom Volke verbrannt werden ſollen. Dieß verſpricht Minerva V. 1009 und daher heißen die Opfer, die ihnen gebracht werden ſollen V. 1031. πυρσοὶ ἐκλάμψει. Hier iſt alſo keine Spur von Fackeln, die die Furien ſelbſt trügen. Und auch in den zwei Stellen, wo Euripides den Oreſt die Furien erblicken läßt, zu Anfang des Oreſtes und der Iphigenia in Tauris, werden ihnen nie Fackeln, wohl aber einmal im Oreſt 274 den Jägerinnen Bogen und Pfeile gegen den Frevler in die Hand gegeben.

der die Erinnyen mit Fackeln wüthend eingeführt habe.*) Unter den Geschichtchen, die spätere Anekdotenkrämer vom Sokrates erzählt haben, ist auch ein Gespensterspuk, wo junge muthwillige Bursche ihm in Furienaufzug fürchten zu machen suchen. Da heißt es ausdrücklich, sie hätten brennende Fackeln und Furienmasken gehabt.**) Auch hätte Aeschines die berühmte Stelle gegen den Timanthus nicht sprechen können; wenn nicht damals die Furien mit Fackeln

*) Ἐπισκώπτει τὸν διὰ τῶν Ἐριννύων Αἰσχύλῳ ὑπόθεσιν παρασάγοντα μετὰ λαμπάδων δεινοπαθοῦσαν, und der andere Scholiast sagt εἰώθασι οἱ τραγῳδοὶ εἰσάγειν μετὰ λαμπάδων, was auch Suidas s. v. Τραγῳδία, T. III. 496. daraus excerpirt hat.

**) Aelian V. H. IX, 29. sie lauerten ihm auf δᾴδας ἐχοντες ἡμμένας καὶ Ἐριννύων πρόσωπα. Es giebt eine eigene Anekdotentradition im Alterthum, wo dieselbe Geschichte mit geringen Veränderungen oft von einem halben Dutzend berühmten Männern erzählt wird. Oft läßt sich dieß Sagengewebe sehr gut bis auf den ersten Grundfaden verfolgen. Dieser ist in vorliegendem Falle eine Geschichte die dem Demokrit begegnet seyn soll, und die Lucian in Philopseud. c. 3. T. III. p. 5. sehr launig erzählt. Dieselben haben nun einige auch mit kleinen Abänderungen von Socrates erzählen wollen. Ich zweifle nicht, daß die berüchtigte Geistergeschichte, die Plinius Epist., VII, 27. vom Athenodorus erzählt, aus eben dieser Quelle, freilich mit beträchtlichen Veränderungen, geflossen sey. Lucian erzählt sie von einem gewissen Arignotus; die Kirchenväter machen Versuchungen des Teufels daraus u. s. w.

ckeln auf dem Theater erschienen wären. *) So viel ist also unleugbar, daß man schon sehr früh die Furien terrificirn mit Fackeln bewaffnete, die auch schon darum zu den beliebtesten Theaterrequisiten gehören mußten, weil die Fackeltanze in Athen zu den willkommensten Spielen gehörten, und jedermann sie weit geschickter zu schwingen und zu handhaben wußte, als es häufig auf unsern neuen Schaubühnen der Fall seyn mag. **) Auffallend ist auch der Umstand, daß die Fu-

*) P. 196. C. Wolf. „Glaubt nicht, ihr Athener, daß die Furien, wie in den Tragödien, den Verbrecher verfolgen und züchtigen mit brennenden Fackeln κατὰ τὰς ἐκφορὰς. Die Stelle ist von Griechen und Römern sehr oft nachgeahmt worden. Die Nachbildungen des Cicero pro Rosc. Am. c. 24. f. 67 und de Legg. I, 14 weiß jeder auswendig. Auch Nero sah die Furien seiner Mutter mit Fackeln. Sueton Ner. 34. Die römischen Dichter lassen diese Fackeln bald im Phlegethon anzünden S. Drakenborch zu Silius II, 610. bald von einem Scheiterhaufen Statius Theb. I, 96. Ovid läßt der Tisiphone ein Feuerrad damit beschreiben Metam. IV, 503. Niemand weilt aber bei diesen Feuerwerken der Furien lieber, als Seneca der Tragiker und Claudian. Aber warum gab man den Furien Fackeln? Ohnstreitig als ein Instrument der Marter. Denn bei den Foltern brauchte man auch die Fackel. Daher sagt noch der spätere Panegyrist Pacatus ad Theod. c. 42. T. II. p. 401. Jäger. „minax umbra ob os carnificis tui fumantes infernis ignibus taedas quatiebas.

**) So oft Glucks Iphigenie in Paris aufgeführt wird, muß die Feueraufsicht hinter und unter dem Theater, wo die Versenkungen sind, verdoppelt werden, und manchem Bal-

Furie, die der Künstler auf einem noch vorhandenen alten silbernen Becher ohnstreitig nach einer Szene in unsern Eumeniden abgebildet hat, bei mancher auffallenden Aehnlichkeit mit dem ältesten Costum, wie wir es nun aus dem Aeschylus kennen, in der einen Hand eine Rolle, in der andern eine Fackel hat. Dieser dachte sich also unsre Eumeniden ganz gewiß schon mit Fackeln. *) . Ich wage folgende Muthmaßung, um diese scheinbaren Widersprüche so viel als möglich zu heben. Die Furien, welche den grausenden Fackeltanz um den Orest, die erschütterndste Szene des ganzen Stücks, **) schlingen, hatten gewiß nur

Balletmeister preßt der Fackeltanz in jenem Stück noch immer Angstschweiß aus. Bei den Alten mußte das alles weit mehr in Uebung seyn. Die Fackelrennen bei dem Panathenäenfest (S. Von Dale Marm. Antiqu. VI. p. 501. ff. Caylus Recueil d' Antiquités T. I. p. XVII ff.), ihr Gebrauch bei den Mysterien der Ceres u. s. w. mußte eine grose Fertigkeit in ihrem Gebrauch lehren. Eine andere Frage ist, wie sich die Fackeln am hellen Tage in den alten Theatern ausgenommen haben? Vielleicht war auch hier vieles nur symbolisch.

*) S. Winkelmanns Monumenti Antichi Inedici n. 151.

**) Dafür sah man sie gewiß auch im Alterthume an. Auch in Rom wurden sie im Alcmäon des Ennius aufgeführt. In dem Fragment beim Cicero Acad. II, 28. ruft der rasende Alcmäon: Circumstant cum ardentibus taedis. Wenn der Tyrann von Cassandrea Apollodor auf der Folter seiner Gewissensangst seine eignen Töchter zu sehen glaubte Διάφορα καὶ ἀντίξοα τοῖς ἐκφύσασι κυκλίω

περὶ

nur Stäbe, aber keine Fackeln. Denn man kann wohl allenfalls jene, aber nicht füglich dieſe in der Hand haltend beide Hände zum Reihentanz fügen.*) Allein in einem Chor von funfzig waren gewiß mehrere bloße Statiſten,**) die zur Seite ſtehn blieben, während die andern herumtanzten. Dieſen gab man in der Folge Fackeln in die Hände, und weil dieß viel ſinnlicher und ſtärker fürs Auge anſprach, als die bloßen Eſchenſtecken: ſo wählte man jene häufiger zur allgemeinen Bezeichnung.

Wenn der beidenkende Strabo ein ganzes Regiſter von Werkzeugen der Volksreligion aufführt, wodurch man im frühen Alterthum aufs Volk zu wirken ſuchte: ſo nennt er neben der Aegide, dem Donnerkeil, dem Dreizack und dem Thyrſus auch Fackeln und Drachen (λαμπάδας καὶ δράκοντας I. p. 37. A.) Beide gehören ins Gebiet der furchtbaren Göttinnen, die man zur Zeit, als die Kunſtallegorie ihre feſte Form gewonnen hatte, nicht ſelten ſo abbildete, daß ſie

περὶ αὐτὸν περιτρέχουσι beim Plutarch de S. N. V. p. 39. Wytt: ſo iſt dieß der wahre Feſttanz der Furien. Eben ſo tanzen die Todtenlarven um den Democrit beim Lucian Philopſ. T. III. p. 59.

*) Der Ausdruck in den Eumeniden 300. ἄγε δὴ καὶ χερὸς κύκλον läßt keinen Zweifel, daß hier ein χορὸς κύκλιος zu verſtehn ſey, wo ſich die Tänzer an beiden Händen faßten. Darum iſt hier auch kein στάσις möglich, der nur bei einem χορὸς τετράγωνος, wie die gewöhnlichen tragiſchen Chöre alle waren, eintreten könnte.

**) S. die Anmerkung no. X.

ſie in der Linken die Fackel, in der Rechten eine zi-
ſchende Natter emporhielten.*) Ja aus der genauern Betrachtung der alten Denkmäler ergiebt es ſich ſehr deutlich, daß da die bloße Fackel auch das Attribut des Cybeles, Bacchus- und Ceresdienſtes ſeyn und in Prieſterinnen, die durch dieſe Daduchie bezeichnet wur-

*) So ſagt Statius in einer Stelle, die alles umfaßt, was die Fantaſie der Alten von den Furien erdacht hatte, Theb. I, 89—113 am Ende: Tum geminas quatit illa manus. Haec igne roga i Fulgurat, haec vivo manus ätra verberat hydro. So erſchienen auch die Prieſter der Falisker und Tarquinienſer, ſo wie Livius und Frontin die Sache als Kriegeliſt erzählen, die aber wahrſcheinlich einen ganz andern Zweck hatte. Inde terror maximus fuit, quod sacerdotes eorum facibus ardentibus, anguibusque praelatis incessu furiali milites Romanorum insueta turbauerunt specie, Liv. VII, 17. vbi v. Gruter. T. II. p. 525. Drakenb. Ich glaube nehmlich beſonders aus der Vergleichung einer ähnlichen Szene, die Livius IV, 33 erzählt, mit dem, was Florus I, 12. 8. davon berichtet, es ſehr wahrſcheinlich machen zu können, daß jene Geſchichte mit ächtrömiſcher Parteilichkeit ſehr entſtellt erzählt wird. Die Prieſter jener Volkerſchaften kamen mit Fackeln und heiligen Binden (velamentis), dem ehrwürdigen Zeichen der flehenden Bitte. Anfänglich reſpectirten die Soldaten dieſe Proceſſion und ſchienen, wie einſt Attila beim Anblick Leo des Großen, erſtaunten und betäubt. Allein bald fielen ſie über die wehrloſe Menge her und richteten ein großes Blutbad an. Man ſuchte dieſe Grauſamkeit in der Folge zu bemänteln. Die heiligen Binden wurden in Schlangen, die Opferfackeln in Furienfackeln verwandelt u. ſ. w.

wurden, leicht verwechselt werden konnte, man in der blühenden Zeit der Kunst die zu schönen Jungfrauen veredelten Furien weit lieber mit der weniger zu verwechselnden Schlange, als mit der Fackel in der Hand gebildet habe. Die spätern Dichter, die uns in ihren Furien immer die Henkerinnen der Unterwelt erblicken lassen, giengen noch weiter und verwandelten die bloß schreckende Schlange in eine furchtbare Geisel für die Verbrecher, womit sie von den unerbittlichen Strafgöttinnen ohne Unterlaß gepeitscht würden. *) Hatte nun wohl schon Aeschylus seine theatralischen Furien die

*) Virgil hat in der bekannten Stelle VI, 570. fontes vltrix adincta flagello Tisiphone quatit insultans, torquosque sinistra Intentans angues vocat agmina sororum, die Peitsche von den Schlangen getrennt. Allein man denkt sich diese Peitsche selbst immer aus gewundenen Schlangen geflochten, crepitantia torto angue flagra nennt sie Pacatus im Panegyr. c. 42. So kommt tortum flagellum in der Hand der Furie bei Valer. Flaccus VIII, 20. vor. Vergl. Miscellan. Britann. Ann. 1731. Septembr. p. 671. Nonnus Dionys. XLIV. p. 1154. nennt diese Peitsche ἐχιδνόεσσαν ἰμάδην. Man muß dabei theils an die aus Haaren zusammengedrehten Peitschen denken, die man im Alterthum πλεκταὶ nannte. S. J. H. Voß zu Catull. p. 223. ff. theils an die vera mit eisernen Würfeln versehenen Geiseln μαστιγες ἀστραγαλωταὶ (S. Scheffer de Re Veh. V. I, 14. p. 194 und Hemsterhuys zum Pollux X, 54. p. 1212.), an deren Stelle man geflochtene Schlangen mit Natternköpfen setzte. Um sich das Grausende einer solchen Sclavengeisel anschaulich zu machen, darf man nur die Abbildungen bei Caylus Recueil T. II. c. 94. 4. vergleichen.

die

die so schreckbare Schlangengeisel schwingen lassen? Ich glaube dieß eben so gewiß verneinen zu können, als oben den Gebrauch der Fackel. Es findet sich davon in den Eumeniden selbst nicht die geringste Spur. Nur der Gorgonenkopf hatte seine Nattern, wovon sich wahrscheinlich schon in der ältesten Vorstellung der Furien, nach einem von den Mysterien herkommenden Gebrauch,*) über der Stirn zwei emporschlängelten,**) und eine auch sonst bei den Kopfbinden der Frauen im Alterthum nicht ungewöhnlichen Zierrath bildeten. Indeß verfehlten die spätern Theaterdecorateurs gewiß nicht, den Furien auch Schlangen oft in beis

*) Ich darf hier nur an die berühmte Stelle in Demosthenes Rede pro Coron. p. 313. 25. (c. 79. p. 510. Hartl.) erinnern, wo der Mutter des Aeschines die mystischen Mummereien vorgeworfen werden. Da heißt es unter andern, sie habe die zahmen Gartelschlangen (τὰς σπείρας) gedrückt, und, indem sie sie über den Kopf empor hielt, Evoë Saboë! gerufen. Diese Schlangengaukelei war in den Bacchischen Weihungen sehr üblich. Βάκχος ἐκπεπαίδευται τελὴν ὄφεων beim Clemens von Alexandrien Protrept. p. 9. D. Sylb.

**) Das anschaulichste Bild giebt die Beschreibung Catulls LXIV, 193. Eumenides, quibus anguineo redimita capillo Frons exspirantes praeportat pectoris iras. Das Frons praeportat kann nur durch die Anschauung zweier Nattern über der Stirn, die sich vorwärts emporheben und ziſchen, wie man sie auf alten Denkmälern findet, ganz deutlich werden. Man vergleiche damit nur die Vision des Orestes in Euripides Orest 282. wo ihm die Furie erscheint ἔχιδναι ἐχίδνας εἰς ἐμ' ἐσορμώμεναι. . .

beide Hände zu geben, *) wie dieß aus einigen Vasengemälden, die sogleich angeführet werden sollen, sehr deutlich hervorgeht.

Und so wären auch diese Zweifel beseitigt, und das Kostum, wie es Aeschylus aufstellte, von den uns auf allen Seiten umringenden Fackeln und Schlangen glücklich gerettet. Man vergleiche nun diese strenge, ursprünglichere Form mit der gewöhnlichen Ueberlieferung von der Art, wie der alte Tra-

gi-

*) Man hatte wirklich zahme Schlangen, die man zu heiligen Gaukelspielen abrichtete, die παρδικαι von ihrem Vaterlande genannt, und in den luxuriösesten Zeiten Roms wegen ihrer kühlenden Eigenschaft von den Damen sehr gesucht. S. zu Martial VII, 87. gelidum collo nectit Glaucilla draconem. Man darf sich aber nicht vorstellen, daß man diese immer auf dem Theater gebraucht habe. Man verfertigte ohne Zweifel aus Holz, Leder u. s. w. allerlei Figuren, die der Schlange ähnlich sahen. Sehr lehrreich ist in dieser Rücksicht eine Vasenabbildung in der Hancarvillischen Sammlung T. IV, t. 71. wo eine dem Bacchusdienst geweihte Frau eine künstliche Schlange, die offenbar zur Maschinerie des bacchischen Aufzuges gehört, vor sich herabhält und mit dem einen Fuß darauf tritt. Voß zu Catull S. 223. glaubt, daß man die Schlangen oft durch lederne Riemen und Geiseln nachgeahmt habe. Auch flatternde Bänder und Streifen Zeugs konnten dieß thun. So sagt Florus I, 22. 9. die Fidenaten hätten discolores, serpentum in modum, vittas gehabt. Noch deutlicher wird die Sache durch die Drachenpanziere der spätern Römer. S. Lipsius de M. R. V, 5. und Oesner zu Claudian V, 177.

giker ſeine Rachgöttinnen ausgeſchmückt habe. *) Dort iſt bei aller Häßlichkeit alles aufs genaueſte beſtimmt, und nichts überflüſſig. Hier iſt alles willkührlich und alte und neue Allegorie aufs buntſcheckigſte zuſammengeflickt.

Von dem was Aeſchylus bei der Decoration ſeiner Eumeniden gleichſam feſtgeſetzt hatte, konnten nachfolgende Dramatiker und Künſtler auf eine doppelte Weiſe in völlig entgegengeſetzter Richtung abweichen. Aeſchylus wollte durch die Häßlichkeit ſeiner Furien nur Schrecken und Entſetzen verbreiten. Man konnte dieß noch weiter treiben, und eben das durch vorſätzlich oder unvorſätzlich in die lächerlichſte Caricatur gerathen. Dieß war die eine Abweichung, die endlich durch immer neue Uebertreibungen äußerſt widrig und ekelhaft werden mußte. Euripides ſcheint wider ſeine Abſicht in dieſe geſchmackloſe Verbildung gefallen zu ſeyn, als er in ſeinem wüthenden Hercules die Raſerei (Λύσσα) perſonifizirte, und ſie den Zuſchauern in einem Luft-Wagen mit der Iris fahrend, über dem Hauſe des Hercules als Geſpenſt erblicken läßt. Es gab hier keine

*) So ſchildert z. B. Joſua Barnes das tragiſche Furienkoſtum zu Eurip. Herc. Fur. 882. Spectabantur capitibus ſerpentibus crinitis, vultibus tetricis et horrendis, cruentis et flammantibus, alis coriaceis, cruribus longis et macilentis, mammis foede exſertis, facibus ſanguineum quid rubentibus et tortis e ſerpentibus flagellis armatae, palla denique ſanguinea veſtitae. De quibus paſſim poetae Tragici.

keine Blutschuld zu rächen und daher konnte der Dichter auch keine Furien erscheinen lassen. Aber seine Lyssa ist ihre Zwillingsschwester und mit allen Häßlichkeiten ihrer Sippschaft zehnfach ausgestattet. Der Chor der thebanischen Greise, der sie ins Haus herabsteigen sah, sagt uns dieß deutlich genug V. 881 ff.

Sie stürmt vom Wagen, stachelt ihr Gespann
Die Nachtgorgone mit hundertköpfigem
Natterngezisch,*) die Augenblitzende Lyssa.

Hatte der Dichter, wie sich faß nicht zweifeln läßt, dieß alles wirklich auch durch die Maske des Ungeheuers zu versinnlichen gesucht, so lief er die äußerste Gefahr, hier statt Graus und Entsetzen, Spott und Gelächter zu erwecken. Was aber Euripides wenigstens nicht erwecken wollte, das wollten gewiß manche Comödiendichter damaliger Zeit, indem sie diese

*) Ich lese mit Reiske ἐκατογκράνοις ἰαχήμασι. Das Phasma war also mit einem Gorgonenkopf, um welchen kunstlose Schlangen angebracht waren, grausend ausstaffirt. Die Schilderungen, die Ovid und Statius von der Wuth erregenden Furie machen, sind voll des lächerlichsten Parenthesus, der weit zum abschreckenden Muster durchgenommen zu werden verdiente. Nur Virgil rettete sich durch die Verkleidung seiner Alecto im 7ten Buch der Aeneide glücklich durch alle diese Klippen. Um des Contrastes willen verdient auch Nonnus in Dionysiacis XLIV. p. 1134. einen Blick.

diese Furiengestalten des Aeschylus nach ihrer damaligen Lieblingsfitte in Caricatur brachten und das Volk mit dem seltsamsten Höllenspuk belustigten.*) Ich müßte mich sehr trügen, oder die berüchtigte Empuse, die Aristophanes in seinen Fröschen dem hasenfüßigen, jetzt in einen Hercules travestirten Bacchus und seinem Kammerdiener begegnen läßt, ist eine komische Hirngeburt der Art, wozu der erste befruchtende Keim in den Eumeniden des Aeschylus zu suchen ist.**) Ob auch

*) Wenn wir nur noch die Parodie des Cratinus, seine Eumeniden hätten, die in den Scholien zu Aristophanes Equit. 527 citirt werden! Der teile Orest war ein gemeines Gon Mot in Athen auf einem damals bekannten Kleiderauszieher (λωποδύτης, spoliator, depouilleur) S. Aristoph. Acharn. 1166. Av. 711 1470. Auf den Timon, den Misanthropen, mit seinem zottigen, borstigen Haarkopf, bedient sich Aristophanes Lysistrat. 808. des lustigen Einfalls, daß er ihn ein rauhes Dornengedicht im Gesicht, ein Bruchstück von den Furien (ἐρινύων ἀπόκομμα) nennt, woraus man beiläufig schließen kann, wie stachlicht und borstig rauh die Maske der Aeschyleischen Erinnyen auf der Bühne gewesen seyn müsse.

**) Aristoph. Ran. 293 ff. Der springende mit einem Satz seine Beute erhaschende Gang der Furien gab vielleicht zu diesem Volksmährchen von dem einfüßigen (das heißt etymologischen ἑμπέδων) Gespenst (der andere Fuß ist immer ein Thierfuß ἑτερόπους S. Eustath zu Odyssee Λ. p. 1704, 41. daraus der Pferdefuß des Teufels,) die erste Veranlassung, das nun die alte Comödie mit Vergnügen ergriff, um eine Caricatur auf die Furien daraus zu machen. Schon Hesychius s. v. bemerket, daß

se

auch die bildende Kunst dergleichen Uebertreibungen und Zerrbilder hervorzubringen sich gelüsten ließ, wage ich nicht zu bestimmen. Ein häßliches, obgleich noch immer nur menschliches Fratzengesicht, das man einst in Metz ausgrub und für eine Furie ausgab,*) ist gewiß eben so wenig dazu bestimmt gewesen, als es die geschnittenen Steine und Münzen waren, auf welchen selbst geübte Antiquarier die dreigestaltete Hecate für eine Furie im alten Stil ansahn.**) Daß man sie mit aller der ursprünglichen Häßlichkeit, mit der sie Aeschylus aufs Theater brachte, so gut wie die abscheuliche, mit ihr in jeder Rücksicht genau verwandte

Ker

sie eins mit der Hecate sey, wenigstens wird beiden das Erwecken des Gespensterspukes (ἐπιστρωμαί S. T. II. zu Lucian D. D. III. p. 208.) zugeschrieben, und vergleicht man die Schilderung der Hecate in Lucians Philopseudes 21. T. III. p. 42. so findet man in beiden das scheußliche Zerrbild der Furien. Der spätere Sprachgebrauch nahm nur den Begriff der Veränderlichkeit in der Gestalt aus der ganzen Empusenfratze heraus. So nennt Demosthenes die Mutter seines Gegners eine Empuse p. 270. 25. und so konnte endlich der Verfasser des Tractats de saltatione c. 19. T. III. Opp. Lucian. p. 279 gar ein Gegenbild einer pantomimischen Tänzerin darin finden.

*) S. die Abbildung bei Caylus Recueil T. V. p. 1. 119. 5. Man nennte die Fratze in Metz La Rechienaye und mauerte sie mit heiliger Ehrfurcht in die Kirche ein.

**) Eine Münze von Antiochia, die unter dem Kaiser Philipp dem Jüngern geprägt worden ist, hat die bekannte Vorstellung der Hecate Triformis. In ihr wollte nun Seguin in numis selectis p. 177 und Patin p. 388. eine

Ker*), gebildet und gemahlt habe, scheint mir wenigstens sehr wahrscheinlich. Nur glaube ich nicht, daß sich dieß in jenen frühen Zeiten auch bis auf lächerliche Zerrbilder erstreckt habe. Denn der Geschmack muß schon einmal gebildet und verfeinert gewesen seyn, wenn er sich bis zu diesen Ausgeburten des Ueberdruſſes und Geluſtes an körperlichen Verzerrungen verirren soll. Darum wucherte die Caricatur wohl auch erſt ſpäter nach Alexanders Zeiten an den üppigen Höfen ſeiner Nachfolger in ihrer ganzen Fülle unter den Griechen.**)

Es

eine Furie erblicken. Unbegreiflich iſt es, wie ſelbſt Spanheim zu Julians Caesar. und Caylus Recueil T. IV. t. 80, 3. in denſelben Fehler fallen konnten, den ſchon Leſſing in Laokoon (Werke Th. IX. S. 161.) gerügt hat.

*) Auf dem Kaſten des Cypſelus beim Pauſanias V. 19. p. 84 ſieht die Κὴρ hinter dem Eteocles mit Raffzähnen und Klauen. Die Bemerkungen, die Leſſing über dieß Bild in ſeiner Abhandlung: wie die Alten den Tod gebildet, gemacht hat, ſind bekannt.

**) Zur Spottcaricatur, die ſich in der Verhäßlichung der Geſichtszüge einzelner Menſchen zeigt, hatte ſchon der homeriſche Therſites den Grund gelegt. Dieſe war gewiß bei den Griechen ſo alt, als die alte Comödie ſelbſt, die zu dergleichen Caricaturen unendlichen Stoff darbieten mußte. Wüßten wir auch nur das Geſetz der Thebaner bei Aelian V. H. IV, 4. nach Leſſings richtiger Erklärung, und die Geſchichte des Hipponax mit den Bildhauern Buralus und Anthermus; ſo wäre das Alter dieſer Caricatur hinlänglich erwieſen. Allein die freiern

Gern

Es gab nun aber auch noch eine zweite Abweichung von der Linie, die Aeschylus gezogen hatte, und diese führt uns grades Wegs auf das höchste Gesetz aller bildenden Künste bei den Griechen zu den Zeiten, wo diese ihre wahre Bestimmung erhalten hatte, auf die Schönheit. Lessing sagt in seinem Laokoon (Werke IX, 30): "Es giebt Leidenschaften, die sich in dem Gesichte durch häßliche Verzerrungen äußern und alle schönen Linien durch gewaltsame Stellungen des Körpers vernichten. Diese enthielten sich denn also die alten Künstler entweder ganz und gar, oder setzten sie auf geringere Grade herunter, in welchen sie eines Maßes von Schönheit fähig sind. Wuth und Verzweiflung schändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben." Der scharfsinnige aber auch behutsame Kenner des Alterthums hätte sich nie zu einer so abschreckenden Behauptung bewogen gefühlt, wenn nicht die Gründe dazu in jener ganz

dichern scherzhaften Ghazal, wo bloß travestirte Mythen zur Volksbelustigung dienten, die in den Satyrhandlungen der Griechen und den Atellanen der Campanier volle Nahrung fanden, setzen stets eine fixirte und allgemein angenommene Regel der Darstellung, eine gewisse Uebereinkunft, diese oder jene Mythen, diese oder jene Fabel gerade so zu behandeln, als gegeben voraus. Von dieser Gattung ist hier allein die Rede, und sie scheint wirklich griechischen Ursprungs. Man denke nur an die bekannte Vase, wo Jupiter und Merkur bei der Alkmene einsteigen, oder die Verbildung des Aeneas, mit dem Vater, den er auf den Schultern trägt, in Cynocephalen S. Pitture d' Ercolano T. IV. p. 303.

ganzen Schrift so offen und unwiderleglich aufgestellt wären. Der Dichter kann sich sehr wohl zur Erreichung des Schrecklichen häßlicher Formen bedienen, eine Freiheit, von der im vorliegenden Fall Aeschylus nur allzusehr, selbst für die Bühne, Gebrauch gemacht hat. Die Poesie hebt durch die Veränderung ihrer coexistirenden Theile in successive ihre widrige Wirkung fast gänzlich auf. Mochten diese Scheusale von Gorgonenmasken noch so ekelhaft und zurückstoßend seyn. Nur da, wo sie der Schatten der Clytämnestra schnarchend antrifft, war ihr Anblick vielleicht unausstehlich. So bald sie in rascher Bewegung als Hauptfiguren in einer sich schnell entwickelnden, fortstürmenden Handlung erschienen, vergaß der Zuschauer, und wie viel mehr jetzt nicht der Leser, alles Grausende ihrer Gestalten über die Wichtigkeit und den Ausgang des Processes, den hier Minerva zwischen Apollo und den Eumeniden entscheiden soll. Aber Ekel und Häßlichkeit werden in den Formen der bildenden Kunst gleichsam auf immer festgehalten, sind daher nicht einmal einer gemischten Empfindung fähig und als Vorwurf der Kunst durchaus unzulässig. Die Künstler also, welche in dem Iconis agitatus Oreites früh einen Lieblingsgegenstand ihrer Kunstdarstellungen zu behandeln anfingen, bildeten und mahlten nie eine Furie in allen den Schrecknissen, in welchen das Drama sie aufzustellen Fug und Recht hatte. Der Atticismus, den die weisen Schutzgenossen der Minerva durch die mildernde Benennung der z ü r n e n d e n Rachgöttinnen mit zarter Schonung in die Sprache des gemeinen Lebens übergehen ließen, gieng für die idealisirenden Künstler nicht verloren. Sie ließen ihnen nur gerade so viel Ernst und gaben ihnen nur so viel bezeichnende Merkmale, als erforderlich war, um das Geschäft der

Ehrwürdigen kenntlich zu machen. So wurde aus dem häßlichen, mit der ungeheuerlichen Furienmaske so nahe verwandten Gorgonenkopf nach und nach das vollendete Ideal der ernsten weiblichen Schönheit, eine Strozzische Medusa, die sich, wie Herder so schön sagt, *) „als Charis ansehen und physiognomisch malen läßt.“ Uebrigens bildeten sie von der Idee der Jagd ausgehend, die uns im Drama des Aeschylus selbst schon überall anspricht, nach und nach die schönsten Jagdnymphen aus diesen Ungeheuern. Und doch verlor die Vorstellung selbst nichts von ihrem gewaltigen Eindruck. Der geängstete Orest ist es überall, wo sich noch dürftige Vorstellungen erhalten haben, in dessen Schrecken und Entsetzen wir die furchtbare Gewalt der Rächerinnen erkennen, deren stille Macht wir nun nicht hassen, sondern mit ehrerbietiger Scheu anerkennen.

Als Lessing die oben angeführte Behauptung niederschrieb, waren die Furien auf Denkmälern der alten Kunst noch so selten, daß unter allen, die er selbst anführt (Werke IX. 30 und 158 ff.), höchstens nur eine altgriechische (damals noch etrurisch genannte) Vase eine unbezweifelte Abbildung derselben darbot. Unsere Kenntniß alter Denkmäler hat seit jener Zeit durch die Bekanntmachung so vieler Reliefs und Vasenabbildungen, die man damals entweder noch nicht beschrieben, oder noch gar nicht ausgegraben hatte, ungemein gewonnen. Ich kann eine

*) Briefe zur Beförderung der Humanität VI Samml. S. 72. Man vergleiche die Titelvignette.

eine ganze Reihe derzleichen, die auf den ersten Blick für Vorstellungen jener Furienszene erkannt werden müssen, aus den noch immer sehr unvollständigen Hulfsmitteln, die mir zu Gebot stehn, aufführen. Aber alle beweisen, was Lessing so zuversichtlich in voraus behaupten konnte, daß die alte Kunst nie Furien, wohl aber idealisirte Eumeniden bildete, und sich durch keine Dichterphantasmen, die des Schrecklichen und Ekelhaften hier nicht genug haben können, von ihrer richtigen Bahn abbringen ließ.

Da die Furie nach den Begriffen des Alterthums immer mit Vollstreckung der Blutrache und Bestrafung des Frevels, oder nach der spätern Vorstellungsart mit Anfachung des Krieges und Einbarschung des Wahnsinnes beschäftigt ist: so konnte schon darum keinen kunstverständigen Bildner die Idee kommen, eine Furie ganz isolirt darzustellen. Man könnte sagen: die Figur hört auf eine Furie zu seyn, so bald sie bloß vereinzelt und auf sich selbst beruhend angesehn wird. Schon diese Betrachtung, die sich noch auf manche andere allegorische Wesen des Alterthums als z. B. den Tod, die Parcen, die Bellona, Nemesis u. s. w. anwenden läßt, hätte die Alterthumsausleger für manchen Misgriff bewahren, *) und auf einen sehr wesentlichen Fehler unserer

 hem

*) So wäre gewiß die mit dem Dolche drohend einherschreitende, einzelne weibliche Figur auf dem schönen Carniol der Stoschischen Sammlung Class. II. n. 350. und nunmehro auch abgebildet in der Auswahl vorzüglicher

heutigen Allegorie aufmerksam machen können. *) Deutlich finden wir auch in den Denkmälern, wo jetzt noch Furien abgebildet erscheinen, diese stets zu einer ganzen Handlung verbunden und zusammengestellt. **) Die

cher Gemmen aus dem Stoschischen Cabinette von Schlichtegroll T. I. n. 46. nie weder von Winkelmann in der Bibloth. der sch. Wiss. I, 30 und im Catalogue du Cabinet de St. p. 84. noch von Raspe in Tassie's Catalogue n. 1314. für eine Furie gedeutet, sondern sogleich für das, was sie ist, für eine Medea, die zum Mord ihrer Kinder schreitet, invicta feroxque Horaz A. P. 123 (vergl. Vasengemälde II, 168 f.) gehalten worden, wenn man bedacht hätte, daß wohl eine leidenschaftliche Frau, aber nicht die strafende Furie, allein gestellt, ein Gegenstand der Kunst seyn könne. Daß an keine Furie hier zu denken sey, sah auch schon Lessing im Laokoon S. 138. f.

*) Statt eine Handlung zu erfinden, wodurch unsere allegorischen Figuren sich selbst aussprächen, suchen wir das Fehlende und Dürftige durch Anhäufung symbolischer Attribute auf dieselbe Figur zu ersetzen, die niemand versteht, weil sie höchst willkührlich gewählt und nie durch Volksglauben zu einer allgemein bekannten Hieroglyphe (wie die den Göttern heiligen Thiere und Werkzeuge im Alterthum, der Dreizack, Thyrsus, Caduceus u. s. w.) gestempelt worden sind. Man vergleiche, um dieß recht lebendig zu fühlen, nur die von Rode erfundenen und von Kamler erklärten Allegorien.

**) Man müßte denn ein gewisses etrurisches Schreckbild (die Volta S. Plinius II, 53 und Bonarota zu Demsters Etruria Reg. p. 24.) für eine Furie halten. Denn diese kommt allerdings auch allein vor. Dahin

ge-

Die merkwürdigſte Vorſtellung der Art findet ſich auf einem ſilbernen im Hafen zu Anzio aus dem Meere hervorgezogenen Becher, der zu der Zeit, als Winkelmann ſeine Monumenti herausgab, im Beſitz des Cardinals Neri Corſini war. Es iſt merkwürdig, daß ſchon Plinius zwei ſolcher Becher gedenkt, worauf Oreſts Losſprechung in Relief gebildet war.*) Wahrſcheinlich iſt der in Anzio gefundene, deſſen Bildwerke Winkelmann (Monum. Ined. n. 151) zuerſt vollſtändig bekannt gemacht hat, eine ſpätere Nachbildung jener Kunſtwerke. Die Szene ſtellt die Losſprechung des Oreſtes in dem kritiſchen Moment vor, wo Minerva den entſcheidenden Stein (τὸν Ἄδικον ψῆφον S. Eumeniden 722. ff) in die Urne wirft, eine Vorſtellung, die auch auf geſchnittenen Steinen und

gehört wohl auch die kleine Bronze, die man für eine geflügelte Furie hält, im Muſeo Borgiano zu Velletri. S. Heeren Commentatio de op. caelato antiquo (Rom 1786) S. 29.

*) Plinius XXXIII, 12. f. 55. Zopyrus Areopagitas et iudicium Oreſtis in duobus ſcyphis HS. XII. auctimanis caelavit. Da Plinius die Kaufſumme beider Becher zuſammen angiebt: ſo konnten ſie alſo nicht getrennt werden, und die Reliefs auf beiden gehörten zu einander, machten Einen Kunſtcyclus. Die Becher waren Pendants, in der Terminologie des Alterthums eine Syntheſis, oder par. S. Visconti zu Pio—Clement. T. V. p. 45. not. c. Wahrſcheinlich enthielt alſo der erſte Becher die Anklage, der zweite, worin ſich die Furie wahrſcheinlich erhalten hat, die Losſprechung des Oreſtes. Zu beiden hatten die Eumeniden des Artemius die Idee gegeben.

und Lampen (bei Bellori II. 40. ed. Beger. in Hancarvilles Antiquités Etrusces cet. T. II. p. 80) vorkommt, und durch irgend ein berühmtes Kunstwerk sehr beliebt gewesen seyn muß. *) Winkelmann hat bei der Erklärung viel Gelehrsamkeit angebracht (p. 203 — 207), aber den Hauptpunct, worauf der Künstler arbeitete, doch nicht gefaßt. Dieser ist den Schmerz der Anklägerinnen, und die Freude der Losgesprochenen in demselben Moment zu zeigen, wo Minerva das Loosverrechungssteinchen in das Gefäß wirft.

*) Gewiß war irgend ein berühmtes Stück der Sculptur oder Mahlerei im Alterthum vorhanden, wo das Gericht über den Orest in dem Moment vorgestellt war, wie Minerva das Steinchen, welches entschied, in das Gefäß wirft. Am ausführlichsten hat sich davon die Copie auf dem silbernen Becher erhalten, wovon hier die Rede ist. Da der Raum andern Künstlern nicht gestattete, die ganze Scene mit allen Figuren zu copiren, so nahmen sie entweder nur die Hauptfigur, die Minerva mit dem sich freuenden Pylades und der Electra (wie auf einem Camee bei Caylus Recueil d' Antiquités T. II. pl. 44. 2. wo Caylus manches falsch erklärt, weil ihm die Vergleichung des größern Reliefs fehlte,) oder auch nur die Minerva ganz allein, (wie auf einem Carniol im kaiserlichen Kabinet zu Wien) S. Eckhel Choix des pierres gravées n. XXI. vergl. Hancarville Antiquités Etrusces T. II. p. 80.) oder auf Lampen in gebrannter, Erde S. Bellori Lucernarii. 40. ed. Beg.) Ueberall kommt es nur darauf an, das Original zu einer ganzen Reihe von Bildwerken über einen Mythus zu finden. Man kann bei den meisten einen eigentlichen Stammbaum führen, der allerdings zur Erklärung der ganzen Familie sehr nützlich ist. Hier ist noch viel zu thun übrig.

wirft. An dem Tisch, worauf das Gefäß (κάδισκος) zu sehen ist, steht der Minerva gegenüber die eine Furie, die als Anklägerin durch die Rolle bezeichnet ist, die sie in der rechten Hand hält. Mit vorwärts gebeugtem Haupt drückt sie den Schmerz über die Lossprechung des ihr geweihten Verbrechers aus. Hinter der Minerva sitzt auf einem roh en Stein*) die zweite Furie mit der sprechendsten Geberde des Schmerzes. Denn sie gleicht der ersten in allem vollkommen, und es bleibt mir daher unbegreiflich, wie Winkelmann in dieser die Tochter des Aegisthus, Epigone, erblicken konnte. Hier ist also tiefe Trauer wegen der Lossprechung. Auf der andern Seite stehn hinter dem Sonnenzeiger (einer allerdings hier sehr befremdenden Erscheinung**) Pylades und Elektra mit dem Ausdruck

*) Ohne Zweifel der sogenannte, λίθος βῆμα auf welchen der Kläger sich nach einer alten Sitte stellte. S. Pausan. I, 28. p. 109. wo Goldhagens einzig richtige Verbesserung λίθος ἐφ' ὃν statt des ganz unerklärlichen ἐφ' ὧν ohne Bedenken von Facius hätte aufgenommen werden können. Der Anblick unsers Reliefs beweist die Richtigkeit jener Verbesserung. Denn es ist ein roher Stein, der uns hier gezeigt wird. Auch darf es niemand irren, daß Clemens von Alexandrien diese Steine βάσεις nennt (Meurs. in Areopag. c. 2. Davis zu Cicero de Legg. II, 11.), da dieß Wort von jeder steinernen Basis, worauf sich jemand stellen kann, gesagt wird. S. Valckenaer in Diatrib. de Eur. Jur. c. 4. p. 43. Euripides Iphig. in Taur. 962 nennt sie βάθρα. S. Musgraven zu d. St.

**) Martini hat in seiner Abhandlung von den Sonnenuhren der Alten dieß Denkmal nicht gekannt.

Die

druck der lebhaftesten Freude. Besonders schön ist der Gedanke des Künstlers, daß er den Orest, der hinter der stehenden Furie sich befindet, noch nicht an dieser Freude Theil nehmen läßt. Denn noch ist der Unglückliche nicht feierlich aus der Herrschaft der Strafgöttinnen erlöst, noch ist er ihr blutloses Schlachtvieh (ἀναίματον βόσκημα Eumenid. 295.) Ihm würde also eine freudige Geberde übel anstehn. Uns interessirt indeß am meisten die Bildung, in welcher der Künstler die noch zürnenden Rächerinnen hier erscheinen läßt. Wie mild und menschlich ist diese hier genommen! Wie ist von den gräßlichen Scheusalen der Aeschyleischen Bühne nichts als die ernste Jungfrau geblieben! Statt des aufwärts „sträubenden Natternhaars trägt sie ihr Haar nur knapp verschnitten, da sonst die Frauen ihr Haupthaar nie abschnitten und es entweder in zierliche Flechten und Wulste zusammen banden, oder auch bei gewissen Veranlassungen der Trauer oder bei Festlichkeiten frei auf die Schultern herabwallen ließen. Das abgeschnittene Haar (κομᾶν πέπλους in Euripides Alceste 513 und vielen andern Stellen) zeigt schon an sich das ernste, strenge Geschäft der ehrwürdigen Göttin an, welches auch aus ihrer ganzen Miene, die übrigens durch keinen Zug der Häßlichkeit entstellt ist, und aus der ganzen Haltung des Körpers deutlich hervorgeht. Sie ist mit einem einzigen Untergewand bekleidet

(Fo-

Die Clepsydra oder Wasseruhr, nach welcher eigentlich dem Redner die Zeit zugemessen wurde, ließ sich nicht füglich im Bildwerk darstellen. Darum wählte der Künstler einen Sonnenweiser, und will damit nur im Allgemeinen sagen: hier wird nach zugemessenen Stunden gesprochen.

(μονοχίτων), gleichfalls ein Zeichen des strengen Berufs der Göttin, der jedem Schmuck und Ueberfluß in der Bekleidung entsagt, und dieses Untergewand reicht, wie wir es auch an den Furien des Aeschylus bemerkt haben, bis auf die Füße herab (χίτων ποδήρης), nur daß ihm hier die untere Besetzung fehlt. Hierin also und in dem Gürtel, womit es gebunden ist, blieb der Künstler dem angenommenen Costum, so wie es der Vater der Tragödie geschaffen hatte, treu. Weniger ist dieß der Fall in der Fackel, die er ihr statt des Stabes in die Hand giebt. Allein diese Freiheit muß dem Künstler zugestanden werden, der ohne sie keine deutliche Bezeichnung seiner Figur gefunden hätte. So gab er ihr als Anklägerin ja auch eine Rolle in die Hand, wovon beim tragischen Dichter gleichfalls nichts vorkömmt. Immer bleibt diese Vorstellung, als Relief eines silbernen Bechers dadurch merkwürdig, daß die Furie, die hier schon ganz in das Gebiet der verschönernden Kunst eingetreten ist,*) bloß

*) Wo Pausanias die Kapelle der Furien auf dem Areopag beschreibt, mußte auch von ihrer Abbildung die Rede seyn I. 28. p. 108. Da macht er ausdrücklich die Bemerkung, die Lessing in seinem Laokoon für seinen Zweck sehr passend gefunden haben würde: in ihren Bildern ist eben so wenig, als in den Abbildungen der übrigen unterirdischen Götter etwas schreckbares zu sehn: τοῖς δὲ ἀγάλμασιν ὅτι τούτοις ἔστιν οὐδὲν φοβερόν, οὐδὲ ὅσα ἄλλα ποιηταὶ δείκνυσι τῶν ὑπογαίων. Wem es um einen recht auffallenden Contrast in der modernen (altfranzösischen) Kunst zu thun wäre, dürfte nur auf Wilhelmshöhe bei Cassel einen Blick in das dortige Reich des Pluto thun, oder auch nur die Kupfer zum Agamemnon und den

bloß durch die Fackel angedeutet, und noch mit keinem Zusatz von Schlangen ausgestattet wird.

Sowohl darin, als in der ganzen Bekleidung und Haltung der Figur weichen einige Vorstellungen auf alten Marmorreliefs und Sarcophagen ab, wo die Furien in unmittelbarer Verfolgung des Orest vorgestellt sind. Das eine dieser Denkmäler befand sich auf einem Sarcophag des Palasts Accoramboni in Rom, und stellte in drei Abschnitten die Geschichte des Orest bei seiner Schwester Iphigenia in Tauris vor. Winkelmann hat auch dieses (in seinen Monumenti n. 149.) bekannt gemacht, und mit vieler Gelehrsamkeit erläutert. Der erste Act oder Abschnitt stellt uns den Orest am Ufer dar, wie er sich eben nach einem Anfall der heftigsten Wuth in den Armen seines Pylades wieder zu erholen scheint. In des Euripides Trauerspiel, welches der Bildhauer sowohl bei dieser Szene als den zwei nachfolgenden ohnfehlbar vor Augen hatte, ist die Erscheinung der Furie bloß Vision, die aber der Künstler nothwendig verkörpern mußte.*) Dieß ist hier dadurch bewirkt wor-

der Choephoren des Aeschylus in der neuen Ausgabe des Theatre des Grecs — par Rochefort et du Theil T. II. p. 93 und 182. verglichen mit dem aus Winkelmann entlehnten aber sehr französirten Relief im XI Theil S. 445. betrachten.

*) Man sehe Euripides Iphig. in Taur. 281 — 300. Winkelmann erinnert in seiner Erklarung S. 200 sehr zur Unzeit an eine andere Stelle im Orest, wo die Elektra die Stelle des Pylades vertritt, und die Szene in Argos ist.

worden, daß wir die Furie *) in einer Art von Einzäunung über den Oreſt ſich emporhebend erblicken.

iſt. Auch will ſich Oreſt hier auf unſerm Marmor nicht wie im Oreſt des Euripides V. 1265 ſelbſt tödten, ſondern ſich gegen die eindringende Furie damit vertheidigen. Man vergleiche nur in Iphig. in Taur. 299. Uebrigens wird durch die Art, wie hier ein griechiſcher Künſtler eine auf dem Theater bloß als Viſion behandelte, dem Zuſchauer nicht ſichtbare Erſcheinung wirklich perſonifizirt und verkörpert hat, am beſten die Frage beantwortet, ob es dem bildenden Künſtler wirklich geſtattet ſey, dergleichen Viſionen körperlich darzuſtellen, wie z. B. Oeſer die Erſcheinung, die der Graf Egmont noch zuletzt im Gefängniß empfängt, auf der Titelvignette zu Göthes Schriften Th. V. behandelt hat. Die Alten ſcheinen gerade dieſe Erſcheinung der Furien als eine ſolche Aufgabe betrachtet zu haben, wo der Mahler vorzüglich ſeine Kraft im Empfangen und Darſtellen der Viſionen beweiſen könnte. So wird vom Mahler Theon ein Gemälde geprieſen: Oreſtis infania. Plinius XXXV, n. ſ. 40. Vergleicht man dieſe Nachricht mit dem Urtheil des Quintilian XII. 10. 6. Concipiendis viſionibus, quas φαντασίας vocant (vergl. VI. 2. 29.) Theon Samius praeſtantiſſimus; ſo wird es ſehr wahrſcheinlich, daß Theon gerade durch dieſe Furiendarſtellung ſich jenes Lob vorzüglich erworben habe.

*) Denn nur Eine Furie läßt der Künſtler erſcheinen. Winkelmann beruft ſich auf Plutarch und Eratoſthenes, die auch nur von einer Furie reden. Er hätte ſich noch weit paſſender auf den Homer ſelbſt beziehen können. Die ſpätern Dichter kennen eine Furie, die vor allen die, älteſte heißt. Die Erklärer zu Virgils Furiarum maxima Aeneis III, 252 haben es nicht an allerley Muthma-

cken. Hier iſt ſchon alles kunſtreicher und ausgeführter. Das flatternde Haar der Furie (woran doch keine Schlangen zu entdecken ſind) und das vom Wind zurückgetriebene Ober-Gewand zeigen die reißende Heftigkeit, womit die Furie auf ihre Beute herabſtürzt (ἐπιβόλως Aeſchylus Eumenid. 415) ſprechender, als wenn er ihnen Flügel, den Nothbehelf der bildenden Kunſtſprache, gegeben hätte. Um die Fackel, die ſie in der linken hält, windet ſich eine große Schlange, die den Frevler mit drohendem Kopfe anzuziſchen ſcheint. Durch eine witzige Zuſammenſetzung verband alſo dieſer Künſtler beide Hauptmerkmale der Furiengewalt in Ein Werkzeug ihrer Rache, und ſparte ſich dadurch die rechte Hand der Rachegöttin auf, die er nun noch mit einer Peitſche bewaffnete. *)

So

maßungen darüber fehlen laſſen. Am leichteſten läßt ſich die Sache wohl aus der dramatiſchen Darſtellung des Aeſchylus in den Eumeniden ſelbſt erklären. Dort konnte als Coryphäus des Chors auch nur eine einzige Furie das Vorwort führen, und auch auf dem Areopagus nur allein die Anklägerin machen. Dieſe wird von ſpätern Dichtern die älteſte, ehrwürdigſte unter den Schweſtern, von welchen man ganze Haufen (agmina) annimmt, gewöhnlich genannt. Das meiſte Licht hierüber verbreitet eine Stelle im Oreſt des Euripides V. 961 ff. wo Oreſt ſelbſt erzählt, die älteſte der Erinnyen, πεδοστιβὴς ἅπας πρὸς γόνασιν, habe ſich auf den einen Tritt geſtellt, während er ſich auf den andern ſtellte.

*) Eine Furie, die weder Schlange, noch Fackel, ſondern eine bloße Peitſche führt, ſehen wir noch auf dem merkwürdigen Fragment eines Reliefs im Palaſt de' Cesi alla Pedacchia, das Visconti auf der erſten Hülftafel

zum

So wie das ganze Relief der Idee nach zu den sinnreichsten und vollkommensten gehört: so ist auch die Gestalt der Furie voll des lebendigsten Ausdrucks und eine der beredtesten, die uns aus dem Alterthum übrig geblieben sind.

Einen ganzen Schwarm Furien liefert uns das schöne Relief aus dem Palast Barberini, das Winkelmann in seinem Monumenti n. 148 zuerst bekannt gemacht, Visconti aber noch sorgfältiger (in Mus. Pio Clement. T. V. n. 22) erläutert und abgebildet hat. Es ist, nachdem Heeren und Eckhel fast zu gleicher Zeit die richtigere Erklärung desselben gegeben haben,*) hinlänglich bekannt, daß eine

zum Museo Pio — Clementin. T. V. abgebildet hat. Auch in den Stellen der Dichter, die La Cerda zu Virgils Aeneis VI, 570. VII. 451. gesammelt hat, sind oft wirkliche Peitschen zu versehn.

*) Heeren schrieb seine Abhandlung über dieß Relief: Commentatio in opus caelatum Musei Pio — Clementini Romae 1786. Fulgoni, dem Cardinal Garampi zu und gab darauf von dieser sinnreichen Auslegung selbst einen erweiternden Auszug in der Bibliothek der alten Literatur und Kunst III, 1—32. Eckhel fand unter den geschnittenen Steinen des kaiserlichen Cabinets einen Cameo der die Hauptandlung des Reliefs bis auf die geringste Kleinigkeit ähnlich darstellt Choix de pierres gravées n. XX. und erklärte bei dieser Gelegenheit auch das Relief selbst S. 48. ff. Da derselbe Gegenstand gerade so auch auf Reliefs in der Villa Giustiniani (Galeria T. II. n. 132.) Borghese und Pincio vorkommt: so kann mit Recht daraus gefolgert werden, daß irgend ein

eine doppelte Handlung in Beziehung auf den Oreſt darauf vorgeſtellt wird. Bei der erſten, welche man als die Hauptandlung anſehn kann, kommt in dem Augenblick, wo Oreſt die Clytämneſtra ermordet hat, hinter dem Vorhang eine Furie auf ihn zu. Sie iſt gröſtentheils durch den hinten herumlaufenden Vorhang bedeckt. Nur der Kopf und ein Theil der Schulter iſt ſichtbar. Am Kopfe entdeckt man deutlich (auf der genauern Abbildung bei Visconti) Schlangen als Haupthaar herabhängen. Aber hinter dem vorhangenden Tuche geht auch eine grimmige Schlange und eine Fackel hervor. Dieß ſtimmt ganz mit dem Ende der Choephoren des Aeſchylus überein, wo der Muttermord nicht ſo bald verübt iſt, als auch Oreſt ſchon die Furiengeſtalten in der erſten Anwandlung des Wahnſinns erblickt. Noch deutlicher zeigen ſich dieſe Rachgöttinnen bei der zweiten Handlung, welche die Unfertigkeit des Sculpturarbeiters auf eine ſehr ungeſchickte Weiſe zerſpalten hat. Oreſt ſchleicht ſich hier, während die Furien ſchlafen, vom Dreifuß des Apollo weg ganz ſo, wie er uns in der Szene im Anfang der Eumeniden vorgeſtellt wird. Vier Furien ſchlafen in ſehr verſchiedenen maleriſchen Stellungen kunſtreich zuſammengruppirt. Es ſind lauter ſchöne, mehr jugendliche, als alte Figuren, ohne den geringſten Zuſatz von Häßlichkeit oder ſchreckbarer Heftigkeit. Der Erfinder dieſes Gemäldes kannte

ein berühmtes Meiſterſtuck das Original zu allen dieſen Copien geweſen iſt. Viscontis Muthmaßung, daß es ſich als Relief auf einem Becher oder als Gemälde auf einer Schaale befunden haben konne, hat nicht viel Wahrſcheinlichkeit.

kannte die Grenzen und Bedingungen seiner Kunst zu gut, um, was dem Dichter gestattet seyn konnte, auch dem Bildner für erlaubt zu halten. Alles, was der Künstler zur Andeutung, daß diese schönen, schlummernden Jungfrauen das Amt der Rache zu vollstrecken hätten, sich gestattete, war die allgemeine Bezeichnung durch Schlangen und Fackeln. Auch die Schlangen scheinen besänftigt und an der Ruhe ihrer Gebieterinnen Theil zu nehmen. Der Haarwuchs verräth nichts von zischenden Nattern. Die eine hat sogar das Haar sehr zierlich in einen Wulst (nodus) zusammengewunden. Alle tragen eine lange Tunika oder ein Untergewand, aus welchem an den Schultern die bloßen Arme hervorgehn. Sehr deutlich ist der vorn geschnürte Jägerschuh, der cretensische Cothurnus, an allen zu bemerken. Sie sind, von einer höhern Macht eingeschläfert, über der Jagdhetze ihres Wildes niedergesunken. Wie menschlich und milde ist hier das Bild der scheußlichen Gorgonenungeheuer, die mit unausstehlichem Schnarchen, Schluchzen und Röcheln (φοβεράπνοι, ἀγμοῖς, μυγμοῖς) im Anfang des Aeschyleischen Stücks alles zurückscheuchen und selbst die vielerfahrene Pythia für Entsetzen zu Boden stürzen, in die Gestalt aufgelöst, bei welcher man ohne Anstoß verweilt.*) Man darf aber nur den Ausdruck bemerken, mit welchem Orest vom Dreifuß Apolls weg über die eine schlafende Furie wegschreitet, um sich zu überzeugen, daß die Gewalt dieser jetzt beruhigten Wesen unendlich furchtbar und groß seyn müsse. So ziemt

*) Vergl. Heerens seine Bemerkungen in der angeführten Commentation p. 32. und in der Bibliothek der A. L. u. K. III, 27.

ziemt es dem großen Künstler. Er zeigt uns den Schrecken in der Wirkung. Die scheußliche Schreckgestalt selbst würde nur ekelhaft oder lächerlich gewesen seyn. Welche Schule für unsre moderne Künstlerwelt! — Eine von den Furien hat statt der Fackel oder Schlange ein zweischneidiges Schlachtbeil, worauf sie sich stützt. Dieß bestätigt die oben schon geäußerte Muthmaßung, daß wahrscheinlich nicht alle Furien selbst nach der ursprünglichen tragischen Decoration des Aeschylus einerlei Werkzeuge (Stäbe) in der Hand gehabt haben. *) Auch paßt das Beil sehr gut zu einer Stelle des Aeschylus, wo ihnen der zurnende Apollo ein ächtes scharfrichterliches Ansehn beimißt. **)

Das

*) Auf altgriechischen, oder davon kopirten etrurischen Vasen finden sich Furien mit Hammern, Lanzen und andern Marterinstrumenten. F. Gori ad Museum Etruscum T. II. p. 190. Bonarota Explicat. ad Demster. Etrur. Reg. s. 26. p. 42.

**) Eumenid. V. 180—184. „Ihr gehört nicht in die Tempel, ruft Apoll den Furien, sondern da ist euer Sitz, wo man Köpfe abhaut, und Augen aussticht, wo man Kehlen abschneidet, wo man des Kindes im Mutterleibe nicht verschont und Knaben entmannt, wo man Nasen und Ohren abhaut, steinigt und den durchs Rückgrad Gespießten Jammergeheul auspreßt. Das sagt euer Ansehn.“ Wenn man auch diese empörenden Beschuldigungen zum Theil auf die langen Nägel der Unholdinnen schreiben wollte: so würde doch das Ganze weit lebendiger hervortreten, wenn man zugleich annähme, daß einige aus dem Schwarm wirklich Werkzeuge der Carnificin in den Händen getragen hätten. Zum Beil würden gleich

die

Das Bild der Jägerinnen, was sich in den Kothurnen dieses Reliefs so sehr hervorhebt, wird in mehrern Abbildungen auf alten Gefäßen dadurch noch bestimmter, daß die Furien auf ihnen sogar in leicht aufgeschürztem Gewande erscheinen. So sind nun wahre Jägermädchen vom dorischen Stamme aus ihnen geworden, ganz in der Tracht, wie man sie an der cretensischen Diana und ihren Nymphen, oder, was ohngefähr auf dasselbe hinauskommt, in Amazonenkleidung auf alten Bildwerken so häufig wieder findet (S. Vasengemälde III, 166.). Diese Vorstellung findet sich besonders auf mehrern etrurischen Grab-

die καρκινώδεις νόσοι im Anfange gut passen. In der Hererzählung dieser Abscheulichkeiten werden auch σπέρματος ἀποβολαί genannt. Da hier lauter Strafen vorkommen: so mochte ich auch dieß lieber vom Aufschlitzen des schwangern Leibes durch Mordinstrumente (eventrer) verstehn, als von abtreibenden Mitteln, wie man es gewöhnlich zu thun pflegt. Ueberhaupt hat Aeschylus hier absichtlich lauter Verstümmelungen und Todesstrafen angeführt, die schon damals nur bei Barbaren gewöhnlich waren (χλεύη das Castriren, war ganz eigentlich persisch asiatische Sitte, Herodot III, 48. S. Griffon de Regn. Pers. II. p. 233. f. so die κόλασις d. h. das Abschneiden der Nase, Ohren, Lippen, Brüste, was die Griechen eigentlich λώβη nannten, aber schon zu Homers Zeiten Odyss. 18, 85. für barbarische Sitten hielten, Vergl. Henelii otium Vratislaviense c. 17. p. 130 seqq. und so auch das Pfählen, ἀνασκολοπισμός), und auch dadurch den Abscheu der Zuhörer vermehrt. In den auch in den Todesstrafen menschlichern Athen galt damals schon nur die Hinrichtung durch den Schierlingsbecher.

Graburnen von gebrannter Erde, worauf sich bemahlte Figuren in erhobener Arbeit befinden. Eine der berühmtesten ist die, welche Bonarota in seinen Zusätzen zu Demsters Etruria Regalis ad fin. Tom. II. tab. LXXXVI., sogar mit genauer Bezeichnung der Farben durch Schrift, hat in Kupfer stechen lassen. H. Prof. Meyer hat in den Propyläen (I, 80) eine lehrreiche Nachricht von ihr gegeben und bemerkt, daß der ganze Charakter des Werks sammt der ungemein einfachen und kunstgerechten Anordnung der Figuren durchaus von griechischer Abkunft zeuge. Wir erblicken hier das mörderische Gefecht des Eteocles und Polynices. Während die Brüder sich einander durchstechen, steht jedem eine Furie zur Seite, mit der rechten Hand auf den Brudermörder zeigend, mit der linken eine Fackel haltend. Alles ist nach dem hochgegürteten Jägeranzug eingerichtet, nur daß freilich in einzelnen Puncten das griechische Costum schon mehr in das Etrurische überzugehn scheint. Wenn die Kothurnen hier nicht von vorn herauf geschnürt erscheinen: so ist dieß eine bloße Auslassung aus Nachlässigkeit. Merkwürdig aber sind die gleichfalls zur Zierde dienenden Ueberschläge von zottigen Thierfellen. Man findet sie mit allerlei andern Zierathen und Verbrämungen auf mehrern spätern Dianenbildern. *) Das doppeltgeschürzte Gewand **) ist der dorische Leibrock

*) Man sehe zum Beispiel das Museum Pio — Clement. T. II. tav. XXXI.

**) Gemino vestis Gortynia cinctu nennt es Claudian de R. Pr. II, 33. wo er die Kleidung der Diana beschreibt. Schon Spanheim zu Callim. II. in Dian. II. p. 171 f. hat

rock ohne Ermel. Der obere Gürtel, der unter den Brüsten das Gewand zusammenfaßt, ist sehr breit und daher sichtbar. Der weiße Leibrock selbst hat von unten herauf einen violetten Streif nach Etrurischer Sitte. *) Die Flügel der Furien haben eine kreuzweiß laufende, zwischen den Brüsten sich überschlagende Befestigung von gelben Bändern, die man auf vielen alten Kunstwerken, besonders auf Vasengemälden antrifft und deren Ursprung wahrscheinlich vom Theater abzuleiten ist. **) Das merkwürdigste sind die

hat darüber alles nöthige gesammelt. Bonarota, der in seinen Explicatt. ad Demsterum p. 11. hier nur ein subligaculum, einen Schurz erblickt und den obern Theil des Körpers ganz nackt läßt, hat sich vielleicht durch die Falten oberhalb des obern Gurts irre machen lassen.

*) Die griechische Sitte liebte die geschmackvollere Kante oder Garnirung rings um den Saum des Gewandes (λοφωτὸς beim Callimachus, limbus). Die Etrurier zogen einen Purpurstreif in senkrechter Richtung (παρυφὴ, clavus) vor, und einen solchen erblicken wir auch auf dieser gemahlten Urne.

**) Da natürlich auch auf den Theatern viele Beflügelungen vorkamen, die vorzüglich da, wo Figuren in der Luft schwebend vorgestellt wurden, durch die Maschinerie, die man αἰωρεῖα nannte (Pollux IV. 131.), bewirket werden konnten: so mußten ihnen künstliche Flügel an die Schultern angesetzt werden. Man befestigte diese (gerade wie jetzt noch bei Processionen in catholischen Ländern) mit starken Bändern, die sich über der Brust überkreuzten. Bei weiblichen Figuren bildeten diese Bänder eine Art von Brustband, strophium und dienten zugleich, da sie von Gold und in allerlei Farben gestickt waren, zum Putz der

netzförmigen violetten Ermel, womit diese Furien hier ausgeschmückt sind. Sie reichen von der Schulter, als wie weit nur die Tunika gieng, bis an die Handswurzel, und scheinen eine eigne theatralische Decoration gewesen zu seyn. *) Uebrigens ist weder in den jungfräulichen Gesichtern, noch in dem vollen Haarputz etwas Furienähnliches zu finden. Diese Vorstellung kommt mit geringen Abänderungen häufig auf alten etrurischen Denkmälern vor, und scheint also dort sehr gewöhnlich gewesen zu seyn. **)

Ohne

der Figur. Als die Personificationen der Nike oder Victoria bei Siegeseinzügen (Eiselastica) und Triumphen die geflügelten Siegesgöttinnen sehr häufig machten, wurde dieß kreuzweiß liegende Band stets an den Rüken der herabfliegenden Siegesgöttinnen angebracht, wie nur dieß noch auf vielen kleinen Bronzen, die sich erhalten haben, sehn. An großern Statuen, wo die Flügel weggebrochen sind, deuten diese Bänder auf vormals vorhandene Flügel. Dieß ist z. B. der Fall bei einer colossalen Victoria in Marmor, die sich unter den 12 großen Antiken vor dem neuen Schlosse in Sanssouci bei Potsdam befinden, und leider dort noch immer jeder Witterung preiß gegeben sind.

*) Wahrscheinlich aus den verlängerten Ermeln (χειρίδες) entstanden, wovon oben die Rede gewesen ist.

**) Nur muß man nicht, wie Gori ad Museum Etruscum T. II. p. 191 gethan hat, fast alle geflügelte Figuren mit einem Hammer, Lanze u. s. w. dahin rechnen. Meyer in den Propyläen I, 80 bemerkt, daß sich allein in Florenz fünf Urnen mit derselben Vorstellung, die aus Bonarota beschrieben worden ist, und eine in der Muset-

Ohne allen Zusatz der hetrurischen Manier finden wir die Vorstellung des von den Furien verfolgten Orest auf einer der schönsten Vasen der zweiten Hamiltonschen Sammlung (Tischbeins Engravings T. III. t. 30.). Zwei Furien dringen rechts und links auf den Orest ein, der sich auf einen Altar geflüchtet hat, und das Schwert aus der Scheide gezückt, vorhält.*) Jede der Furien ängstet den Flüchtling durch zwei große Schlangen, mit Kämmen auf dem Kopf (serpentes cristati), die sich um die nackten Arme der Furien in mahlerischen Windungen schlingend von da mit zischenden Köpfen gegen den Verbrecher erheben. Die Furien selbst sind im vollen Sprung (ἐρύμενες. Eurip. Orest. 318. ἐλίσσομαι πόδα Aesch. Eum. 357.) und bedürfen also keiner Flügel, die ihnen der Mahler auch nicht gegeben hat. Uebrigens sind sie als schöne, doch ernste Jungfraun ganz

Maffeischen Sammlung in Verona befinde. Vorzüglich der Aufmerksamkeit werth sind die Wandgemälde, die man bei der Eröffnung einer Grabgrotte ohnweit Cornetum im Toskanischen fand, und die Bonarota zu Demster tab. 58. abgebildet hat. Hier sind die Furien (doch immer im aufgeschürzten, kurzen Gewand) in der Unterwelt beschäftigt, einen aufgehangenen Verbrecher mit Fackeln und andern Werkzeugen der Folter zu quälen. Eine Vorstellung, wodurch der platonische Mythos im zoten Buch der Republik und mehrere Stellen im 6ten Gesang der Aeneide sehr gut erläutert werden.

*) Nicht eben um sich damit gegen die Furien zu vertheidigen, sondern weil er mit einem gezückten, bluttriefenden Schwert (ensemble bien Eumenid. 42. und an mehrern Orten) als Mörder auftretend vorgestellt wurde. Man vergleiche die IIIte Kupfertafel.

ganz im aufgeschürzten Jägergewande mit geschnürten Cothurnen gebildet. Das Grausende, wodurch sich jeder, der diese Abbildung erblickt, gleichsam durchschauert fühlt, liegt in dem Erschütternden der Handlung selbst. Das Entsetzen, das sich im Gesicht und der ganzen Stellung des gequälten Verbrechers abmahlt, ergreift auch uns mit unwiderstehlicher Gewalt. — Auch in der frühern Hancarvillischen Sammlung der campanischen und altgriechischen Gefäße, die jetzt im Britischen Museum aufbewahrt werden, kommen zwei Vorstellungen des von den Furien umlagerten und geängsteten Orest vor. Beide sind dadurch merkwürdig, daß auf ihnen die Furien im ältern Costum, doch auch hier wieder in verschiedener Abstufung erscheinen. Auf der einen, wahrscheinlich ältern Vorstellung (T. II. tab. 41.), sitzt Orest (wenn es nicht, nach einer weiter oben geäußerten Muthmaßung, der andere Muttermörder der Tragödie, Alcmäon ist) mit rückwärts gebundenen Händen auf einem Altar, den Kopf zwischen den Knien. Eine ganz schwarze Furie steigt unter dem Altar aus der Erde hervor. Sie ist geflugelt. Eine Doppelschlange bildet das im Furiencostum schon mehrmals bemerkte Diadem oder die Kopfbinde um die Haare, woraus die beiden Schlangenköpfe, als wären es die Enden einer zusammengebundenen Schleife, drohend emporragen.*) Um ihre beiden Arme winden sich Schlan-

*) Man muß hierbei nur nicht vergessen, daß es eine Mode der alten Damen war, die Haare in eine Art von Schleife über der Stirn zu knupfen, so daß zwei Büschel emporragten. Caylus in seinem Recueil hat viele Köpfe der Art. Man vergleiche die seltene Münze von Metapont bei

Schlangen.*) Die am rechten Arm, der allein ganz zu sehn ist, — denn die Figur ist überhaupt nur zur Hälfte

bei Eckhel Numi Anecdoti Tab. III, 16. wo die Ceres ἐστεφανωμένη zwei Kornähren gerade so auf der Stirn gesteckt hat, wie man sonst die Haare trug. Darum bildete man nun auch bei den Furien zwei so hervorstehende Schlangen. Mehrere Stellen alter Dichter, die diese Kopfschleife aus zwei Nattern, die über der Stirn sich heben, in so vielen Bildwerken vor Augen hatten, werden dadurch erst ganz anschaulich. Burmann würde gewiß beim Virgil Aeneis VII, 450 wo von der sich in allen ihren Schrecken offenbarenden Alecto die Rede ist, statt geminos erexit crinibus angues — nicht gelidos zu lesen vorgeschlagen haben, wenn er sich hieran erinnert hätte. La Cerda hat zu dieser Stelle passende Nachahmungen aus dem Statius angeführt z. B. X Theb. 65. Crinalem attollit longo stridore cerastem. Denn man scheint die Art von Schlange, die die alte Herpetologie Cerasten, Hornschlangen nannte, eben darum dem Kopfputz der Furien am angemessensten gefunden zu haben, weil schon ihr Name eine Aehnlichkeit mit der hier abzubildenden Sache hatte. Nun versteht man auch den Vers Ovids erst ganz Metam. IV, 494. Inde duos mediis abrumpit crinibus angues.

*) Daß die alten Künstler so gern die Schlangen um die Arme der Furien wickeln, hat noch eine andere Ursache, die in einer Art von Putz der alten Damen zu suchen ist. Bekanntlich liebten sie die Armbänder ungemein, die sich in der Gestalt kleiner Schlangen um den Oberarm (spintheres) oder um die Handwurzel (ἐνωτίδες) legten. S. Pollux V, 99 und das Fragment des Nicostratus beim Clemens von Alexandrien Paedag. II, 12. p. 209. Sylb. wo der fromme Kirchenvater diese

Hälfte sichtbar — schlängelt sich zischend empor zum Altar. In diesem Gemälde hat der Künstler die alte Tradition, daß die Furie ganz schwarz erscheine, auch noch in der bildlichen Darstellung beibehalten. Auch die Gesichtszüge sind streng und drohend, doch aber von aller Caricatur und Verzerrung weit entfernt. Man dürfte behaupten, daß diese Darstellung gerade innerhalb der Linie stehe, über welche hinaus die verständige Kunst sich nicht mehr die Bildung der Furien erlauben dürfe. — Schon sehr veredelt, aber noch nicht in der anmuthigen Gestalt leichter Jägernymphen erscheinen 2 Furien auf einer andern Vase, gleichfalls bei Hancarville (T. II, tab. 30.). Der gequälte Orest, den gezückten Dolch in der Hand, kniet vom Entsetzen gelähmt auf einer Art umgestürzten, gleichsam mit Löchern reihenweiß durchbrochenen Gefäßes, in dem man bei genauerer Betrachtung einen heili-

se Sitte von der Schlange im Paradiese ableitet. Winkelmann bemerkt diesen Schmuck an den Armen der Bacchantinnen Monument. Ined. p. 213. vergl. Storia della Arti T. I. p. 436. ed. Fea, und es ist wahrscheinlich, daß von den Bacchantinnen, die mit wirklichen Schlangen allerlei heiliges Gaukelspiel trieben, diese Mode überhaupt ihren Ursprung genommen hat, wodurch auch das bekannte Mißverständniß mit dem Bilde der vorgeblichen Cleopatra veranlaßt wurde, in der neuere Alterthumsforscher den Prototyp aller schlafenden Bacchantinnen, die Ariadne gesehn haben. S. Visconti zum Pio — Clementinum T. II. 44. p. 90 vergl. T. I. p. 17. Man sieht nun von selbst, wie der Witz der Künstler damit spielte, daß er diesen Schmuck bei den Furien sich so furchtbar beleben ließ.

heiligen Weihkessel (cortina) entdeckt, wie er auf dem Dreifuße des Apollo zu stehn pflegte.*) Von beiden Seiten stürmt eine Furie auf ihn ein. Es sind schöne, schlanke, jungfräuliche Figuren, ungestügelt, in der gewöhnlichen griechischen Frauentracht, eine lang herabgehende, mit einem zierlichen Saum (wir würden es eine Arabeskenbesetzung nennen) eingefaßte Tunika ohne Ermel und über dem Oberleib einen halben Mantel (διπλοΐδιον. S. Vasengemälde II, 89. ff.). Das, wodurch beide als Rächgöttinnen charakterisirt werden, sind die Nattern, die, wie ein Band, das flatternde Haupthaar umschlingend sich oben emporschlängeln, und die Fackeln. Um auch hierin eine angenehme Abwechslung zu bringen, hat der Künstler der einen Furie nur eine einzige große Fackel, die sie mit beiden Händen gegen den Orest schwingt, der andern aber zwei Fackeln, für jede Hand eine, gegeben. Auch hier ist übrigens das Schreckhafte nur in der Wirkung, die der Anblick dieser hereinstürzenden Rächerinnen auf den Orest, und von ihm gleichsam zurückgespiegelt auch auf den Beschauer thut.

Noch ist eine überaus merkwürdige Vasenabbildung, den von den Furien verfolgten Orest (πουλυδάμα-

*) Ueber die cortina, ἄλμη hat Spanheim schon alles gesammelt. Oft bezeichnet sie auch allein den heiligen Dreifuß. Man sehe die merkwürdige Münze der Mamertiner in Eckhels Sylloge I numorum anecdotorum tab. II. n. 11. Da hat die Cortina noch einen eigenen Netzförmigen Ueberzug. Also werden auch hier gewisse Zierrathen nicht befremden.

κάματον Plutarch de Fluv. c. 23.) vorstellend übrig, welche aus der vortrefflichen Vasensammlung des vormaligen Grafen Parois der Bürger Millin in Paris für eine Sammlung von alten Kunstwerken, deren Herausgabe wir in kurzem diesem verdienstvollen und rastlos thätigen Alterthumsforscher zu danken haben werden, schon vor einiger Zeit in Kupfer stechen ließ. Ich bin so glücklich von dieser noch nicht bekannt gemachten Abbildung durch die Güte meines Freundes einen Abdruck zu besitzen, und beziehe mich in Absicht auf den Gegenstand, der uns da vorgestellt wird, auf das, was ich bei einer andern Veranlassung über diese sehr merkwürdige Vasenzeichnung erinnert habe (Vasengemälde II. 223. f.). Ohne mich hier auf die Deutung des Ganzen einzulassen,*) wor-

in

*) Die Schwierigkeit in der Erklärung bleibt immer die, daß die doppelte Szene aus den Eumeniden des Aeschylus, wo sich Orest zum Dreifuß des Gottes zu Delphi geflüchtet hat, und die, wo ihm Minerva auf ihrer Burg in Athen beisteht, hier in eine einzige zusammengeschmolzen erscheint. Darum erklärte ich schon sonst dieß äußerst reiche und merkwürdige Vasengemälde für eine Szene aus einem verloren gegangenen, vielleicht gar extemporirten Stück über diesen berühmten tragischen Gegenstand. In der Mitte kniet Orest auf einer Art von Korb. Dieß erklärte ich in den Vasengemälden II. 223. so, als habe sich Orest darein verstecken wollen. Jetzt vergleiche ich diese Stellung mit einer andern Vasenzeichnung in der Tischbeinischen Sammlung T. II. t. 16. wo offenbar auch Orest unter dem Dreifuß zu Delphi auf einer Art von Bett oder Estrade, die mit einem Teppich behangen ist, sitzend den Ausspruch des daneben thronenden

in ich meinem achtungswürdigen Freund in Paris nicht gern vorgreifen mögte, bemerke ich hier nur, daß auch hier Oreſt, der ſich auf eine korbartige Erhöhung oder Eſtrade unter dem Delphiſchen Dreifuß geflüchtet hat, von zwei Furien angefallen und umlagert wird. Die eine biegt ſich über den Dreifuß, an deſſen Geſtell Oreſt kniet, drohend herab, und hat eine Schlange in der Hand, während noch zwei andere ihr am Halſe auf beiden Schultern und eine dritte über der Stirn emporſtreben. Dieſe iſt aber nur mit dem obern Theile ihres Körpers zur Hälfte zu ſehen. Hinter

den Apollo vernimmt. So etwas müßte man ſich alſo auch hier bei den korbähnlichen Behältniß denken, in welchem Oreſt kniet. Daß die Scene, die uns auf dieſem Gemälde vorgehalten wird, in Delphi ſpielt, iſt aus dem Lorbeerbaum ſichtbar, an welchen ſich Apoll, der neben Oreſt ſteht, anlehnt. Der Lorbeer neben dem Dreifuß iſt jedem bekannt, wäre es auch nur aus dem Anfange des Plutus des Ariſtophanes. Der Baum war ſo buſchig und blätterreich, daß ſich ſelbſt ein Hinterhalt dahinter verſtecken konnte. S. Musgrave zu Eurip. Andromache 1118. Hier erſcheint er ſogar mit Votivtäfelchen und heiligen Binden behangen. Man vergleiche die Tiſchbeiniſchen Vaſen T. I. t. 42, wo ein Centaur aus einer Bacchiſchen Proceſſion, als ἀνάθημα (S. Caſaubonus de poeſi Satyr. p. 54. ed. Rambach. und Reineſius ad Inſcript. I, 50. p. 75.) mit einem Baum, an welchem Täfelchen und Fenſen hängen, erſcheint. Die oben hervorguckenden Perſonen (dergleichen kamen mehrere auf alten Gemälden vor, ſo Butes auf einem Gemälde des Micon S. Proverb. Graec. in Append. Vatic. I. 12. p. 260. ed. Schotti) halte ich jetzt nicht mehr für bloſe Zuſchauer, ſondern auf der einen Seite erblicke ich den Schatten der anklagenden Clytamneſtra, auf der andern den Pylades.

ter dem Apoll, der schirmend dazwischen tritt, sieht eine zweite Furie im hochgeschürzten, nur bis auf die Knie reichenden Gewand und geschnürten Cothurnen.*) Sie ist geflügelt, und die Flügel sind eben so, wie auf der gemahlten Urne bei Demster, durch ein kreuzweiß zwischen den Brüsten sich durchschneidendes, mit goldenen Buckeln reichbesetztes Purpurband an die Schultern befestigt. Das ganze Gewand, sowohl das obere, welches weitvorgehende Ermel hat, als das untere, ist mit schöngeflickten Verbrämungen (Mäandern, Vasengemälde I. 86.) eingefaßt, und noch überdieß durch purpurne Streifen (σπάρτα) und goldene ringförmige Paletten (πάτταλοι Saumaise zu Scriptt. H. A. T. II. p. 850. f.) köstlich aufgeschmückt. Man sieht, daß auch diese Furie von der Pracht der neuern theatralischen Garderobe bei den Griechen, die durch solche Prunkgewänder vorzüglich glänzte (choragium), ihren reichlichen Antheil empfangen hat. Der Verzierungskünstler, der diese Furien auf dem Theater zu costumiren hatte, gieng von ganz andern Grundsätzen aus, als Aeschylus. Ihm war Schönheit und was dem Auge schmeichelt, der höchste Zweck. Darum hat nun auch diese Furie ein sehr jugendliches, muntres Ansehn. Nur der Drache, der in gewaltigen Windungen sich erst um ihren Leib schlingt, und von da hinter dem rechten Oberarm hervorsteigend sich bis über den Kopf der Furie mit zähnefletschendem Rachen erhebt, ist furchtbar. Nur die Schlange, die ihr zum Haarband dient, zischt.

Ich

*) Nach dieser hat Hr. Prof. Meyer die Furie auf der zweiten Kupfertafel gebildet.

Ich setze kein Wort weiter zu dieser Galerie alter Kunstwerke. Für den aufmerksamen Leser wäre jede weitere Nutzanwendung überflüssig. Lessings Ausspruch: daß die alte Kunst keine Furie (in der Aeschyleischen Schreckensgestalt) gebildet, ist durch alles Vorhergehende vollkommen gerechtfertigt, und das durch für die Kunstallegorie der Neuern ein beherzigungswerthes Beispiel aufgestellt. Auch dürfte, was selbst die dichterische Licenz des Aeschylus anbetrifft, das was der Schöpfer des griechischen Trauerspiels in seiner rohen Größe seinen Zeitgenossen bieten durfte, nie für die spätere Tragödie Muster und Richtschnur werden. Das neuere französische Trauerspiel hat, wo es denselben Stoff zu behandeln sich erkühnte, über die Wuth und scheußliche Mißgestalt der Furien Tiraden auf Tiraden gehäuft. Mit tiefem Verstand und ächtem Künstlersinn hat ein teutscher Meister diese Rachgöttinnen den Zuschauern nur aus der Ferne hören lassen, und indem er das Schauderhafteste andeutet, nur das, was innerhalb der Grenzen des Gefallens stehn kann, ausgesprochen.

Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick
mit der Begier des Adlers um sich her.
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
und aus den Winkeln schleichen ihre schwarzen Gefährten
der Zweifel und die Reue, leis herbei.
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron,
in seinen Wolkenkreisen wälzet sich
die ewige Betrachtung des Geschehnen
verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher,

Und

Und sie, berechtigt zum Verderben, treten
der gottbesäten Erde schönen Boden,
von dem ein alter Fluch sie längst verbannte.
Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß;
sie geben nur um neu zu schrecken, Rast —
sie dürfen mit den ehrnen frechen Füßen
des heiligen Waldes Boden nicht betreten;
doch hör ich aus der Ferne hier und da
ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
so um den Baum, auf den ein Reisender
sich rettete. Da draußen ruhn sie
gelagert; und verlaß ich diesen Hain
dann steigen sie, die Schlangenhäupter schüttelnd,
von allen Seiten Staub erregend auf,
und treiben ihre Beute vor sich her. *)

Göthe's Iphigenie III. Aufz. I. Auftr.

*) Die unterstrichenen Stellen sind in dieser erhabenen Schilderung die einzigen, zu welchen sich aus dem Aeschylus und Sopheles nicht die Belege finden lassen durften. In allem übrigen ist das erhabenste jener Dichter durch eine neue Stellung des neuen Dichters wohlerworbenes Eigenthum geworden. Aber auch das, wozu sich die Parallelstellen nicht geradezu aufzählen lassen, ist fast ganz im Geiste jener großen alten Meister gedacht und ausgesprochen. Man hat irgendwo das gräßliche

An diesem Muster des neuen Sophocles läßt sich die wahre Mäßigung des gebildeten Kunstsinns selbst im Unbeschränkten der Poesie erlernen, und leicht der Schluß machen, wie viel bescheidener und behutsamer der bildende Künstler, der nur im Raume, nie in der Zeit schafft, hierbei verfahren müsse. Endlos und ermüdend würde das Register der Mißgriffe werden, die in neuern Zeiten, wo jene Fabelweise der klassischen Vorwelt nur noch zu allegorischem Schattenspiel gemißbraucht werden konnte, selbst geachtete Meister in den redenden und bildenden Künsten verschuldeten. Nur selten dürften die Beispiele seyn, wo der Mythos zu einem so glücklichen und erhabenen Bilde gebraucht wurde, als wir in Dryden's berühmten Alexandersfest finden, wo er die erschlagenen Griechen in Furiengestalt die Mordfackel zur Verbrennung von Persepolis vorantragen läßt:

Ho-

liche Gelächter, das Oreſt aus der Ferne ſchallen hört, als modern getadelt. Und doch wiegt mir gerade dieß Bild allein ſo viel als der furchtbare Feſſelhymnus (δεσμιος ὑμνος) im Aeſchylus. Der hohnende Zungausſtreckende Gorgonenkopf paßt ſehr gut zu jenem Spottgelächter. Allein das Scheußliche jenes Anblicks wird fern vor unſerm Blick verhüllt gehalten, und auch die Wirkung ſpricht nur zum minder edeln Sinn, dem Gehör. Nur die Perſonificationen Zweifel und Reue gehören vielleicht mehr in die Zeiten eines Lucan und Seneca, ſo herrlich ſie auch das Allegoriſche des ganzen Erinnyenmythos ausſprechen.

Revenge, revenge, Timotheus cries,
See the furies arise,
See the ſnakes that they rear,
How the hiſs in their hair,
And the ſparkles that flaſh in their eyes!
Behold a ghaſtly band,
Each a torch in his hand!
These are Grecian ghoſts, that in battle were ſlain,
And unbury 'd remain
Inglorious on the plain,
Give the vengeance due
To the valiant crew:
Behold how they toſs their torches on high,
How the point to the Perſian abodes!

Das heißt nach der Ueberſetzung eines Ungenannten *)

Rache, Rache, ruft der Sänger,
die Furien treten hervor;
Sieh, wie ſträubt ihr Schlangenhaar
ziſchend ſich vom Haupt empor!
Schau wie Funken ihrem Aug entſprühen!
Schau jener Todtenſchaar
erhobne Fackeln glühen!

Der

*) Im N. Teutſchen Merkur October, 1790. S. 86.

Der Griechen Geiſter, die im Kampf erſchlagen
auf weiter Haide lagen,
unrühmlich, ohne Grab!
Rache, Fürſt, gewähre,
deinem tapfern Heere,
ſie ſchwingen die Fackeln, ſie zielen herab
auf prangender Perſer Gebäude. —

II.

Weitere Ausführungen.

I.

Was heißt in den Scholiasten: die Eumeniden erscheinen σποράδην?

In dem alten griechischen Leben des Aeschylus, wie es vor Stanley's und anderer Ausgaben steht, heißt es, er habe die Eumeniden in zerstreuten Haufen aufgeführt, σποράδην. Der gelehrte Grammatiker, dem wir diese Nachricht verdanken, zeigt dadurch an, daß die Furien hier nicht, wie in der Folge der tragische Chor allezeit, reihenweise oder rottenweise (κατὰ στίχους, κατὰ ζυγά. Pollux IV, 108.) in cadencirtem Tanz-Schritt aufgetreten, sondern als handelnde Person von allen Seiten eingedrungen seyn. Beim Anfang des Stücks konnte dieser Fall nicht eintreten: denn da schlafen die Furien im innern Heiligthume des Delphischen Gottes und werden (wir würden

den sagen durch das Wegziehen eines das Innere verbergenden Tepvichs, nach der alten Theatermaschinerie aber durch die exostra s. zu Cicero de provinc. consular c. 6. mit einer Operation, die man in der griechischen Theatersprache ἐκκυκλεῖν nannte, S. zu Pollux IV. 128 und Küster zu Aristoph. Thesmoph. 102. p. 217. *) schon als vorher anwesend sichtbar. Bekanntlich hat aber das Trauerspiel, die Euemeniden, die Eigenheit, daß darin mit Aufopferung der Einheit des Orts der zweite, größere Theil des Stücks von Delphi nach Athen verlegt wird. (Die Sache war überhaupt auf dem alten Theater nicht so selten, als es die Franzosen uns sonst glauben machen wollten. S. Harris Philological enquiries p. 218. Selbst in Sophocles Ajax wird die Szene verändert. S. Brunk zu Soph. Aj. Flag. 814.) Da beide Szenen wenigstens darin übereinkommen, daß sie im Innern eines Tempels (in Athen im alten Tempel der Pallas) vorgehen; so konnte die Hauptdecoration bleiben, und nur die Bildsäulen wurden verändert, die nun Oresten umklammerte. Dieser ist schon da, als die Furien ihm nachspurend erscheinen (V. 238.) und hier, glaube ich, drinnen sie in mehrere Rotten vertheilt nicht eben gerade nur durch dieselbe Theaterthüre, wie der neueste englische Commentator des Aristoteles, James Pye sich die Sache dachte, S. Commentary illustrating the Poetic of Aristotle p. 360., sondern von mehrern Seiten durch alle drei Theaterthüren, wenn anders diese schon zu Aeschylus Zeiten statt fanden (woran ich doch zweifeln mögte) herein.

*) S. die neueste Prelusion: de deo ex machina p. 5. 6.

II.

Politische Tendenz der Eumeniden.

Rochefort's feine Bemerkung la religion et la politique fesoit la base et l'ame de la compoſition d'Eſchyle in den Memoires de l'Acad. d. Inſcript. T. XXXIV. p. 20. leidet gewiß eine ei genthümliche Anwendung auf die Eumeniden des Aeſchylus. Man muß dabei von einem beſondern politiſch-religiöſen Geſichtspunct ausgehen. Gerade zu der Zeit, wo Aeſchylus ſeine Eumeniden zum erſtenmale aufführte, (Olymp. LXXX, 1 nach der unbezweifelten Verbeſſerung des S. Petit Legg. Att. I. p. 67. vergl. Chronologia ſcenica Euripidis in Beck's Ausgabe T. III p. 6.) untergrub Pericles die Gewalt des ehrwürdigen, die Gränze der Soloniſchen Verfaſſung eifrig bewachenden Areopagus durch den auf ſeine Armuth ſtolzen Ephialtes. S. Plutarch im Leben des Pericles c. 7 u. 9, und Diodor XI, 77 mit Weſſelings Anmerk. Durch die Schwächung dieſes oberſten Gerichtshofs und Sittengerichts, das Aeſchylus mit bedeutendem Nachdruck in dieſem Trauerſpiele γοναι κλέος καὶ πόλεως σωτήριον nennt, wurden die Wirkungen der ungezügelten Democratie immer gefährlicher, wie ſie auch Iſocrates in ſeinem Areopagiticus mit lebhaften Farben ſchildert. S. die Collectaneen bei Meurſius in Areopag. c. 9. Theſ. Grono. V. 2110, und die feinen Bemerkungen bei Gillii History of Greece T. II. p. 255. Basil. Unmöglich kann man, wenn man die damals regen Gährungen über dieſe χινήματα des Pericles und Ephialtes, wie ſie Diodor nennt, genau erwägt, ſich bei Durchleſung der Eumeniden unſers Dichters der

Ver-

Vermuthung entschlagen, daß der Dichter, der sich überall als einen Eiferer fürs alte Herkommen zeigt, gerade damals jenes Stück, das hauptsächlich die Gründung des Areopagus dramatisch darstellt, mit einer politischen Tendenz geschrieben habe. Wem dieß noch zweifelhaft schiene, der dürfte nur die nachdrucksvolle Rede der Minerva zu Ehren der Bürger τῶν μὴ τυραννούντων νόμων V. 680 ff. mit Aufmerksamkeit durchlesen. Doch dieß hat auch schon der jüngere Le Beau in seiner Abhandlung über die griechischen Tragiker in den Memoires de l' Acad. d. Inscript. T. XXXIV. p. 434 — 439 mit vielem Scharfsinn gezeigt. Nun hatten aber die Eumeniden gleichsam die Garantie des Areopagus übernommen, der an die Stelle dieser Rachgöttinnen trat, und über vergossenes Menschenblut erkannte. Sie hatten neben dem Areopag ihre heilige Grotte und Kapelle, wohin sie am Ende des Trauerspiels in einer feierlichen Procession gleichsam eingewiesen werden. Was war natürlicher als der Schluß: wehe dem Frevler, der sich an dem Senat der heiligen Areopagiten vergreift. Ihn verderben die Furien (und sonderbar! Ephialtes wurde wirklich eines Morgens todt in seinem Hause gefunden). Aeschylus mußte vorzüglich auf den gemeinen Haufen zu wirken suchen, durch dessen Einfluß es dem Ephialtes allein möglich war, die väterliche und berühmte Verfassung umzustürzen (τὰ πάτρια καὶ περιβόητα νόμιμα καταλύσαι. Diod.). Konnten nun für diesen die Furien auch nur schrecklich und grausend genug dargestellt werden? — Uebrigens verdient mit dieser politischen und religiösen Absicht des Aeschylus bei Verfassung der Eumeniden wohl zunächst die Tendenz der Bacchantinnen des Euripides verglichen

zu

zu werden. S. Musgrave zu Euripides Bacch. 201.

III.

Grundzüge des Mythos von den Erinnyen.

Bei einer neulich aufgestellten Preißfrage über die Moralität der Griechischen Religion hätte vielleicht die Entwickelung des deutungsvollen Furienmythos der Trockenheit der Preißschriften sehr passend zu Hülfe kommen können, wozu Heyne selbst schon den Wink gegeben hatte. Opusc. I, 214. Baniers bekannte Compilation fur les Furies in den Memoires de l'Acad. des Inscriptt. T. V. p. 34—50. ist ohne alle Kritik, und hat dem Giraldi und Natal de Comte nur ein neues Kleid angezogen. Neuerlich hat Bryant in seinen grundgelehrten Träumereien Analysis of ancient mythologg. T. II. p. 39. ff. auch die Furien aus seinen strafübenden Prytaneen zu erklären gewußt. — Schon Clemens von Alexandrien bemerkt im Protrept. p. 16. B. Sylb. den Ursprung dieser Dichtung im ersten und ältesten Gesetze der Humanität, im Wiedervergeltungsrechte. Ein Theil der Blutrache, die auch bei den ältesten Griechen galt, wurde durch diese Idee von den Erinnyen aus der Hand des blutgierigen menschlichen Rächers in die Hände mächtiger Gottheiten gelegt. Auch hier rufte das Blut des Erschlagenen, wie im Orient. (S. Herders Geist der ebr. Poesie I, 247. f.) Aber die Rache bleibt den Zürnenden, den Erinnyen überlassen. Arcadien ist die Wiege dieses Mythos, so wie des ganzen blutigen Opferdienstes der Pelasger.

Die

Die Zürnenden kommen von den arcadischen Worte ἐρινύειν. Pausan. VIII, 25. p. 425. Daher ἐρι-νύς; denn dieß ist die ältere Form, Brunk zu Aeschylus Sept. o. Theb. 490. Ursprünglich rächen sie nur die zwei einzigen Verbrechen, die das früheste Alterthum kannte, Meineid und Verwandtenmord noch an den lebenden Frevlern. Weiter konnte auch diese Vorstellung in jenen Zeiten, wo nur Familienmord ein Verbrechen, jeder andere Todtschlag durch Blutgeld zu lösen war, und wo noch kein Glaube an eine Fortdauer nach dem Grabe statt fand, nicht ausgedehnt werden. So finden wir noch die Erinnyen beim Homer, und, was besonders den Meineid anlangt, in der ältesten Tagewählerei beim Hesiodus, Voß zum Virgil T. III. p. 134. Sie erscheinen aber immer nur erst, wenn der Fluch ausgesprochen ist. Daher Ἀραὶ, Ἀραὶ δ' ἐν αἴλοις γῆς ὑπὸ κεκλήμεθα. Aeschylus Eum. 414 (doch unterscheidet Sophocles in der Elektra 110 f. die ἀρὰ und die Erinnyen, weil die Verfluchung vorausgeht, vergl. Orpheus Argon. 1361. 62.). Dieß sind die Divae vltrices der römischen Dichter. Sie hetzen die Verbrecher wie Jägerinnen κατὰ κυνηγέτις Aeschyl. Eum. 225 oder auch als Hunde. Diese letzte Benennung wird ihnen schon in den Tragikern häufig wegen der Verfolgung ihres Wildes gegeben. S. die Stellen bei Ruhnkenius in Ep. Crit. L. p. 94. ed. 2. So erklärt auch Hesychius T. II. c. 392, 26. κύνα unter andern durch Ἐρινύν. Etwas verschieden davon ist der Gebrauch, wo die Furien als Dienerinnen des Pluto und der Hecate oder gar am Thron Jupiters sitzend Virgil XII. Aen. 849. κύνες genannt werden. S. d'Arnaud de diis παρέδροις c. 28. p. 196. Nun bekommt aber das am fröhlichen

sten

sten polizirte Athen zuerst förmliche Blutrichter durch die Stiftung des uralten Areopagus. Die bloßen Blutsühnungen gelten nicht mehr, und die Zurnenden werden im schönen attischen Euphemismus die Versühnten, εὐμενίδες. (Die Benennung entstand gewiß zu Athen. S. die Scholien zu Oedip. Colon. 42. und Meziriak Epitres d' Ovide T. II. p. 206.) Der auf dem Areopag gerichtete Orestes wurde nun das Symbol dieser Stiftung, durch hundert Fabeln und Localsagen (auch in vielen Gegenden im Peloponnes, wo es uralte Erinnyen-Haine gab) aufgewußt, und durch Tragödien und Kunstwerke immer herrlicher geschmückt. Nun wandern die Ehrwürdigen durch die Höhle am Areopag εἰς τὰς ὑπερδὰς καὶ κάτω χθονὸς τόπους. Eumenid. 1010. Denn unterdessen ist der Tartarus und das Reich des Hades ausgebildet worden. Schon in der spätern Odyssee wohnen die Erinnnen bei der Proserpina am Saume der Westwelt. Hier vollstreckten sie nun die Strafen im Tartarus, und als das Höllentribunal des Minos völlig eingerichtet war, dienten sie hier als Büttel und Henkerinnen. Nur wenn jemanden blutige Mordgedanken oder Wahnsinn eingeflößt werden sollen, kommen sie, besonders gerufen, noch auf die Oberwelt. So erscheinen sie im spätern Mythenkreise der Römischen Dichter vom Virgil an. Dramatische Vorstellungen in den eleusinischen Geheimnissen, und die darauf gegründeten pythagorisch-platonischen Visionen (am ausführlichsten im Axiochus unter den Dialogen des Aeschines und im Kataplus des Lucian) streuten den Keim zu allem, was Horaz unter den Fabulae manes begreift und Aristoteles τὰ ἐν Ἅιδῃ nennt. S. Twining Notes p. 401. Nebenbei bleibt doch auch noch der alte Begriff: die Furien

sind

sind Rächerinnen der Blutschuld, in so fern stehen, als die Mörder dort unten noch besonders von ihnen gezüchtigt werden. Ποινή (schon von Camerar zu Sophoclis Electra 211. richtig als Ποινή von Φόνος Blut, abgeleitet) bedeutete eigentlich das Lösegeld für die Blutschuld, so wie poena der Lateiner. S. Burmann zu Ovids Trist. II, 507. Man fing bald an, es auch von der die Blutschuld eintreibenden Erinnys zu gebrauchen, ποινήτις Ερινύς in Antipaters aus Sidon Epigramm Analect. T. II, p. 27. LXXVIII. Die spätere Vorstellungsart, die alle Furien nur in den Tartarus oder an seine Schwelle bannte, unterschied nun selbst auch im Sprachgebrauche Ερινύες und Ποιναί, die sich nun wie Gattung und Art verhalten, so, daß erstere von allen Rachgöttinnen, diese nur von den strafenden Bluträcherinnen gebraucht werden. Daher setzen auch die Alten Erinnyen und Pönen oft nebeneinander, wobei sie sich doch immer einen Unterschied denken mußten. S. Hemsterhuys zu Lucian Necyom. c. 9. T. I. p. 469, und was Markland mit großer Belesenheit anführt in der Epist. Crit. p. 125. Freilich wird dieser Unterschied nicht stets, besonders von den lateinischen Dichtern im Gebrauche ihrer Poenae beobachtet; aber daß Ερινύς das allgemeinere Wort sey, beweißt selbst der Umstand, daß alle Ausbrüche und Strafen wüthender Leidenschaft schon früh dadurch angedeutet wurden. Schon Sophocles braucht es bloß in dieser oft bildlichen Bezeichnung z. B. Oedip. Colon. 1299 Trachin. 895. So in einem Orakel beim Lucian in Peregrin. c. 30. T. III. p. 352. δόξης Ερινύς. Ja selbst von jeder rächenden Strafe S. Valois zu Euseb. Hist. Eccles. III, 6. p. 46. — Auch die strafende Gerechtigkeit, die Δίκη wird nur als verfol-

gens

gende Furie vorgestellt, der kein Frevler, welcher Art er auch sey, entgeht. S. die Stellen bei Mitscherlich zum Horaz T. II. p. 31. und diese Dike wird wieder mit der Göttin Adrastea oder der Nemesis verwechselt. Athen blieb indeß der eigentliche Hauptsitz der Verehrung der Eumeniden, die man im gemeinen Sprachgebrauch zu Athen bloß durch die Umschreibung σεμναὶ θεαὶ (S. Pausan. I. 28. p. 101. Valois zum Harpocration p. 330.) ehrerbietig bezeichnete, wie aus den griechischen Rednern und Komikern bekannt ist. Sie hatten zwei Kapellen, die eine mit dem berühmten Hayne zu Kolonos, die aus dem Trauerspiele des Sophocles bekannt ist, die andere mit der Grotte, die nach dem gemeinen Aberglauben in die Unterwelt führen sollte, auf dem Areopagus. S. Meursius Areopag. c. 5. p. 2075. Thes. Gronov. In der letztern war ein Asyl für Sclaven und Bedrängte, wie aus den scherzhaften Anspielungen des Aristophanes Equit. 1312. Thesmoph. 231 erhellet. Ueberhaupt spielten sie in der gottesdienstlichen Liturgie der Athener eine ansehnliche Rolle, wo sie neben dem Zevs Soter und dem Apollo genannt wurden. Ihnen opferten angehende Jünglinge und der Bräutigam. Alle feierlichen Schwüre und Verwünschungen sprachen den Namen der Ehrwürdigen aus. Siehe die merkwürdige Rede des ungerecht verurtheilten Diomedon bei Diodor XIII, 101. p. 626. Daher galt Athen in der alten Welt als eine Schutzstadt der Eumeniden, und der Muttermörder Nero wagt es nicht, nach Athen zu kommen διὰ τὸν περὶ Ἐρινύων λογον. Diod. LXIII, 14. p. 1037 mit Fabrizius Anmerk.

IV.

IV.

Gorgonenmasken.

Der Gorgonenkopf kommt schon im Homer häufig als ein Bild des Schreckens und Grausens vor. Einmal steht die γοργείη κεφαλή auf dem Schreckensschild der Minerva Il. 5, 741. In der Odyssee ist sie im Reiche des Hades, und Ulysses fürchtet, Proserpina mögte ihm dieß Schreckbild zuschicken Odyss. 11, 632. Man sieht aus den alten Scholien zur Ilias S. 148. Villois. daß schon Aristoteles diesen scheinbaren Widerspruch dadurch zu heben suchte, daß er behauptete, der Gorgonenkopf sey gleichsam nur virtualiter, nur der Bedeutung und Schreckeneinflößenden Kraft nach auf dem Schilde der Minerva gewesen. Allein wenn er in der Odyssee in der fabelhaften Westwelt als ein Eigenthum der dort thronenden Persephone erscheint: so ist dieß ein Wink, wo eigentlich dieser Kopf zu Hause war, und woher ihn selbst die libysche Minerva hat. Ich werde bei einer andern Gelegenheit zeigen, welche Allegorie unter der Perseustödterin (περσεφόνη) und dem Perseus, der die Medusa köpft, verborgen liege. Die Münzen von Sinope, Amastris, Sebaste und andern Colonieſtädten am Pontus und in Phrygien sind hier die einzigen richtigen Wegweiser. Denn es ist nicht leicht eine Fabel im Alterthum anzutreffen, die auf so ganz verschiedenem Lokale beruhte, und durch so ungleichartige Zusätze entstellt worden wäre, als das Abentheuer des Perseus mit den Gorgonen und dem Medusenkopfe. Perseus selbst kommt nur einmal im Homer vor in einem Cyclus thessalischer, böotischer, thebanischer Fabeln, der in Jonien nie

ein

einheimisch war. Il. 14, 320. Merkwürdig ist das alte Scholion zur Odyss. 11, 633. das, wie Hemsterhuys bemerkt, auch Hesychius excerpirt hat s. v. Γοργώ T. I. c. 843. worin ausdrücklich bemerkt wird, τὰ περὶ τὴν Δικτύην καὶ τὸν Περσέα καὶ τὰς Γόργονας ὅμοιος ἐκ τῶν. Der Asträische Hesiodus hat, wie die Alten ausdrücklich bemerken, diese Fabel ausgeschmückt. Den von den Gorgonen verfolgten Perseus finden wir noch im Scut. Herc. 288. Eine ganz andre Wendung gab man der Fabel zu Athen, wo die Gorgonen aus dem Blute der Giganten entsprossen, in der Gigantomachie selbst von der Minerva erlegt worden seyn sollten. S. Euripides Ion. 989 ff. Hieher gehört nur so viel: Wir wissen aus dem Herodot, daß nicht bloß das Scalpiren der erschlagenen Feinde (S. IV, 63. mit Wesselings Anm.), sondern auch das Abschneiden der Köpfe und Aushängen, als Triumphzeichen (IV, 26. Strabo VII. p. 460.) bei vielen barbarischen Völkern (unter andern auch bei den Galliern Diodor V. 29. c. not. Wesseling. Livius 23, 24.) so gewöhnlich gewesen ist, als vor kurzem noch bei manchen Stämmen der Nordamerikanischen Wilden. Um den Feinden Schrecken einzuflößen, heftete man den Kopf des Erschlagenen (oder auch nur seinen Scalp) auf den Brustharnisch oder den Schild. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ein griechischer Abentheurer aus Westen diese Sitte mitgebracht und der libyschen oder tritonischen Minerva zugeeignet habe. Später bildete man den Kopf in Metall auf Schilden und Brustharnischen nach. So schon auf dem Schilde des Agamemnon beim Homer Il. 2, 36. und so auf dem Schilde der Minerva auf der Acropolis noch lange vor dem berühmten Bilde des Phidias. S. Plutarch

The-

Themiſtocl. c. 10. T. I. p. 289. Hutt. eine merkwürdige Stelle, woraus man zugleich ſieht, daß dieß Ornament vom Schilde weggenommen werden konnte. Man erinnere ſich nur an die berühmte Gorge des Eiſenfreſſers Lamachus im Ariſtophanes Achern. 567. ff. vergl. Lyſiſtrat. 560. und auf ſo vielen alten Denkmälern (z. B. auf dem berühmten Cameo des Aulus im Muſeo Florent. T. II. tab. 2. in den Tiſchbeiniſche Vaſen T. II. t. 8.) woraus man ſieht, daß dieſe Sitte keineswegs bloß auf die Armatur der Minerva eingeſchränkt geweſen iſt. Vergl. Eckhel Choix des pierres gravées du Cabinet Imperial p. 62. Man muß hierbei nur einen Unterſchied zwiſchen den Schilden machen, wo der Kopf nur in der Mitte ſteht, und denen, wo die ganze Peripherie des Schildes ein großer Gorgonenkopf en relief iſt, wie man ſie z. B. auf Münzen der Mamertiner S. Magnan Miſcellan. Numismat. T. IV. t. 37, VII. und auf vielen geſchnittenen Steinen findet. Die letztern hießen eigentlich Γοργόνεια. Von den Schilden wanderte dieſer Gorgonenkopf als eine ſchreckende Maske auch auf viele andere Denkmäler und Verzierungen des Alterthums. Γοργών iſt ſeine ältere Benennung, Pollux X, 167. γοργωνεῖον die ſpätere. S. Heſychius und Suidas h. v. mit Valkenaers Anmerkung zu des Euripides Phöniſſen ad ſcholia p. 664. Nun iſt aber der Umſtand noch bemerkenswerth, daß die uralten Gorgonenköpfe ſtets mit gedunſenem, breitgedrücktem Geſicht und mit heraus-geſtreckter Zunge gebildet werden. Was das breitgedrückte Geſicht anlangt: ſo ſollte dieß eigentlich wohl nur das Aufſchwellen der Wangen bei jedem Lachen (S. Campers Vorleſung über den Ausdruck der Leidenſchaften durch die Ge-

Gesichtszüge. Berlin 1793. S. 16.) ausdrücken. Je stummer das Lachen ist, desto breiter erscheint ein rundes Gesicht. Man vergleiche z. B. nur in Woodward's Excentric Excursions (London 1798) das Titelkupfer, welches die Unterschrift trägt: Controlled Sketches of Mirth and Ennui, wo die lachende Figur eine wahre Gorgone ist. Häßliches Spottgelächter ist also der Charakter der ältesten Gorgonenköpfe. Und dahin fället auch die heraustretende Zunge. Man findet ihrer noch bei alten Schriftstellern Erwähnung gethan. So nennt sie Pharnutus de nat. deor. c. 20. p. 186. ed. Gale auf der Brust der Minerva Κεφαλὴ τὸ μὲν πρῶτον ἐπὶ γυμνῆς, κατὰ μέσον τὸν θώρακα τὸ εἶδος, προβεβλημένη τὴν γλῶτταν, was er denn nach seiner Art zu allegorisiren auf die Rede deutet. Diese älteste Form erscheint auch noch auf mehreren Reliefs in der Aegide der Minerva, s. Visconti Mus. Pio — Clement. T. I. p. 12. und in andern Denkmälern (z. B. auf der prächtigen Patera in Tischbeins Vasen T. III. n. 60.), wo man sonst wohl gar ein eignes Symbol der Wahrheit darin zu entdecken glaubte. S. Gemme di Leonardo Agostini T. I. t. 36. p. 33. und die Erklärungen zu Ficoroni's Masken. — Man muß bei diesen häßlichen, zungenausstreckenden γοργόνειοις (so hießen dergleichen Masken auch im Alterthume) nur immer denken, daß man hier die älteste, ursprüngliche Form des Gorgonenkopfs vor sich habe. Daher auch diese Maske auf den ältesten Munzen von Pozzuoli in Etrurien, von Rhodus, Neapolis, Parion stets mit herausgestreckter Zunge gebildet ist. S. Eckhel Num. Vet. Anecd. T. I. p. 12. Hier bezeichnet es eigentlich wohl immer Spott gegen die Feinde, den man mit dem Heraus-

stre-

ſtrecken der Zunge oft anzeigt. S. Vasenerklärungen I, 130 ff. In der Folge mag die herausgeſtreckte Zunge, ſo wie die ganze häßliche Maske (der bis zum Ideal verſchönerte Meduſenkopf gehört ganz und gar nicht hierher) auch oft als Amulet, oder Abtreibungsmittel gegen Neid und ſchädliche Zauber gedient haben. S. meine Abhandlung über die Masken im N. T. Merkur 1795. März S. 348. und Bonarotti Oſſerv. ſ. alcuni medaglioni p. XIV. Und ſo erkläre ich mir auch die bronzene Gorgone auf dem Kopfe des Deichſelnagels (Zeug) des im Pio — Clementinum aufbehaltenen alten Wagens, wovon Visconti im Pio — Clement. T. V. auf der zweiten Hülfstafel n. 7. die genaue Abbildung gegeben hat. Auch er iſt in der uralten, breitgedrückten häßlichen Form mit der herausgeſtreckten Zunge. Man weiß, daß bei dem Wettrennen der Alten mancherlei Aberglauben von Bezauberung ſtatt fand. Der Beſitzer jenes Wagens wollte alſo die häßliche Maske als Amulet da angebracht wiſſen, wo überhaupt auch die verſchönerten Meduſenkörfe als Zierrath oft vorkommen. (Man vergleiche die Abbildung eines Meduſenkopfs der ſchönern, neuern Geſtalt auf dem Kopfe eines ehernen Nagels bei Bonarotti Oſſervazione ſopra alcuni medaglioni p. 62.). Hierher gehören ohne Zweifel auch einige ähnliche Masken bei Ficoroni de larvis et malcheris tab. 24. 25. Auch in den Kinderſtuben ſpielt die häßliche Meduſenmaske ihre Rolle (ſ. die Münze in Neumanns Num. Pop. T. I. tab. V. 1.), wo ſie aber bekannter unter der Benennung Μορμώ war, das alsdenn auch als Ausruf des Schreckens überhaupt galt. S. Valkenaer zu Theokrit Adoniaz. p. 346—48. Ruhnkenius zu Timaï. Gloſſ. p. 181. ed. 2. drückt

ſich

ſich nicht genau genug aus, wenn er ſagt, daß das von μορμὼ abgeleitete, vielleicht von Plato zuerſt in Umlauf geſetzte μορμολύκειον eigentlich von allen tragiſchen und komiſchen Masken geſagt werde, die als Popanze gebraucht wurden. Eigentlich bezeichnen alle dieſe Wörter nur die Gorgonenmaske. Auch die Lamia, die gleichfalls zu dieſen Kinderſcheuchen gehörte, (S. Caſaub. zu Strabo I. p. 36) iſt nichts anders als die Meduſa. Man darf nur die Erzählung von der libyſchen Lamia beim Diodor XX, 42. p. 435 mit Weſſel. Anmerkung vergleichen. Bei den Proceſſionen der Römer wurde (wahrſcheinlich auch um der Bezauberung willen) dieſe Gorgonenmaske, die man da manducus nannte, mit herumgetragen. Feſtus l. v. beſchreibt ſie ſehr charakteriſtiſch: maguo malis, late dehiſcens, ingentem dentibus lanitum edens.

V.

Die Furien mit vorhängenden Zungen.

Nur aus dieſer Gorgonenbildung läßt ſichs erklären, daß Aeſchylus in mehrern Stellen die Eumeniden gerade ſo ſchildert, wie ſich in jenen dunkeln Zeiten des Aberglaubens unſere Vorfahren die Vampire, oder blutſaugenden Geſpenſter, dachten, welchen die neuere Naturgeſchichte nur noch ihren Platz unter den Fledermäuſen angewieſen hat. In der Stelle, wo Apollo die Unholdinnen mit Schimpf und Drohungen aus ſeinem Tempel treibt (V. 175. ff.) warnt er ſie vor der geflügelten, weißen Schlange (dem

Pfeil

Pfeil von seinem Bogen), damit du dich nicht, sagt er, getroffen von ihr

des schwarzen Menschenschaums für Schmerz entladest,
Blutklumpen speiend, die du in dich sogst,

λύσσα δρόμβος, σὺς ἐφελκυσας, φόνε.

Gleich darauf sagt ihr Apollo, zu ihrer Wohnung schicke sich nur die Höhle des blutsaugenden Löwen λέοντος ἄντρον αἱματοβόρου V. 187. Noch grausens der drückt sich der Furienchor selbst darüber aus (V. 255.) wo er zum Oreſtes spricht: Dafür (nähmlich, daß du der Mutter Blut verspritzteſt)

schlürf ich die rothe geronnene Suppe
dir noch beim Leben aus jeglichem Glied,
ἀντίδοσιν δεῖ σ', ἀπὸ ζῶντος ῥοφεῖν
ἑρμῖγὼν ἐκ μελέων πέλανον. —

Nun, wenn ſie ſich ſo voll geſogen hatten, quoll ihnen auch die rothe Suppe tropfenweiſe wieder zum Halſe heraus. Daher beiſſen ſie ſich ſelbſt ein blutträufendes, haſſenswürdiges Geſchlecht αἱματοσταγὲς ἐχθρὸν ἔθνος, V. 354. Wenn ſie zürnen (V. 470)

träuft Gift zur ew'gen Senche auf den Boden
— ἰὸς
πέδῳ πεσὼν, ἄζυστος αἰανὴς νόσος.

Vergl. V. 715. Und das ist eben der καλαγυιε, ἀβροι δρομοι, der Tropfen, der, wie eine böse Flechte, wohin er fällt, giftig wuchernd der Erde jeden Keim der Fruchtbarkeit raubt V. 771 ff. — Ich weiß freilich, daß man dieß alles auch nur bildlich von der blutdurstigen Rachsucht dieser Plagegöttinnen (die im Entzücken ausrufen: mir lächelt des Menschenblutes süßer Duft V. 247) verstehn, daß man jene giftigen Tropfen insbesondere auch vom giftigen Geifer der Nattern an den Haaren (S. Eurip. Ion. 1007. 1013.) auslegen kann. Jeder unbefangene Leser wird mir indessen gern einräumen, daß dieß alles durch die hervorgestreckte Zunge nach der Art der alten Gorgonenmasken noch weit sinnlicher ausgedrückt gewesen sey. Dem Rasenden tritt der blutige Schaum vor den Mund ἀκρατες πλαγος Eurip. Oreſt. 220. Diesen leckt hündisch die Furie, die eben darum beim Lycophron 669 μιξοπαφιον κυνα genannt wird.

VI.

Harpyen-Bildung.

Hätten wir die satyrischen Stücke des Aeſchylus und Sophocles unter dem Titel: Phineus noch, wovon uns jetzt kaum noch eine dunkle Kunde übrig geblieben ist: so würden wir über die Bildung, wie sie Aeſchylus seiner Pythia erblicken lassen konnte, weniger zweifelhaft seyn. Das durch die Harpyen gestörte Gastmal des Phineus und ihre Flucht durch die Boreaden Zethes und Kalais war ein oft gewählter Gegenstand

im älteſten Kunſtcyclus, der überhaupt alles gewaltſame und wunderbare liebte. Er erſcheint auf den zwei älteſten Denkmälern, dem Kaſten des Cypſelus beim Pauſanias V. 16. p. 78. und am Throne des Amyclaus III. 18. p. 413. vergl. Heyne Antiq. Auf. I. 54. Das Bild, was Aeſchylus hier vor Augen hatte, gehörte gewiß zu den älteſten Vorſtellungen überhaupt, und darauf erſchienen die Harpyen, wie unſre Stelle beweißt, als häßliche Ungeheuer. Sollte dieß nicht gegen Voß beweiſen, der, ſo wie überall, ſo auch hier die ſchöne Jungfrauengeſtalt die ältere, die thieriſche Verunſtaltung aber die ſpätere Form ſeyn läßt, Mythologiſche Briefe I. Br. 31. 32. 33. Gewiß verwandelten ſie ſich nicht erſt aus ſchönen weiblichen Geſtalten in Stuten, wenn ſie aus dem Beiſchlaf mit Winden flügelſchnelle Roſſe erzeugten. Der Fall mit der Demeter gehört in die myſtiſchen Transſubſtantiationen und iſt nicht ganz gleich, und wenn Heſiodus die Harpyen πόδωκας nennt, ſo ſchließt dieß die häßliche Zwittergeſtalt von unten nicht aus. Dieſe war wahrſcheinlich früher ſchlangenartig (als bei Tochtern des Inchons, Typhonides S. zu Valer. Flaccus IV, 428.), wie die des Boreas auf dem Kaſten des Cypſelus Pauſan. V, 19. p. 82. ἐρπὶ δράκων ἀντὶ ποδῶν κάτω ἐστίν. Denn die ganze auch dort abgebildete Entführung der Orithya durch den Thraziſchen Boreas iſt nur eine beſtimmtere Ausführung der allgemeinern Redensart in der Odyſſee: ἅρπυιαι ἀνηρείψαντο, die Harpyen führten ſie davon. Da dieſe Vorſtellungsart nach und nach nur den Giganten eigen blieb, und man die Hände der Harpyen in Krallen umwandelte, bildete man ſie lieber von unten vogelartig, und, um ihren Hunger und ihre unerſättliche Freßgierde anzuzeigen, e n

geschrumpft, mager. Eine ächte Harpye nach der ältesten Form glaube ich auf dem alten ehernen Wagen zu erblicken, der im Pio-Clementinischen Museum aufbewahrt wird, und von Visconti T. V. tab. B. n. 4. abgebildet worden ist. Visconti bemerkt S. 85, daß sie eigentlich mit einem Schlangenschwanz gebildet gewesen sey. Die Hände sind krallenartig gespreizt und sehr langfingrig. Man muß damit die Verzierung an einem alten Griff einer bronzenen Vase bei Caylus Recueil d' Antiquités T. V. t. 47, 5. vergleichen, worin auch Caylus S. 121 eine Harpye erblickt und einen andern Griff einer Patera bei Winkelmann Monument. Ined. n. 156. Es war fein von den alten Künstlern, die zugreifende Harpye gerade an den Griffen alter Schaalen abzubilden. Das Ungeheuer hat außer den menschlichen Händen noch zwei Krallen. — Da man schon nach der Homerischen Vorstellung Menschen die durch einen schnellen Tod dem Kreise der übrigen entrückt wurden, als von den Harpyen entführt vorstellte: so zweifle ich nicht, daß auf alten Vasengemälden, wovon doch mehrere auch auf den Tod geliebter Personen eine unmittelbare Beziehung haben, auch das Harpyenbild vorgekommen seyn mag. Unbezweifelt scheint mir diese Vorstellung auf einer Vase in der Tischbeinischen Sammlung T. III. t. 30. wo die mit ausgebreiteten Flügeln daherrauschende Vogelfigur einen jungfräulichen Kopf und Hände hat. Eine Sirene oder Keledon kann es nicht seyn. Denn dann mußte noch ein bezeichnendes Attribut, ein Instrument oder etwas dergleichen in ihren Händen sich befinden. Zweifelhafter ist die Figur bei Caylus Recueil d' Antiquités T. II. t. 34, 2. Denn da diese den Hals auf den Rücken gewendet trägt,

so

so könnte es auch für eine Keledon gehalten werden. Bei immer fortschreitender Verfeinerung der Kunst wurde natürlich auch die häßliche Harpyengestalt immer gefälliger und wahrscheinlich hörte die Kunst damit auf, wobei sie Voß anfangen läßt. Zur Erläuterung dient eine der schönsten Vasenabbildungen, die aus dem Alterthume übrig geblieben sind, in der Tischbeinischen Sammlung T. I. n. 26. Ein Adler entführt ein schönes Mädchen in die Lüfte, die eben noch mit dem Balle gespielt hat. Italinski will darin die Entführung der Aegina erblicken, die Jupiter in der Gestalt des Adlers geraubt haben soll. Allein daß es dieß nicht seyn kann, beweißt der darüber geschriebene Name Thalia. An dem Halse der Vase sind zwei kleinere Vorstellungen, der Portraitkopf eines jungen Frauenzimmers, und eine sogenannte Sirenenfigur mit Vogelkörper von unten, von oben jungfrauenhaft, eine Binde und eine Cymbel in den Händen. Mir scheint die ganze Vasenvorstellung auf ein frühverstorbenes Mädchen, deren Portrait man oben erblickt, gemahlt zu seyn. Das was man für eine Sirene hält, ist eine verschönerte Harpye. Das Mädchen, so wurde ich den Sinn dieser Allegorie aussprechen, hat die Harpye geholt. Doch diese Harpye war Jupiters Adler selbst. Denn Jupiter hat sie zu seiner Geliebten erkohren. Vergl. Joh. Chr. Wernsdorfs Raptus Aurorae explicatus in Stosch Museum Criticum Vol. I. p. 291 ff und Morus de interpret. allegoriarum in Opusc. p. 370 ff. — Uebrigens hat der vor kurzem in Rom verstorbene Künstler Karstens in seinen Argonauti, oder Bildercyclus, worin er die verschiedenen Abentheuer des Argonautenzugs der Reihe nach in 30 Blattern darzustellen gesucht hat, auf der 9

Da-

Tafel uns auch die Harpyen sehen lassen. An langen Krallen fehlt es den Unholden dort nicht. Aber ihre übrige Gestaltung ist doch sehr modern und erinnert an die gewöhnlichen Vorstellungen von höllischen Geistern zu Dante oder Milton.

VII.

Versenkungen des alten Theaters.

Die Furien konnten entweder nur aus Versenkungen, wie wir es bei unsern Theatern zu nennen pflegen, von unten herauf steigen, oder, als Jägerinnen, die ihr Wild schnelles Laufs verfolgten, nur durch einen Eingang von der Seite hereinkommen. Im letztern Fall waren ihnen die Flügel unnütz, im erstern sogar hinderlich. Unterirdische Wesen kamen nach der alten Theatermaschinerie entweder durch eine verborgene Treppe aufs Proscenium, oder sie wurden durch Druckwerke von unten heraufgehoben. Beide Maschinerien lernen wir aus dem Pollux. Die unterirdische Treppe, sagt er IV, 132, hieß χαρώνειοι (so muß statt χαρώνιοι gelesen werden) κλίμακες (Charons-Treppen), durch welche sie die Gespenster aus der Unterwelt (ἐξάγουσι) emporsteigen lassen. Man darf sich dabei nur erinnern, daß bei den Alten alle Erdfälle und Höhlen, die unsre gemeine Sprache Teufelslöcher zu nennen pflegt (Spiracula Ditis), χαρώνεια (Charonsklufte) hießen. S. Diog. Laert. VII, 123. χαρώνειαι θέσπρωτοι Galen de us. part. VII, 8. T. IV p. 458. Basil. Vergl. die Anmerkung des Casaubonus zum

zum Strabo V. p. 374, 3. und Nicolaus Loensis Epiphyl. III, 5. Lamp. Grut. T. V. p. 346. ff. Das Wort iſt auch von den lateiniſchen Schriftſtellern häufiger gebraucht worden. Im Gellius XVII, 7. in einem Fragment des Laberius ſteht in der letzten Ausgabe von Conradi noch immer Catonium, wo es Charonium heiſſen ſollte. Die Stelle muß ſo geleſen werden:

— bona fide
Tollat vos Orcus nudas in Charonium.

Charon galt überhaupt in der Sprache der Griechen für den, der die Menſchen hinabzöge. Daher der komiſche Ausdruck im Lucian von einem Alten, der Geſchwüre an den Füßen hat χάρων με ἕλκεσιν. Demon. 45. T. II. p. 390, wo Duſoul ohne Grund Κέρβερος zu leſen vorſchlug, (vergl. zu Ariſtoph. Plut. 278.) und ſo müſſen nun auch die Charonsſtiegen im Theater erklärt werden, durch welche z. B. der Schatten des Polydor in Euripides Hecuba, und der Schatten des Darius in den Perſern, der Clytämneſtra in unſern Eumeniden heraufgeſtiegen ſeyn mag. Das Druckwerk heißt beim Pollux κλιμακίδιον IV, 132. nach der von Kühn aus den Handſchriften hergeſtellten Lesart. Es wird dort bemerkt, daß es ein zwiefaches κλιμακίδιον auf dem alten Theater gegeben habe. Das eine auf der eigentlichen Szene, wenn ein Flußgott erſcheinen ſollte, oder eine andre dergleichen Perſon (z. B. der Meergott Proteus oder Nereus, oder die Fluß-Nymphen u. ſ. w.). Das zweite war vorn, wo man vom Proſcenium herab zu den Zuſchauern ſtieg, und auf dieſem, ſetzt Pollux aus-

ausdrücklich hinzu, stiegen die Erinnyen empor, ἐπ' ἄκρα κλίμακος ἀναβᾶσαι. Ich überſetze Druckwerke, was H. Buttmann zu Rohde's Vitruv Th. I. S. 284. durch Hebemaſchinen ausgedrückt hat, weil mir jenes die Ableitung des Wortes von ἀντλεῖν, ἀναλίσκειν, in die Höhe drucken, noch beſtimmter auszudrücken ſcheint.

VIII.

Anmahlen des Geſichts in den früheſten Zeiten der Schauſpielkunſt.

Freilich war Aeſchylus nach der bekannten Stelle des Horaz (A. P. 277.) personae repertor honestae, der Erfinder der tragiſchen Charaktermaske. Man muß ſich aber nicht vorſtellen, daß nicht auch er noch oft zu dem rohern Kunſtgriff, ſeinen Acteurs und Choriſten nur mit Farben das Geſicht zu mahlen, ſeine Zuflucht genommen habe; nur daß er auch hier vielleicht allerlei zweckmäßige Abänderungen und Verfeinerungen anbrachte, und nach und nach ſtatt der Haut ſelbſt nur den Ueberzug der Maske bemahlte. So verſtehe ich wenigſtens die Stelle beim Suidas ſ. v. Αἰσχύλος, wo unter andern von ſeinen Theaterserfindungen gerühmt wird πρῶτος εἶρε προσωπεῖα ἐκτὸς ἐκχρισμένα ἔχειν τὰς τραγικάς. Vielleicht meinte Suidas oder der alte Biograf, den S. excerpirte, gerade die Masken in den Eumeniden, die gewiß fürchterlich und ſchwarz angemahlt waren. Denn daß die Masken mit allerlei Farben gemahlt und angepinſelt nur

wurden, leidet keinen Zweifel. So verwechselt Lucian Tim. 28. T. I. p. 141. προσωπεῖον und ἐπίχρισιν εὐμορφίαν. Nach der älteſten Sitte bei den rohen Spielen an den Weinleſefeſten mahlten ſich bekanntlich die Tänzer mit Weinhefen oder rothem Trebermoſt das Geſicht, peruncti faecibus ora Horaz A. P. 277. oder mit Mennige, minio ſuffuſus rubenti Tibul. II, 1. 55. wobei wahrſcheinlich die Uebermahlung der alten Götterbilder mit Mennige (Plin. XXXIII. 7.) nachgeahmt wurde. S. die Stellen aus dem Pauſanias und andern Schriftſtellern bei Voß zum Virgil T. II. p. 514. Wegen der Bemahlung mit Moſt hießen urſprünglich alle Acteurs τρυγῳδοί, Moſtſänger. S. zu Heſychius T. II. c. 1428, 24. Natürlich blieb, als ſich nun Trauerſpiel, Luſtſpiel und Satyrhandlung immer mehr von einander zu ſcheiden anfiengen, das Bemahlen am längſten bei der Comödie. Daher Ariſtophanes τρυγῳδὸς und die damit verwandten Wörter mehrmals von der Comödie braucht, (Einmal doch auch mit einer verächtlichen Nebendeutung von Euripides, Acharn. 399. aber bloß im Scherz, wie Bentley Dissert. ad Phalarid. Epp. p. 318. richtig bemerkt hat, weßwegen auch Brunk die alte Lesart nicht hätte verändern ſollen). Dieß iſt aus Bentley's Streitſchrift gegen Boyle jetzt allgemein bekannt. Natürlich blieb man aber bei dieſem Rothanmahlen in der Folge nicht ſtehn. Daß ſich die komiſchen Acteurs zuweilen auch grüne Geſichter mahlten, ſagen die Scholien zu Ariſtophanes Rittern 519. ἐχρίοντο τῷ βατραχίῳ (eine grüne Saftfarbe von der Pflanze βατράχιον nach dem Heſychius ſ. v. βατραχίς. Vergl. Olear. zum Philoſtratus p. 73.) τὰ πρόσωπα πρὶν ἐπιχρῖσαι καὶ τὰ προσωπεῖα. Wollte man recht furchtbar erſcheinen; ſo

so schwärzte man sich mit Nuß. Daher Merkur, wenn er in den Kinderstuben des Olymps die νυμφας macht, αμελιν μελαν κεχριμενος, des brandigten Nußes gebrauchend, beim Callimachus H. in Diam. 69 vorgestellt wird. Das Berußen wurde in der Folge ein Fastnachtsspiel in den alten Saturnalien S. Lucian Saturn. c. 2. T. III. p. 386, so wie das Beschmieren mit Most zu einem kurzweiligen Spiel τρυγοδιδασκαλια Pollux IX. 124. Anlaß gab, wo jemand aus einem Topf mit Most etwas mit den Lippen heraussuchen mußte. — Merkwürdig ist die Sitte, daß die Bacchantinnen an den teleterischen Orgien sich das Gesicht mit Gyps weiß tünchten, γυψ, wie ihn Nonnus in den Dionysiacis einigemal erwähnt. S. Musgrave zu Euripides Bacch. 457. Einst besalbte Diana sich und ihre Nymphen das Gesicht mit Koth, um den Nachstellungen des Flußgottes Alpheus zu entgehn. Pausan. VI. 22. p. 217. Auch dieß gab wahrscheinlich zu einer religiösen Mummerei Anlaß. Man sieht, wie vielfältig dieß Bemahlen des Gesichts in alten Gebräuchen und Religionshandlungen vorkommen mußte.

IX.

Der Arcadiſche Sonnenhuth.

Vieles hieher gehörige hat ſchon Cuper ad Apotheosin Homeri p. 134. f. Noch fleißiger hat Valkenaer zu Theokrits Adoniaz. p. 343—46 alles zuſammengeſtellt, ſich aber doch nicht auf den Huth unſers Menippus beſonnen. Auch laſſen ſich die verſchiedenen Gattungen dieſer Sonnenhüthe vielleicht noch genauer beſtimmen, da ſie vermuthlich ſehr von einander abwichen. Der gewöhnliche Theſſaliſche und Macedoniſche Sonnenhuth (πέτασος mit dem theſſaliſchen, κυνέη mit dem macedoniſchen Namen vergl. Jacobs zu den Analecten Animadv. Vol. II. P. I. p. 294.) hatte allerdings einen breiten Rand (ἡλιοσαρὴς κυνῆ heißt er in Sophocles Oed. Col. 335), aber dieſer Rand war nur einfach. Hingegen die arcadiſchen (und der Huth des Menippus heißt πῖλος Ἀρκαδικὸς) oder peloponeſiſchen Sonnenhüthe hatten am Saum des breiten Randes noch einen neuen Umſchlag, der herabhing, und einen ſenkrecht ſtehenden äußern Rand bildete, dergleichen Strohhüthe in manchen Provinzen Teutſchlands die Weiber noch jezt tragen. In einem ſatyriſchen Drama des Sophocles, Inachus, erſchien die Iris in einer ſolchen arcadiſchen Κυνῆ oder Schirmhuth. Der Chor, den ſie angeflogen kommen ſah, rief aus: γυνὴ τίς ἥδε; κυκλὰς Ἀρκαδικῆς κυνῆς (nach Toups treffender Verbeſſerung in der Epist. Crit. p. 42. Lipſ.) d. h. was iſt das für ein Weib? man ſieht nichts als den Umkreiß eines arcadiſchen Huthes an ihr. Dieß alles wiſſen wir aus den Scholien des Ariſtophanes Aves 1203, wo Ariſtophanes den Sophos

phocles paradirend seine Iris auch in einem solchen Huthe angeflogen kommen läßt. Nun heißt aber κύκλος auch bei den Römern Cyclas, ein runder Weiberrock (eigentlich nur die rundherumgehende steife Falbel. S. die Citata von Burmann zu Properz S. 836.) Der äußere Rand hatte also noch eine herabhängende Einfassung, und auf diese, die um den Rand herum einen Gürtel bildete, hatte Menippus den Zodiacus abbilden lassen. Ich vermuthe, daß dieß nicht eigentlich gewebt, sondern im bunten Stroh oder Binsen eingeflochten gewesen sey. Denn um der Leichtigkeit und Wohlfeilheit willen trug man diese Hüthe nicht bloß aus Filz (dieß war das gewöhnlichste Material), sondern auch aus Halmen und Binsen geflochten. Die Laconischen Weiber nannten einen solchen Huth Σαλλα. (laconisch, statt Σολλα) und dieß erklärt Hesychius s. v. πλέγμα καλάθου σμοιον. Diese Körbchen waren häufig auch aus bunten Binsen oder Weiden geflochten, und hatten allerlei Arabeskenzierrathen. S. Vasengemälde. III, 43.

X.

Statisten in der alten Tragödie.

Man weiß, welchen ungeheuern Aufwand, welche Vorbereitungen in der Musik- und Tanzschule, welche Summen zu Gastmälern selbst nach der Vorstellung, die Choragie oder die Ehre im Namen seiner Zunft einen tragischen Chor aufzustellen, in Athen kostete. Für Spiel viel zu viel, sagte jener Spartaner in einer merkwürdigen Stelle beim Plutarch

tarch Sympos. VII, 7. p. 322. Hutt. S. Wolfs Prolegg. zur Leptinea des Demosthenes p. CXIX. und die Prolusion Quatuor aetates rei scenicae apud veteres p. 11. Natürlich suchte man also auch hier Ersparnisse zu machen, wo sichs mit Anstand thun ließ. Dahin gehörte, daß einige unter den Choristen, etwa die hintersten, bloß die Zahl fülten, und übrigens ganz stumm waren, während die andern sangen. Menander hat davon ein sehr artiges Gleichniß (Menandri Reliquiae p. 221. Cler.)

— ὥσπερ τῶν χορῶν
Οὐ πάντες ᾄδουσ', ἀλλ' ἔνιοι δύο τινές·
Ἡ τρεῖς παρεσήμηκεν, πάντων ἔσχατοι
Εἰς τὸν ἀριθμόν.

Die letzten Worte erklären das bekannte Horazische Ep. I, 2. Nos numerus sumus et fruges consumere nati, wo ich am liebsten an solche stumme Statisten, die sich von den Choragen nur füttern ließen, denken möchte. — Wahrscheinlich stellte man da, wo es die Umstände erlaubten, statt der lebendigen Statisten nur angezogene Puppen hin, woraus man wohl auch den Ausdruck κωφὸν πρόσωπον für eine jede stumme Statistenrolle erklären muß, mit Rücksicht auf die Bedeutung des Worts κωφός für hohlköpfig, dumm. S. Valkenaer ad Ammon. II, 14. p. 136. Im Trauerspiel hieß ein solcher Statist δορυφορικὸς, weil man sie am meisten zu Trabanten der Tyrannen brauchte. S. zu Hesychius T. I. c. 1025, 9. Dieß läßt sich fast mit Gewißheit aus einer bis jetzt fast ganz übersehenen Stelle im Νόμος des Hippokrates p. 3. ed. Mackii p. 2, 5. Foes, darthun. Schlechte Aerzte, die nur den

Na-

Namen der Kunſt führen, ohne die Kenntniſſe zu beſitzen ὁμοιοτατοί εἰσι τοῖσι παρεισαγομένοισι προσώποισι ἐν τῇσι τραγῳδίῃσι. Ὡς γὰρ ἐκεῖνοι σχῆμα μὲν καὶ στολὴν καὶ πρόσωπον ὑποκριτὴς ἔχησι, ἔα εἶσι δὲ ὑποκριτὴς, — ſo gäbe es auch viele Aerzte dem Namen nach, aber der That nach ſehr wenige. Hieraus erhellet deutlich, daß man zuweilen große Puppen, Gliedermänner, (mannequins) ganz wie Schauſpieler herausgeputzt und zur Parade hingeſtellt hat. Daher vergleicht Lucian Toxar. c. 9. T. II. p. 516. die Freunde, die in der Noth nicht aushalten, mit ſolchen Parademasken κωφοῖς προσώποις ἐοικότες ἢ ἀψύχοις ἐκμεμιμημένοις τὸ σῶμα καὶ πεχνύσι παμμιγέσι καὶ τὸ σωματῶδες ἀπὸ τοῦ Φειδίου ἔχουσι. Eben darauf beziehe ich auch den Vers des Ariſtophanes Ran. 944. πρόσχημα τῆς τραγῳδίας, γρύζοντας ἀδὲ τυτί. Vielleicht hießen dieſe geputzten Puppen eigentlich προσχήματα, welches ſpäter von allem geſagt wurde, was nur auf Prunk berechnet iſt. S. Weſſeling zu Diodor T. I. p. 119, 83. und zum Herodot p. 384, 87. ingleichen die Erklärer zum Thomas Magiſter S. 758.

III.

III.

Erklärung der Kupfertafeln.

Nicht Weiber, nein, Gorgonen nenn ich sie! so ruft die geängstete Pythia zu Anfang der Eumeniden des Aeschylus, als sie die Furien zuerst im innern Heiligthume des Tempels erblickt hatte. Von der Gorgonengestalt gieng also der tragische Dichter bei der Bildung seiner Furien zuerst aus. Und so ist auch der sogenannte Medusenkopf gleichsam der Keim oder Prototyp, aus welchem wenigstens die Gesichtsmaske in jener theatralischen Furiengestaltung abgeleitet und dargestellt werden muß. Wie nun der Medusenkopf von der scheußlichsten Mißgestalt, die ihn aus der ursprünglichen Gorgonensabel anklebte, durch den Beitritt der verständigern Kunst, die in der Schönheit und Mäßigung ihr Grundgesetz erkennt, nach und nach zu jener ernsten, doch rührenden

den Schönheit entwickelt und gleichsam emporgeläutert wurde, die wir auf einigen noch vorhandenen Marmorn und geschnittenen Steinen erblicken und zu bewundern nie satt werden können: so finden wir auch die ganze Furienfigur, so roh und zurückschreckend sie auch aus den Händen des Aeschylus, des Vaters aller tragischen Schrecknisse hervorgegangen war, nach und nach bei zunehmender Bildung und Verfeinerung des Kunstgeschmacks jener zurückschreckenden Häßlichkeit entbunden, und erst auf den Theatern selbst, wo sie noch immer in den Trauerspielen auftrat, ohne allen Zusaz der frühern Häßlichkeit, prächtig ausgeschmückt, dann auch von bildenden Künstlern bis zur wahren Schönheit erhöht, und nur durch gewisse leisere Andeutungen noch furchtbar.

Es schien daher zweckmäßig, gleich auf der Titelvignette die Geschichte der Medusenmaske sinnlich darzustellen, und dazu drei Abbildungen nach den verschiedenen Behandlungen dieses Gorgonenkopfs in der Antike auszuwählen. Die erste und kleinste Figur ist die getreue Nachbildung einer Münze von der alten Stadt Populna in Etrurien, auf deren Veranlassung Eckhel (in seinen numis anecdotis p. 12.) über diese uralte Vorstellung der Gorgonenmaske ausführlicher gehandelt hat. Die griechischen Städte Neapolis, Abydos, Parium u. s. w. liefern uns bei Pellerin, Sestini u. a. *) dieselbe häßliche Gorgonengestalt, und mag auch die Veranlassung, wodurch

*) Am deutlichsten auf den schönen Pariser Münzpasten der Mionetschen Sammlung n. 447 auf einer Münze von Neapolis, und n. 849 von Parium in Mysien.

durch jene Städte zur Wahl dieſes Schreckenbildes bewogen wurden, geweſen ſeyn, welche ſie wolle: ſo iſt ſo viel deutlich, daß wir in ihm die älteſte Gorgonenmaske erblicken. Der grinzende Spott mit der herausgeſtreckten Zunge, das aufgedunſene, breitgequetſchte Geſicht, die borſtigaufſträubenden, oben emporgeſchlängelten Haare erinnern lebhaft an die fürchterlichen Masken, die neuere Weltumſegler ſelbſt auf den friedlichen Südſeeinſeln gleichfalls als Entzauberungsmittel an den Küſten und neben den Moraïs aufgeſtellt fanden. Dieſe, wie jene, hatten wohl ihren Entſprung in den aufgehangenen Köpfen erſchlagener Feinde. Gerade in ſolcher Geſtalt erſcheinen auch die Gorgonen ſelbſt in dem von mir in der Abhandlung (S. 16) angeführten Vaſengemälde bei Hancarville, jenem merkwürdigen Polychrom, worauf das ganze Abenthener des Perſeus mit der Meduſa abgebildet iſt. — Die zweite Figur dieſer Münze gegenüber ſtellt uns einen Meduſenkopf aus Glasmaſſe vor, der als eine Zimmerverzierung irgendwo eingeſetzt geweſen iſt. *) Hier iſt an keine ver-

*) Caylus, aus deſſen Recueil d'Antiquités T. III. pl. 81. das Bild genommen iſt, bekam das Original aus Rom zugeſchickt. Die Figur iſt in Relief wahrſcheinlich mit dem Rädchen (touret) nach der Steinſchneiderweiſe gearbeitet. Denn man bediente ſich des dick gegoſſenen Glaſes in großen Maſſen zur Verzierung der Zimmerwände, wie wir uns derſ Glasſpiegel und Trumeaus bedienen, und man gravirte Reliefs in die breiten Glastafeln. S. Caylus in den Memoires de l'Acad. des B. Lettr. T. XXIII. p. 362. ff.

verzerrte Fratze mehr zu denken. Denn wie könnte dieß im edeln, reinen Geschmack des Alterthums zur schmückenden Zierath dienen? Aber ein Hauptcharakter, das breitgedrückte, gedunsene ist doch geblieben, und eben dadurch steht diese Figur zwischen der ursprünglichen Häßlichkeit des eigentlichen Gorgoneukopfs und dem vollendeten Ideal des schönen Medusenhauptes mitten inne. Als Musterform des letztern ist hier die Maske gewählt worden, welche sich auf dem prächtig gearbeiteten Brustharnisch einer berühmten Büste des Kaisers Adrian im Capitolinischen Museum befindet. Man hätte eben so gut die berühmte Rondinin'sche Meduse aus Guattani wählen können.*) Allein Hr Prof. Meyer hatte die Güte, dem Zeichner und Kupferstecher Hrn Müller einen trefflichen Abguß in Stuce von der Maske auf dem Brustharnisch mitzutheilen, und da sie meines Wissens einzeln noch gar nicht abgebildet, sondern nur mit der ganzen Büste von Bottari im Capitolinischen Museum eben nicht zu ihrem Vortheil vorgestellt worden ist:**) so glaubte ich, daß den Liebhabern gerade diese Abbildung um der Neuheit willen hier die willkommenste seyn würde. Freilich mußte auch durch die verständigste Copie im flachen Kupferstich unsäglich viel von der Schönheit des Originals verloren gehn. Doch wird auch noch in diesem Schatten von einem Schatten der aufmerksamere Beobachs

*) In dessen Monumenti antichi inediti per l'anno 1788. Aprile tab. II sie abgebildet steht. Guattani spricht p. XXXV mit grosser Begeisterung davon.

**) Im Museum Capitolinum T. II. tav. 33.

achter die sichere Andeutung jener ernsten Schönheit nicht verkennen, die den eigenthümlichen Charakter des hohen und großen Stils der griechischen Kunst ausmacht, und selbst schon bei den spätern Griechen und Römern dem herrschenden Bestreben nach Zierlichkeit und Grazie fast ganz aufgeopfert wurde. Man darf annehmen, daß auf einer der vollendetsten Büsten aus dem Zeitalter Adrians, des geschmackvollesten aller römischen Imperatoren, gerade in diesem Ornament des Brustharnisches dem Bildhauern ein Muster des alten hohen Stils vorschwebte, und daß wir es also mit einem Kunstwerke zu thun haben, dessen Grundzüge einer weit frühern Epoche der Kunst zugehören. Hier ist keine Spur mehr von der breiten Unförmlichkeit des frühern Medusenkopfes. Nur die melancholische Trauer, die uns auch aus den berühmten Profilen der Strozzischen und Ottobonischen Medusa *) so rührend anspricht, und beim längern

 gern

*) Beide konnten hier darum nicht gewählt werden, weil es um eine Vorstellung im vollen Gesicht zu thun war. Man sollte die Strozzische Medusa im Kabinet zu Florenz (Gori Mus. Florent. T. II. tab. 7.) nach ihrem Muster die Salomische, und die Ottobonische, die nun im Besitz des Lords Carlisle in England ist, die Sosibeische nennen, wie schon Strosch in seinen Pierres gravées pl. 63. 65 gethan hat. Beide sind als Musterformen für zwei zahlreiche Familien geschnittener Steine, deren Verzeichniß bei Tassie noch um ein großes vermehrt werden könnte, anzusehn. Die zwei berühmtesten Nachahmungen der Sosibeischen sind im Wiener Cabinet bei Eckhel pl. 31 und im Petersburger, im Cabinet du Duc d' Orleans T. I. pl. 95.

gern Anschauen in jene süße Schwermuth versenkt, in welcher wir wirklich etwas von der hinstarrenden Entseelung empfinden, die einst die Medusa über alle ihre Beschauer ausgegossen haben soll, ist auch dieser Maske ganz unverkennbar eingedrückt. Wie viel ließe sich nicht über diese lieblich erhabene Kunstdichtung, über dieß Zauberhaupt der Medusa, auch zur Belehrung und Beherzigung der neuen Künstler, die eher in umgekehrter Ordnung das Hohe und Schöne zum lächerlichen oder ärgerlichen Zerrbilde herabzuziehn bemüht sind, jetzt noch anführen,*) wenn dieß die schicklichste Gelegenheit dazu wäre. Hier kann ich nur noch die Nachricht mittheilen, die ich der Güte meines Freundes, des Hrn. Prof. Meyer über die drei vorzüglichsten Marmorbilder dieser Gattung in Rom verdanke.

„Medusenköpfe, in Marmor gearbeitet, sind mir in Rom drei als vorzügliche Werke der alten Kunst bekannt geworden. Der erste ziert den Brustharnisch einer außerordentlich schönen Büste des Hadrian im Capitolinischen Museum, man bemerkt nichts Scheußliches oder Erschreckendes darin, und der Künstler, dem Gesetz der Schönheit treu, glaubte ohne Zweifel dadurch, daß er seine Medusa als Maske dargestellt, schon hinlänglich für die Bedeutung gethan zu haben. Die berühmte Rondininische Medusa ist ebenfalls in Form einer Maske gebildet über Lebensgröße und ungemein fleißig ausgeführt. Die Formen sind von einem

*) Sehr lehrreich für das Studium des verschiedenen Stils in der Behandlung dieses Gegenstandes ist die Betrachtung der 30sten Kupfertafel in Tassies Catalogue.

nem großen Charakter und im Ausdruck liegt etwas Wildes und Schreckliches; der geöffnete Mund läßt die Zähne sehen, um zu hauchen. Die Meduse im Pallast Lanti unterscheidet sich von der Capitolinischen und der im Pallast Rondinini dadurch, daß sie keine Maske sondern ein ganzes Haupt ist, und geschlossene Augen hat. Ein wunderbar gemischtes Ideal von Anmuth und Schreckniß, von lieblicher Form und wildem Charakter. Die garstige moderne Nase und der übel restaurirte Mund schwächen die gute Wirkung, welche das Werk ursprünglich gethan haben muß."

Auf der ersten colorirten Kupfertafel ist ein Versuch gemacht worden, die Figur der Furien, wie sie Aeschylus wirklich in seinen Eumeniden aufs Theatet brachte, bildlich darzustellen. Hr. Prof. Meyer hat die Güte gehabt, die Figur nach meinen Angaben zu entwerfen und auszumahlen. Die Belege hierzu befinden sich im ersten Theil der vorstehenden Abhandlung, so weit sich die Spuren in einer noch sehr wenig aufgehellten Region des Alterthums verfolgen ließen, zusammengestellt.*) Der Schauspieler und Tänzer, welchem der tragische Dichter die Rolle einer Erinnys zugetheilt hatte, mußte sein Haupt in eine Gorgonenmaske stecken, deren charakteristische Kennzeichen ein struppichtes, schlangenartig auseinander sträubendes Haupthaar, die grinzende Oeffnung des Mundes, die weit heraushängende Zunge und Augenöffnungen, aus welchen Blut hervorquillt, gewesen seyn mögen. Daß eine solche Maske aus Fellen oder zusammengeleimter Leinewand leicht bereitet, schwarz-

*) Man sehe die Resultate oben S. 32.

schwarzbraun übermahlt, mit fletschenden Zähnen und einem heraushängenden, durch einen Anstoß von innen leicht beweglichen Lappen, der in Form einer Zunge geschnitten war, füglich versehn werden konnte, leidet eben so wenig einen Zweifel, als daß, da bekanntlich die alten Masken den ganzen Kopf von vorn und hinten bedeckten, durch struppichte Büschel rings herum aufgeleimter Haarbüschel die fantastischen Gestalten des Gorgonenhauptes für die Entfernung, aus welcher eine solche Figur auf einer Bühne erschien, die in ihrem Umfang mehrere tausend Zuschauer faßte, sich bis zu einem gewissen Grad von Täuschung nachahmen ließen. Durch die auf beiden Seiten weit auseinanderhängenden Haare erhält die ganze finstre Gesichtsgestaltung jene breitgedrückte Form, die bei einer Maske, die den ganzen Kopf des Schauspielers umschließen sollte, nicht ohne wesentliche Unbequemlichkeit einen so breiten Umfang erhalten haben würde. Zwei gelbgrüne Nattern dienen als Kopf- und Haarbinde, ein Schmuck, der schon auf den uralten Gorgonenmasken in Münzen (wie die auf der Titelvignette) nicht vermißt wurde. Die Schleifen dieses Bandes knüpften auch schon hier höchstwahrscheinlich zwei Natternköpfe, die man nach einer von den Mysterien des Bacchus entlehnten Sitte über beide Schläfe hervorgehn ließ. Die Schattirungen von braun und schwarz unterschied das Alterthum dann am wenigsten, wenn von Gegenständen aus dem dunkeln Orcus die Rede war. Man darf daher annehmen, daß der Ueberzug von Leder oder Leinewand, welcher die unbedeckten Theile des Körpers als schwarz bezeichnete, nicht gerade so schwarz wie Kohle oder die Rabenfittige der Mutter Nacht gewesen seyn dürfen. Auch hätte dann das schwarze Gewand, womit die übri-

gen

gen Theile des Körpers verhüllt waren, bei weitem nicht den sinnlichen und mahlerischen Eindruck machen können, der wenigstens zum Theil durch eine verschiedene Nüancirung des Dunkeln möglich war. Hierdurch sah sich Hr. Meyer bewogen, die Hauptfarbe der Furien überall nur schwarzbraun anzugeben, und gerade dadurch wird, wie mich dünkt, der Eindruck des Ganzen nur desto grausender und unangenehmer. Da Aeschylus ausdrücklich seinen Erinnyen eine Aehnlichkeit mit den Harpyen beilegt, so ist diese hier theils durch die widrige Magerkeit und gestreckte Länge des hagern Körpers überhaupt, theils durch die krallenartig eingebogenen Finger an der verlängerten Hand ausgedrückt worden. Zum Kostum der Aeschyleischen Furie gehört ferner ein einziges schwarzes Gewand, eine Tunika in Schnitt und Form der altdorischen Tracht. Lang und eng schließt sie sich an den Körper. Denn das üppige, faltenreichere, ionische Gewand widerspräche in dieser Figur durchaus den Begriffen des Alterthums. Das enge Gewand war auch den Griechen, wie der Sack des büßenden Orientalers, ein Zeichen der strengen Lebensart, der Abhärtung, der Trauer. Mit einem breiten rothen Gürtel gürtete auch Menippus sein Furiengewand und die ehrfcheuen Lucanischen Jungfrauen, die der Geschichtschreiber Timäus in Furientracht einhertreten läßt, bedienten sich gleichfalls desselben. Suidas nennt ihn einen persischen Gürtel, und dies berechtigt uns, auch an diesem Gürtel herabhängende Troddeln und Franzen von Leder, Wolle u. s. w. anzunehmen, der aber hier natürlich die Gestalt von gekräuselten Schlangen und Natterngezücht erhielt, und uns die Stellen spätrer Dichter daraus zu erklären, wo sich Tisiphone, oder Alekto, nachdem sie im höllischen Tha-

las

lanus ihren Putz geordnet, um das Ganze zu vollen den noch eine oder mehrere Schlangen um ihre Hüften gürten. Orpheus nennt in einer mystischen Hymne die Furien Thierumkleidet. Dieß würde sich am füglichsten von einer im Alterthum sehr gewöhnlichen Einfassung von schwarzen Schaafsellen, die um den Leibrock herumlief, einer Katonake, wie sie der Athenienser nannte, erklären lassen. Diese Besetzung, welche eigentlich nur zu einer Nothhülfe beim Mangel des gewöhnlichen Gewebes diente,*) kommt unserm Furienkostum ungemein zu statten, und durfte daher hier am allerwenigsten vergessen werden. Rothe kretensische Jägerschuhe geben die Alten ausdrücklich den eragischen Furien, und als gewandte, ihrer Beute nie verfehlende Springerinnen, als Jägerinnen, die den Mörder stets auf seiner blutigen Fährte verfolgen, und in gewaltiger Hetze nachkeuchend ihn sicher ergreifen, umschlingen und aussaugen, führt sie auch Aeschylus an vielen Stellen seines grausenden Trauerspiels ein. Die Furchtbaren bedürfen keiner kunstreichern Beflügelung. Auf ihren Schwungs

*) Jede Tunika, jedes Gewand wurde als ein für sich bestehendes Ganze gleich fertig gewebt. Einige Schnallen hielten es zusammen. An Schneiden und Zusammennähen war wenig zu denken. Wo nun der äußerst dürftige von stehenden Weberinnen umschrittene Webestuhl das Gewand nicht lang genug zu fertigen vermochte, da mußte man mit angesetzten Besetzungen von Fellen u. s. w. nachhelfen. So lehrt die Noth Falbeln und Borduren machen, die dann der Reichthum in Purpur färbte, und wohl gar mit kunstreichen Rändern umzingelte, wie wir sie auf der zweiten Tafel erblicken.

Schwungsolen durchschneiden sie mit Götterschnelle, unermeßliche Räume über Land und Meer. Im schnellbrausenden Ansprung erblicken wir auch unsere Furie, und erinnern uns dabei noch einmal an die Schreckensworte in unserm Aeschylus (V. 357)

Furchtbar aus den Höhen stürmend
Tret ich mit des Fußes Losen
Nieder, dem enteilenden Verbrecher
Sturz bereitend, namenlose Quaal!

Endlich schwingt sie statt jener Drachen- und Fackelbewaffnung der übrigen Tragiker nur einen langen eschenen Stecken oder Stab und vergegenwärtigt uns durch diese strafende Geberde nicht nur jenes Bildwerk auf dem Kasten des Kypselos, wo die rächende Dike sich des Steckens zur Züchtigung der Adikia oder der Bosheit bedient, sondern erscheint uns auch schon durch diese symbolische Handlung in jenem gewaltigen Zuchteifer, der spätere Dichter veranlaßte, sie gar zu wirklichen Henkerinnen in der Unterwelt umzuschaffen. In diesem Aufzug ließ Aeschylus die zürnenden Gestalten der Erinnyen erscheinen. Man denke sich fünfzig dergleichen Unholdinnen einen Kettentanz um den geängsteten Muttermörder knüpfend mit den erschütternden Drohungen, die ihnen Aeschylus während dieses Reigen in den Mund legte, und man wird wenigstens durch eine leise Anwandlung des Schreckens sich berührt fühlen, der einst das ganze athenische Volk bei der ersten Aufführung dieses Stücks ergriffen haben soll.

Doch

Doch nicht immer betraten so gestaltete Erinnyen die Bühne des athenischen Theaters. Nach dem Zeitalter des Pericles und Phidias mußten auch hierüber andere Vorstellungsarten in Umlauf kommen. Der verfeinerte Geschmack verwarf die gräßlichen Verbildungen selbst auf der tragischen Szene. Zum Glück haben uns die Zeichnungen auf alten griechischen Vasen, denen wir so viele köstliche Ueberreste aus der blühendsten Periode der griechischen Kunst verdanken, auch noch die ganze Szenerey der Eumeniden, oder wenigstens eines sehr verwandten Stücks aufbewahrt. Da ist die Furie mit allem Prunke des tragischen Costums, ohne alle Vermischung körperlicher Häßlichkeit, herrlich aufgeschmückt. Durch Schlangen und Fackeln, ihre unzertrennlichen Begleiter, auch dem ungeübtern Auge erkennbar, zeigt sie ihre Schrecknisse mehr durch die Handlung, als durch körperliche Mißgestalt. Nach einem solchen, bis jetzt noch nicht bekannt gemachten Vasengemälde *) hat Hr. Prof. Meyer die schöne Furie — oder sollten wir sie nicht gleich mit dem ihr nun allein gebührenden Namen Eumenide nennen! — auf der zweiten colorirten Kupfertafel entworfen. Sie gleicht in allem der Originalzeichnung, die ich der Güte meines Freundes, des Bürgers Millin in Paris verdanke. Nur die Fackel in der linken Hand ist hier hinzugesagt worden, da sich mit Recht vermuthen läßt, daß der griechische Künstler nur durch die Kleinheit des Raums beschränkt sie dort weggelassen habe. Das Vasengemälde

*) In der schönen Sammlung des Bürgers Paroit in Paris. Siehe oben S. 90. ff.

mälde selbst konnte hier in Absicht auf die Farbe nicht zum Muster dienen, da ich der Gefälligkeit des B. Millin nur den farbenlosen Umriß verdanke. Allein theils kamen uns hierbei Bonarotas Angaben auf einer Kupfertafel zu Demster's Etruria (Taf. LXXXVI.) zu Hülfe, wo er mit einer lobenswürdigen Genauigkeit auch die Farben angegeben hat, die auf dem colorirten Relief in Terra Cotta, den Brudermord des Polonites und Eteocles vorstellend, *) auch bei der Darstellung der dabei angebrachten Furie gebraucht sind; theils ließen sich aus unbezweifelten Angaben alter Schriftsteller über die Pracht der alten Theaterkleidung auch für die Färbung unserer Gewänder allerlei nützliche Folgerungen ziehn. Auch so war die Aufgabe, diese Figur ganz im Geiste des Alterthums zu coloriren, noch immer mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft. Doch der durch Beschauung und Nachbildung der noch erhaltenen Ueberreste alter Gemälde in Rom und Neapel vielfach geübte Kunstsinn des Meisters, der hierbei nicht bloß die Zeichnung sondern auch die Coloritung zu übernehmen die Gefälligkeit hatte,**) bürgt jedem Alterthumsliebhaber vor die Aechtheit der hier gewählten Farbengebung. Liebhaber wissen, wie sehr man neuerlich in Paris, seit Talma die schöne Demoiselle Lange zum erstenmal antik

*) Siehe oben S. 92.

**) Weimar besitzt in seinem reichsten Kunstempel eine Kopie der Aldrobandinischen Hochzeit, die Hr. Prof. Meyer noch im Jahre 1797 in Rom mit der ihm eigenen Genauigkeit kopirte. Man wird nicht satt, sich an diesem lieblichen Kunstwerke zu ergetzen.

antik costumirte, sichs angelegen seyn ließ, und wie viel mühsame Untersuchungen und Unkosten man darauf verwandte, um die Theaterkleidungen so viel als möglich auf die wahre Antike zurückzuführen. Glucks Iphigenie in Tauris bedarf auch des Furienkostums. Allein nach den Proben zu urtheilen, die uns ein neues prächtiges Kupferwerk darüber vorlegt,*) möchte doch die strenge, durch keinen Flitter bestochene Critik noch manches gegen diese Novantiken einzuwenden finden. Kenner mögen urtheilen, ob sich dieser Versuch dem Alterthum mehr nähert. Denn nur von Annäherung kann hier überhaupt die Rede seyn. Ich darf wenigstens ohne alle Anmaßung versichern, daß man schon große Uebung und Erfahrung in diesem Fache haben muß, um nur erst die Schwierigkeiten zu fühlen, die sich Versuchen dieser Art stets entgegen stellen werden. Einige Bemerkungen über die vorliegende Figur dürften vielleicht auch hier noch eine schickliche Stelle finden. Das ganze Obergewand mit dem weit vorgehenden Ermeln ist im reichsten Geschmack der alten Theatergarderobe, und heißt mit seinem eigentlichen Namen bei den Griechen eine Χυστις.**) Die gemeine Χυστις war nur von

*) Die ältern wohlbekannten Costumes du theatre Français sind seit zwei Jahren fortgesetzt oder wieder aufgefrischt worden. Viele Tafeln davon sind wirklich neu. An Farbenpracht hat man es dabei keineswegs fehlen lassen.

**) Die alten Grammatiker sagen, es sey ein tragisches Gewand, wissen sich aber selbst nicht recht herauszufinden. Siehe bei Ruhnkenius zu Tim. Gloss. p. 188. Die Sa-

von Purpur, aber schon dadurch außerordentlich kostbar. Hier sind indeß noch eine Menge Verbrämungen, Besetzungen und Streifen dazu gekommen, wodurch die Kostbarkeit dieses theatralischen Prunkgewandes noch um ein beträchtliches vermehrt werden mußte. Besonders merkwürdig sind die farbigen, zierlich ausgezackten Streifen um die Ermel herum, eine Art von Putz, worauf die Alten wahrscheinlich durch den häufigen Gebrauch der Arm- und Handspangen bei Männern und Weibern geleitet wurden, und die goldenen Muschen, womit das ganze Kleid besäet ist, welches man daher in der Putzsprache des Alterthums ein goldbestreutes nennen kann.

Sache war kurz so. Die Choragen, welche ihren größten Aufwand im Ausschmücken der Chortänzer (πολυτελεῖς τὰς χορούς nennt es Aristoteles, s. Twining Notes p. 300.) zu machen pflegten, putzten diese vorzüglich in gestickten Purpurrocken heraus. Dieß sind die ἐμπεπαισμένοι χιτῶνες, die Plutarch in der merkwürdigen Stelle vom Luxus der Athener im Theateraufwand vorzüglich mit anführt de gloria Athen. T. IX. p. 93. Hutt. Die Exomis war immer nur ein kurzes Obergewand (ἐπενδύμα nennt es Pollux IV, 116.). Es ist die irrige der Römer, die durch die Etrusce eben diese Exomis kennen lernten. Nun nannte man aber auch wohl das lange Untergewand, welches in den gewöhnlichen Choren die Choristen trugen (in den Eumeniden konnte dieß später eine Ausnahme leiden, da man sie als kurzgeschürzte Jägerinnen zu kleiden anfieng) von dem vorzüglichern Oberkleid zugleich mit Exomis. Ich habe diese Stelle noch nirgends richtig erklärt gefunden. Durch dieß Lied wird man sich die deutlichste Vorstellung davon machen können.

kann.*) Das bis auf die Knie geschürzte grüne Untergewand**) und die geschnurten Kothurnen bezeichnen den Begriff der leichtfüßigen Jägerinnen, ohne doch den gewaltsamen Sprung der Aeschyleischen Furie nachzubilden. Der gelbe Kothurn ist über eine purpurne Unterlage geschnürt und hat, was allerdings auf alten Denkmälern eine Seltenheit ist, eine vorn übergebogene Spitze. Dieß kann zugleich zu einem neuen Beweis von immer wiederkehrendem Zirkel der Mode dienen. Denn wer hat nicht von den berühmten Schnabelschuhen (becs de cane) im eilften und den folgenden Jahrhunderten gelesen, die viele Jahrhunderte hindurch das Aergerniß aller 'commen' Seelen und selbst ein Gegenstand des Verbots eifernder Kirchenversammlungen wurden?***) Am interessantesten würde übrigens der Anblick der reichen Composition jenes ganzen Vasengemäldes gewesen seyn, wovon diese

*) Das griechische Kunstwort für die Sache heißt χρυσίσκος. Χρυσίσκαι ἐνδύσεις kommen in einem Fragment des Eupolis beim Pollux vor VI, 10.

**) Diese grünen theatralischen Gewänder hießen mit dem Kunstausdruck βατραχίδες Pollux VII, 55.

***) Die Juno Sospita zu Lanuvium hatte calceolos repandos, wie Cicero sagt de Nat. Deor. I, 29. und so erscheint sie auch noch auf alten Denkmälern. Die Statue im Museo Pio — Clement. T. II, tab. 21. ist darnach restaurirt. Bekannt sind die poulaines oder geschnäbelten Schuhe aus dem Mittelalter, deren Geschichte Beckmann Vorrath kleiner Anmerkungen über allerley Gegenstände S. 47. ff. geschrieben hat.

diese Figur der neuern theatralischen Furie nur ein kleiner Theil ist.*) Denn erst durch seine Betrachtung würde man die bedeutungsvolle Beziehung dieser Figur auf die ganze Handlung begreifen und würdigen können. Es ist ein wunderbarer Zauber in der Composition dieses Gemäldes, und so geschmückt und schön auch das Aeußere dieser Furiengestalt ist, so schauerlich fühlt man sich doch von der Gewalt der Ehrwürdigen ergriffen, der nur Apollos eigenes Dazwischentreten den Weg zu ihrem geweihten Schlachtopfer, dem Orest, versperren kann.

Um nun aber den Leser dieser Blätter, wenn es ihnen an Zeit oder Gelegenheit fehlen sollte, die von mir angeführten, zum Theil sehr seltenen Kupferwerke nachzuschlagen, wenigstens ein ganzes Gemälde der Art vor die Augen zu bringen, und daran zu zeigen, was eigentlich unter dem milderuden Kunstsymbolismus in der Behandlung dieses furchtbaren Gegenstandes zu verstehen sey, ist diesen zwei Kupfertafeln eine dritte mit den Umrissen eines alten Vasengemäldes beigefügt worden, das auch, abgesehn von dem Zweck, zu welchem es hier aufgestellt wird, dadurch merkwürdig ist, daß es ohnstreitig zu den einfachsten und schönsten Compositionen gehört, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben sind. Hr. Director Tischbein in Göttingen hat die Güte gehabt, mir von der Kupfertafel, die für die

*) Es würde voreilig und unbescheiden gewesen seyn, meinem Pariser Freunde in der Bekanntmachung der ganzen Zeichnung vorzugreifen, die er für ein eignes antiquarisches Werk aufgespart hat.

die zweite Hamiltonische Vasensammlung in Neapel gestochen wurde, die nöthigen Abdrucke zu erlauben.*) Ich beziehe mich in Absicht auf die Erklärung des Gemäldes auf das, was ich oben darüber erinnert habe, dem ich jetzt nur noch die Bemerkung beifüge, daß der Ritter von Italinski in seinen scharfsinnigen Erläuterungen dieser Vasen die Vorstellung aus einem Fragment des Pherecydes**) zu erläutern sucht, nach welcher Orest während seiner Verbannung in Arcadien sich in das Heiligthum der Diana geflüchtet, und als Hulfesuchender auf dem Altar der Göttin gesessen habe, dort aber von den Furien, die ihn zu tödten suchten, schrecklich beunruhigt worden sey. Am sichersten dürfte man wohl dann gehn, wenn man die ganze Vorstellung nicht eben auf eine völlig bestimmte Szene in den Leiden des Orest bezöge, sondern nur überhaupt den auf der Bühne von Furien gequälten Orest (ice-

*) Die Vase, worauf das Gemälde selbst sich befand, ist mit allen übrigen der unschätzbaren Sammlung des Ritters Hamilton in dem Schiffe untergegangen, daß diese Kunstschätze aus dem bedrohten Neapel nach England bringen sollte. Welches Verdienst hat sich der würdige Tischbein dadurch erwerben, daß er uns wenigstens den Schattenriß dieser nun auf immer verlornen Kunstwerke in der vier Bände starken Collection of Engravings of ancient Vases zu erhalten suchte! Das hier mitgetheilte Kupfer befindet sich in jener Sammlung, deren Anschaffung durch Hr. Tischbeins Anwesenheit in Deutschland jetzt so sehr erleichtert wird, Tom. III. tab. 32.

**) In den griechischen Scholien zu Euripides Orest V. 1645.

(scenis agitatum Oresten Virg. 4, 471) darin erblickte, eine Situation, die in der Bilderbibel des mythischen Alterthums dem Künstler, wie dem Moralisten einen ungemein reichen, und darum sehr willkommnen Stoff darbot. So wie hier die Erinnyen gebildet sind, hat sie die besänftigende, dem unwandelbaren Gesetze der Schönheit stets huldigende Kunst der Griechen mit geringen Veränderungen stets gebildet, behende Jägerinnen, in Kothurnen, mit der aufgeschürzten Tunika, nicht durch die Häßlichkeit der Form, sondern durch die Wirkung grausend. Und diese ist in der ganzen Stellung des flüchtenden, vom Graus und Entsetzen ergriffenen Orest so sprechend ausgedrückt, daß auch der sprachfreudigste Cicerone seinen Wortstrom dadurch auf einmal gehemmt fühlen müßte. Der Moment seines athemlosen Hinstürzens auf den Altar ist sehr dichterisch durch das Abfallen des laconischen Reisehuthes (pileus) ausgedrückt. So vergiebt der verständige Kunsteuphemismus der furchtbaren Allgewalt seiner Strafgöttinnen nichts durch die ihnen geliehene Schönheit. Er mahlte Eumeniden, und sie sind Erinnyen!

Jena,

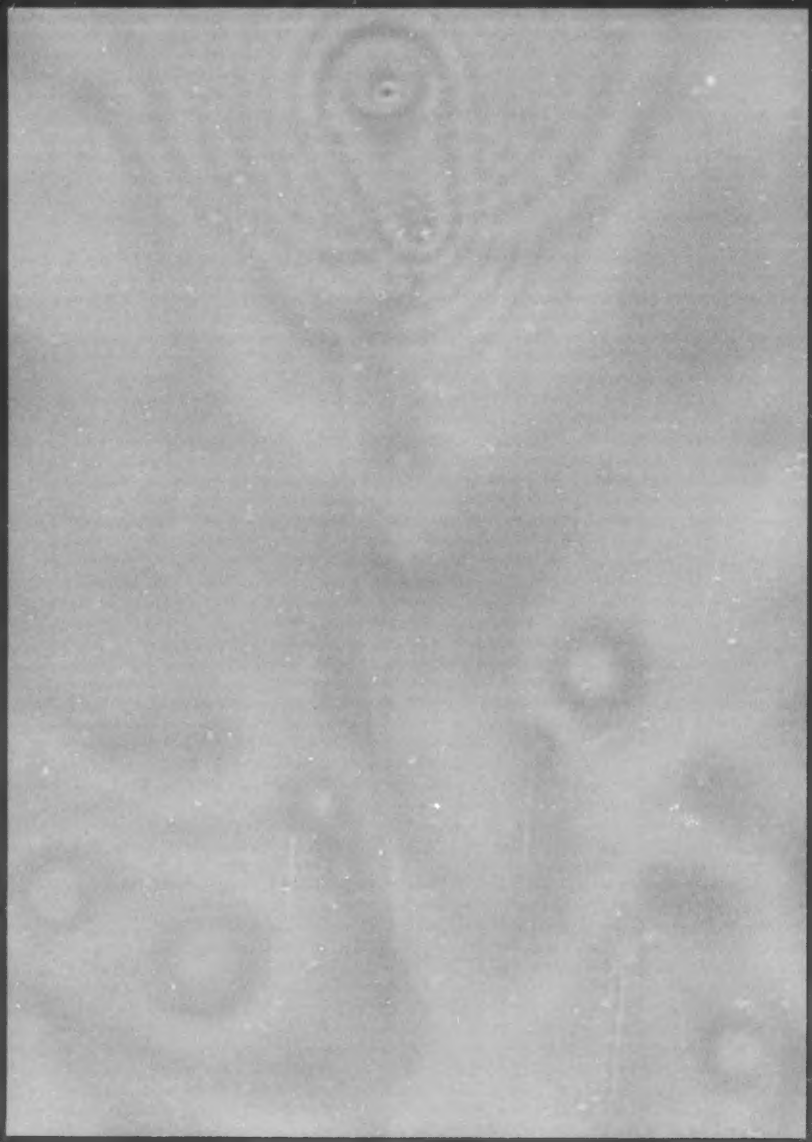
gedruckt bei Johann Michael Mauke.

Man bittet folgende Druckfehler zu verbessern:

S.	3	Note am anq. sagt O — am anq. O. sagt
"	7	l. 10 für sein Tr. — für seine Tr.
"	10	Note l. 18 πλαστικος — πλαστικος.
"	13	l. 2 v. unt. Cheryphoren — Choephoren
"	14	Note l. 3. im Zeitalteren — Zeitalter.
"	"	Text l. 3 bekannte — bekannten.
"	23	Note l. 4 Schalern — Scholien.
"	"	Text l. 2 beschwiegt — beschwinget.
"	35	Note l. 6 ad Amitel. — ed. Amitel.
"	38	Note l. 9 das — dem.
"	40	l. 7. Sprungen — Springen.
"	41	Note l. 12 Schulen — Schuhen.
"	42	l. 17 Knotenseben — Knotenflecken.
"	51	l. 8 Timanthus — Timarchus.
"	61	Note l. 6 v. unt. etymologischen — etymologisch
"	67	l. 16 keinen — keinem.
"	70	Note l. 17 in gebrannter) Erde. S. Belleri — in gebrannter Erde. (S. Belleri.
"	96	l. 4 the hits — they hits
"	"	l. 5 flash in their eyer — flash in their eyes.
"	"	l. 16 the point — they point.
"	105	l. 2 von unten herauf ὀξ. Ερινυς.
"	114	Z. 10 ließ κρωσσον.
"	117	Z. 31 l. verserbene.
"	126	Z. 24 l. Κωφος.

Tab. I

Tab II



SABINA

ODER

MORGENSCENEN

IM PUTZZIMMER

EINER REICHEN RÖMERIN.

EIN BEYTRAG

zur richtigen Beurtheilung des Privatlebens der Römer und zum bessern Verständniss der römischen Schriftsteller.

VON

C. A. BÖTTIGER.

Mit 15 Kupfern.

LEIPZIG, BEY G. J. GÖSCHEN. 1806.

Vorrede.

Einige Abschnitte aus diesen antiquarischen Morgenscenen wurden schon vor mehrern Jahren in eine Zeitschrift eingerückt, die der Geschichte des Luxus älterer und neuerer Zeiten gewidmet ist. Der Zweck jenes Journals gestattete keine tiefer eingehenden Untersuchungen, sondern nur die einfachen Resultate derselben aufzustellen. Sie erscheinen hier ganz umgearbeitet und in den Anmerkungen, die

jedem Abschnitte beygefügt sind, durch nöthige Beweise unterstützt. Mehr als die Hälfte dieser Aufsätze ist ganz neu und vorher noch nie gedruckt gewesen. Durch das, was hier neu hinzugekommen ist, erhält erst alles den nöthigen Zusammenhang und eine gewisse Rundung zu einem Ganzen, das man nun auch als ein Bruchstück aus dem Leben einer reichen Römerin unter der Regierung des Kaisers Domitian, also zu Ende des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung betrachten, und daraus die ungemessene Verschwendung und Prachtliebe eines ausgearteten Zeitalters, das in der Weltgeschichte nur Einmal so angetroffen und sich zur Ehre und Beruhigung der Menschheit wohl nie wiederholen wird, beurtheilen kann.

Wenn sich der Verfasser dieser Scenen aufser den jüngern Alterthumsliebhabern, für welche er diese Lectüre zunächst bestimmte, *) und um welcher willen er auch in den Anmerkungen die Beweise strenger führen zu müssen glaubte, auch andere gebildete Leser und unter diesen selbst Frauen zu denken wagte: so konnte ihm dabey doch nie der frivole Gedanke vorschweben, ein antikes Mo-

*) Wer sie als eine Fortsetzung von Meierotto's zu seiner Zeit sehr brauchbaren Schrift über Sitten und Privatleben der Römer zu verschiedenen Zeiten der Republik ansehen wollte, würde vielleicht auch die Ursache finden, warum sie selbst in den Lesebibliotheken unserer Schulen eine Stelle erhalten könnte. Zu diesem Gebrauch ist auch ein doppeltes Register beygefügt worden.

denjournal auf den Putztisch einer modernen Laidion oder seynwollenden Neu-Griechin zu legen. Ein solcher Versuch würde in der That noch heute den Spott jenes Diogenes von Sinope verdienen, der sich über die Philologen seiner Zeit oft lustig zu machen pflegte, weil sie die Unfälle des Ulysses durchbuchstabirten, und oft von ihren eigenen geplagt, oder wohl gar von Haus und Hof gejagt würden. Nicht ganz gleichgültig aber würde er gegen das Lob seyn, dafs man nach Durchlesung dieser Scenen manche Anspielung in den Werken unserer geistreichsten und beliebtesten Schriftsteller, die unsre neue Zeit gern durch eine Parallele mit der alten zu strafen oder zu trösten suchen, besser verstanden und sich überhaupt dadurch einen richtigern

und tiefern Blick in das innerste Privatleben oder hinter die *Postscenia* eines Volkes verschafft habe, dessen öffentliche Tugenden und Laster wir immer noch mehr, als wir sollten, nur nach seinen Verhältnissen zur allgemeinen Völker- und Weltgeschichte zu messen gewohnt sind.

Auf jeden Fall war es das redliche Bestreben des Verfassers, weder ein leeres Phantasiegespinnste abzuwickeln und etwa einen Beytrag zu den Reisen des Antenor und Pythagoras, oder zu den Leben der griechischen Buhlerinnen zu liefern, wie sie mit üppigem Wuchs an den Ufern der Seine gedeihen; noch aus bekannten, der Scheidung und Abklärung nur allzubedürftigen Quellen eine alte Compilation unter einem neuen Aus-

hängeschild zu liefern. Er darf vielmehr ohne alle Anmaſsung versichern, daſs man es mancher Anmerkung von wenigen Zeilen kaum ansehn wird, wie viel muhsame, oft fruchtlose Forschungen vorausgehen muſsten, um diese oder jene Kleinigkeit — wiewohl es für den aufrichtigen Forscher nirgends eine Kleinigkeit giebt — aufs Reine zu bringen. Als Beyspiele der Art dürfen hier nur die Bemerkungen über das warme Getränke und die Kranzliebhaberey der Alten, über die wahre Drapirung ihrer Gewänder, über die Favoritschlange der römischen Damen, über ihre Lectüre u. s. w. angeführt werden. Selbst die zur Erläuterung beygefügten Umrisse nach Antiken werden dem Leser manches deutlicher versinnlichen. Die auf der IIIten und IVten

Kupfertafel abgebildeten Geräthschaften, die sich jetzt im Besitz des grofsen Kenners der Alterthümer, des Barons von Schellersheim in Florenz befinden, sind vorher noch nie dem Publikum mitgetheilt worden. Ohne Abbildungen davon zu geben, hatte Visconti blofs eine allgemeine Nachricht davon bekannt gemacht.

Eine Hauptidee läuft fast durch alle Abschnitte dieser Morgenscenen. Die zahllose Menge von Sclaven und Sclavinnen, womit sich der reiche Übermuth des so genannten classischen Alterthums umringte, und durch welche er jede, auch noch so ungereimte oder empörende Laune seiner stumpfen Übersättigung zu befriedigen wufste, gewährte in jenen Zeiten, wo die gepriesenste Humanität

mit der verworfensten Sclaverey Schritt halten durfte, der raffinirenden Sinnlichkeit Bequemlichkeiten und Befriedigungen, wohin die Moderuen mit allen ihren mechanischen Künsteleyen und noch so sinnreichen Patent-Artikeln nie gelangen werden. Wer wollte aber das Alterthum um einen Vortheil beneiden, den ein Drittel des Menschengeschlechts nur durch blutige Schwielen und Sclavenketten der zwey übrigen Drittel erlangen konnte. Es mag allerdings Gesichtspuncte geben, aus welchen die Sclaverey bey den gebildetesten und humansten Völkern des Alterthums in einem weit günstigern Lichte erscheint. Ja vielleicht wäre selbst das schnellere und saftigere Hervortreiben jener ewig bewunderten Blüthen am Baume der freygebornen

Menschheit nicht einmal möglich gewesen, wenn der Boden nicht von gehorsamen Sclavenhänden gepflegt und gelockert worden wäre. Wenn aber dem frechsten und ausgelassensten Übermuth einer stolzen Domina zu fröhnen, hundert arme, aus allen Gegenden der Welt zusammengekaufte und zu blofsen stummen Werkzeugen herabgewürdigte Geschöpfe ihrer menschlichen Bildung und Bestimmung absagen, und vor der eingefleischten Furie täglich erzittern müssen: so wenden wir von dieser häfslichen Kehrseite der Medaille, deren schön ausgeprägte Vorderseite uns mit so bezaubernden Bildern anlockte, unmuthig die Augen weg, und ehren in unsrer verhältnifsmäfsigen Eingeschränktheit und Dürftigkeit dankbar die höhere Stufe,

welche die Menschheit seit jenen Zeiten, unter mancher scharfen Zuchtruthe, doch endlich ohne Rückfall erstieg.

Willkommen sey also dem Verfasser und brüderlich gegrüfst jeder Leser, jede Leserin dieser Scenen, deren Wange von Schaam und Unmuth erglühet, wenn sie die hier aufgestellten Schilderungen üppiger Grausamkeit und frecher Prunksucht lesen. Nichts ist hier übertrieben oder zu sehr ins Dunkle gemahlt. Jeder einzelne Zug wurde aus gleichzeitigen Schriftstellern getreu aufgefafst. Auch uns verständlich rufe in Herder's gerechtwägender Adrastea *) die holde Psyche - Carita der stolz herrschenden Roma zu:

*) Pygmalion. Erster Gesang. In der Adrastea IV. S. 214.

Erinnre dich, mit wie viel Thränen
Ward jedes deiner Wunder einst erbaut!
Von Sclaven, die sich nach der Freyheit sehnen,
In Kammern wohnend, deren Tiefe graut:
Von Völkern, deren Überwinder hohnen
Und jauchzen über ihre Ketten laut.
Von Seufzern, Schweifs und Blut der Nationen
Ward auferbaut, wo deine Götter wohnen.

In deinen Bädern, deinen Ehrensälen
Wie lebten die Heroen jener Zeit!
Vergöttert tranken sie aus Goldpokalen
Der Völker Schmach und sich Unsterblichkeit.
Gedrückte, die wohl niemand mochte zählen,
Sie dienten Einer grober Sinnlichkeit.
Für welche Herrn und für wie feile Gäste
Ersannst du Schmuck und Bader und Paläste!

Die Gottgestalten, die der Künstler ehrte,
Nie milderten sie der Tyrannen Herz.
Was ihrem Übermuth und Frevel wehrte,
Selbst in der Kunst, war ihnen Tand und Scherz.
Wer Alles thun kann, was sein Herz begehrte,
Ihn kümmert keines Wundgedrückten Schmerz.

Findet dieser erste Versuch Beyfall und Unterstützung: so könnte leicht ein zweyter ihm zum Gesellschafter gegeben werden. Wir würden dann unsre Sabina auf einer Lustpartie in die Seebäder nach Bajä begleiten, und im Vorbeygehn auch in einem Tempel der grofsen Mutter Isis, die ein Alter nicht ohne Ursache die kuppelnde Göttin nennt, einsprechen.

Weimar den 10. März. 1805.

Erklärung der Kupfertafeln.

Das Titelkupfer ist nach einem berühmten Gemälde des Francesco Albano in der Galerie des Louvre zu Paris. Venus vor ihrem Tempel zu Paphos von den Grazien und Amoretten bey ihrer Toilette bedient. Bekanntlich war es seine eigene schöne Frau zweyter Ehe, eine reizende Bologneserin, und die beiden Kinder, die sie ihm gebar, die bey dergleichen Vorstellungen dem Mahler der Grazien zu Modellen dienten.

Zur ersten Scene.

Taf. II. zu seite 1. ist eine verjüngte Kopie eines Herculanischen Gemäldes aus den *Pitture d' Ercolano* T. IV. tav. 45. Eine Braut wird in Gegenwart ihrer schon geschmückten Mutter angepuzt.

Für die Beylage zur ersten Scene.

Taf. III. und IV. zu Seite 56. Schmuckgeräthe der Römerin Asteria, im Jahre 1794 in Rom gefunden, im Besitze des Barons von Schellersheim in Florenz. Fig. 1. auf der IIIten Tafel ist das silberne Schmuckkästchen mit eingegrabenen Figuren, die unten herum die 9 Musen, oben aber auf dem Deckel (Fig. 2.) die Asteria mit ihrem Gemahl vorstellen. — Fig. 3. auf der IVten Tafel ist ein silbernes Salbenkästchen in Gestalt eines alten Bücherschränkchens. Fig. 10. ist ein metallener Spiegel mit Figuren auf der Rückseite und auf dem Griff Fig. 11.

Zur zweyten Scene und für die erste Beylage derselben.

Taf. V. Fig. 1. zu Seite 93. Kopf der Barberinischen Juno, jetzt in Paris, mit dem ächten Diadem der römischen Matronen. — Fig. 2. Kopf einer Römerin in Terra Cotta, mit der geknüpften Haarschleife (der *tutulus*) aus Caylus *Recueil* T. II. pl. 91, 2. — Fig. 5. goldenes Diadem aus dem Museum Vattori, jetzt in der Kaiserlichen Antikensammlung in St. Petersburg. — Fig. 9.

Schmucknadeln mit dem Bildchen einer Isis - Abundantia aus Caylus *Recueil* T. IV. pl. 90, 5.

Für die zweyte Beylage zur zweyten Scene.

Taf. VI. zu Seite 174. Die von den Grazien geschmückte Venus nach einem Cameo im *Museum Florentinum* T. I. tab. 92, 5.

Zur dritten Scene.

Taf. VII. zu Seite 174. Vorstellung einer am Altar der Isis knieenden Römerin mit der heiligen Isiskrone aus metallenen, vergoldeten Palmblättern auf dem Haupte, nach dem *Pitture d' Ercolano* T. II. tav. 59. Der Altar ist von zwey ägyptischen Tempelthieren eingefaßt. Auf der einen Seite steht der heilige Ibis (*Tantalus Ibis*, Linn.) über den wir nach den Untersuchungen Blumenbachs in den *Philosophical Transactions* vom Jahr 1794 und Larcher's zu Herodot T. II. p. 325-30 neue Ausgabe, nun erst durch Geoffroy's und anderer französischen Naturforscher bey der ägyptischen Ex-

pedition angestellte Beobachtungen aufs Reine gekommen sind; auf der andern sitzt der heilige Affe, der Cynocephalus (nach Caylus *Recueil* T. III. pl. 6, 2.) Oben in der Vorhalle des Tempels tanzt ein Isis-Priester. Über ihm ist das Symbol der Fruchtbarkeit, die durch die Isis ihren Verehrern geschenkt wird, nach einer Gemme (in *Passeri Gemmae Astriferae* T. I. tab. CXXXIII.) angebracht.

Zur vierten Scene.

Taf. VIII. zu Seite 245. Hier ist nach einem Marmor in der Villa Pinciana zu Rom (Stanza III. tav. 4.) Psyche, die von der zürnenden Venus verfolgt wird, als Repräsentantin eines von seiner stolzen Gebieterin gemifshandelten Mädchens abgebildet. Unten liegt eine Geifsel von jener schrecklichen Gattung, welche durch eiserne Kugeln oder Knöpfe verstärkt waren, nach Caylus *Recueil* T. VII. pl. 57, 4.

Zur fünften Scene.

Taf. IX. zu Seite 283 Oben ein Vasengemälde aus Tischbein's *Engravings* T. II. tav. 58.

eine Dame, die sich den metallenen, runden Spiegel vorhält, und schminkt, während ein zierlich aufgeschürzter Sclave ihr zu trinken darreicht. Vor ihr steht das Arbeitskörbchen (*calathiscus*). Besonders verdient das aus pelusischer Leinwand verfertigte und in kleine Falten gebrochene Gewand der Dienerin Aufmerksamkeit. Unten sieht man zwey Stilponen, oder Favorit-Zwerge römischer Damen. Der eine schlägt die Castagnetten (*crotala*) und tanzt dazu. Der andere, mit der *bulla* oder dem Anhängsel der Knaben um den Hals, trägt als Liebesbote seiner Gebieterin ein Täfelchen, (*pugillares*). Beide sind nach den *Bronzi d' Ercolano* T. II. tav. 91. 92. copirt.

Zur sechsten Scene.

Taf. X. zu Seite 518. Eines der zierlichsten Marmorbilder, das der Prinz Borghese in seinem neuerrichteten Gabinischen Museum in Rom aufstellen konnte, ist die hier abgebildete Statue einer römischen Kaiserin, als Concordia oder Abundantia mit dem Füllhorn dargestellt. Man hat ihr den Kopf einer Sabina aufgesetzt, und unter dieser Benennung auch in Visconti's *Monumenti*

Gabini n. 54 abgebildet, wornach die hier nachgestochene Abbildung genommen ist. Visconti selbst macht in seiner Erklärung p. 92 auf die herrliche Drapperie dieses Marmors aufmerksam. Hier sieht man die Tunika, die auch *Stola* hiefs, oder das römische Matronenkleid unten mit der in viele Falten gebrochenen *Instita*, oder Falbel, sehr deutlich. Man denke sich hieran nur noch einen Purpurstreif zur Einfassung. Der Gurtel wird hier und an andern Bildsäulen der Art darum gar nicht bemerkbar, weil die über den Gurtel heraufgezogene Tunika in freyen Falten darüber herabhangt. Doch zeigt eben diese Tunika den Contour der Brüste sehr genau. An dem rechten Ober-Ermel sieht man die damalige, eigentlich aus der alten griechischen Tracht entlehnte Mode, die aufgeschlitzten Ermel durch mehrere Agraffen zusammenzuhalten, die auch in unsern Tagen der Neugriechheit wieder Gnade gefunden hat. Über dieser Tunika trägt nun die Kaiserin auch noch das Obergewand, die Palla, den in groſse und reiche Falten geworfenen Mantel. Die Fuſse sind (nach No. 25 in den *Monumenti Gabini*) mit dem weiſsen *Soccus* oder *Calceus* bekleidet, der keineswegs vorn zugespitzt, sondern der Lage der Fuſszehen angemessen und breit war.

Zur siebenten Scene.

Taf. XI. zu Seite 292. Fig. 1. ist ein Halsgeschmeide einer römischen Dame, das vor dem Laurentiusthore in Rom in einem Sarkophag gefunden und von *Guattani Monumenti inediti* März 1784 abgebildet wurde. In dem goldenen Kettengeflechte wechseln Chrysolithen und Hyacinthen mit einander. In der Mitte oben steht ein kostbarer dreyfärbiger Cameo mit einer mehrmals vorkommenden Vorstellung (z. B. in *Agostini Gemme antiche tav.* 146.), einem Wolf, der aus einem Schneckengehäuse hervorstürzt und ein vorüberlaufendes Haschen packt. Den mystischen Sinn dieser Allegorie werden die nicht verfehlen, die sich an die mannigfaltige Beziehung der Muschel auf den Venusdienst und an das Terenzische: *lepus tute es*, zu erinnern wissen. Die kleine Maske unten ist offenbar ein Amulet gegen den Zauber, gleichsam ein *Praefiscine!* in Stein geschnitten. — Fig. 2. ist der Löwenbändigende Amor nach dem berühmten Strozzischen Stein im Florentinischen Museum. — Fig. 3. ein Amulettstein mit dem Kopf des Schutzgottes Serapis auf einen Fufs aufgesetzt, welches so viel heifst, als: Serapis behüte deinen Ausgang und Eingang!

Zur achten Scene.

Taf. XII. zu Seite 422. Das oberste Feld enthält das Bas-Relief, welches der grose Kräuter- und Alterthumskenner Tournefort auf der Insel Samos fand und abbildete, *Voyage du Levant* T. II. P. 367. *ed. in* 4. Ein Familienvater nimmt mit seiner Gemahlin das Gastmahl ein. Nach alter Sitte liegt er auf dem Tischbette, während sie sitzt. Die ganze Scene kömmt öfter auf römischen Begräbniss-Denkmählern vor (in Boissardus und daraus in Gruter's Inscriptionen) und durch Römer ist auch jenes Bas-Relief nach Samos gekommen. Während der Knabe zu den Füsen der Mutter mit dem Hausthiere spielt und ein Mädchen ihrer Gebieterin mit dem Fächel, der die Gestalt eines Platanus-Blattes hat, Kühlung zufächelt, kömmt der Lieblingsdrache, um seiner Besitzerin zu liebkosen. Man lernt aus dieser Vorstellung die Worte Seneca's (*de Ira II*, 31) verstehn, wo er von diesen Hausschlangen sagt: „Man sieht sie in unschuldigen Windungen zwischen dem Becher und dem Schooße der Gäste herumschlingen.“ Ob auf unserm Monument nicht zugleich auf die Hygiea-Schlange angespielt sey, ist eine andere Frage. Aber es beweist doch auf jeden Fall das Ubliche der zahmen Favoritschlangen. — In der Mitte Fig. 3. sieht man die Ge-

stalt eines alten Tragebettes, eine *Lectica* nach einem alten Marmor, als Grabmonument, bey Gruter *Thesaur. Inscript.* p. DCCCCLIV, 8. Man bemerkte oben am Kopfe die Lehne, oder den Pluteus, an welchem die Kissen einen Widerhalt fanden. Denkt man sich nun an den 4 Füssen dieses Bettes Tragestangen (*asseres lecticarii*) durchgesteckt: so hat man das ganze Bild eines offenen Palankins, oder Tragebettes, worin sich die vornehmen Römerinnen auf den Schultern von 6 oder 8 vollstämmigen Cappadociern oder Liburnern (Morlacken) durch die Strafsen Roms in Ermanglung der Kutschen, die nur den Vestalinnen und Kaiserinnen gestattet waren, tragen liefsen. — Fig. 2. unten ist die Abbildung eines Tragebettes, wie es Schefer *de re vehiculari veterum* P. II. p. 89. aus den Zeichnungen des Pighi, die sich jetzt in der Berliner Königl. Bibliothek befinden, gegeben hat.

Für die Beylage zur achten Scene.

Taf. XIII. zu Seite 460. Verschiedene Fächerformen. Auf Fig. 1. weht ein Amorino dem Hermaphroditen mit einem Blattfächer in Gestalt eines Platanusblattes Kühlung zu. Es ist eine Nachbil-

dung des berühmten Steins der ehemaligen Königl. Sammlung in Paris nach einer Paste in Winkelmanns Cabinet *du Baron de Stosch* Cl. II. n. 434. — Fig. 2. ist ein dienender Genius mit einem Fächel aus feinen Federn zusammengesetzt, nach den *Pitture d' Ercolano* T. III. tav. 24. — Fig. 3. giebt aus Tischbein's *Engravings* T. I. pl. 18. die Abbildung einer geschmückten Braut, der ihre Sclavin mit dem (aus eingeschobenen Täfelchen gesteiften) Pfauenfedern Kühlung zuweht. Vor ihr steht Fig. 4. ein zierlich geflochtenes und an dem Rand mit Arabesken geziertes Körbchen (*calathiscus*), in welches man den Fächel aufrecht zu stellen pflegte, ein Fächelkörbchen, nach Passeri *Picturae Etruscorum in vasculis* T. I. tab. 24.

S A B I N A.

Sabina tritt aus dem Schlafgemach ins Ankleidezimmer. — Restaurazionen — Skaphion kämmt die Eselsmilch, Phiale die Schminke, Stimmi die Augenschwärze, Mastiche die Zähne.

Im königlichen Museum zu Portici unweit Neapel zeichnen sich unter den alten Gemählden, die aus den verschütteten Städten Herculanum und Pompeji gegraben und dort aufgestellt worden sind, vorzüglich vier kleine Stücke aus, die nicht, wie die übrigen, auf die festen Wände selbst gemahlt, sondern besonders eingefafst, und also schon vor anderthalb tausend Jahren von ihren damaligen Besitzern als gröfsere Kostbarkeiten angesehen worden waren. *) Das dritte von diesen Stücken versetzt uns durch seinen Anblick in das Putzgemach einer Herculanensischen Dame. Der neueste Schilderer dieser Sehenswürdigkeiten drückt sich folgendermafsen darüber aus: „Ein stehendes junges Weib läfst sich von einer Gespielin die Haare kräuseln. Eine dritte sitzt im selbigen Zimmer: neben ihr steht die vierte. Sie sind

alle hübsch und wollüstig gekleidet." [1]) Ich würde nach einer wiederholten Betrachtung der Abbildung dieses schönen und nur von oben etwas beschädigten Gemähldes in den Herculanischen Alterthümern *) die Scene, die hier vorgestellt wird, lieber so fassen: Es ist ein Familiengemählde einer Mutter mit ihren zwey Töchtern, die ihrer schönen Mutter vollkommen würdig und, wie Augenzeugen des Originals versichern, in gewissen Familienzügen auch ähnlich sind. Die Mutter sitzt auf einem etwas erhabenen und mit einem Fußtritt versehenen Sessel, wie sie in den Zimmern der Frauen damaliger Zeiten als ein wahres Ziergeräthe aufgestellt waren, und durch Bildhauerarbeit, goldene Leisten und prächtige Decken und Matratzen diesen Namen auch vollkommen verdienten. [2]) Sie hält mit der rechten Hand ihre jüngere Tochter zärtlich umfaßt, die sich in einer sehr anmuthigen Stellung zu ihr hinneigt und an sie anschmiegt. Auf der an-

*) *Pitture d'Ercolano* t. *IV. tab. XLIII.* Die vorliegende Kupfertafel (Taf. 2.) ist eine verjüngte Kopie dieses Gemähldes.

dern Seite steht die ältere Tochter und läßt sich von einer Sklavin etwas an dem Hintertheile ihres Haarputzes zurechte legen. Der Putz ist übrigens schon vollendet, die Haare sind mit einem doppelten Bande zierlich umschlungen, vorn mit Putznadeln, deren Köpfe man nur sieht, aufgesteckt und fließen hinten in nachlässig herabrollenden Locken über die Schultern. Das feine Gewand mit der schön gestickten Einfassung, Ohrgehänge, Armbänder, alles deutet auf einen festlichen Tag. Vielleicht wird hier eine Braut zu ihrer Hochzeit geschmückt. *) Dabey liegen auf einem zierlichen Tischchen unter einem Schmuckkastchen eine weiße und eine hellblaue Binde, und einige grüne Zweige, wahrscheinlich zu einem Opferkranze. Über dem Tischchen steht eine schlanke, niedlich ausgebogene Gießkanne. Kurz das Ganze giebt uns eine Vorstellung einer Damentoilette aus einem Zeitalter und einer Gegend, wo Römische Prachtliebe mit Griechischem Geschmacke auf's reitzendste sich vereinigten.

Man hört so viel von der verschwenderischen Pracht und dem kostbaren Putze der

Römerinnen in jenem Zeitalter sprechen, wo die Reichthümer und der Luxus einer ausgeplünderten Welt in Rom zusammengeflossen waren; wo die Welt von den stolzen Römern, und diese von ihren noch stolzern Weibern beherrscht wurden. Mancher unserer Lesrinnen dürfte daher doch wohl ein Blick auf die Morgen - und Toilettenstunde einer Dame aus jenen Zeiten eben so viel Unterhaltung gewähren, als die beliebte und belobte Lektüre eines Ritter - und Heldenromans aus den Tagen unserer turnierenden Vorväter, oder eines Gespenstermährchens der Dame Radcliff, in dem nur die Verfasserin selbst das Gespenst ist, das man fürchtet. Sie erinnern sich vielleicht bey dieser Schilderung einer Römischen Damentoilette etwas ähnliches in Barthelemy's Reisen des jungen Anacharsis gelesen zu haben. Aber dort ist nur die Rede von den auf häusliche Eingezogenheit beschränkten Athenerinnen. In Rom war diefs alles ganz anders. Was jetzt die stolzesten Fürstinnen, die hochgebietende Frau eines englischen Nabobs in Bengalen, und die launenhafteste russische Knesin kaum in der übermüthig-

sien Herrscherlaune von ihren Dienerinnen verlangen dürften, und mit allen ihren Schätzen kaum bezahlen könnten, diefs machte die Frau eines Römischen Senators, eines Römischen Ritters, der ganze Länder beraubt, Könige zu seinen Füfsen gesehen, und Hunderte von Sklaven und Sklavinnen aus den unterjochten Provinzen in seine Häuser und Landgüter nach Rom und Italien geschleppt hatte, alle Tage beym Erwachen in ihrem Hause möglich.

Ein ganzes Heer von Sklavinnen, wovon einer jeden ihr eignes Geschäft, ihr besonderer Wirkungskreis beym Ankleiden und Ausschmücken ihrer Gebieterin angewiesen war, warteten auf den Wink ihrer erwachenden Domina. So liefs sich die gnädige Frau von ihrem Hausgesinde sowohl, als ihren Liebhabern und allen denjenigen nennen, die ihrem drohenden oder erhörenden Blick auf Tod und Leben unterworfen waren. 1) Der grofse Sittenmahler Lucian hat uns von dieser Scene ein so treues und lebendiges Bild geliefert, dafs ich mir den Dank manches Liebhabers gewifs zu verdienen hoffe, wenn ich diese Schilderung hier

abschreibe, zumal da der verdienstvolle Übersetzer des Lucians in unserer Sprache aus wichtigen, doch nicht in dieser Stelle liegenden Gründen, dieſs ganze Gespräch unübersetzt gelassen hat.

„Sollte jemand diese Damen, so spricht Lucian, in dem Augenblicke sehen können, wo sie sich endlich aus ihrem Morgenschlafe erheben, so sollte er sicher glauben, er begegne einer Meerkatze oder einem Pavian, mit welchem beym ersten Ausgange des Morgens zusammenzutreffen, wir im gemeinen Leben für eine sehr schlimme Vorbedeutung zu halten pflegen. Darum schliefsen sie sich auch um diese Zeit so sorgfältig ein, dafs sie kein Männerauge erspähen kann. Nun treten sie in einen Kreis von dienstfertigen Mütterchen und Zofen ein, die sich alle um die Wette bemühen, die erstorbenen Reitze auf dem Gesicht ihrer Gebieterin von den Todten zu erwecken. Sich den Schlaf aus den Augen mit frischem Quellwasser zu waschen, und dann rasch und munter an ein hausmütterliches Geschäft zu gehen, welch eine abgeschmackte, altväterische Zumuthung! Nein, da müssen vor allen Dingen allerley Salben

und Pulver aufgetragen, und Schönheitstincturen angestrichen werden. Das Ganze hat völlig das Ansehn eines öffentlichen Prunkaufzugs. Eine jede Zofe und Aufwärterin hat ein anderes Stück der Toilette herbeyzutragen. Die eine bringt ein silbernes Waschbecken, die andere eine Bequemlichkeitsvase, die dritte eine Gieſskanne, wieder andere Spiegel und Büchsen, so viel nur immer in einer Apotheke in Reih und Gliedern stehen können. Und in allen diesen ist nichts als Unrath, Lug und Trug enthalten, in der einen Zahne und Zahnfleischbeizen, in der andern schwarze Wimpern und Augenbraunen, und andere dergleichen Tüncherey. Doch die gröfste Kunst und die meiste Zeit wird an den Haarschmuck verschwendet. Einige, die die Wuth haben, ihr natürlich schwarzes Haar in blondes und goldgelbes umzutauschen, färben es mit Salben, die sie dann in der Sonne am Mittag eintrocknen und einbeizen lassen. Andere, die sich ihr schwarzes Haar noch gefallen lassen, verschwenden daran das ganze Vermögen ihrer Männer, und lassen einem das ganze glückliche Arabien aus ihren Haaren entgegen wehen. Da werden Brenn-

eisen bey einem schmögenden Feuer warm gemacht, um damit krause Lockchen zu schaffen, die die Natur verweigerte. Da müssen die Haare weit in die Stirn herab bald bis in die Augenbraunen gezogen werden, damit der Tummelplatz für die Liebesgötterchen auf der Stirne ja nicht zu grofs sey. Hinten aber wallen in stolzen Buckeln die Locken über den Rücken herunter." 1)

Aber hat hier nicht Lucian die Farben zu stark aufgetragen, und den armen Frauen seines Zeitalters zu viel gethan? Ich dürfte mich vielleicht, um die Glaubwürdigkeit des Satyrikers zu retten, der bey dem Reichthum seines Witzes überhaupt nur selten zu jenem Nothbehelf des Mangels und der Carricatur, der Übertreibung, seine Zuflucht nimmt, auf einige sehr ehrwürdige Kirchenväter des zweyten und dritten Jahrhunderts, besonders auf den Zuchtmeister des Clemens von Alexandrien, und auf den Tertullian berufen, der eine eigne, zur Bekanntschaft mit den hoffartigen Üppigkeiten seiner Zeit ganz unentbehrliche Schrift über den Putz der Frauen geschrieben hat. Aber ich besorge

auch hier den Einwurf zu hören: Das sind Strafprediger, und diese Herren nehmen, wie bekannt, in ihrem Eifer die Sache auch nicht immer so genau. So mögen es denn die Leserinnen ihrer eignen Hartgläubigkeit zuschreiben, dafs ich sie vielleicht länger bey dieser vornehmen Morgentoilette zu verweilen ersuche, als ihnen selbst lieb ist, und sogar ihre Augen hie und da mit gelehrten Citaten belustigen mufs.

Unsere Domina — sie mag, doch ohne Präjudiz aller Römischen und nicht Römischen Damen gleiches Namens, Sabina heifsen — konnte bey ihrem Erwachen aus dem letzten süfsen Morgenschlummer gar kein anderes, als ein höchst widerwärtiges und zurückschreckendes Ansehen haben. Freylich ist der Ausdruck unseres Lucians mit der Meerkatzenphysiognomie oben nicht der zarteste und gewählteste. Aber man urtheile selbst. Sie hatte, nach damaliger Sitte, Abends vor Schlafengehen sich über das ganze Gesicht einen Teig von Brot, das in Eselsmilch aufgefeuchtet wurde, über das Gesicht legen lassen. Die Erfinderin dieses Schönheitsmittels war die berüchtigte Poppäa, die Gemahlin des Nero, gewesen,

und man nannte diese Brotinkrustation, wodurch die Haut aufserordentlich weich und zart erhalten wurde, nach ihrem Namen. Die Nacht über war natürlich dieser Schönheitskleister auf dem Gesichte eingetrocknet, und gab nun beym Erwachen ihrem Angesicht das Ansehen eines zersprungenen und zerborstenen Kalch- oder Gypsüberzuges, womit ihn auch der Römische Satyrendichter, dem wir die genaueste Nachricht hierüber verdanken, ausdrücklich vergleicht. 1) Rechnen wir nun den Umstand dazu, dafs unsere Dame, wie wir bald genauer sehen werden, noch vor Schlafengehen einige sonst sehr wesentliche Bestandtheile des menschlichen Antlitzes, als da sind Augenbraunen, Zähne, Haare u. s. w. mit ihren übrigen Kleidern ausgezogen hatte, und also auch von dieser Seite mehr dem Todtenkopf einer schönen Frau, über den Hamlet dort in der Todtengräberscene so herzangreifende Betrachtungen anstellt, als dem lebendigen Modell einer Venus des Praxiteles glich, so begreift man auch wohl ohne meine weitere Erinnerung, dafs die Vergleichung Lucians mit einem Thiere, das schon der alte Dichter Ennius

eine Caricatur des Menschen genannt hat, [1]) wo nicht die ausgesuchteste und galanteste, doch die treffendste und pikanteste war, die sich hier machen liefs.

Doch ehe Sabina noch zu ihrer Toilette eilte, hat schon die vielgeplagte Smaragdis, ihr eigentliches Leib- und Kammermädchen, [2]) zur Verehrung der Göttin Cloacina einige Dienstleistungen vollendet, die der Übermuth jener alten Herrscherwelt von ihren Sklaven und Sklavinnen durch ein Schnippchenschlagen mit den Fingern forderte. [3]) Auffallend ist daher der Anblick, gleich hinter der Sabina, so wie sie die Vorhänge von dem Eingange ihres Schlafzimmers zurückschlägt, [4]) um in das Anputzzimmer zu treten, noch eine Sklavin heraustreten zu sehen, die in der rechten Hand ein Nachtbecken aus Murrhinit-Masse [5]) trägt, während ihr über der Linken eine Perlenschnur hängt, die ihre Gebieterin so eben abgenommen hat. Denn selbst im Schlafe gehorchten jene putzliebenden Damen noch dem allmächtig gebietenden Verschönerungstrieb und hatten zum Nachtgebrauch eigene Perlenschnuren an Goldfaden gereiht, [6]) so wie

es vor einiger Zeit, da der Schmelz (*jai*) an der Tagesordnung war, unter uns Damen gegeben haben soll, die selbst ihre Nachthauben mit Schmelz zu besetzen pflegten. [1]) Nun ist freilich zwischen der Schnur von ächt orientalischen Perlen, wie sie Sabina selbst zum Nachtgebrauch hat, und der wohlfeilen Schmelzbesetzung ungefähr derselbe Unterschied, der zwischen einem Diadem mit Edelsteinen auf dem Kopfe einer Dame in der ersten Rangloge im Theater *des Arts*, und dem Kopfschmuck einer Spanischen Maja (Stutzerin) Statt findet, die sich bey einer Nachtpromenade im Prado von Madrid statt der Topasen und Hyacinthen leuchtende Johanniswürmchen ins Haar gesteckt hat.

Indem nun Sabina in ihr *Dressing-room* oder Ankleidezimmer selbst tritt, und von dem schon stundenlang auf sie wartenden Schwarm von Sklaven und Aufwärterinnen in Empfang genommen wird, winkt sie der Sklavin, die das Amt der Thürsteherin vor ihrer Antichambre hat, [2]) und stellt selbst die Befehle, welche Kaufleute, Wahrsager, Unterhändlerinnen und Briefträgerinnen jetzt allein Zutritt erhalten können. Für jeden

andern Besuch ist Sabina krank, oder noch nicht aufgestanden. Wer wollte sich auch in solchen Ergänzungen und Zubereitungen, als hier erst noch veranstaltet werden sollen, von uneingeweihten Augen belauschen und in einer solchen Blöfse erblicken lassen? Ist sie doch von jeher die gelehrigste Schülerin des grofsen Meisters in der Kunst zu lieben gewesen, und dieser rief auch ihr die klugen Vorsichtsregeln ins Ohr: *)

Niemals komme das Töpfchen zur Schau, das die Schönheit bewahret,
Eurem Geliebten! es hilft nur die verheimlichte Kunst.
Ekelhaft ist die Hefe, womit dein Gesicht du bestreichest,
Wenn sie von Wärme gelost dir von den Wangen entfloß. —
Hirschmark in Gegenwart andrer zu nehmen, geziemt nicht den Mädchen,
Noch sich zu reiben den Zahn, wenn er der Glättung bedarf.
Alles dienet zur Schönheit. Doch ist's kein reizender Anblick,
Das entstehen zu sehn, was nur entstanden gefällt.

Jene Statue, die mit dem Namen des künstlichen Myron
Prangt, war ein roher Stein, war ein unförmlicher Klotz. —
Besser ist's, wir glauben, du schlafest, indem du dich schmückest.
Nach vollendetem Putz stehst du, ein Meisterwerk, da.
Alles frommt nicht, den Männern zu gefallen. Das meiste von deinen
Sachelchen ekelt uns an, wird es von innen geschaut.

Gewifs auch Sabina weifs, dafs in diesen ersten Momenten der Schönheitsschöpfung der Toilettenbesuch von einem jungen Herrn die gefährlichsten Geheimnisse entdecken würde. Auch ihr ist von einer verschmitzten Alten nicht umsonst erzählt worden, dafs Amor davon flog, als ihn die allzuneugierige Psyche mit der verrätherischen Lampe beleuchtete.

Kaum ist die Domina in den zahlreichen, ängstlich harrenden Kreis ihrer Zofen und Schmuckbereiterinnen eingetreten, so tritt jede in ihre eigne Funktion ein, jede bestrebt sich, durch pünktlichste Beobachtung ihrer

Pflichten und die gewandteste Behendigkeit ihrer Gebieterin auch nur einen huldreichen Blick abzugewinnen. Wie einst, nach der Aussage der alten Geschichtschreiber, in Ägypten ein jeder einzelne Theil des menschlichen Körpers seinen eignen Arzt hatte, 1) so dafs die Ohrenärzte, Augenärzte, Zahnärzte, Clystierärzte, Fufsärzte u. s. w. ihre eignen, von keinem ihrer Halbkollegen zu überschreitenden Gränzen und Territorialgerechtsamen auf dem Flächeninhalt des menschlichen Körpers streng in Obacht nahmen: so ist auch hier für jedes Schmuckgeräthe, für jedes einzelne Putz- und Kleidungsstück, ja für jeden Theil des zu ergänzenden, auszuglättenden, anzumahlenden und aufzuputzenden Körpers eine eigne Sklavin bestimmt, die nie etwas anders als diefs Geschäft zu thun, aber auch bey der geringsten Vernachlässigung in demselben augenblickliche, strenge Züchtigung zu erwarten hat. Diefs ganze Heer von Sklavinnen ist, um der gehörigen Ordnung willen, wieder in kleinere Geschwader und Rotten abgetheilt. Sie treten jetzt gleichsam compagnienweise auf. 2)

Treten also zuerst in Reih und Gliedern auf die Schminkmädchen, die Weiſs- und Rothauflegerinnen, die Augenbraunmahlerinnen und die Zahnputzerinnen. Man begriff die sämmtlichen Geschäfte dieser Klasse mit dem Griechischen Kunst- und Modeausdruck Kosmetik. 1) Denn so wie an den Toiletten gewisser deutscher Damen noch vor kurzen nur das ächtgestempelt und schön war, was in der Sprache des Franzmanns ausgedrückt und von Paris benennt werden konnte, so affektirten die Römischen Damen durchaus alles, was zu ihrem Putz gehörte, griechisch zu benennen, die Aufwärterinnen und Putzmädchen hatten Griechische Namen, wenn sie auch ehrliche Dörferinnen, im nächsten Vorwerke geboren und auferzogen waren, und eine Schminke hätte sich sehr schlecht empfohlen, die nicht in einem Schächtelchen oder Büchschen mit einer Griechischen Aufschrift überbracht worden wäre. Also die Mädchen, von denen hier die Rede ist, heiſsen Kosmeten, und sind von den Haarputzerinnen und Haarfärberinnen sehr genau zu unterscheiden, die wiederum eine ganz eigne, für sich bestehende Klasse aus-

machen. Scaphion, [1]) ein Mädchen mit einem Becken, worin ganz frisch gemolkene, laue Eselsmilch [2]) befindlich ist, wäscht der Gebieterin mit einem Schwamme die übernächtigen Brothrusten aus dem Gesichte. Was sie hier abwischt, heifst in der Kunstsprache Kataplasma: die Seifenkugeln und Essenzen, womit die Haut glatt und gleifsend gemacht wird, sind hier unter dem Namen Smegmata [3]) gekannt. Die einzelnen Benennungen dieser Seifen und Schönheitsessenzen weitläufiger anzuführen, würde eine eben so trockne als undankbare Unterhaltung gewähren. So viel ist indefs aus allen Nachrichten gewifs, dafs auch in diesem Stücke, so wie überhaupt in allen Salben und Specereien, die nicht durch chemische Zubereitungen ihre Vollkommenheit erhalten dürfen, die Alten an Erfindsamkeit unsern Zeiten durchaus nichts nachgegeben, sie aber in vielem noch weit übertroffen haben. Ein Zeitgenosse des Cicero, Varro, nannte in seinen Satyren eine solche runzelvertreibende Hautsalbe sehr komisch einen Lederspanner, womit die Schuster das Leder auszudehnen und über den Leisten zu

schlagen pflegen. 1) Phiale heifst die zweyte Sklavin, die das zweyte Geschäft der Schminke besorgt, und nun die rein gewaschenen und ausgeglatteten Wangen mit Weifs und Roth anmahlt. 2) Doch darf sie diese kosmetische Operation nicht eher vornehmen, als bis sie vorher einen metallenen Spiegel angehaucht und diesen der Gebieterin zum Beriechen dargeboten hat. Dadurch erkennt Sabina, ob das Mädchen einen reinen, wohlriechenden Speichel im Munde führt, und die ihm regelmäfsig vorgeschriebenen Pastillen früh gekaut hat. Denn mit Speichel mufs Phiale nun die Schminke erst anreiben und so auftragen, wenn sie die gehörige Glatte und Dauer auf den Wangen der Domina erhalten soll. 3)

Die Schächtelchen und Muschelchen und der ganze Apparat, womit schon damals die Frauen Gottes Schöpfung verpfuschten, um mit Hamlet zu reden, ruhen in zwey Kästchen aus Elfenbein und Bergkrystall, die damals unter dem Griechischen Namen Narthekia ein kostbares Stück der weiblichen Toilette ausmachten. 4) Gewifs werden meine Leserinnen mir nicht die Unbedachtsam-

keit zutrauen, dafs ich hier öffentlich alles verrathen würde, was das Genie erfinderischer Damen in diesen Büchsen und Kästchen so sorgfältig verborgen hielt. Man kennt ja das englische Volksmährchen, welches erzählt, dafs einem Handwerksburschen, der die schöne Lady Godiva, als sie nackend durch Coventry ritt, durch einen Fensterladen beguckte, die Augen, wie die alte Überlieferung sagt, den Augenblick ausfielen. 1) Der guckende Thomas von Coventry (*the peoping Tom of Coventry*) sey jeder sträflichen Neugier ein warnendes und schreckendes Beyspiel. Nur so viel sey mir im Allgemeinen anzudeuten erlaubt, dafs aufser dem saturnischen, ätzenden Bleyweifs, welches auch schon damals ein sehr beliebtes Schminkmittel war, fast alle übrigen Schminken aus dem unschuldigeren Pflanzen- und Thierreiche genommen, 2) und also weit weniger zerstörend und anfressend waren, als die berüchtigten Schönheitsmittel unserer Tage. 3) und so konnte nach der bekannten Fabel Psyche auch damals schon die Schönheit für ihre strenge Frau Schwiegermutter in einem Büchschen aus der Hölle holen, wo solche

Mixturen doch eigentlich nur gekocht werden sollten.

Während die geschäftige Phiale mit dieser Mahlerey alle Hände voll zu thun hat, wartet auch schon die dritte Sklavin, Stimmi ist ihr Toilettenname, mit einer Muschel in der linken Hand, worin eine feine Schwärze von gepulvertem Bleyglanz (*galène de plomb*), die wie Rufs aussieht und auch wohl schlechtweg Rufs (*fuligo*) genannt wurde, eingerieben und mit Wasser angemacht ist, und in der Rechten eine Art von Nadel oder Pinsel haltend. Was nämlich jetzt noch im Orient einen Hauptgegenstand der weiblichen Verschönerungskunst ausmacht, schwarze Augenwimpern und Augenbraunen, die in zwey schön gewölbten Halbkreisen an der Nasenwurzel eng an einander laufen und sich gleichsam begegnen, 1) war auch schon bey den alten Griechinnen und Römerinnen ein unerläfsliches Erforderniſs einer schönen Frau, und so wie in den Harems der Türken die Frauen oft Stunden lang damit zubringen, mit einem schwarzen Staub, den sie Surmé nennen, sich Wimpern und Augenbraunen anzumahlen; 2) so war dieſs auch ein vorzügliches

Toilettengeschäft bey den Römerinnen, und verdiente wohl, von einer eignen Sklavin besorgt zu werden. Sie heifst hier Stimmi, welches der Griechische Name der Augenschwärze ist, die bey den Römern, mit einer geringen Veränderung der Buchstaben, Stibium hiefs. Es war ein Pulver entweder aus Bleyglanz oder aus Spiefsglas oder Wismuth, so wie es jetzt noch die Orientalerinnen zur Surmé brauchen,[1]) und wurde auch eben so mit zwey oben etwas krumm gebogenen Griffeln, deren sich noch jetzt die türkischen Frauen dazu bedienen, aufgetragen. Stimmi's geübte Hand hat mit dem köstlichsten Kalliblepharon (so nannte die Toilettensprache zierlicher, was dem Droguisten Stimmi hiefs) ihre Gebieterin in eine farrenäugige Juno, um mit Vater Homer zu sprechen, umgeschaffen.[2]) An ihre Stelle tritt Mastiche, die Zahnputzerin. Sie reicht der gnädigen Frau das, wovon sie selbst den Namen hat, Mastix aus der Insel Chios, welches die Damen alle Morgen gegen die Fäulnifs angefressener Zähne zu kauen pflegten. Neben den weifsgelblichen, durchsichtigen Körnern von der

Mastixpistarie 1) trägt Mastiche auf einem goldnen Tellerchen, um bey dem ganzen Apparat von Zahntinkturen und Pulvern es an nichts fehlen zu lassen, auch in einem zierlich gedrehten Onyxflaschchen Urin eines noch ganz reinen und unschuldigen Knaben, und in einer niedlichen goldnen Muschelschaale auch fein pulverisirten Bimsenstein, der durch die Beymischung eines sehr fein zerriebenen Marmors in allerley Farben spielt. Doch dieſs nur zum Schein. Die Zähne, die hier in einer niedlichen Kapsel verwahrt, von der klugen Zahnputzerin so eben in das zahnlose Fleisch eingereiht werden, sollen, bedürfen dieser künstlichen Politur nicht, und die allenfalls noch vorhandenen Backenzähne können durch kein Zahnpulver in der Welt geglättet und gebleicht werden. Denn um der Zweifler willen sey es erinnert, dafs die Täuschung mit erborgten Zähnen von Elfenbein, die mit Gold ins Zahnfleisch eingesetzt wurden, schon so alt ist, dafs sogar schon in den ältesten Gesetzen der Römer, den zwölf Tafeln, der Fall ausdrücklich erwähnt wurde, wenn eine Leiche falsche Zähne mit Gold eingesetzt habe. 2) Aus den

Sinngedichten des Martial schliefsen wir, dafs dieser Zahnbetrug zu seiner Zeit allgemein gewesen seyn müsse. 1) So fährt er einmal das Zahnpulver redend ein: (XIV, 56.)

Weib, was willst du von mir? Ich diene jungen Mädchen: keine gekauften Zähne putz' ich.

Und so wäre denn überhaupt dieser erste Morgenbesuch beym Putztische einer galanten Römerin trotz des ungeheuern Gepränges, das sich in der Menge der sie umringenden und einzeln abgerichteten Sklavinnen zeigte, ein tröstlicher oder auch niederschlagender Beweis mehr, dafs im gepriesenen Alterthum die Göttin Mode nicht allein eben so viele Verehrerinnen und Altäre gezählt habe als jetzt, sondern dafs ihr auch ungefähr mit demselbigen Weihrauch und mit derselbigen Andacht wohlgefällige Morgenopfer dargebracht wurden, womit noch jetzt an so manchem Putztische dieser allgebietenden Göttin gehuldiget und geräuchert wird. Auch damals hätte schon mancher Portraitmahler dieselbe Entschuldigung machen können, womit der berühmte Liotard, wie Lord Chesterfield erzählt, einst eine so über-

tünchte und zusammengeflickte Schöne, die sich von ihm mahlen lassen wollte, zurückwies: er habe nie ein anderes Werk kopirt, als was er und der liebe Gott gemacht hätten. 1)

Was der Römische Epigrammatist seiner Landsmännin sagt: 2)

Galla, dich flickt dein Putztisch aus hundert Lügen zusammen;
Während in Rom du lebst, röthet dein Haar sich am Rhein.
Wie dein seidenes Kleid, so hebst du am Abend den Zahn auf,
Und zwey Drittel von dir liegen in Schachteln verpackt.
Wangen und Augenbraunen, womit du Erhörung uns zuwinkst,
Mahlte des Mädchens Kunst, die dich am Morgen geschmückt.
Darum kann kein Mann zu dir: ich liebe dich, sagen.
Was er liebt, bist nicht du! Was du bist, liebet kein Mann. —

das sagte sechzehn Jahrhunderte später La Brüyere auch den seinigen: 3) „Ich

habe die Stimmen der Männer gesammelt, und fast alle waren der Meinung, dafs es ihnen eben so verhafst sey, die Weiber mit Bleyweifs auf dem Gesichte, als mit falschen Zähnen im Munde und mit Wachskugeln in den Kinnbacken zu sehen. Die Männer protestiren ernstlich gegen jedes Kunststück, das die Weiber zu ihrer Verhäfslichung anwenden. Sie behaupten, dafs sie vor Gott und Menschen daran unschuldig wären, und es für ein untrügliches Mittel hielten sie zu heilen, wenn sie an den Weibern krank lägen."

Anmerkungen.

Seite 3. 1) Die neuesten Bemerkungen, die der gelehrte du Theil dem Pariser Nationalinstitut über den wahren Zeitpunkt mitgetheilt hat, worin Pompeji, Herculanum und Stabiä völlig verschüttet worden sind, (nach Chr. G. 471) kann allerdings die Ansicht sehr vieler für weit älter gehaltenen Gemählde und Antiken des Museum von Portici sehr verändern, und die bis zum Lächerlichen übertriebene Bewunderung derselben abkühlen, trifft aber auf keinen Fall diese schon aus weit frühern Zeiten abstammenden und schon im Alterthum aus einer andern Wand ausgeschnittenen vier Gemählde, die als Compagnons gedacht und erklärt werden müssen.

S. 4. 1) Reise in Deutschland, Italien und Sicilien von F. L. Graf von Stolberg Th. III. S. 38.

§. 4. 2) Die Catheder der Frauen. Bey den Römerinnen hiefsen diese etwas erhabenen Familiensessel in ihren Zimmern Catheder. Wenn der Epigrammendichter Martial einen Stutzer schildert, so sagt er IV. 79. er treibe sich den ganzen Tag zwischen den Cathedern herum, d. h. an den Putzstühlen und Toiletten der Damen. Wahrscheinlich nehmen manche junge Herren auf unsern Universitäten diefs Wort noch in dieser ächt römischen Bedeutung. Es liefse sich auch nach Chimentele *de honore bisellii* und Scheffer *de re vehiculari* II, 4. p. 64. ff. über die Catheder eine sehr unterhaltende Abhandlung schreiben. Ein englischer *Upholsterer* (Möblirer) kann über die passendste und eleganteste Form der neuesten Modestühle nicht mehr klügeln, als es die Römerinnen mit ihren *cathedris* thaten. Da man im Alterthum fast alles liegend auf den Knien schrieb und las, (weswegen es ein grofser Verstofs gegen das Costum ist, wenn neuere Künstler alte Dichter oder Schriftsteller an einem Schreibetisch sitzend vorstellen — Nur lehrend safsen sie auf einem *hemicyclio*. S. *Visconti* zu *Pio - Clementin. T. III.* p. 18. übrigens schrie-

ben sie alles liegend *in lectulo lucubratorio*), so war diese Positur den Damen etwas unbequem. Daher wurden die Armlehnen an den Cathedern so eingerichtet, daſs sie zugleich zu einem Sekretär, Schreibepult, dienten. Man sehe Passerat zum Properz IV, 5. 57. wo die Kupplerin den Unterricht an ein Buhlschwesterchen ertheilt, sie müsse, während der Liebhaber schmachtend da kniee, etwas zu schreiben scheinen: *posita tu scribe cathedra Quidlibet.* Daſs der Toilettenapparat darauf ausgelegt werden konnte, sieht man aus Phädrus III, 8. *ubi vid. VV. DD.* Da man sich auch darin tragen lieſs, so muſsten sie Leichtigkeit mit Eleganz verbinden. Es scheinen daher die Rücken- und Armlehnen zuweilen auch aus zierlichem Flechtwerk oder aus Weidenzweigen korbartig gemacht gewesen zu seyn. Daher Plinius in einer Stelle, die jetzt noch aus Handschriften Verbesserung erwartet, XVI, 37. s. 68. von der Weidenruthe sagt, sie wäre: *in delicias supinarum cathedrarum aptissimae.* Übrigens ist diese *cathedra* nur eine Abart des Griechischen Θρόνος. Theocrit XIV, 30. nennt sie διφρος. Man vergleiche die Griechischen Scholien.

S. 5. 1) Brautschmückungen kommen besonders auf den Griechischen Vasengemählden sehr häufig vor, wo man dieſs Sujet gewöhnlich für solche Vasen gewählt zu haben scheint, die der Braut zum Hochzeitgeschenke gemacht werden sollten. Man sehe z. B. in Tischbeins neuesten Sammlungen, *Recueil de gravures d'apres les vases antiques T. I. pl.* 5. 47. *T. II. pl.* 34. 36. V. Böttigers Vasenerklärungen Heft I. S. 140 ff.

S. 7. 1) Die Miſs *in her teens*, oder die Tochter eines Römers von ihrem 14ten Jahre an wurde schon Domina, d. h. mein gnädiges Fräulein! genannt. Dieſs lernen wir aus dem Griechischen Sittenbüchlein des Philosophen Epictet (*Enchiridion cap.* 62.), der dabey die unartige Bemerkung macht, daſs man die Weiber bloſs darum in der Titulatur zu Gebieterinnen mache, weil man ihre Ohnmacht nicht fürchte, und weil sie doch nur durch Kunst der Toilette gefallen und herrschen könnten. Fürwahr, eine solche Ungehörigkeit konnte doch nur ein bärtiger, ungeschliffener Stoiker über seine Zunge kommen lassen! Der Titel *domina* stieg bald

bis zur niedrigsten Volksklasse herab, und so grofs der Zwischenraum zwischen einer *ci-devant Madame Royale* und einer *Madame des halles* in dem anterevolutionären Paris war; so unermefslich und noch unermefslicher war der Abstand zwischen der Domina, wie die Kaiserinnen selbst auf Münzen und Inschriften genannt wurden, (S. Spanheim *de praest. numism. T. II. p.* 437.) und einer Domina, wie sie sich beym Petron (*cap.* 62. *p.* 330. *ed. Burmann.*) aus Überfüllung an einem Bärenbraten besp - - t. Vergl. Gruters *Inscriptt. p. DCCCXL*, 8. wo ein ganz gemeiner Römer, wie es scheint, seiner seligen Frau zuruft: FAVE DOMINA. VALE DOMINA.

S. 10. 1) Aus dem Gespräche Lucians, *Amores* oder die Liebkosungen betitelt T. II. p. 440 ff. *ed. Wetsten.* Man vergesse nur nicht, dafs Lucian in den meisten seiner Schriften keineswegs Griechische Sitten schildert, sondern die Sitten seiner Zeitgenossen in der Römischen Welt unter den Antoninen.

S. 12. 1) Juvenal VI, 467. nennt diese *Poppaeana* ganz bestimmt einen Kalchanwurf (*tectorium*).

Interea foeda aspectu, ridendaque multo
Pane tumet facies —
Tandem aperit vultum et tectoria prima reponit,
Incipit agnosci.

Man bediente sich aufser dieses fetten Teigs noch einer andern aus Bohnenmehl und Reifs gekneteten Masse (*lomentum*), durch die man die Haut zu entrunzeln und zu glätten suchte. Die Nachtmasken unserer Damen aus feinem Leder sind doch in der That gegen diese Kleisterüberzüge noch eine wahre Bequemlichkeitserfindung.

S. 13. 1) *simia quam similis turpissima bestia nobis.* Beym Cicero *de nat. Deor. I*, 35.

S. 13. 2) In einer, wie es scheint, sehr lückenhaften Inschrift beym Gruter *pag. DLXXXVI. 5.* kommt eine *cubicularia Zmaragdis* vor. Fabretti's Bemerkungen zu dieser Inschrift *ad column. Trajanam p.* 184. begegnen noch gar nicht allen Schwierigkeiten dieses sonderbaren Gedächtnifssteins.

S. 13. 3) Nachttopf-Sklaven. Da die Frage, die der Satyrendichter Juvenal einer Römerin einmal in vollem Ernste thun läfst: Ist denn der Sklav' ein Mensch? überall als Grundmaxime ihres Betragens gegen die Sklaven, wo nicht mit Worten, doch durch Handlungen sich aussprach, so machte es einen Theil des herrischen Betragens im Alterthum aus, die Befehle an Sklaven blofs durch Winke und Zeichen auszudrücken. Daher denn der fromme Clemens von Alexandrien in seinem Zuchtmeister (*Paedagogus*) *II*, 7. *p.* 174. *Sylb.* das Schnalzen mit der Zunge, das Pfeifen, und das Schnippchenschlagen mit den Fingern, wodurch man die Sklaven ruft (οἱ διὰ τῶν δακτύλων ψόφοι, τῶν οἰκετῶν προκλητικοί), als ein Betragen mifsbilligt, wodurch die Menschen, die doch mit Vernunft begabt wären, zu unvernünftigen Thieren herabgewürdigt würden. Das Schnippchenschlagen (*digitis concrepare*), welches bey uns öfter ein Zeichen des Spottes ist, war bey den Alten überhaupt ein Ruf, ein Zeichen, dafs man kommen sollte. Siehe Broekhuys zu Tibull I, 2. 35. Aber eine ganz besondere Bedeutung

hatte es, wenn der Herr während der Mahlzeit oder des Nachts damit ein Zeichen gab. Dann kam der darauf abgerichtete Sklav dem natürlichen Ausleerungsdrang seines Herrn sogleich durch Unterhaltung eines Gefäſses zu Hülfe, das oft seinem Material nach eben so kostbar, als seiner Bestimmung nach unedel war. Die bekannten Worte aus dem Gastmahl des Trimalchio beym Petron c. 27. p. 97. *Burmann. Trimalchio homo lautissimus digitos concrepuit, ad quod signum spado matellam ludenti supposuit*, werden durch mehrere Epigramme Martials bestätigt. Die Stellen hat schon Ramirez de Prado zu III, 82. p. 278. gesammelt, wo ein Verschnittener *delicatae scisitator urinae*, „der dem zarten Urin mit weisen Berührungen nachspürt", bey einem ähnlichen Gastmahle vorkommt. Am stärksten sagt es ein Epigramm des Dichters auf den Nachttopf, der selbst redend eingeführt wird XIV, 119.

Wenn das Schnippchen erklingt und der Sklav mich zu bringen gesumt hat,
Fließet dem Kissen oft zu, was nur der Schamie gehört.

Diese ganze Unsitte mufs übrigens in den Tischgebräuchen der Griechen ihre Erklärung finden. Es ging bey ihnen zu, wie bey den Engländern, wenn sich die Damen entfernt haben, und nun dem Bacchus geopfert wird. Bey den Griechen kam die ehrbare Frau gar nicht zur Mannermahlzeit, bey den Britten entfernt sie sich, um das Bacchanal nicht zu stören. Da standen nun den Gästen auch Nachttöpfe zur Bequemlichkeit in Bereitschaft, wie jetzt noch bey den Bullengelagen (niedersächsisches Wort für Mahlzeit, wo blofs Männer speisen) in England. Schon Äschylus und Sophocles sprechen in ihren satyrischen Dramen von Nachttöpfen, die sich die Gäste einander an die Köpfe warfen, beym Athenäus I, 30. p. 64. *Schweigh.* Später nahm man nun noch von den üppigen Orientalen den wollüstigen Übermuth an, sich durch schöne junge Sklaven während des Trinkgelags auch hierin Handreichung leisten zu lassen. Aber auch die Alten fühlten das Empörende dieser Abwürdigung. Ein in die Sklaverey verkaufter Spartanischer Jüngling stürzte sich vom Dache, um dieses Dienstes überhoben zu seyn.

8. Plutarchs Lakonische Apophthegmen *in Parlit* 35. *T. I. P. II. p.* 574. *Wyttenb.* Epictet untersucht in seinen Dissertationen beym Arrian I. 2. 8. sehr genau die kritische Frage, ob sich ein Sklav dazu entschliefsen könne, seinem Herrn den Nachttopf vorzuhalten, wo Upton's Anmerkung p. 29. *ed. Schweigh.* zu vergleichen ist. Aus einer andern Stelle dieser stoischen Unterhaltungen I. 19. 17. sieht man, dafs der Kaiser eigne Sklaven ἐπὶ τοῦ λουτροῦ hiels. Das königliche Frankreich sah noch wunderbarere Dinge, eine Hofdame vom ersten Range dem Könige Ludwig dem Sechzehnten die Kammerdienste auf dem geheimen Kabinet leisten. S. Soulavie's *Memoires historiques du regne de Louis XVI. T. III. p.* 48.

S. 13. 4) Die Alten hatten im Innern der Gebäude fast nirgends eine Thür, sondern blofse Gardinen und Teppiche zu Vorhängen. Daher die umhängenden Tapeten auf alten Denkmälern (παραπετάσματα), um innere Zimmer anzudeuten. Daher die *velarii* in grofsen Pallästen, die eine eigene Bedienung ausmachten. Die hierher gehörigen Stellen hat

auſser Sagittarius auch schon Pignori gesammelt *de servis p. 227 sqq.* vergl. Winkelmann *Storia delle Arti T. III. p. 69. ed. Fea.*

S. 13. 3) Gegen silberne Nachttöpfe, als eine sehr gewöhnliche Sache, eifert schon der Kirchenvater Clemens. Man sehe die Erklärer des Petron *c. 27. p. 96.* Man machte sie auch aus der köstlichen Komposition, die unter dem Namen korinthische Bronze im Alterthum bekannt war, und Cicero spottet daher schon über die damaligen Connoisseurs, die die ächte Composition an einem solchen Gefäſs durch den oxydirten Geruch des Metalls erprobten. *Parad. V, 2.* Vergl. N. Teutscher Merkur 1800. Mai. S. 225. und Scherers Grundriſs der Chemie (Ausg. von 1800.) S. 528. Die *Vasa murrhina* sind nach der mit Recht bezweifelten Hypothese des Grafen von Veltheim in seiner Schrift *über die Murrhiniten*, in der Sammlung seiner Aufsätze Th. I. S. 196. ff. chinesische Speckſteine gewesen. Der Gebrauch, der hier davon gemacht wird, stände jener Behauptung nicht entgegen. Denn warum sollte Sabina, die überall eine

so grofse Freundin des Orientalismus ist, diese damals in Rom für äufserst kostbar gehaltene Masse nicht noch dem Silber vorgezogen haben? Übrigens bemerkt schon Ulpian in den Pandecten, dafs das Silber, was zu dem Nachtgeschirr der Damen (*scaphia*) gebraucht werde, nicht zum eigentlichen Silbergeschirr zu rechnen sey.

S. 13. 6) Diese thörichte Sitte straft Plinius XXIII, 5. S. 12. *inserta margaritarum pondera e collo dominarum auro pendeant, ut in somno quoque unionum conscientia adsit.* Träumend und wachend wollten also diese Frauen mit Perlen bedeckt seyn.

S. 14. 1) S. Journal des Luxus und der Moden 1801. April. S. 221.

S. 14. 2) Sie hiefsen *Janitrices.* Siehe Pignori *de servis.* Die Mädchen waren auch sonst zum Horchen und zum Verschicken gut zu gebrauchen. Einer solchen bediente sich z. B. die Frau des Landpflegers von Judäa. S. Johannes XVIII, 16. 17.

S. 15. 1) Ovids Kunst zu lieben III, 209-230. Die von Strombeckische Über-

setzung (Göttingen 1795.) konnte wegen ihrer Härten nur wenig gebraucht werden. Übrigens verdienet diese Kunst zu lieben wegen ihrer wahren Originalität und als das lebendigste Sittengemählde des Augusteischen Roms gewifs einen weit höhern Rang unter dem wenigen, was die Camönen nicht blofs durch griechischen Mund den römischen Sängern offenbarten, dafs nur eine einseitige und engbrüstige Moral bis jetzt eine classische Bearbeitung dieses in seiner Art einzigen Lehrgedichts verhindern konnte. Sehr fein und gegründet ist Manso's Bemerkung über den Zweck, der dem ganzen Plane des Gedichts zum Grunde liegt, Nachträge zu Sulzers Theorie B. III. St. II. S. 339.

S. 17. 1) Herodot II. 84. vergl. Sprengels *Geschichte der Arzneykunde T. I.* S. 78. neuere Ausgabe. Die Aegypter behandelten also den menschlichen Körper, wie die guten Fabrikanten ihre Fabrikoperationen. Herr Remnich hat in seiner Reise durch England im Sommer 1799. sehr gut gezeigt, dafs die möglichste Vertheilung der

einzelnen Theile des Fabrikats unter einzelne Fabrikanten, die ihr ganzes Leben hindurch nur dieſs thun, die Hauptursache der Vortrefflichkeit englischer Fabrikate sey.

S. 17. 2) Man halte dieſs ja für keine Übertreibung. Wer die bey Lorenz Pignori in der gelehrten Schrift über die Sklaven der Römer (*de servis ed. II Batav.* 1656.) S. 191-204., die Anmerkungen des Reinesius *Ad inscripti. Cl. I. 89. p.* 125. und Gori zu dem im vorigen Jahrhundert erst entdeckten und beschriebenen *Columbarium Liviae Augustae* zu vergleichen und die daselbst angeführten Stellen zu prüfen die Gelegenheit hat, wird zu allen die Belege finden. Eine Römische Dame aus den Zeiten, wo wir unsere Sabina hinversetzen, hatte mindestens 200 Freygelassene und Sklavinnen zu ihrer täglichen Bedienung.

S. 18. 1) Ovid hat eine Schminkkunst gedichtet, wovon aber nur die ersten hundert Verse auf unsere Zeiten gekommen sind. Die Kosmetik macht einen eignen Theil der alten Arzneykunde aus, worüber

schon im Alterthum zwey Leibärzte, Archigenes am Hofe der Cleopatra, und Criton am Hofe der Plotina, der Gemahlin des Kaisers Trajans, ihren erlauchten Gebieterinnen eigne Werke zugeschrieben haben. S. *Fabricius bibliotheca Gr. vol. XII, 608 sqq.* Man vergleiche, was der gelehrte Arzt Triller in Wittenberg in einer besondern Abhandlung gesammelt hat: *de remediis veterum cosmeticis eorumque noxis. Vit.* 1757. 4.

S. 19. 1) Das Wort heifst im Griechischen ein Becken: als Name eines Putzmädchens steht es in einem Lustspiele des Plautus: das Gespenst (*Mostellaria*) I, 3. wo eine Griechische Putzscene auf dem Theater vorkommt.

S. 19. 2) Eselsmilch, ein Conservationsmittel. Die Eselsmilch ist schon im Alterthum nicht blofs als ein Restaurationsmittel der Lungen, sondern auch der Haut angesehen worden. Man hatte über ihre Zartheit die sonderbarsten Sagen. So erzählt der christliche Sophist Synesius in einem Briefe, den uns Fabricius *biblioth.*

Gr. T. VIII. p. 246. ed. pr. aufbewahrt hat, dafs sie sich, wenn man sie aufhübe, in wenig Tagen selbst verzehre. *Nullum celerius emanuit* sagt schon Plinius XXVIII, 10. S. 65. Wider die Auszehrung verschrieben sie schon die alten Ärzte. S. die *Epitome* des Theophanes Nonnus *c. 153. p. 419. ed. Bernardi*, und aus des Vigneuil Marville *Melanges T. II. p. 129.* ist bekannt, dafs der berühmte Arzt Guy Patin in Paris schon zu seiner Zeit die Bemerkung machte, dafs in Paris viele Personen durch eine jährliche Eselsmilchkur das achtzigste Jahr erreichten. Die Hauptstelle über die Eselsmilch, als kosmetisches Mittel, ist beym Plinius XXVIII, 12. S. 12. *Cutem in facie erugari et tenerescere et candorem custodire lacte asinino putant.* Dabey führt er den lächerlichen Aberglauben an, dafs einige Weiber sich gerade siebzigmal des Tages mit der Eselsmilch bäheten und wuschen, weil man diese Zahl auch im Alterthum für eine sehr vollkommne Stufenzahl hielt. Die Geschichte mit der Poppäa, die sich grofse Heerden von Eselinnen auf ihren Reisen nachkommen liefs, um sich in Badewannen voll Eselsmilch zu baden, ist aus

dem Plinius XI. 41. und andern Schriftstellern bekannt. S. Reimarus zum Dio T. II. p. 1024. 146. Wir werden auch unsere Sabina davon Gebrauch machen sehen, wenn wir in der Fortsetzung dieser Scenen auf die Badebesuche kommen. Natürlich hat man auch dieſs, wie billig, den Eseln zum Verdienste anzurechnen gewuſst. So hat der gelehrte Pariser Professor Jean Passerat in seiner mit eben so viel Laune als Belesenheit geschriebenen Lobrede auf den Esel (*Encomium asini*) auch die Wundereigenschaften seiner Milch in Anschlag zu bringen nicht vergessen, und der in der Künstlerwelt berühmte Direktor der königlichen Akademie zu Neapel, W. Tischbein, hat in seiner komischen Thierepopöe: Geburt, Schicksale und Tod eines Esels (eine Gallerie allegorischer Zeichnungen, worin das Leben eines Esels in allerley Situationen dargestellt wird) auch eine Eselsmutter vorgestellt, die vor dem Hause eines reichen Kanonikus gemolken wird, um ihn zu den Liebkosungen der niedlichen Mädchen, die an seiner Hausthüre die gemolkene Milch in Empfang nehmen, noch länger Kräfte zu

verleihen. Schade, dafs dieſe Zeichnungen ſich bis jetzt bloſs noch in den Portefeuillen des Künſtlers befinden.

S. 19. 3) Saumaiſe zu den *scriptt. hist. Aug. T. I. p.* 42.

S. 20. 1) Feſtus *S. v. tentipellium.*

S. 20. 2) Der Name Phiale, als einer ſchmückenden Zofe gehörig, kommt beym Ovid vor in den Metamorphoſen III, 172.

S. 20. 3) Schminke mit Speichel. Die Alten hatten ein ganzes Receptbuch, wobey immer der Speichel des Menſchen das Hauptingredienz war, beſonders der Speichel einer nüchternen Frau. S. Plinius XXVIII, 7. S. 22. mit Harduins Anmerkung. Es iſt merkwürdig, dafs das altfranzöſiſche *fard*, welches Menage im *Dictionnaire Etymologique p.* 305. fälſchlich von *facus* ableitet, vom italiäniſchen *farda*, ſchleimichten Speichel, abgeleitet werden muſs, weil, wie Grandi in ſeinem Briefe an Ludolf ſehr gut bemerkt, die Weiber den Merkuriusſublimat, woraus die Schminke beſteht, mit Spei-

chel mischten. Daher sagt Ariost in seiner ersten Satyre:

Voglio che si contenti della faccia
Non sa ch' il lucio e fatto col saliva
Delle Giudee ch' il vendon, ne con tempre
Di muschio ancor perde l'odor cattivo.

S. 20. 4) So nannte man nicht blofs die Salben - sondern auch die Schminkkästchen. Siehe zu Martial XIV. 75. Dafs in dem Museum zu Portici noch jetzt ein solches krystallenes Kästchen, durch welches die Schminke vollkommen wie *Rouge de Paris* aussieht, von den Fremden bewundert wird, ist bekannt.

S. 21. 1) Siehe Küttners Beyträge zur Kenntnifs Englands St. VIII. S. 45.

S. 21. 2) Die Grundlage bey aller rothen Schminke machte ein Moos, woraus noch heutzutage am mittelländischen Meere das Lackmufs zubereitet wird, die Orseille, *Lichen roccella. Linn.* wovon Beckmann Geschichte der Erfindungen I. Seite 333 ff. sehr gelehrt gehandelt hat. Dies

Moos hiefs bey den Griechen und Römern *fucus*, und diefs wurde die allgemeine Benennung aller Schminke. Aufserdem bediente man sich auch noch anderer Farbepflanzen, besonders der *Anchusa tinctoria*, *Linn.* Aus dem Thierreiche war besonders ein aus dem Schmutze der Attischen Schafe, so wie er sich an einige schweifsige Theile der Wolle anklebte, abgekochter Extrakt, *Oesypum* genannt, (S. die Citate zum Hesychius T. II. p. 734.) und der pulverisirte Crocodilenmist aus Agypten, der gegen die Hautausschläge und Sommerflecken gebraucht wurde (S. die Erklärer zu Ovids *art. amand. III.* 270.) ein sehr beliebter Bestandtheil der Toilette.

S. 21. 3) S. den launigen Aufsatz im *European Magazine* 1797. *The adventures of Mercury p.* 307. *seq.* Selbst die so gerühmten und als unschuldig empfohlnen Waschwasser haben mineralische und also korrosive Theile. „So viel ich derselben kennen gelernt habe, so enthalten sie alle Quecksilber oder Bley in feinerer oder gröberer Gestalt genug, die zwey schrecklichsten Gifte." Worte des menschenfreundlichen Hufeland

in dem lesenswürdigen Aufsatz: einige Schönheitsmittel nicht aus Paris, in seinen *gemeinnützigen Aufsätzen zur Beförderung der Gesundheit* (Leipzig bey Goschen 1794.) S. 85.

S. 22. 1) Die hierher gehörigen Stellen hat Fischer zum Anakreon XXVIII, 16. mit dem gründlichsten Fleisse gesammelt. Vor ihm hatte es schon Junius *de pictura III.* 9. gethan. Auch die Neugriechinnen haben diese Vorliebe für die schwarzen Augenbraunen und Wimpern beybehalten. S. Guys *Voyage litteraire en Grece T. I. p.* 106. *ed. pr.*

S. 22. 2) Daher sagt ein Liebhaber in einem türkischen Liebesliede: er fürchte sich seine Geliebte zu küssen, wegen der Skorpionsscheeren, die sie über ihren Augen habe. Niemand hat uns neuerlich diesen Theil der orientalischen Toilette genauer beschrieben als Sonnini *Voyages dans la haute et basse Egypte T. I. ch.* 16. *p.* 290. *sqq.* In den Waarenverzeichnissen der Levante kommt auch Schminkschwärze häufig unter dem Namen Alquifoux oder Arquifoux vor. Das

Stimmi ist also die *galena fostulata*, der Bleyglanz, und keineswegs das Alkohol oder Spiefsglas, wie Grandi in seinem Briefe an Ludolf S. 117. glaubt. Dieser Grandi war ein Arzt zu Venedig im 17ten Jahrhundert, der alles, was sich aus dem Alterthum und aus dem Munde neuerer Reisender sammeln liefs, sehr fleifsig in diesem Brief zusammenstellte in den *Ephemeridibus Naturae curiosorum Anni VI. Decur. II. p.* 81. *seqq. Append.*

S. 25. 1) *Dallaway's* (im Gefolge des vorigen englischen Gesandten Ainsley in Constantinopel) *Constantinople ancient and modern* (London 1794. 4.) *p.* 50. Man vergesse hierbey nicht, dafs in der Levante die Sitten der Vorzeit, besonders in den Harems, von Geschlecht zu Geschlecht unveränderlich erhalten wurden, und dafs in allen diesen dort kein Wechsel der Moden, wie der Mondphasen, ist.

S. 25. 2) Die Hauptstelle ist im Juvenal von einem fanatischen Weichling: *Ille supercilium madida fuligine tactum Obliqua producit*

acu pingitque trementes Attollens oculos. Petron c. 110. p. 505. nennt dieſs witzig: die Augenbraunen aus der Schminkbüchse holen, *supercilia proferre de pyxide.* Die ganze Zubereitung dieser schwarzenden Augensalbe hieſs bey den Romischen Damen, wie wir aus einem Fragment des Varro beym Grammatiker Nonius wissen S. 607. *Calliblepharon*, Schönauge. S. Bernard zu des Nonnus Recepten oder *Epitome* c. 53. p. 219. Sie wurde mit einem besondern Werkzeuge aufgetragen. Was Juvenal *obliquum acum* nennt, heiſst beym Galen, wo er die täglich sich stimmisirenden Weiber anführt (αἱ ὀφθαλμοὺς στιμιζόμεναι γυναῖκες) μήλη, d. h. *specillum*, eine Sonde. S. Foesius in *Oecon. Hipp. s. v.* μήλη.

S. 24. 1) Mastix-Käuen. Das Wort μαστίχη, Mastix, selbst beweiſst, daſs man dieſs Produkt von den frühesten Zeiten an gekäut (μαστίζειν, wovon noch *maxilla, machoire*) habe. Mastixkäuende Männer kommen beym Clemens von Alexandrien vor *Paed. III. p.* 222. D. und Weiber 251. D. Die Sitte dauert in der Levante noch überall

fort. S. Sonnini *Voyage dans la haute et basse Egypte T. III. p.* 366. Scio ist die reiche Mutter dieser Mastixbäume und des Harzes von der *Pistacia lentiscus*. S. Murray's *Apparatus medicaminum regni veget. T. I. p.* 126. *ed. II.* Noch jetzt muſs die Insel Scio einige tausend Pfund dieser Mastixkörner als Tribut nach Constantinopel liefern, wo die Frauen sie fleifsig kauen, um sich wohlriechenden Athem und weifse Zähne zu verschaffen. S. Tournefort *Voyage du Levant. T. I. p.* 145. u. Galand in Choiseuls *Voyage pittoresque en Grece T. I. p.* 188. Die Stellen der Alten giebt Bernard zu Nonnus, in der *epitome c.* 109. *p.* 338., wo ἡ Χία μαστίχη κατεπάμων vorkommt. Selbst das Holz des Mastixbaums wurde vor allen andern zu Zahnstochern gebraucht. Martial erwähnt nicht allein die *cuspides lentisci III.* 82. vergl. *VI.* 74. sondern führt sie auch in seinen Geräthschaftsdistichen XIV. 22. besonders als *dentis alpta* auf. Statt ihrer hatte der versilberte Trimalchio gar einen silbernen Stocher, *spinam argenteam*. S. Petron c. 33. p. 128. mit den Anmerkungen. Arme Leute, die die kostba-

ren Mastixstocher nicht kaufen konnten, nahmen, wie bey uns, mit Federn vorlieb. Daher wurden die Mastixbäume auch in Italien fleifsig angebaut, und die Stadt Linternum war durch die Cultur dieser Bäume (deren Holz auch den Motten widersteht, Columella V. 10.) berühmt. S. Ovid Metamorph. XV. 714. Aus Dioscorides sieht man, dafs mit der Mastix grofse Verfälschungen vorgingen, und man auch andere Harze, statt der ächten Mastix, brauchte. Dasselbe geschieht noch jetzt häufig in der Levante, wo die ärmern Frauen sich eines andern Pflanzenprodukts aus der *Attractilis gummifera Linn.* bedienen, es aber auch Mastix nennen. Sonnini hat in seiner *Voyage en Grece et en Turquie T. II. p.* 126. f. mehrere Beobachtungen darüber mitgetheilt.

S. 24. 2) *Cic. de Legg. II.* 24. Es war streng verboten, den Todten Gold mitzugeben. Dabey war jedoch namentlich die Ausnahme erwahnt, dafs diefs nicht auf die Leichen ginge, die falsche Zähne mit Gold eingesetzt hatten. Es ist merkwurdig, dafs nach

Tischbeins Erzählung (S. *Vasengemählde* St. 1. S. 63.) in einem Grabe, wo alte Griechische Vasen gefunden wurden, auch sieben Zähne, an einen Golddraht gereiht, ausgegraben worden sind. Man vergl. daselbst die Anmerk.

S. 25. 1) Das Zahnpulver aus Bimsenstein rühmt Plinius XXXVI. 21. s. 42. *dentifricium e pumice*. Vergl. die Erklärer zu Martial XIV. 66. Man mischte Marmorstaub darunter (μαρμάρου ἐπιπασεις), sagt Nonnus in seinem antiken Zahnpulverrecept in *Epitome* c. 112. p. 343. wo Bernard nachzulesen ist. Dieselben kalcinirten Substanzen kommen auch noch, wie Kenner versichern, in die meisten Zahnpulver unserer Tage, wenn gleich die Verkäufer an schön klingenden Namen es nicht fehlen lassen. So das berühmte Zahnpulver der englischen Ladies, *Hemet's* Perl-Essenz, *pearl-dentifrice*.

S. 26. 1) *He never copied any bodie's Work, but his own and God Almighty's.* Man

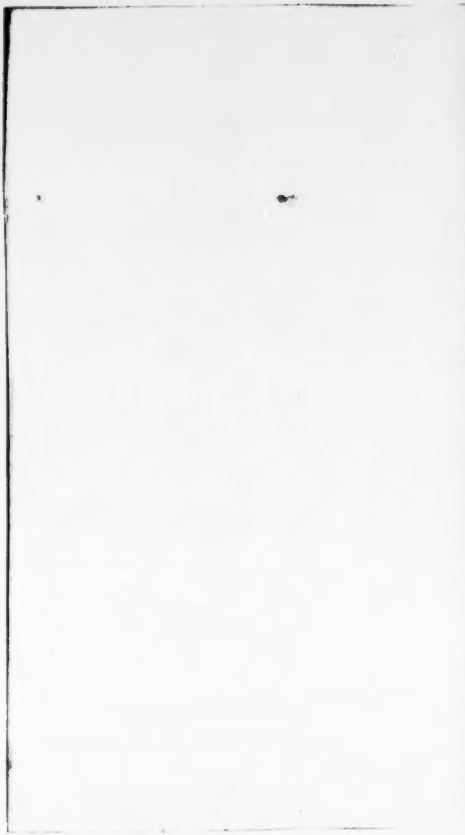
lese Chesterfield's launigen Aufsatz in der Wochenschrift *the World No.* 105. *T. III. p.* 8.

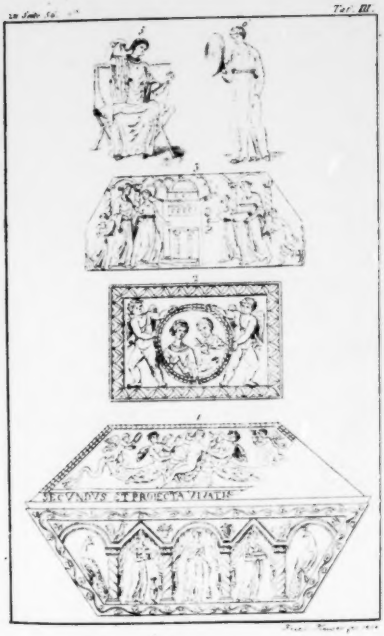
S. 26. 2) *Epigr. IX.* 38.

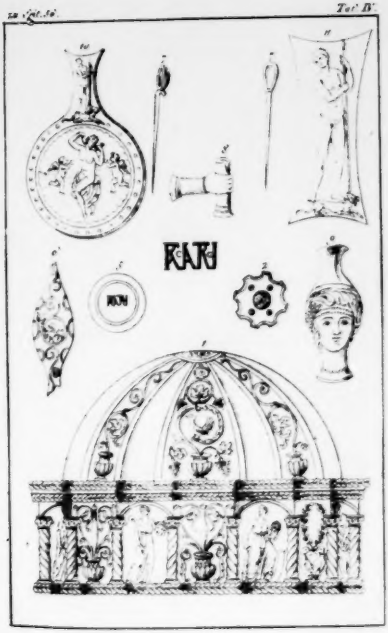
S. 26. 3) *Caractères T. I. p.* 153.

B E Y L A G E.

Toilettenkästchen, Salbenbehältnisse und Putzgeräthe der Römerin Asteria, aus dem vierten Jahrhunderte. Im Jahre 1794. gefunden.




SECUNDUS SUPERCILIATUS



„Wenn wir doch die Schminkbüchschen im Museum zu Portici einmal zu sehn bekommen könnten! Hat sich denn gar kein Toilettenkästchen unter den aufgewühlten Schutthaufen und Grabgewölben bey so vielen Nachgrabungen neuerer Zeit vorgefunden? Es haben sich gelehrte Männer mit dem Homer und Cicero unter dem Kopf begraben lassen; liefs denn nicht etwa einmal eine schöne und schmucklustige Domina sich auch ihr Lieblingsgeräth mit ins Grab geben?“ — So hört' ich wirklich einige unserer schonen Leserinnen rufen, als sie Muth und Geduld genug gehabt hatten, um den ersten Morgenbesuch an der Toilette unserer Sabina mit mir abzustatten, und zu den köstlichen Narthezien, von welchen da die Rede war, eine ganz eigene Neigung in ihrer Brust keimte.

Hermes gesegne es! rief der alte Grieche und Römer. Glück auf! rufen unsere unterirdischen Gold - und Silbersucher, die Bergleute, bey jedem glücklichen Fund. Wir wollen es auch rufen. Denn ein zärtlicher Sylphide, der den Wunsch unserer schönen Leserin von ihren Lippen wegküßte, hat einem grämlichen Gnomen wirklich einen solchen unterirdischen Schatz vor kurzem abgejagt, und was wir kaum zu wünschen hoffen, ist plötzlich wahr geworden. Ein glückliches Ohngefähr hat wirklich vor wenigen Jahren eine vollständige Toilette einer Römischen Dame vom ersten Range, aus unterirdischen Kammern zu Tage gefördert, und, was vielleicht der zweyte Theil zu diesem Glücksfall genennt werden kann, den Fund in die Hand des kundigsten Auslegers in Rom gebracht, der eine eigene gelehrte Schrift darüber herausgeben konnte. *) Zwar sind die Geräthschaften, von welchen hier die Rede ist, um einige Jahrhunderte später verfertigt und gebraucht worden, als wo Sabina glänzte: allein gewisse Umgebungen schöner Frauen sind ihnen selbst ähnlich. Sie altern nicht. Jugend und Anmuth sind

im Gefolge der Venus. Was ihre Zauberberührung einweiht, kann wohl in unwesentlichen Aufsendingen verändert, aber nicht umgegossen, nicht umgeformt werden. Sabinens Zierkästchen können recht füglich mit kleinen Verschönerungen oder — Verkünstelungen drey Jahrhunderte später noch das Modell der Putzgeräthe geworden seyn, deren sich die consularische Dame **Asteria** im 4ten Jahrhunderte bediente.

Erst ein Wort über die Entdeckung dieser Kostbarkeiten, so weit ich selbst bis jetzt davon unterrichtet bin. Es war im Frühjahr 1794, als einige Arbeiter, die im Klostergarten der Paulanernonnen, am Fuſse des Esquilinischen Berges, ohnweit der Suburra [1]) nach einem Brunnen gruben, 15 Fuſs tief unter der Erde, ein geräumiges, mit Schutt und Trümmern angefülltes Gemach, und in diesem einen Kasten entdeckten, in welchem sich eine Menge alter Römischer Geräthschaften befanden. Man hielt anfänglich diese Entdeckung für so unbedeutend, daſs die Regierung, der nach dem Reglement von allen Ausgrabungen Rechenschaft gegeben

werden mufs, den ganzen Plunder, wie man es nannte, den Klosterfrauen schenkte, auf deren Grund und Boden die Sachen gefunden worden waren. Diese verkauften wieder den ganzen Fund an einen kunstliebenden Deutschen, *) der sich damals gerade in Rom aufhielt, und bey genauerer Untersuchung fand sich, dafs diese Sachen sowohl durch ihren innern Gehalt, als durch die Seltenheit und Zierlichkeit ihrer äufsern Form zu den merkwürdigsten Kunstschätzen gehörten, die neuerlich in Rom ausgegraben worden sind. Der deutsche Besitzer trug Bedenken, sie aus Rom mitzunehmen, und gab sie einem Freunde aufzubewahren. Der gelehrte Abbate Visconti, der Aufseher des Pio-Clementinischen Museums, schrieb an den Prälaten Jomaglia einen in mehrere Journale eingerückten Brief, worin er die hier gefundenen Stücke einzeln erläutert. *)

*) Nach einer durch Visconti in Paris mir mitgetheilten Handzeichnung erhalten die Leser auf den beygefügten Kupfertafeln, Taf. 3 und 4, die ächten Abbildungen dieser merkwürdigen Toiletten gerathschaften.

Alle die im Kasten gefundenen Geräthschaften sind von gediegenem Silber, und wiegen zusammen 1029 Unzen. Kaum betragen alle übrigen bis jetzt gefundenen Alterthümer in Silber — die Münzen ausgenommen — so viel am Gewicht, als dieser einzige Kasten mit Silbergeräthe, wovon ein grofser Theil noch obendrein vergoldet ist. Was man sonst in dieser Art gefunden hat, ist nur in einzelnen Stücken und sehr zerstreut entdeckt worden, als das silberne Schild, das in der Rhone, ohnweit Avignon gefunden wurde, ein zweytes, in der Arve bey Genf gefunden, und ein drittes, wovon sich im 9ten Bande der *Memoires de Litterature* eine Beschreibung findet; die grofse silberne Schüssel auf dem Vatican, und die Unterschaale der Ardaburier, die der Abbate Brasschi bekannt gemacht hat. Aber so grofs auch dieser innere Metallgehalt seyn mag, so kommt er doch noch in keinen Vergleich mit dem Werthe, den diese Sachen als Alterthümer für die Kenner und Sammler haben müssen. Diese finden hier auf einmal fast alle Geräthe bey einander, die zur Toilette einer vornehmen Römerin aus der zwey-

ten Hälfte des 4ten Jahrhunderts gehörten, und so mufs dieser Fund auch für die Geschichte des Luxus und des Geschmacks ein vielfaltiges Interesse erhalten.

Das betrachtlichste und merkwurdigste Stück unter allen besteht aus einem silbernen Toiletten - oder Schmuckkästchen, zwey Fufs lang, anderthalb Fufs breit, und einen Fufs hoch. (Taf. 5. Fig. 1 und 2.) Die Form, die Arbeit, die daran befindlichen Figuren, alles ist hier kunstreich und bemerkenswerth. Das viereckige Kastchen besteht aus zwey gleichen Theilen, wovon der obere den Deckel, der untere das eigentliche Behältnifs macht. Da, wo der Deckel auf der Unterlage einpafst, ist das Kästchen am dichsten, so wie es nach oben und unten pyramidalisch zulauft, und sich durch zwey gleich entfernte Durchschnitte in zwey kleine viereckige Felder endigt. Das frühere Alterthum würde diese erkünstelte Form schwerlich gewählt haben. Allein sie scheint in spatern Zeiten des gesunkenen Geschmacks sehr gebraucht und beliebt gewesen zu seyn. *) Denn diese abgestumpfte Pyramidalform fin-

det sich auch auf zwey Deckeln der in dem Pio - Clementinischen Museum befindlichen Begräbnifsurnen, welche von Kennern ins Zeitalter Constantius gesetzt, und der heil. Helena und Constantia zugetheilt werden. Über die Bestimmung des Kästchens fallen alle Zweifel weg, sobald man die auf dem Deckel und dem Kasten selbst in halberhabener Arbeit ringsherum angebrachten Figuren, und die dabey befindlichen Inschriften genau betrachtet. Auf der obern Grundfläche des Deckels, die durch die abgestumpfte Pyramide entsteht, und gleichsam als der oberste Ehrenplatz anzusehen ist, weil sie dem Beschauer zuerst ins Auge fällt, zeigen sich Mann und Frau in Relief bis auf halben Leib abgebildet. (Taf. 3. Fig. 2.) Die Dame steht ihrem Gemahle zur Rechten, und hält in der einen Hand eine zusammengewickelte Rolle. Man findet diese Vorstellung häufig auf alten Denkmalen, wo eine Hochzeit abgebildet ist [1]), und einer der gelehrtesten Alterthumsforscher deutet sie sehr sinnreich auf den feyerlichen Ehekontrakt [2]), wodurch zugleich dieſs Toilettenkästchen die neue Beziehung erhalten würde, dafs es der schonen

Besitzerin als Brautgeschenk von ihrem Bräutigam 1) gegeben worden sey. Die Coeffüre unserer Damen ist sehr künstlich in mehreren Flechten und Zopfen über einander gethürmt, so wie man sie gewohnlich auf Münzen und Bildsäulen der Kaiserin Helena antrifft 2). Der Herr Gemahl oder Bräutigam erscheint hier in einem kleinen, zierlich gekräuselten Bart, ohngefahr nach eben dem Schnitt, wie er auf den Münzen des Maximin, Julian und Eugenius zu sehen ist. Über die Schultern ist ein Mantel geworfen (die Chlamys), der über der rechten Schulter, wie gewohnlich, mit einer Agraffe von betrachtlicher Grofse 3) zusammen gehalten wird. Sehr einfach und doch bedeutend ist dabey die Einfassung, die beide Büsten gemeinschaftlich umgiebt. Es ist eine Guirlande aus Myrtenzweigen, von zwey schwebenden Genien auf beiden Seiten gehalten. Wie bezeichnend für die Einigkeit des jungen Brautpaars!

Drey Felder von den vier aufwartslaufenden Flächen des Deckels sind mit sehr passenden Vorstellungen der Venus in Relief ausgeschmuckt. Besonders schon ist die Vor-

stellung gearbeitet, wo Venus mit Tritonen und von Liebesgöttern umflattert in Procession über die besänftigten Wellen hingleitet. Einer der Tritonen rudert voraus und hält der Göttin einen ovalen Spiegel vor, eine Gruppe, die mit geringen Veränderungen auch häufig auf ältern Kunstwerken, besonders auf geschnittenen Steinen angetroffen wird [1]). Die Drapperie und Verzierung der Figuren auf allen drey Seiten ist stark vergoldet. Diese Vergoldungen waren in jenem spätern Zeitalter herrschender Modegeschmack, der sich in der Gegeneinanderstellung des Goldes und silbernen Grundes aufserordentlich gefiel. Merkwürdig ist auch die Vorstellung auf der vierten Seite, (Fig. 3.) wo Venus nicht unmittelbar ins Spiel gemischt ist. Hier erblickt man die feyerliche Heimführung der Braut ins Haus des Bräutigams. Die Form des Hauses, das sich hier nebst verschiedenen Kuppeln und Giebeln zeigt, gleicht derjenigen aufs genaueste, die wir auf einigen grofsen Medaillen (auf Contorniaten) finden. Die neuverheirathete geht zwischen zwey Brautjungfern, wovon die eine einen Tambourin, oder eine Handtrommel spielt. In

einiger Entfernung zeigen sich noch mehrere Figuren, eine Frau mit zwey Kindern, die kleine Kästchen, Schenkkannen, Vasen und andern dergleichen Haushalt tragen 1). Die Figuren sind zum Theil durch eine zwischen innen stehende Säule von einander getrennt, an welche sich Bänder in Spirallinien hinaufschlingen, eine Verzierung des Säulenschaftes, die man in jenem Zeitalter häufiger antrifft, und schon zu den Schnörkelwerken einer ausgearteten Architektur rechnen mufs.

Am interessantesten ist die Vorstellung an der einen Seite des Kästchens, wo wir eben die Dame, die oben heimgeführt wird, im Heiligthume ihres Putzzimmers, bey der Toilette selbst erblicken. Sie sitzt auf einem prächtigen Stuhl, während sieben Sklavinnen um sie herum beschäftigt sind. Der Stuhl ist mit goldnen Kettchen umhangen und mit Buckeln, die um das Gestelle herumlaufen, ausgeschmückt, also eine Cathedra. Sie selbst hält in der einen Hand ein Putzkästchen, welches wahrscheinlich allerley Schmuck und Juwelen enthält, mit der andern ordnet sie ein Band oder eine Haarlocke an ihrem Kopfe.

(S. Fig. 5.) Gerade vor ihr steht eine der ihr aufwartenden Zofen, mit einem silbernen Spiegel von der gewöhnlichen ovalen Form in der Hand, den sie ihrer Gebieterin vorhält. (S. Fig. 6.) Neben ihr steht eine andere Sklavin mit einer Art von Büchse oder Kästchen, in welches man sich Schminken und andere Nothhülfen und Verschönerungskünste der mangelhaften Natur hineindenken mag. Eine dritte Dienerin hält ein viereckiges Kistchen in die Höhe, und hat eine Giefskanne zu ihren Füfsen stehn. Vielleicht irren wir uns nicht, wenn wir in ihr eine Paeras erkennen, oder die Sklavin, welche die süfsduftenden Indischen Essenzen in die Haare und Gewänder ihrer Gebieterin spritzte. Das Kistchen wäre dann ein eigentliches Nartheziu m, ein Salbenkästchen, in welchem die Alabastervasen, Ölfläschchen, Onyxkännchen aufbewahrt wurden, und das zu den Füfsen stehende Waschgefäfs mit Wasser würde damit in der genauesten Verbindung stehn. Eine vierte Dienerin hält ein Becken oder ein halbrundes Gefäfs, in Form einer Kesselpauke, welches man vielleicht nicht mit Unrecht für ein Lavoir oder

Waschgefäs halten konnte. Eine fünfte hält einen Ring, von welchem ein kleiner runder Kasten herabhängt, wovon der Untertheil flach, der Deckel aber pyramidalisch zugespitzt ist. Neben dieser so zahlreichen Bedienung stehen auch noch zwey Frauen mit Fackeln, die sie in einer Art von Candelabern empor halten. Da es nicht wahrscheinlich ist, dafs sich die Schöne beym Fackelschein putze: so dürften sie wohl am wahrscheinlichsten auf die bey der Hochzeit gewöhnlichen Fackeltragerinnen [1]) bezogen werden können, und so erhielte auch die ganze Vorstellung eine bestimmtere Deutung. Es wäre dann nicht von einem gewöhnlichen Anputz, sondern von der feierlichen Schmückung einer Braut die Rede. Das Zimmer, wo diefs alles geschieht, hat einen Säulengang, und jede der hier aufgeführten Personen ist durch eine dazwischen stehende Saule von der andern getrennt. Sehr sinnreich ist übrigens auch noch der Gedanke des Kunstlers, zwischen den äufsersten Säulen auf jeder Seite einen Pfau in voller Pracht seines Federschmucks zu stellen, und so die ganze Putzscene mit dem Ziervogel der königlichen Juno einzufassen,

an welchem schon das Alterthum die Bemerkung gemacht haben wollte, dafs jeder Lobspruch ihn noch eitler und putzsüchtiger mache [1]).

Die Bestimmung dieses silbernen Kästchens kann nach allem dem, was über die darauf angebrachten Figuren erinnert worden ist, keinem Zweifel unterworfen seyn. Es war das Schmuck - und Toilettenkästchen der Römischen Dame, die als Braut selbst zweymal darauf abgebildet ist. Dergleichen Kästchen waren den alten Griechinnen und Römerinnen so unentbehrlich, [2]) als unsern Damen, nur dafs sie bey uns jetzt aus Mahagony - oder Atlasholz gearbeitet und, wenn es köstlich ist, mit Marqueterie eingelegt und fournirt sind, bey den Alten aber aus den edelsten Metallen gefertigt und mit dem zierlichsten Bildwerk in halberhobener Arbeit geziert waren. — Über den Namen der Besitzerin kann auch kein Streit entstehn, da auf einer glattpolirten Fläche des Deckels sehr deutlich folgende Worte zu lesen sind: *Secunde et Projecta vivatis.* Sekundus ist der Name des Bräutigams, Projecta der

Name der Braut. Beiden wird durch jene Worte ein Glückwunsch zugerufen, und da auf einigen darneben gefundenen Tellern in verzogenen Buchstaben der Name *Projecta Turci* geschrieben stand, und in der Geschichte des 4ten und 5ten Jahrhunderts mehrere vornehme und mit den ersten Staatsämtern bekleidete Römer, 1) die *Turcius Asterius Secundus* hiefsen, vorkommen: so scheint es so gut als erwiesen, dafs die Dame Projecta, die Gemahlin eines solchen Turcius, im 4ten oder 5ten Jahrhunderte die Besitzerin dieser kostlichen Toilette gewesen seyn müsse.

Das merkwürdigste Stück aufser diesem Kästchen ist eine silberne Kapsel, die man, wie aus den noch übrig gebliebenen, oben befestigten silbernen Ketten zu sehen ist, nach Bequemlichkeit aufhängen konnte. (S. Taf. 4. Fig. 1.) Sie hat 1 Fufs Höhe, und auf der Basis 1 Fufs und einige Zoll Breite, ist übrigens ein regelmäfsiges Polygon oder Vieleck von 16 Seiten und wölbt sich oben, wo der Deckel ist, rund zu. Man erkennt beym ersten Anblick sogleich die Ähnlichkeit, die dieſs Geräthe mit den Behaltnissen der Bücher-

rollen hat, die wir auf vielen Denkmälern des Alterthums neben den Musen und verschiedenen männlichen Figuren in der *Toga*, auch auf Reliefs und in den Herculanischen Gemählden finden, [1]) nur dafs sie da häufiger eine ganz runde, cylindrische Form haben, weil der noch unverdorbene Geschmack das Vieleck verwarf. Man bediente sich dieses Behältnisses, das auch bey den Römern Capsel (*capsula*) hiefs [2]), theils auf Reisen, theils auch auf den Studierzimmern, um eine kleine Handbibliothek für den Hausbedarf darin aufzuheben, oder auch einige besonders kostbare Bücherrollen mit grofser Sorgfalt darin aufzubewahren. Und zu dieser gelehrten Bestimmung schicken sich auch die in erhabener Arbeit auf den 16 Seiten der Capsel angebrachten Figuren. Es sind die 9 Musen, wovon 8 in die sechzehn Seiten der Capsel so vertheilt sind, dafs zwischen einer Muse ein Feld immer leer gelassen und blofs mit einem Kranze oder einer Vase, mit Arabesken eingefafst, geziert ist, die neunte Muse aber ihren besondern Platz oben auf dem Deckel erhalten hat. In ihr, als in der vor allen hervorgehobenen, erkennt man sehr leicht

die Muse Erato, die Göttin, welche die Liebe mit der Dichtkunst vermählt und schon dadurch an den Putztisch einer schönen Frau den ersten Zutritt hat. Sie beschäftigt sich, einen Kranz aus Blumen zu flechten, die sie aus einem neben ihr stehenden Korbchen auswählt. Neben ihr sitzt der Lieblingsvogel der Venus, die Taube. Auch die übrigen Musen erkennt man sehr leicht an ihren gewöhnlichen Kennzeichen. Clio hält ein viereckiges Täfelchen, oder ein Buch, als die Vorsteherin geschriebener Geschichtsdenkmale. Zu den Füfsen der Polyhymnia liegt die Maske mit fast geschlossenem Munde, dergleichen sich Sänger und Sängerinnen im Alterthume bedienten. Neben der Calliope steht eine Vase, das gewöhnliche Emblem der heiligen Spiele, wobey diese Vasen als Preise ausgetheilt wurden. Man findet es sonst häufiger neben der Terpsichore, erinnert sich aber hier zugleich, dafs in jenen spätern Zeiten bey öffentlichen Spielen sehr oft Gedichte in epischem Sylbenmafse vorgelesen und zwischen den Dichtern poetische Wettkämpfe gehalten wurden. [1])

In einem von den Zwischenfeldern, die blofs mit Arabesken verziert sind, ist ein Schlüsselloch und von innen ein Schlofs angebracht. Man verwahrte also die Bücher in solchen Capseln auch unter Schlofs und Riegel. [1])

Aber wozu nun diese Büchercapsel bey der Toilette einer vornehmen Römerin? Etwa zur Aufbewahrung der Gedichte und Liebesbriefe, bey welchen die Muse Erato ihr Spiel getrieben hatte? Dazu bedurfte es wohl keines so künstlichen Behältnisses. Täfelchen und Briefchen dieser Art trugen die Damen am liebsten und sichersten in ihren Gürteln oder zwischen dem Busenbande (*strophium*) an ihrem Herzen. Oder hatte unsere Dame eine niedliche Handbibliothek von ausgesuchten Romanen und Gedichten? Diese Muthmafsung hätte an und für sich gewifs nichts unwahrscheinliches. Es gab auch unter den Römerinnen leselustige Damen, nur dafs sie wahrscheinlich ihre eigenen Augen weniger dabey anstrengten, und, wie wir weiter unten am Beyspiel unsrer Sabina sehen werden, lieber aus ihren Sklavinnen eine Vorle-

serin wählten, und statt sich die Bücher aus einer wandernden und begriffenen Lesebibliothek holen zu lassen, sich lieber durch eigene Schönschreiberinnen ihren Lieblingsschriftsteller abschreiben liefsen. 1) So waren die Lustspiele des Menanders nach dem Zeugnisse des Ovid 2) in den Händen aller griechischgelehrten römischen Mädchen, und wurden von ihnen mit eben der Andacht gelesen, mit welcher jetzt unsere französischgelehrten Damen die Comödien des zierlichen Florian oder des witzigen Picard lesen. Selbst an Romanen, die damals Milesische Mährchen hiefsen, war kein Mangel. 3) Allein so wenig ich übrigens unserer Dame Asteria den Ruhm der Belesenheit streitig zu machen wage, so gewifs war doch die Bestimmung dieses Bücherkästchens sehr weit von aller Litteratur und Buchstabenweisheit entfernt, die sich überhaupt mit der ächten Toilettenweisheit nicht gut vertragen soll. Glücklicherweise hat sich mit der Bücherkapsel diefsmal auch noch ihr Inhalt ganz unversehrt erhalten, und das Räthsel ist durch den Augenschein selbst gelöst.

Man erzählt von dem frohen Erstaunen jenes Erben, der die Bibliothek seines verstorbenen Oheims grämlich ausmusterte, und auf einmal aus dem hohlen Bauche eines alten Kirchenvaters, der ganz zur Bücherversteigerung reif schien, eine Menge wohl konservirter Goldstücke hervorspringen sah. Eben so grofs, nur nicht so eigennützig, müssen sich meine Leserinnen das Erstaunen des Antiquars vorstellen, der in dieser ausgegrabenen Capsel sogleich ein römisches Bücherkästchen erkannte, den seit mehr als tausend Jahren eingerosteten Deckel aufbrach, einen Fund von Handschriften erwartete, der an Alter und Seltenheit alle bis jetzt bekannt gewordene Handschriften übertrafe, und — fünf Pomadentöpfchen oder Essenzenfläschchen fand. Denn daraus bestanden wirklich die Eingeweide dieses gelehrten Bücherfutterals. Es war nämlich in der Mitte der Capsel eine horizontalliegende Kupferplatte angebracht mit fünf runden Öffnungen, in der Mitte eine etwas grofsere, und um sie herum vier kleinere. (S. Taf. 4. Fig. 2.) In diesem eigentlich zum festen Aufstellen und Einschieben der Bücherrollen bestimmten Fach-

werke [1]) standen die schon genannten Pomadentopfchen sehr zierlich eingeschichtet [2]). Hier galt also gerade das Gegentheil von jener Bestimmung, die Alexander der Grofse einem goldnen, mit Edelsteinen und Perlen besetzten Silberkästchen aus der vom Perserkönig Darius gemachten Beute anwies. Die um Alexander herum stehenden Feldherrn und Krieger verachteten alle den balsamischen Salbenduft, der aus dem geöffneten Kästchen zu ihren Nasen emporstieg. Nur darüber war man nicht einig, welchen Schatz man einem so kostbaren Behältnisse aufzuheben geben sollte. Man lege die Rollen hinein, rief Alexander, auf welche Homers Heldengedicht geschrieben ist [3]). Dort wichen die Salben den Büchern. Hier übten die Salben das Wiedervergeltungsrecht und vertrieben die Bücher. Und dieſs nicht zum letztenmale. Denn welche unsrer Leserinnen erinnert sich nicht ähnlicher Täuschungen, wo hinter der Form eines zierlich eingebundenen Buches allerley weibliche Geräthschaften und Bedürfnisse, bald ein zierlicher Apparat des Nähtisches und Stickrahmens, bald eine Sammlung von schongeschliffenen Ringsteinen, bald

auch wohl nur die Marken zu einem Spieltische verborgen steckten. Solche Bücher waren von jeher des Gebrauches gewifs, und die Römerin Asteria beschäftigte sich vielleicht eben so gern mit dieser kleinen Handbibliothek in ihrer silbernen Büchercapsel, als Fürst Potemkin mit seiner nicht weniger ausgesuchten und inhaltsreichen Büchersammlung [1]).

Aufser diesen zwey Hauptstücken fanden sich in jenem Kasten noch mehrere gröfsere und kleinere silberne Geräthschaften, die alle zu dem kostbaren Ausstattungsgeräthe (*Trousseau*) der schönen Asteria und überhaupt zu dem, was die Römische Jurisprudenz Weiberschmuck (*mundus muliebris*) nannte [2]), gerechnet werden müssen. Zuerst mehrere silberne Patellen oder Tellerchen (Fig. 5.) mit einer verzogenen Namenchiffre aufsen in der Mitte des Bodens [3]). Eine kleine, mit ciselirten Arabesken gezierte Vase (Fig. 6.) ist ohne Zweifel ein Narden- oder Riechfläschchen gewesen. Mehrere kleine Toilettenlöffelchen (Fig. 7. 7.) können eben so gut zum Ausschöpfen und Auftraufeln aromatischer

Essenzen als zum Genuſs ſuſser eingemachter Früchte und Compots gebraucht worden seyn [1]). Doch ist mir der erstere Gebrauch davon hier der wahrscheinlichere. Um sogleich einen Leuchter irgendwo zu befestigen, diente eine silberne, inwendig hohle Hand, die den Leuchter umfaſst. (Fig. 8.) Die Alten, welche überall dem Natürlichsten, auch in ihrem kleinsten Geräthe, den Vorzug gaben, bedienten sich solcher Hände und Händchen in tausend Fällen zu Handhaben, wo wir die Stiele oft aufs unförmlichste verschnorkeln und überladen. Aufser dieser Leuchterhandhabe fand man auch noch einen silbernen Knopf, an die Lehne eines Tragestuhls gehörig, und vier in Form sitzender Städtefiguren gearbeitete Verzierungen, um die Enden der Stangen damit zu schmücken, in welchen die Palankins getragen wurden. [2])

Diefs alles war innerhalb des Kastens. Darneben aber grub man auch noch zwey sehr zierlich gearbeitete Geräthschaften aus, die durch Form und Arbeit sich weit über das Zeitalter zu erheben scheinen, in welchem die schöne Asteria ihre Besitzerin wurde.

Das erste ist ein Gefäs aus Bronze (Fig. 9.), das einzige von diesem Metall in der ganzen Sammlung. Es ist ein Giefskännchen in der Gestalt eines weiblichen Kopfs, mit einer doppelten Perlenschnur um die Stirn, und die Haare mit Bändern eingeflochten. Nichts ist häufiger, als Vasen dieser Art in der Form schöner Mädchen- und Frauenköpfe [1]). Die Wulst auf dem Kopf scheint von den Caryatiden entlehnt zu seyn, und bildet gewöhnlich den Hals des Gefäfses [2]). Merkwürdig war bey vorliegender Vase der Umstand, dafs die Augen und übrigen kleinen Zierrathen in dieser Bronze aus Silber eingelegt waren, eine Sitte, die in Marmor- und Bronzestatuen im Alterthum weit allgemeiner gewesen zu seyn scheint [3]), als es sich mit unsern gewöhnlichen Vorstellungen von Einfachheit und Geschmack vertragen will.

Das zierlichste unter allen ist unstreitig eine grofse silberne Schaale oder Patera, in deren Mitte sich die im Alterthum so berühmte Vorstellung der aus dem Meere steigenden, sich die Haare abtrocknenden und von zwey gefälligen Amorinos bedienten Venus auf

Muschel befindet. (Fig. 10. 11.) Wer kennt nicht die Venus Anadyomene, die aus dem Meere steigende Mutter aller Freuden, die einst Apelles den Coern mahlte und der Dictator Cäsar im Tempel seiner Madonna (*Venus Genetrix*) zu Rom aufstellte. [1]) Sie ist uns wenigstens durch geschnittene Steine vielfältig erhalten worden [2]). Hier erblicken wir die Göttin,

> Die sich trocknet das Haar, das ihr die Meerfluth durchnässet [3]),

auf einem Silberrelief eine Patera, deren Griff sogar noch durch ein zierliches Bildwerk geschmückt ist. Wir erblicken hier den jugendlich blühenden Adonis, den Liebling der Göttin von Amathunt, als Heros mit der Lanze, doch aber zur Bezeichnung seiner Liebhaberey zur Jagd auf den Hund blickend, der ihm zu Füßen liegt [4]). Es würde für unsre Goldschmiede, Porcellanbildner und Decorationskünstler überhaupt ein lehrreiches Studium seyn, auch nur die hundertfaltig in Schlangen, Thierköpfe und andere Gestalten verschlungenen Handhaben an Vasen und Griffe an allerley Waffen und

Geräthschaften aus alten noch vorhandenen Denkmählern zusammengestellt, und hier ein neues Feld für die Anwendung der Kunstallegorie geöffnet zu finden. 1) Dahin gehören denn auch die Griffe mehrerer schönen Pateren in Bronze, die alle wieder für sich ein kleines Relief oder Bildwerk haben. 2)

Wenn also unsre Asteria zur feierlichen Stunde des Opferns aus der Schaale spendete — denn dazu dienten diese Pateren —; so stieg jederzeit die allbeseligende Göttin von Paphos aus den schäumenden Wellen ihrem geliebten Adonis entgegen!

Anmerkungen.

S. 53. 1) **Visconti.** S. die Auszüge im *Magazin Encyclopédique Année* II. T. 1. p. 527. ff.

S. 59. 1) Nämlich nach der heutigen Benennung, wo die Suburra am Esquilinischen Berge liegt. Die alte Suburra aber, der gewerbsamste und gewühlvollste Theil von Rom, ohngefähr was Piccadilly und der Strand in der City von London ist, erstreckte sich weit davon durch das Thal am Colischen Berge. S. die richtige Unterscheidung in **Adlers Beschreibung von Rom**, S. 145. f.

S. 60. 1) **Wenigstens nennen** die hier zum Grunde liegenden Nachrichten einen Baron von **Schellersheim**, geheimen Rath des Konigs von Preufsen. Indefs befürchte ich, dafs bey dieser Anzabe ein Mifsverständnifs obwalte, und dafs vielleicht von dem bekannten

Baron von Fredenheim aus Schweden die Rede sey, von dessen Nachgrabung zur Bestimmung des alten *Fori Romani* Oberlin vor kurzem eine treffliche Abhandlung bekannt gemacht hat: *Exposé d'une découverte de Mr. le Chevalier de Fredenheim, faite au Forum Romanum.* Strasburg, Levrault, 1796. 24. S. in 8. nebst einer Kupfertafel.

S. 62. 1) Der gute Geschmack bey Griechen und Römern ging in Meubeln und Gebäuden fast nie über das Parallelepipedon. Aber so wie die reinen Formen durch Zierrathen überladen und verschnörkelt wurden, zeigte sich auch die Vorliebe zur pyramidalischen Zuspitzung, die, wie noch neuerlich der englische Architekt Murphy in seinen Zeichnungen des Klosters Batalha vorgesetzten Abhandlung *on Gothic architecture* sehr schön bewiesen hat, die Grundlage der ganzen morisch-gothischen Bauart wurde.

S. 63. 1) Belege hierzu in Menge findet man in den aus Boissard entlehnten Abbildungen alter Sarkophagen in der Grävius'schen Ausgabe des Gruterschen Thesaurus.

Statt aller übrigen Beweise kann der Sarkophag in der h. Laurentiuskirche in Rom dienen, der eine der vollständigsten Vorstellungen der alten Hochzeitgebräuche enthält, und neuerlich sehr treu in des Schotten Lumisden's *Remarks on the Antiquities of ancient Rome* (London 1797.) p. 430. abgebildet worden ist. Dort kommt die Rolle in der Hand des Bräutigams zweymal vor.

S. 63. 2) Da sich viele dergleichen Abbildungen von Frauenportraits mit Rollen in der Hand auf gläsernen Gefäßen gemahlt fanden, die im vorigen Jahrhundert aus den Catacomben und christlichen Gräbern in Rom stückweise ausgegraben wurden; so hat Philipp Bonarotta, der gelehrte Sammler derselben, die oben angeführte Erklärung davon gegeben. S. *Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro, ornati di figure, trovati ne' cimeteri di Roma*, p. 140.

S. 64. 1) S. Ant. Hotomann *de veteri nuptiarum ritu* c. 8.

S. 64. 2) Man sehe die von Sperling *ad numum Furiae Sabinae* gegebenen Beyspiele.

S. 64. 3) Der Mantel, der mit der Agraffe zusammengehalten wird, fand in den frühern Zeiten Roms nur beym Militär statt, wurde aber im dritten und vierten Jahrhundert, als der Gebrauch der eigentlichen Toga fast ganz aufhörte, allgemein Mode. Nun wurden die Agraffen immer gröfser und kunstreicher, und man scheint damit eben so geprahlt und geprunkt zu haben, als neuerlich mit den Busen - und Halstuchschnallen der Eleganz geschehen ist. Von ihrer oft befremdenden Gröfse und Mannigfaltigkeit findet man schon in des gelehrten Arztes Rhodius Abhandlung *de Acia* c. 5. p. 56. ff. auf mehrern Kupfertafeln die sonderbarsten Abbildungen. Vergl. Smetius *Antiquitt. Neomag.* p. 86. Und wie viel ist nicht seitdem gefunden und erklärt worden!

S. 65. 1) Beyspiele, wie mannigfaltig die Phantasie der Künstler mit dieser Idee gespielt habe, finden sich in Menge in *Tassie's Catalogue n.* 2586 — 2655. Wahrscheinlich war diese Procession der *Venus marina*, die häufig mit der Amphitrite verwechselt wird, auch ein Lieblingsgegenstand der Mahler.

Nach einem solchen Gemählde dichtete Claudian die schöne Stelle *de nupt. Hon. et Mar.* 151 ff. Bey einer andern Veranlassung (*Vasengemählde* St. 3) ist gezeigt worden, dafs diese dienenden Tritonen nichts anders sind, als die dienenden Centauren des Bacchus, auf die Meergottheiten angewandt.

S. 66. 1) Schon das Wort *ducere* führt auf die Idee einer feierlichen Procession bey der Heimführung. Um den Zug recht ansehnlich zu machen, nahm jede Person nur ein Stück des neuen Hausrathes. So wird im Orient noch jetzo durch 12 Sclaven hinter einander getragen, was ein einziger tragen könnte. Gerade so ist es auch noch bey den Hochzeitsprocessionen der heutigen Türken. S. Tournefort *Voyage du Levant T. II. p.* 51. (*ed. Amst.* 1718. 4.)

S. 68. 1) Es gab nach Verschiedenheit des Orts und der Zeit weibliche und männliche Brautführer mit Fackeln, die man Daduchen, Fackelträger, nannte, bey den Hochzeiten. S. die Stellen in Potters Archaologie Th. II, S. 572 ff. vergl. archäo-

logisches Museum St. 1. S. 84. Wer kennt nicht die *pronuba pinus*, wie sie Seneka nennt, aus Catulls Hochzeitgedichten?

S. 69 1) Liebhaber erinnern sich vielleicht an die schöne Schilderung beym Plinius X. 20. *gloriatum animal, gemmantes laudatus expandit colores.*

S. 69. 2) Der allgemeine Name war *pyxis*, weil sie anfanglich aus dem der Politur sehr fähigen Buchsbaumholze verfertigt wurden. Allein man behielt diesen Namen bey, als sie längst auch aus Gold, Silber und Edelgesteinen zusammengesetzt wurden. Man sehe die Erklärer zum Petron c. 29. p. 108. Toilettenkastchen der ältern viereckigten Form finden sich häufig auf den alten griechischen Vasen, und ein sehr zierliches erblickt man auf einem Herculanischen Gemählde, das als Anfangsvignette zu den *Pitture d'Ercolano T. II. tab. VII.* abgebildet ist. Eine Taube, der Lieblingsvogel der Venus, sitzt davor, und zieht muthwillig spielend ein Band aus dem Kästchen. Die Vignette ist auf der vorstehenden Kupfertafel etwas verkleinert untergesetzt worden.

S. 70. 1) Man findet, wo Visconti bemerkt, zwey Präfecten aus der *Gens Turcia* im Jahre 339 und 362 genannt.

S. 71. 1) Schon Spon hat in seinen *Miscellan. Erud. Antiqu. p.* 216. 229 f. einige dergleichen Rollenkapseln abgebildet, woraus sie auch Schwarz in seiner *exercitatio de varia supellectile rei librariae p.* 41. genommen hat. Alle die Capseln sind cylindrisch, und haben oben einen gewölbten Deckel, worauf ich auch beym Ovid *Trist.* I, 1. die *scrinia curva* beziehn möchte.

S. 71. 2) Knaben von vornehmem Stand hatten, wenn sie in die Schule gingen, einen besondern Sclaven hinter sich treten, der die Rollen in einer Capsel trug, und daher *capsarius* hiefs. S. zu Sueton *Ner. c.* 36. vergl. Pignori *de servis p.* 119. Wenn Horaz erzählt, dafs Plato sein Reisegefährte gewesen, als er zur Villeggiatura abreis'te: so mufs man sich vorstellen, dafs die Rollen in einer solchen Capsel verwahrt gewesen sind. Waren diese Behältnisse von etwas gröfserm Umfang, so hiefsen sie *scrinia*. Dergleichen fordert Horaz,

wenn er auf seiner Villa studieren will. *Epist. II*, 1. 113.

S. 72. 1) Man erinnere sich z. B. nur an die Quinquennalien des Nero, Domitian und der folgenden Kaiser. S. J. Scaliger *de Emend. Temp.* V. p. 476. ff. Daraus erklärt auch schon Visconti diese Abweichungen in der Bildung und den Attributen der Musen. S. zum *Pio-Clement.* T. I. p. 48. T. IV. p. 25.

S. 73. 1) Hierdurch erhält die witzige Anrede des Horaz an sein Buch Ep. I, 19: *Odisti claves et grata sigilla pudico*, oder, nach Wielands Übersetzung: du hassest Schlofs und Siegel, die man immer nur auf die ins Hinterhaus oder Gynaceum eingeschlossenen Jungfrauen bezogen hat, noch eine nähere Bestimmung.

S. 74. 1) So finden wir eine *libraria* unter dem Hausgesinde der eingefleischten Furie, die Juvenal schildert VI, 476. Auch auf Steinschriften geschieht ihrer Erwähnung. Vergl. Pignori *de servit* p. 114.

S. 74. 2) Ovid. *Trist. II*, 370.

S. 74. 3) Darum fand es der parthische Surenas so schändlich, dafs ein römischer Officier die Romane des Aristides bey sich im Felde hatte, die nur in die Putz- und Schlafzimmer weichlicher Frauen gehörten. S. Plutarch *in vit. Crassi c.* 32. *T. III. p.* 458 *Hutt.* Auch an Aktäonischen Nachten, an Schriften *à la Crecourt*, mit Aretinischen Figuren, war kein Mangel. Vergl. Murr Journal zur Kunstgeschichte Th. XIV. S. 4. ff.

S. 76. 1) Die Römer nannten dergleichen Fachwerke *loculi*. So z. B. ein Schränkchen, wo jeder Schlüssel seinen Platz hat, beym Plinius XIV, 12. S. 14.

S. 76. 2) Die fünf kleinern silbernen Büchschen sehn aus wie Fig. 3. das gröfsere wie Fig. 4.

S. 76. 3) Plinius VII, 29. Die Kritik des Homers kennt daher noch eine Ausgabe der Homerischen Gedichte aus dem Salbenkästchen. S. Wolfs *Prolegg. ad Homer. p. CLXII.*

S. 77. 1) „Der Fürst Potemkin hatte nach „dem Berichte mehrerer Personen, die nahe „um ihn waren, mehrere Millionen Russische „Kassenscheine eingekapselt. Die Kapseln „sahen aus wie Bücherbände, und standen in „Repositorien. Dieses pflegte er sehr fürstlich „seine Bibliothek zu nennen, und hatte ein „grofses Vergnügen, zuweilen ein Stündchen „darin zu studieren, und sie zu mustern.“ Zwey Briefe über die neuesten Veränderungen in Rufsland (Zürich 1797.) S. 80. f. In dem mit sybaritischer Weichlichkeit ausmeublirten Landhause eines franz. Grofsen vor der Revolution fand ein Reisender nur ein einziges prächtig gebundenes Buch auf einem Stuhle liegen, und dieſs war nach genauerer Untersuchung — gerade das Gegentheil von einem Salbenkästchen.

S. 77. 2) Man unterschied bey den Juristen sorgfältig *ornatus* (*Pijoux*) von *mundus* (*Nippes*), und dieser Unterschied wird in den Pandecten sorgfältig beobachtet. S. Cujaz und Schulting zu *Paulli Sentent. III*, 6 §. 83. 84. und Brissons *Lexicon* s. v. *mundus muliebris*. Doch wird es auch wohl im allgemeinern

Sinne von allem, was zur Toilette gehört, gebraucht. S. Duker zum Livius XXXIV, 7. T. IV. p. 781.

S. 77. 3) Diese ist über dem Tellerchen Fig. 5 selbst oben abgebildet. Auf einem andern silbernen Gefäfs, das man gleichfalls hier mit fand, stand unten eingegraben: PEREGRINA VTERE FELIX: Gebrauche es glücklich, o Peregrina! woraus ein Theil der Chifre oder des Monogramms leicht zu entziffern seyn wird. Man sieht aber auch zugleich daraus, dafs es Ausstattungsgeräthe oder Hochzeitgeschenke waren.

S. 78. 1) Es sind *ligulae*. *Ligulae*, oder wie es der gemeine Mann aussprach, *lingulae* (Martial XIV, 120 und Rhodius zum *Scribonius* CXLIV. p. 217.) waren ganz kleine Löffelchen zu allerley culinarischem und kosmetischem Gebrauch. Beym Cato R. R. c. 84. werden dergleichen Löffelchen, um ein süfses Compot zu essen (*Savillum*), den Gästen mit vorgelegt. Das eine der hier abgebildeten Löffelchen hat oben eine Einbiegung, gerade wie in Caylus *Recueil* T. I. pl. 92. 5.

S. 78. 2) Es wird davon unten bey der achten Toilettenscene am Ende die Rede seyn, wo auch die Abbildungen nachzusehn sind.

S. 79. 1) Beyspiele davon finden sich zu Dutzenden in der ersten Hamiltonischen oder d' Hancarrillischen Vasensammlung. Zuweilen ist ein weiblicher und männlicher Kopf am Bauche der Vase einander gegenüber angebracht. S. Caylus *Recueil* T. II. pl. XXVII. 1. 2. Vergl. die Vase, die den Kopf einer Minerva vorstellt, in eben diesem *Recueil* T. V. pl. 83. 4.

S. 79. 2) Ich besitze durch die Güte meines würdigen Freundes, Hr. Millin in Paris, die Kupferplatte zu einer noch unedirten Vase, wo das Gefäfs aus einem sehr schönen weiblichen Kopf besteht, dessen Unterlage beym ersten Anblick sogleich an eine Karyatide erinnert. Sie wird im ersten Theil meines Pantheons in den Abbildungen, die zur Diana gehören, ihren Platz finden.

S. 70. 3) So hatte die kolossale Pallas des Phidias Edelsteine in den Augenholen. S. Plinius XXXIII, 3. s. 20. Bey Bronze war die Sitte so gebräuchlich, dafs Visconti *Busti di Museo Pio-Clementino T. VI. p.* 11. sie für allgemein angenommen erklärt. In Winkelmanns *Storia delle Arti T. II. p.* 39 - 41. *ed. Fea* findet man mehrere Beyspiele und Bemerkungen hierüber. Die Sitte ist orientalischen oder ägyptischen Ursprungs.

S. 80. 1) S. die Stellen in Junius Catalog S. 22. f. gesammelt. Die besten Nachrichten darüber haben uns die griechischen Sinngedichte in der Anthologie erhalten, die Heyne mit den römischen Dichtern verglichen hat. *Prisc. artis opera ex epigrammatibus Graecis illustrata in Comment. II.* in den Göttinger *Commentt. T. X. p.* 107.

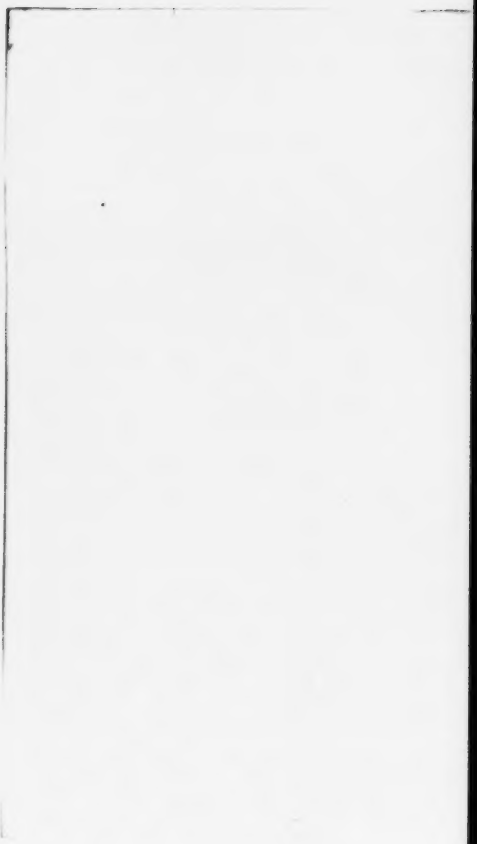
S. 80. 2) S. Winkelmann *Catalogue du Cabinet de Stosch. Class. II. n.* 549. und *Tassie's Catalogue n.* 6223. *f.*

S. 80. 3) *Aequoreo maestas quae premit imbre comas. Ovid. ex Pont. IV, 1.* 29.

S. 80. 4) So schildert der ägyptische Julian *Analect. II. p. 406. XIII.* eine Bildsäule des Adonis, welcher stehend den Blick auf seine Jagdhunde gerichtet hat.

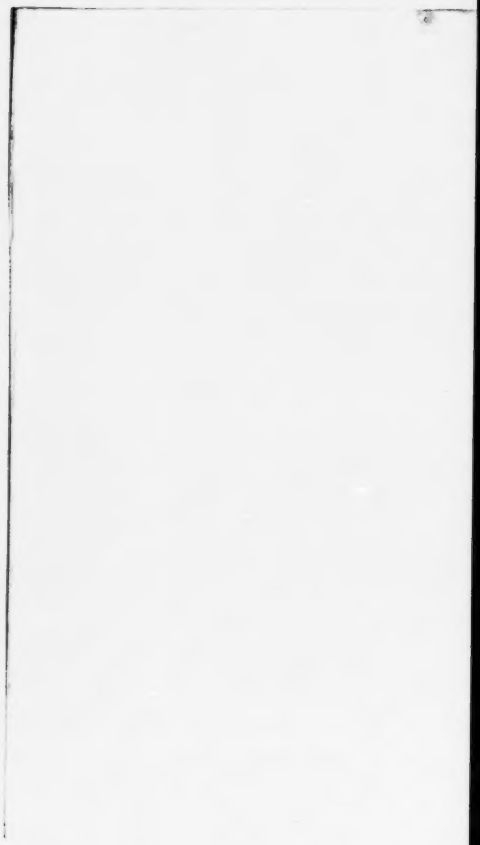
S. 81. 1) Was kann z. B. witziger und feiner gedacht werden, als die zwey Henkel an der Vase, die Winkelmann beschreibt *Catalogue des pierres grav. de Stosch p.* 492. die durch zwey Leden, von Schwänen geküſst, gebildet werden?

S. 81. 2) Im *Museum Kirkerianum*, in Lonzi's Saggio, in Townley's Sammlung u. s. w.



ZWEYTE SCENE.

Haarschmuckerinnen. Salben. Haarfarberey. Spiegel. Haarnadeln.



Tafel 28
Taf V
1
2
3
4
5

Beaumarchais, dieser witzige Kaufmann und unübertreffliche Sittenmahler, der unsern Leserinnen wenigstens durch seinen Figaro und Tarare noch in gutem Andenken ist, schloſs aus einem seidenen Mäntelchen, das ihn sein Glücksstern bey einem nächtlichen Besuche des Londoner Vauxhalls im Pantheon finden liefs, Alter, Füfse, Reitze, Farbe, Wuchs, Neigungen und Liebhabereyen der schönen Eignerin, und wufste aus dieser einzigen Probe ihres verführerischen Putzes die holde Besitzerin, wie sie leibte und lebte, in allem ihren natürlichen und erborgten Schönheitszauber seinen Lesern vor Augen zu stellen. Gewifs ein noch kunstreicheres Combinations-Exempel, als das welches die Engländer neulich lieferten, als sie aus der colossalen Hand, die sie als Kunstbeute aus Ägypten entführten, mit Sicherheit ausrechneten, das Bild selbst müsse 120 Fufs hoch gewesen seyn. Wer

nur auch so glücklich wäre, etwas vom Kopfputze, von den Haarschleifen oder Schmucknadeln unserer Sabina zu finden, die wir bey unserm letzten Besuche in ihrem Ankleidezimmer unter den Händen der Schminkmädchen und Zahnputzerinnen verliefsen, während eine zweyte Klasse von Sklavinnen, die Haarschmückerinnen, sich schon fertig hielten, den künstlich erworbenen und selbst erzeugten Haarvorrath ihrer Gebieterin in die zierlichsten Flechten und Locken zu winden und zu kräuseln.

Ohnstreitig würde ein einziger glücklicher Fund der Art einige meiner scharfsinnigen Leserinnen, wenn anders dieſs Buch auch ihnen zu Gesicht kommen sollte, mit einem Blicke vollkommen in den Stand setzen, sich die nun erfolgende Putzscene sogleich selbst hinzu zu denken. Wie geschäftig und erfinderisch würde ihre Phantasie beym Beschauen jener Reliquien von Sabinens Putztisch seyn! Ja, wenn nur wenigstens der Prinz Borghese in Rom, der mit seinem Freunde Gawin Hamilton so ergiebige Fundgruben verschütteter Alterthümer bey Gabii entdeckte, und aus den daraus zu Tage geförderten Alterthumsschätzen

ein eignes Museum Gabinum zu Rom angelegt hat, uns die schönen Haarnadeln mittheilen wollte, die nach dem Berichte einiger Reisenden sich dort in einigen Aschenkrügen vorgefunden haben sollen! Wer weiſs, ob nicht eine davon unserer Sabina zugehört haben könnte? Doch gesetzt, der Römische Principe wäre freygebiger, als er seiner bekannten kaufmännischen Natur nach wirklich seyn kann, [1]) gesetzt, er wollte uns von den Schätzen, deren er so viele besitzt, eine Kleinigkeit zukommen lassen, die ihn nicht ärmer, uns aber viel klüger machte, so ist doch gerade jetzt jede antiquarische Kunstsendung aus Italien eine sehr verrufene und verhaſste Sache, da fremde, unberufene Liebhaber mit ganzen, zahlreichen Armeen dort Kunstrequisitionen angestellt haben, und man ohne schreyende Unbilligkeit, was jene übrig lieſsen, jetzt, wo Pius VII. neueste Nachgrabungen zu Nettuno eben so wenig fruchten wollen, als die geschärften Verbote, englische Guineen gegen alte Kunstwerke einzutauschen, kaum verlangen darf.

Aus allem diesen sehen jene Leserinnen, mit denen ich es hier zu thun habe, von

selbst, wie gern ich ihnen die Mühe ersparen wollte, in den folgenden Blättern eine Beschreibung meines zweyten Morgenbesuchs bey der Römerin Sabina zu lesen. Es ist aber unter diesen traurigen Umständen durchaus kein anderer Rath zu schaffen gewesen, und sie müssen es sich demnach schon gefallen lassen, diese Besuche an der Hand eines ehrlichen und alles, was er selbst weifs, es sey diefs wenig oder viel, gern mittheilenden Cicerone noch weiter fortzusetzen.

Die abgeglättete, frisch geschminkte, mit wiedergebornen Augenbraunen und Zähnen versehene Sabina begiebt sich nun in den Kreis ihrer Haarschmückerinnen, die heute alle ihre Verschönerungskünste aufbieten müssen, um der gestrengen Domina vollkommen Gnüge zu leisten. Es wird nämlich heute am 15. Julius gerade die feierliche Musterung des Römischen Ritter gehalten, wo sich die Dame, die sich nicht weniger auf schöne Pferde, als muthige Pferdebändiger und Reiter versteht, bey einer ihrer Freundinnen an der heiligen Strafse (*via sacra*), wo die Ritterprocession in feierlichem Pomp vorbeyziehen wird, auf ihrem Balkon einen

Platz bestellt hat. Der junge Saturninus, der als ein weitläuftiger Vetter der gnädige Frau oft bey ihren Spaziergängen und Lustpartien zu begleiten, und bey jeder Verspätung selbst nach Mitternacht noch nach Hause zu begleiten pflegt, wird bey dieser schönen Wachtparade den Götterbildern des Castor und Pollux, den Schutzpatronen des heutigen Festes, vorreiten, und durch seinen Anstand wahrscheinlich die Augen und die Herzen aller Zuschauerinnen zu erobern wissen. Welche Aufforderung für Sabinen, sich bey diesem Schaugepränge an Schönheit und Putz wo möglich selbst zu übertreffen, aber zugleich auch welche Verpflichtung für ihre Mädchen, an den Haaren ihrer Gebieterin heute alle ihre schöpferische Kunstfertigkeit zu erproben!

Goldgelbe, ins Feuerroth überschimmernde Haare hatte seit den Eroberungen der Römer in Gallien und Germanien, wo diese Farbe an den Haaren der Eingebornen allgemein bemerkt und bewundert wurde,[1]) die allgebietende Mode unter den galanten Römerinnen zur unerläfslichen Bedingung der Schönheit gemacht. Wer sie von der Natur nicht

erhalten hatte, muſste zur Kunst seine Zuflucht nehmen. Dieser Fall war eben jetzt auch bey unsrer Sabina eingetreten. Vergeblich hatte sie bis jetzt allo ausländischen Fomaden und kaustischen Seifen zur Färbung ihrer Haare versucht [1]). Die schwarzbraune Farbe derselben war lichter, aber nicht hochgelb, nicht lichtroth geworden. Schon war sie entschlossen gewesen, den verzweifelten, aber von vielen ihrer Freundinnen auch schon beliebten Schritt zu thun, ihre widerspenstigen Haare ohne Barmherzigkeit abzuschneiden und sich eine blonde Perücke machen zu lassen, wozu noch die Nachricht gekommen war, dafs eine Modehändlerin beym Herkulestempel [2]) eine ganz neue Lieferung vortrefflicher Sikambrischer Goldhaare aus den Rheingegenden erhalten habe. Allein man bediente sich damals der Perücken doch eigentlich nur im Nothfall, da die Bäder den Betrug zu leicht offenbarten, und meist nur um sich bey Mummereyen unkenntlich zu machen. Wie lacht nicht Horaz über den Unstern der Hexe Sagana, die aus Schrecken ihre hochaufgestutzte Perücke verlor [3]). Also griff auch Sabina nur höchst ungern zu diesem

letzten und heiligen Nothanker. Glücklicherweise hatte Nape, so hiefs die älteste und betrauteste unter den Haarschmückerinnen [1]), eine ganz neue Goldsalbe als ein Geheimnifs von einem Gallischen Parfümeur, der am Circus Maximus seine Bude hatte, vor einigen Tagen ausgekundschaftet. Man mufste die vorher mit Laugenwasser gewaschenen Haare über und über mit dieser Salbe bestreichen und sie dann in der Sonne eintrocknen und einbeitzen lassen [2]). Sabina hatte sich, um diefs Mittel ganz ungestört brauchen zu können, bis gestern um einer vorgeblichen Badecur willen aufser Rom aufgehalten, hatte noch gestern Abends die mit einem trocknenden gelben Puder eingeriebenen Haare sorgfältig mit einem Brenneisen brennen und dann in eine Art von Haube [3]), die in einer Blase bestand, einpacken lassen. So war sie in die Stadt gefahren, und so erwartet sie nun jetzt, da ihr Nape das Haartuch abgenommen hat, den erfreulichsten Ertolg ihrer mit so mancher Aufopferung und Unbequemlichkeit verbundenen Bemühungen.

Ey wie roth! Aurora selbst prangt nicht im goldenern Haare! ruft die ganze Schaar

der Mädchen, als wäre ein Signal dazu gegeben worden, freudig aus, und Sabina, von dem einstimmigen Erstaunen ihrer Sklavinnen hingerissen, glaubt selbst im Spiegel die Bestätigung dessen zu sehen, was sie so eifrig zu sehen wünschte, lächelt Zufriedenheit, und setzt sich triumphirend auf ihren Sessel, um von vier Dienerinnen auf einmal den kostbaren Bau ihres Haarputzes vollenden zu lassen. Während die geschäftige Kalamista[1]) mit einem Brenneisen, das sie in einem silbernen Aschenbecken heiſs gemacht hat, die an den Schläfen und der Stirne hervorgehenden Haare in Zündstrickchen (*mèches*) und kleinere Löckchen (*crochets*) zierlich zu kräuseln bemüht ist, spritzt Psekas[2]) mit einer Fertigkeit, die nur durch lange Übung erhalten werden konnte, die überall aufgelösten und aufgelockerten Haare mit dem kostbarsten Nardenöhle und den wohlriechendsten orientalischen Essenzen ein, um ihnen für den ganzen Tag einen süſsen Ambrosiaduft einzuhauchen. Was der spottende Lucian in einer schon früher angeführten Stelle nur aus Unmuth und mit absichtlicher Übertreibung gesagt zu haben schien: „sie

verschwenden in dieser Salbe das ganze Vermögen ihrer Männer, und lassen einem das ganze glückliche Arabien aus ihren Haaren entgegenduften:" 1) geht hier buchstäblich in Erfüllung. Die Gemahlinnen der Persischen Monarchen erhielten, wie die Griechen erzählen, oft die Einkünfte gröſser und reicher Städte bloſs zum Ankauf ihres Salbenbedürfnisses zugetheilt. Unsere Sabina bedarf gewiſs keine geringeren Summen zu Bestreitung dieses einzigen Artikels ihrer Toilette. Freylich weiſs sie noch nichts von allen wohlriechenden, mit den Namen einer Pompadour, Kingston, Portland u. s. w. prangenden Pudern und Pomadenextrakten, die an den Putztischen unserer Damen sich so unentbehrlich zu machen gewuſst haben. Aber was will alles dieſs gegen die Salbenfläschchen und Narthekien einer Sabina oder jeder andern Römischen Dame vom ersten Stande sagen? Die Antiochischen und Alexandrinischen Salben - und Spezereyhandler hatten mit einer bewundernswürdigen Erfindsamkeit diesen Artikel des Luxus ins Ungeheure vervielfältiget und vertheuert. Zwey Indische Produkte, die Wurzel eines Strauches,

Kostum genannt, und das Blatt der Spickenarde waren gewöhnlich die vorzüglichsten, aber auch theuersten Bestandtheile dieser Salbenöhle [1]), die übrigens durch allerley Zusätze und kleine Rafinements der Modehändler immer neue Namen erhielten, so dafs in dem Werke eines alten Arztes über die Toilettenkünste fünf und zwanzig verschiedene Salbennamen angeführt werden. [2])

Hat nun Psekas ihr Werk vollendet, so tritt Kypassis an ihre Stelle, eine niedliche Negersklavin, voll körperlicher Geschicklichkeiten, dabey eine verschmitzte Unterhändlerin, und daher ein Liebling ihrer Gebieterin, die ihre geheimen Dienste sehr gut zu schätzen und zu belohnen weifs [3]). Sie hat eigentlich das Hauptgeschäft bey diesem Theil der Toilette. Sie mufs die vorher eingesalbten und wohl durchkämmten Haare in zierliche Flechten von hinten zusammen legen, und dann in eine Art von Wulst über den Scheitel so geschickt aufthürmen, dafs ein Haarputz daraus entsteht, welcher in der Sprache der Römerinnen mit dem allgemeinen Namen des Knotens oder der Schleife (*nodus*) belegt wurde, aber in sich selbst durch hundert Abänderun-

gen und Verzierungen verschieden war [1]). Die schwarze Kypassis hat auch das Schmuckkästchen ihrer Domina in heiliger Verwahrung, worin die goldnen, künstlich gearbeiteten Schmuck- und Heftnadeln aufbewahrt werden, wovon sie heute die bedeutungsvollste unter allen auswählt, und indem sie solche zwischen die zusammengeflochtenen und kunstmäfsig über einander gewickelten Zöpfe hindurchsticht, dem ganzen Zopf- und Flechtengewinde dadurch Festigkeit und Haltung giebt. Die arme Zofe hatte heute wirklich eine schwere Wahl gehabt, um gerade unter zwölf verschiedenen, im Kästchen vorhandenen Schmuck- und Nestnadeln [2]) diejenige zu nehmen, die die geheimen Wünsche ihrer Gebieterin durch ihr Bildwerk am deutlichsten ausdrückte. Sie hatte anfänglich blofs der zierlichsten und schönsten den Vorzug geben wollen, die sich statt des Knopfes in ein korinthisches äufserst fein gearbeitetes Kapital endigte, welches die Basis von zwey sehr zierlichen Bildchen in Golde war, einer Psyche, die ein Amor umarmt hielt. Allein zum Glück erinnerte sie sich gerade noch zur rechten Zeit, dafs ja

heute diese ganze mühsame Toilette dem jungen Ritter Saturninus gelte. Sie hatte selbst ihre Gebieterin mehrmals zu einer geheimen Unterredung mit dem geliebten Ritter im Isistempel an der Tiber begleitet, und war verstohlne Augenzeugin der Zärtlichkeiten gewesen, die Sabina dort in einer abgelegnen Tempelhalle an den jungen schönen Mann verschwendet hatte. Ungesäumt griff also die schlaue Kypassis lieber nach einer andern daneben liegenden Nestnadel. Auch diese war sehr geschmackvoll von einem griechischen Goldschmidt mit niedlichem Bildwerke geziert. Auch hier stand auf einem feinen Korinthischen Kapitälchen eine kleine Figur. Es war eine Göttin des Überflusses, eine Abundantia, mit einem Füllhorne in der Rechten, mit der Linken einen sich an sie anschmiegenden Delphin liebkosend. Ihr Kopfputz bestand aus zwey hoch emporragenden Hörnern, dem bekannten Sinnbild der Göttin Isis oder des Mondes [1]). Sabina pflegte gewöhnlich diese Nestnadel zu tragen, wenn sie dem Isisgottesdienste an der Tiber öffentlich beywohnte. Heute aber hatte die Nadel noch eine andere, dem in das Geheim-

niſs eingeweihten leicht verſtändliche Deutung. „Befiehlst du, gestrenge Frau," fragte schalkhaft lächelnd Kypassis ihre Gebieterin, „daſs ich dir heute die schöne Isisnadel einstecke?" Sabina verstand den Wink der Arglistigen, und nickte der muthwilligen Sklavin mit ihren angefrischten Augenbrauen gnädigen Beyfall zu. Beym Hervorziehen der Nadel aus dem Kästchen fällt ein Pergamentstreifchen herunter, welches um die Nadel gewickelt gewesen war. Es enthält dieſs ein kleines Sinngedicht des Martial, der eben damals der Mode- und Lieblingsdichter der Römischen Damen war, und um sich ihnen zu empfehlen, fast auf jedes einzelne Stück ihres Putzes kleine Aufschriften oder Sinngedichte gemacht hatte, womit man sich am neuen Jahre oder am Saturnalienfeste zu beschenken pflegte. Das Gedichtchen, in welches Kypassis sorgfaltig die bewuſste Nadel eingewickelt hatte, war der Sabina vor kurzem nebst einer Menge anderer aus eben dieser Musenfabrik vom Saturnin als eine Neuigkeit des Tages überreicht worden, und erweckte in ihr, als sie es jetzt unvermuthet wieder zu Gesichte

bekam, eine ganze Reihe süfser Erinnerungen. Ihr gnädiges Beyfallsnicken verwandelte sich jetzt gar in ein freundliches Lächeln gegen die aufmerksame, jeden geheimen Wunsch ihrer Juno listig belauschende Iris. Da lies, Nape! rief die auf einmal herablassend gewordene Domina zu der Sklavin, die, um den letzten Theil des Haarputzes zu vollenden, gerade vor ihr stand. Lies nur, Nape! Weifs nicht der drollige Versmacher auf alles, auch auf die geringste Kleinigkeit, eine Aufschrift zu drechseln? Und Nape nimmt das Pergament und liest folgenden Vers ab:

Überschrift:

Die goldene Nadel.

Dafs die gesalbten Haare das seidne Gewand nicht beflecken,
Halt den gewundenen Zopf sichrer die Nadel dir fest. 1)

Schön! sehr schön! rief wieder auf einmal die ganze Schaar der jetzt aufwartenden Mädchen, und schon! sehr schon! riefen

im sklavischen Wiederhalle die übrigen, die in weiteren Kreisen herumstanden.

Nape, die Vorsteherin des Haufens und eine ausgelernte Haarkünstlerin, vollendet nun das Werk ihrer Gehilfinnen. Ihr hatte die Domina die ganze Theorie des Haarputzes, wie er jeder Form des Kopfes, jeder Verschiedenheit des Haarwuchses und des Gesichts und selbst der übrigen Kleidung angepafst werden müsse, sorgfältig lehren lassen [1]). Auch jetzt galt es eine Berathschlagung, ob Sabina heute die Vorderhaare mit einem Diadem fassen und die Locken über die Schläfe nachlässig sich herabringeln lasse, oder ob sie auf der Stirn die hohe Schleife mit dem Toupee tragen könne. Ersteres, das Diadem, hatte seinen Namen daher, weil es wie die Binden der Könige und apotheosirten Menschen vorn um Stirn und Schläfe herumlief, und nur die vordersten Haare in kleinen Löckchen herab fallen liefs, wobey es sich doch von dem ursprünglichen Diadem dadurch unterschied, dafs es sich vorn über der Stirn zu einem breitern Bandeau erhob, in der Form eines Segments von einem Zirkel [2]). Oft war es eine Metallplatte von gediegenem

Golde, oft war das Band selbst mit plattirtem Golde überlegt und mit Perlen geschmückt. Allein da dieser Haarputz etwas sehr feierliches und ernstes hatte, und daher auch nur von vornehmen Matronen nach ihrem Urbilde, der Juno, getragen wurde, Sabina aber heute in grofser Gala nicht so wohl Ehrfurcht gebieten, als gefallen und erobern wollte, so wurde für diesmal die hohe Schleife beliebt. Die Schleife bestand aus den Haaren selbst, die vorn über der Stirn zusammengeschlungen und in einander geknüpft wurden. Diefs bildete wieder eine Art von Wulst oder Toupée, das gewöhnlich mit Locken auf beiden Seiten unterstutzt und eingefafst wurde. 1)

Niemand aber hat während dieses Getümmels und Gewirres zum Putz eines einzigen Frauenkopfes eine so mifsliche und verdriefsliche Rolle zu spielen, als die arme Latriss). So heifst die Sklavin, die der gnädigen Frau den Toilettenspiegel bald zur Rechten, bald zur Linken vorhalten mufs. Denn was heutzutage bey unsern Damen die erfinderische Kunst des Ebenisten in den niedlichen Toi-

lettentischchen aus Mahagonyholz durch einige künstlich angebrachte Springfedern zu bewerkstelligen sucht, wodurch die davor sitzende Dame dem darin befestigten Spiegel jede beliebige Richtung, Erhöhung und Vertiefung geben kann, das wufsten die alten Römerinnen sich weit bequemer und gemächlicher zu machen. Sie hatten lebendige Spiegelhalter, Sklavinnen, deren einziges Geschäft blofs darin bestand, dafs sie, während sie sich von den übrigen Haarschmükkerinnen kräuseln und koeffiren liefsen, mit einer kunstmäfsigen Gewandheit den Blick ihrer Gebieterin bewachen und ihr den Spiegel bald so, bald so vorhalten mufsten. Zuweilen trat auch wohl der *Cavaliere servente* oder Cicisbeo der Dame, wenn er Zutritt bey ihrer Toilette erhielt, an die Stelle der Spiegelhalterin, und erfüllte dadurch eine Vorschrift des berühmten Meisters in der Kunst zu lieben: *)

*) Halt es auch nicht für schimpflich, so schimpflich es seyn mag, den Spiegel Vorzuhalten; dir ziemt, Sklavin dem Mädchen zu seyn.

Aber es verlohnte sich wohl auch der Mühe, für einen Spiegel, wie ihn damals eine vornehme Römerin zum Gebrauch ihres Putztisches hatte, ein eignes Mädchen zu bestimmen. Diese Spiegel gehörten unstreitig zu den prachtvollsten und kostbarsten Geräthschaften, die das kunstreiche Alterthum kannte [1]). Sie waren bekanntlich nicht von Glas, wie die unsrigen, sondern, wie unsere Teleskopenspiegel, aus geschliffenem und polirtem Metall. Der Toilettenspiegel unserer Sabina ist ringsum mit Edelsteinen besetzt, und besteht aus einer silbernen Platte, wobey die neuerlich gemachte Erfindung schon benutzt ist, daß das Silber durch eine Unterlage von Gold die Bilder noch deutlicher zurückstrahle [2]); denn die hintere Seite ist wirklich mit getriebenem Goldblech überlegt. Die runde Spiegelscheibe ruhet auf einem aus Elfenbein künstlich gedrehten Griffe, an welchem auf beiden Seiten zwey Schwämmchen befestigt sind, um den geringsten Dunst oder Anhauch von der metallnen Fläche sogleich wegzuwischen [3]). Mit diesem Griffe hält Latris den Spiegel in der Rechten, indem

sie unter dem linken Arme das zierliche Futteral oder Gehäuse dieses Spiegels trägt, auf welchem eine sehr passende, auf alten geschnittnen Steinen häufig vorkommende Vorstellung in Bildwerk eingegraben ist. Ein Amor hält der Venus Anadyomene den ihr geweihten, noch jetzt in jedem Kalender als Zeichen des Planeten Venus sichtbaren Spiegel vor.

Die arme Latris, wenn sie je diesen kostbaren Spiegel zu Schaden kommen liefse! Sie müfste mit Leib und Leben dafür büfsen! Er kostete weit mehr, als die Summe beträgt, wofür sie selbst von dem alexandrinischen Sklavenhändler erkauft wurde. Der weise Seneca hatte wahrscheinlich diesen oder einen ihm ähnlichen Spiegel im Sinne, wenn er mit Bitterkeit über die Üppigkeiten seiner Zeitgenossen spricht: „Ein einziger „solcher Spiegel kommt einem Frauenzimmer höher als in alten Zeiten dem Staate „die Mitgift, die er den Töchtern armer „Feldherrn gab. Jetzt reicht eine Aussteuer, „die der Senat der Tochter des Scipio gab, „nicht hin zu einem Spiegel für das Jüngferchen einer Freygelafsnen!“ 1)

Anmerkungen.

S. 107. 1) Der Prinz war bekanntlich ein so grofser Beförderer des ächten Kunstgeschmacks, dafs ihm der ganze, zum Theil aus kostbaren Antiken bestehende Schmuck seiner Gemahlin selbst in dem Augenblicke, wo sie ihn an sich hatte, für baare Zahlung feil war. Übrigens ist ein Theil der zu Gabii gefundenen Kunstschätze unter dem Titel: *Monumenti Gabini della Villa Pinciana donati da Ens. Qnir. Visconti*, Rom 1797 in kl. 4 mit 55 Kupfertafeln herausgekommen.

S. 105. 1) Alle hierher gehörige Stellen hat Joannes Arnzen, der holländische Philolog, in seiner gelehrten Abhandlung *de capillorum coloribus et tinctura* zu Ehren seiner Landsleute (*Spuma Batava* nennt Martial VIII. 33. die gelbe rothfärbende Pomade) aufs sorgfältigste gesammelt und erläut-

Laveau in seiner *Histoire de France avant Clovis* p 27. giebt als Ursache dieser Veränderung der hochrothen Farbe der Haare bey den Nachkömmlingen der alten Gallier die Austrocknung der Sümpfe und die Vermischung der Gallier mit den Italienern an. Er hätte auch das allgemeiner gewordene Weintrinken mit in Anschlag bringen können.

S. 104. 1) Wie wunderbar wechselt die Mode in ihren Launen! Heutzutage lassen sich Blondinen, die von der Natur mit einem Übermafs des Blonden gesegnet wurden, das einige roth nennen wollen, aus Frankreich und England Salben verschreiben, die das Rothe wegbeizen sollen. Gerade das Gegentheil geschah von den alten Römerinnen. Die kaustische Seife (*spuma caustica* Martial. XIV. 26. deren Zubereitung zum Theil Plinius beschreibt, XXVIII. 12. vergl. Wesseling zum Diodor. T. 1. p. 351.) die man aus Gallien verschrieb, um die Haare roth zu machen, bewirkte, wenn sie auf andere Theile des Körpers gestrichen wurde, eine solche Aufgedunsenheit, dafs Weiber in den öffentlichen Bädern ihre Schwangerschaft

dadurch verbergen konnten. Man lese die merkwürdige Geschichte einer heroischen Römerin beym Plutarch T. II p. 771. *ed. Frf.* und vergleiche über die Bereitung und die Bestandtheile dieser seifenartigen Pomade Beckmanns Beyträge zur Geschichte der Erfindungen Th. IV. S. 5. ff. Die beizende Kraft der Asche zur Färbung der Haare scheinen die Römer schon weit früher gekannt zu haben, wie aus einem Fragment des Cato in den Originibus desselben, das uns Servius zum Virgil erhalten hat, deutlich erhellt. Da heifst es: *Mulieres nostrae cinere capillum ungitabant, ut rutilus esset crinis.* Is. Vofs zum Catull p. 142 leitet daher die Benennung *cinerarius* unter den Toilettenbedienten der Römischen Damen von dieser Aschenbeize ab.

S. 104. 2) Ovid, Kunst zu lieben, sagt ausdrücklich von diesem Haarverkauf III. 167.

Auch erröthen sie nicht vor diesem Kauf.
Vor Alcides
Tempel schliefsen sie ihn, und dem jungfräulichen Chor.

S. 104. 3) Sermon. I. 8 48. Man mufs auch hier die Zeiten unterscheiden. Freylich sprechen auch schon die früheren Römischen Dichter (z. B. Ovid *art. am. III.* 165) von den *crinibus emptis*, aber doch immer nur mit Spott und öffentlicher Mifsbilligung des Betrugs. Wenn Messalina dort (Juvenal VI. 120) sich in eine feile Dirne maskirt, dann verhüllt sie ihre schwarzen Haare unter einer blonden Perücke (*nigrum flavo crinem abscondente galero.*) Selbst der sorgfältigste und neueste Historiograph der Perücken, Nicolai, über den Gebrauch der falschen Haare und Perücken in alten und neuen Zeiten (mit 66 Kupfern Berlin 1801) hat jene früheren Zeiten, wo man die Perücken nur aus Noth, aber noch nicht als allgemein angenommene Sitte trug, und wo vornehme Frauen das Perückentragen wenigstens dem Scheine nach den Freudenmädchen und Tilles überliefsen, von den spateren, wo man sich über alle Bedenklichkeiten wegsetzt, wie seit zehn Jahren in Paris und in ganz Europa, nicht sorgfältig genug getrennt. Auch beweist die kahle Weiberbüste, der man die marmorne Perücke abnehmen kann,

und die sich in der Antikensammlung zu Potsdam befand, nichts für die öffentliche Gutheifsung dieser Mode. Dergleichen Statuen und Büsten befinden sich mehr in Römischen und andern Museen. Eine der merkwürdigsten, die Kaiserin Julia Mammäa vorstellend, hat Visconti in den Büsten des *Museo Pio-Clementino T. VI. t. 57.* abbilden lassen, aber auch schon früher auf Veranlassung einer Julia Soema, die gleichfalls eine marmorne Perücke hat, sehr fein bemerkt, dafs dieſs ein blofses Raffinement des spätern Römischen Luxus gewesen ist, wodurch es den Damen leicht wurde, ihren Statuen und Büsten immer die neueste und modischste Coeffüre aufzusetzen, und dadurch jede spottische Nachrechnung der Acra, in welcher sie sich mit diesem nun veralteten Haarputz bilden liefsen, zu vereiteln. Siehe zum Pio-Clementinum T. II. t. 51. p. 91. f.

S. 105. 1) Namen einer vertrauten Haarschmückerin beym Ovid Amor. I. 11. 2.

S. 105. 2) Die Sache hat aus der Stelle Lucians, die aus dem vorigen Toilettenbe-

such unsern Leserinnen noch in gutem Andenken seyn wird, ihre vollkommene Richtigkeit. Die Italienerinnen sollen, nach dem Zeugnifs des Arztes Bartholinus, noch in neuern Zeiten das Geheimnifs besessen haben, die Sonnenstrahlen selbst zu Färbung ihrer Haare zu benutzen. Siehe Reinesius *Inscriptt. Class. II. 89. p.* 125. Ein Recept, die Haare gelb zu färben, hat uns aus den kosmetischen Ärzten der Alten Theophanes Nonnus erhalten in seiner *Epitome c.* 3. *T.* 1. *p.* 26. *ed. Bernard.*

S. 105. 5) Die Haube hiefs mit dem Kunstausdrucke *Calantica*. Siehe Saumaise zu Solin p. 702. Dafs man sich einer Blase dazu bediente, beweifst die Stelle Martials, wo er die magere Dünne der Goldblättchen beschreibt, woraus eine ihm geschenkte Krone gefertiget war. Selbst die Blase, sagt er, worein man die gebrannten Haare steckt, ist dicker: *Fortior intortos servat vesica capillos* (VIII. 33.) Oder man steckte auch die Haare in eine Redesilla oder Netzhaube, deren Lucian bey der Schilderung eines Cinaeden Chelidonion (der französische

Übersetzer Massieu hat lächerlich genug einen *Monsieur de la Hirondelle* daraus gemacht) gedenkt *de mercede conductis* c. 33. *T. II. p.* 692. Das griechische Wort heifst πτερίδωτος, welches auch Hesychius (*ubi vide VV. DD. T. II.* c. 221.) durch καθαιρέτις ἑταιρίδων übersetzt. Die griechischen Damen bedienten sich dieser Netze zur Bequemlichkeit wahrscheinlich eben so häufig, als die Spanier und Italiener ihrer Redesillas. Es gab ein eigenes Sklavengewerbe, solche Netze zu knüpfen, das Demosthenes *contra Olympiad. p.* 1170, 27. *ed. Reisk.* durch ταπεινώσεως ausdruckt, wozu Pollux X, 192. *cum not.* zu vergleichen ist, denn im Reiskischen Index und im Schneiderschen Wörterbuch wird es unrichtig erklärt.

S. 106. 1) Καλαμις oder Calamistrum hiefs das Eisen, womit die Lockchen gebrannt wurden. Die Sklavinnen, die diefs wichtige Geschäft zu besorgen hatten, führten die besondere Benennung Aschenblaserinnen, *cinifones*. Horaz führt sie ausdrücklich im Gefolge der vornehmen Römerinnen auf in einer Stelle, die Wieland aus guten Gründen unübersetzt liefs. *Sat. I. 2. 97.*

S. 106. 2) So hiefsen die Mädchen, die die Salben mit einer für uns völlig verloren gegangenen Kunst aus dem Munde in dem feinsten Staubregen auf die Haare spritzten. Siehe zu Cicero's Briefen *ad Divers.* VIII. 15.

S. 107. 1) Martial nennt daher in einem seiner Sinngedichte die so eingesalbte Gallia eine wandernde Parfümeurbutike III 55. nach Ramlers Übersetzung:

Kömmst du, so scheint der Salbenkrämer Kommus zu kommen,
Und ein zerbrechliches Glas Zimmtöhl verschüttet zu seyn.
Fremder köstlicher Tand, o Gallia, macht dich nicht reitzend.
Will ich es haben, so riecht eben so köstlich mein Hund.

S. 108. 1) Das erstere hiefs daher auch vorzugsweise *radix*, die Wurzel (*Plin. XII. 12. s. 25. Radix costi, gustu fervens, odore eximio. in Patale insula*), das andere *folium*, das Blatt. Über die Spickenarde haben wir durch die Engländer in Calcutta zuerst befriedigende

Auskunft erhalten; William Jones theilte schon in den *Asiatic Miscellanies* eine eigne Abhandlung darüber mit, dann gab auch Gilbert Blane in den *Philosophical Transactions Vol. CXXX. P. II.* eine besondere Nachricht davon, wobey er auch die Stellen der Alten verglich, und aus der *Flora Cochinchinensis* die Abbildung mittheilte. Sie gehört in die dritte Klasse Linné's. Die grofse Konsumtion dieser Salbe machte den Spezereyhandel aus Indien schon im Alterthum zu einem Schlund, in welchem sich das Europäische Gold, so wie jetzt noch, verlor. Vergl. *Robertson's historical disquisition concerning ancient India* s. II. p. 54. f.

S. 108. 2) Crito, der Arzt der Kaiserin Plotina, beschrieb im zweyten Buche seiner Kosmetik diese 25 Salben und Essenzen, wovon uns die Titel noch erhalten sind beym Fabricius *Bibl. Graec. T. XII. p. 690.* Über den Reichthum und die Menge der in verschiedene Classen getheilten Spezereyhändler in Rom geben die in Gruterus, Reinesius und Muratori's Sammlungen befindlichen Inschriften die beste Belehrung.

S. 108. 3) Wir kennen eine solche *furva Cypassis* aus den Liebeselegieen Ovids II. 7. und 8. woraus auch die Talente dieser Negressen zur Intrigue und Wollust deutlich erhellen. Was sie jetzt noch den üppigen Europäern und Kreolen in Westindien sind, waren sie schon damals als Sklavinnen vornehmer Frauen den ausschweifenden Römern.

S. 109. 1) Was bey den Griechischen Damen Corymbion oder Krobylos hiefs, nannten die Römerinnen *nodus*. Die Nadel, womit der ganze Haarbau zusammengehalten wurde, hiefs *acus discriminalis*, welches schon Winkelmann mit dem ächtdeutschen Worte Nestnadel übersetzte. Diese war zuweilen hohl, und enthielt dann wohl gar Gift zur letzten Zuflucht in der Verzweiflung. M. sehe die Geschichte der Giftmischerin Martina beym Tacitus *Annal.* III. 7. und so vergiftete sich eigentlich auch die berühmte Kleopatra nach einer Angabe des Dio Cassius S. 644. 24. mit Reimarus Anmerkungen. Sonderbar! Heutzutage verbergen die Damen in den Ländern, wo die Accise Argusaugen hat, Kontrebande unter ihren Frisuren. Vor

Alters trugen sie Gifte darunter versteckt. Wer wird nicht auch hier den heroischen und naiven Stil des Alterthums bewundern?

S. 109. 2) Eine acht Zoll lange silberne Nestnadel, welche gerade mit dem Bildwerk geziert ist, wie es hier beschrieben wird, befindet sich nebst drey andern der Art wirklich im königlichen Museum zu Portici und wird von Winkelmann in seinem Sendschreiben von den Herkulanischen Entdeckungen S. 61. beschrieben.

S. 110. 1) Auch diese Nadel mit ihrem niedlichen Bildwerke, so wie es hier angeführt wird, ist im Museum der Antiken bey der Nationalbibliothek, wohin die Sammlungen des Grafen Caylus gekommen sind, noch vorhanden. Sie befand sich in der schönen Antikensammlung des Grafen Caylus, der sie in seinem *Recueil d'Antiquités* pl. LXXX. 5. abgebildet, und S. 284. beschrieben hat. Wie unendlich kunstreich und bildnerisch war das Alterthum selbst in diesen Kleinigkeiten! Wie gering ist dagegen der artistische Werth unserer kostbarsten Zier-

nadeln, **Aigretten**, oder der an ihre Stelle tretenden schildpattenen, auch wohl mit Goldblech überzogenen und mit Stahlperlen brillantirten Patentkämme? Sollten nicht jetzt, wo der antike Geschmack so sehr an der Tagesordnung ist, diese Nestnadeln mit den Isisköpfen besonders Gnade in den Augen der Damen finden? Man vergleiche den Excurs am Ende dieser Noten.

S. 112. 1) Martial. Epigramm. XIV. 24.

S. 113. 1) Wir wissen aus den Römischen Gesetzen *Dig.* XXXII. 65. 3. dafs die Haarschmückerinnen mehrere Monate bey geschickten Meistern in die Lehre gehen mufsten. Eine, die nur zwey Monate gelernt hat, wird im Gesetzbuch noch für keine Künstlerin gehalten. Die Hauptsätze der Kunst selbst lehrt schon Ovid in seiner Kunst zu lieben III. 135 — 169. und rechtfertigt dadurch in voraus die stolzen Benennungen der französischen Haaristen, die von nichts anders als *Artistes* und *Académies de cheveux* zu sprechen pflegen.

S. 113. 2) Die Griechen nannten diesen Schmuck στεφάνη, wie aus Pollux V, 96. und Eustath zu Dionysius Periget. V. 7. sehr deutlich wird. Indefs gab es eine Menge Abwechslungen und Veränderungen mit diesem Diadem. S. Visconti zum *Pio-Clementi. T. I. p. 7.* und die spätern Berichtigungen des Abate Fea zu Winkelmanns *Storia delle arti T. I. p. 317.* und von Visconti selbst im *Pio-Clement. T. IV. p. 7.* Die spätern Römer scheinen es nach Isidor Nimbus genannt zu haben, wie Oberlin scharfsinnig gezeigt hat, *Lettre à Mr. le Comte de Shawronsky sur un bijou dont on Soigneur a fait acquisition à Rome* (Strasburg 1770. 16 S. in 8). Es ist eine goldene Stirnplatte mit einem Kettchen, um sie hinten um den Kopf herum anzubinden, die einst in einem Aschenkrug in den Trümmern des alten Lavinium gefunden worden ist, und sich jetzt in der Kaiserlichen Antikensammlung zu Petersburg befindet. Der von den Antiquariern von jeher gebrauchte Name Diadem scheint noch immer der schicklichste zur Bezeichnung dieser Sache zu seyn. Auf dem dieser Seite vorgestochenen Kupfer ist Fig. 1 das

Diadem, wie es Oberlin erklärt hat, abgebildet, und zugleich die Köpfe der Barberinischen Juno aus dem *Pio-Clement. T. I. tav. II.* und einer andern Figur aus Gori *Mus. Etrusc. T. I. pl.* 132.

S. 114. 1) Man sehe den Kopf in Terra cotta aus Caylus auf vorstehendem Kupfer Fig. 3. Der vorn aufstehende Wulst, mit welchem die Fantasie der Mode eben so zu spielen und zu ändern wußte, wie mit den Koeffüren unserer Damen, hatte seinen eignen Kunstnamen und hieß *tutulus*. In seinem zierlichen Aufputze sah man gleichsam den Gipfel der alten Haarschmückerkunst. Daher hatten die vornehmen Römerinnen eigne Sklavinnen, wie hier die Nape ist, blos für dieß Geschäft. So kommt eine *ornatrix a tutulo* in einer alten Grabschrift vor beym Gruter DLXXIX, 5. Man vergleiche des Grafen Guasco *Dissertazione Tusculana sopra un' antica iscrizione, appartenente ad una ornatrice, Roma* 1771. 8. Auch sehe man den Excurs am Ende dieser Noten.

S. 114. 2) So heißt sie beym Properz IV. 7. 75. Vergleiche Griechische Vasen-

gemählde T. III. p. 48. Die dort erklärte Tischbeinische Vase *Engravings* T. I. t. 10. stellt uns eine solche Spiegelträgerin in Gegenwart ihrer Gebieterin vor. Latris wurde eigentlich von Sklavinnen gesagt, die nicht als solche geboren wurden. Siehe Valckenaer zum Ammonius II. 4 p. 99.

S. 115. 1) Ovid art. amat. II. 215.

S. 116. 1) Alle Beweise zu dem hier Gesagten giebt Beckmann Geschichte der Erfindungen Th. III. S. 275. ff. und die Ergänzungen dazu in den Griechischen Vasengemählden Th. III. p. 46.

S. 116. 2) Plinius XXXIII. 9.

S. 116. 3) Die Beweisstellen giebt Is. Vofs zum Katull S. 97.

S. 117. 1) Seneka's physikalische Untersuchungen, übersetzt von Ruhkopf I. 17. S. 33. ff.

BEYLAGE
ZUR ZWEYTEN SCENE.

Verschiedene Arten des Haarputzes und der Schmucknadeln bey den Römerinnen.

Es dürfte vielleicht manchen unserer Leser doch eine ganz angenehme Unterhaltung gewähren, mit einem Blick die aus ächten Überresten des Alterthums gesammelten Geräthschaften zu überschen, deren sich die Römischen Damen zu ihrem Haarschmuck bedienten, und über die vorzüglichsten Haartrachten und Koeffüren dieser stolzen und prachtliebenden Weltherrscherinnen einige Bemerkungen zu lesen, wie sie aus der Betrachtung alter Kunstwerke selbst hervorgegangen sind. Vielleicht lassen sich dann bey wiederkehrender Gelegenheit auch über andere Theile der Römischen Toilette ähnliche Erläuterungen beybringen.

Die einfachste, und in den ältern, prachtlosen Zeiten Roms wahrscheinlich auch die gewöhnlichste, Haartracht bestand in einem bloßen Aufrollen der zusammengeschlagenen Haare, die von der Mitte der Stirn an, wo

sie gescheitelt wurden, oder auch ohne diese Abtheilung um den Kopf in einer Art von Wulst herumliefen. Man bediente sich zum Zusammenfassen der Haare gewöhnlich eines schmalen Bandes (*taenia, fascia*), wie man es auch an antiken Frauenköpfen noch häufig entdeckt. (*S. Ceyla Recueil d'Antiquités T. I. pl.* 73. 7.) Eine grofse Bequemlichkeit bot diese einfach aufgeschlagene Haarumwickelung zum Festhalten der Kränze dar, mit welchen bey Opfern und andern Feierlichkeiten auch die Damen ihr Haar zu schmücken pflegten. Die Kränze konnten auf diesem natürlichen Haarwulste fester aufliegen, und so viel wir aus Abbildungen schliefsen können, war diese Haartracht auch unter den Griechinnen allgemein, die immer ungekünstelte Einfachheit mit Grazie verbanden. Die so aufgeschlagenen Haare wurden nicht allein oft hinten am Nacken oder am Scheitel in eine Art von Knoten zusammengeschürzt, sondern auch, nachdem sie hinten zusammengeknüpft worden waren, noch einmal zurückgeschlungen, und bildeten gerade über der Stirn eine lauschende Erhöhung, die sich auf alten Denkmälern bald wie eine aufschwellende

Wulst, bald wie eine aus Haaren gebundene Schleife ansehen läfst. (*Caylus Recueil T. I. pl. 75. 1. T. II. pl. 61. 2.*) Das grofse unwandelbare Vorbild der verheiratheten Römischen Damen oder Matronen waren die Vestalinnen, und, da diese einen offenen Schleier trugen, der vom Kopfwirbel auf beiden Seiten über die Haare bis auf die Schultern herabfiel, so wurde dieſs auch der gewöhnliche Kopfputz der verheiratheten Römerinnen, wobey jedoch über der Stirn die hervorragenden Haare zierlich gelockt seyn konnten. (*Vitta matronalis.*) (*Bronzi d' Ercolano T. II. tav. LXXXI.*) Aber auch hierzu wuſste die Mode bald einen wichtigen Zusatz zu machen. Man erfand oder entlehnte vielmehr von den Griechen eine Art von Halbzirkel oder Bandeau, das man vorn über der Stirn in die Haare setzte, und diese so künstlich darüber wegschlug, daſs nur die vorragende Spitze dieses Halbzirkels in der Mitte aus den Haaren emporstund und das Diadem bildete, das uns an den Köpfen der Göttinnen und vornehmen Römerinnen so oft und so wundersam erscheint, da man von dem ganzen breiten

Halbzirkel, der nur selten ganz blofs zum Vorschein kommt, (*Caylus Recueil T. IV. pl.* 74. 4. 5.) nichts als ein zierliches kleines Dreyeck erblickt, wie z. B. auf den Köpfen der Kaiserin Livia. (*Museum Florentinum T. I. tab.* 2. 3.) Allein mit der zunehmenden Prachtliebe und Verschwendung der Römer und von der Zeit an, wo Rom der Sammelplatz aller Nationen wurde, die nur einigermafsen Anspruch auf Sittenverfeinerung und also auch auf Putz und äufsere Zierrathen machten, bekamen auch die Aufsätze und Haartrachten der Römerinnen eine unendliche Mannigfaltigkeit. Aus dem Orient kam in den letzten Zeiten der Republik der Geschmack, die Haare mit Perlen zu durchflechten. Es gehörte zum Kostum der ägyptischen Gottesverehrungen, ungeheure Federaufsätze, Lotosblumen, und andere Sinnbilder der Fruchtbarkeit und der personifizirten Natur auf dem Kopfe zu tragen, und in diesem Aufzuge den Tempeldienst abzuwarten. Die berühmte Isistafel giebt dazu in jeder Gruppe die auffallendsten Belege. (Mit Caylus Erklärungen *Recueil T. VII. pl. XII.*) Seit den Zeiten des Sulla und von der letzten Hälfte des siebenten

Jahrhunderts nach der Erbauung Roms wurde der Isis- und Serapisdienst in ganz Italien und in den Vorstädten Roms herrschende Mode, und es gehörte bald zum guten Ton, sich unter dem Deckmantel dieser Andächteleyen die unanständigsten Freyheiten zu erlauben. Der beständige Anblick dieser häfslichen ägyptischen Mifsgestaltungen gewöhnte die Römerinnen nach und nach an jede Unform des Haarputzes, und sie konnten nun die ungeheuersten Haaraufthürmungen für schön und geschmackvoll halten. Jede neu eroberte Provinz, jeder Triumphaufzug machte die nach Abwechselung haschenden Schönen mit neuen Mustern das Haar zu schlingen, zu kräuseln und in Zöpfe zu flechten bekannt. Nichts aber bewirkte eine so allgemeine und wichtige Veränderung in den Haartrachten der Römerinnen, als die Besiegung der deutschen Volkerschaften in Belgien und am Rhein. Sie lernten hierdurch nicht allein die besondern Haarwülste (*nodi*) und wie Hörner hervorstehenden Flechten dieser Völker nachahmen, sondern es verbreitete sich dadurch auch sehr schnell die bis zur Modewuth ausartende Liebhaberey

an hochblonden, goldgelben Haaren, die damals ein eigenthümliches Kennzeichen aller Völkerschaften am Rhein, an der Schelde und Maas ausmachten. (Antons Geschichte der deutschen Nation S. 79. ff. Johann Arnzen *de tinctura et colore comarum* 1721.) Einer der neuesten und unterhaltendsten Don Quixotte unserer Lesebibliotheken, der Ritter Heymeran von Flaming (von Lafontaine Berlin 1796 und seitdem mehreremale wieder aufgelegt, in 4 Bänden.) hätte hier am besten lernen können, wie man die verhafsten Schwarzköpfe in Blondinen verwandeln müsse. Nicht genug, dafs sich die Römerinnen allerley Haarsalben und Seifenkugeln aus jenen Gegenden verschrieben, um damit ihren Haaren den beliebten Modeanstrich des Goldfarbenen zu verschaffen; sie plünderten auch die Köpfe der blonden Sigambresinnen und Kattinnen rein aus, und es entstand ein eigener Galanteriehandel in Rom mit den Zopfen und Haarflechten deutscher Frauen, die sich die Römerinnen sehr künstlich einzusetzen wufsten. Bald machte man sich die Sache noch bequemer. Die Perücken waren durch die Theatermasken,

die den Kopf des Schauspielers von hinten und vorne bedeckten, und zur Bedeckung des Hintertheils alle auch karakteristische Perücken hatten, den Alten eine sehr bekannte Sache, und man wandte diese Erfindung auch auf die Mode mit goldgelben Haaren an. Man trug allgemein blonde Perücken aus deutschen Haaren, und so war die neueste Mode der Pariser Damen, die auch in Deutschland zahlreiche Anhängerinnen gefunden hat, eine alte Modethorheit der Römischen Schönen, die grofse Summen verschwendeten, um goldgelbe Blondinen zu werden, und sich wohl gar, als die Verschwendung aufs höchste gestiegen war, mit Goldstaub einpuderten.

Schon als Ovid seine berüchtigte Kunst zu lieben dichtete, waren die Arten, sich zu koeffiren und die gekräuselten Haare in Locken und Flechten zu legen, so mannigfaltig, dafs er eher die Eicheln an einer grofsen Eiche zählen wollte, als diese wandelbaren Haartrachten. Indefs zählt er doch selbst in der Stelle, wo er davon spricht, acht verschiedene Arten des Haarschmuckes auf.

(Kunst zu lieben III. 139-168. Nach v. Strombecks (Göttingen 1795) Übersetzung S. 70. f.) und wenn man auf der einen Seite dort erfährt, dafs die Römerinnen unter andern auch à la guitarre oder mit zwey Hornern frisirt gingen, wie sie auf dem Resonanzboden einer Merkuriuscither aufgesteckt waren, so hört man doch auf der andern auch den geschmackvollen Kenner sprechen, wenn er den Damen, die ein langliches Gesicht haben, anräth, die Haare über der Stirn ganz glatt auf beiden Seiten herunter zu kämmen, und dagegen über die Ohren in dichtere Locken fallen zu lassen; (*Bronzi d'Ercolano T. II. tav. LXXIV.*) den andern aber, die ein rundliches Gesicht haben, den Rath ertheilt, oberhalb der Stirn eine kleine Haarwulst oder Schleife emporsteigen, die Ohren aber ganz unbedeckt zu lassen. Kluge Frauen, die noch jetzt das Gebot der Mode mit der natürlichen Form ihres Gesichts geschickt zu vereinigen, und jeder neuen Koeffüre die gefälligste Anschmiegung an ihre eigne Gestalt zu geben verstehn, werden lächeln, von diesem alten Meister in der Kunst schon zu seyn, in eignes

Geheimniſs verrathen zu sehen: die Frisur ist die schönste, die dem Gesicht das zierlichste Oval giebt. Alle so unendlich vermannigfaltigten Haartrachten der schönen Römerinnen lassen sich doch füglich in zwey Hauptklassen bringen. Entweder es waren wirkliche mit einem Brenneisen gekräuselte Locken, die dann mit einem goldenen, oft auch mit Perlen geschmückten Bandeau von den übrigen glatt gekämmten Haaren getrennt waren, und einen äuſserst geschmackvollen und auch unsern Damen zur alten Tunika sehr zu empfehlenden Haarschmuck bildeten; (Montfaucon *Supplement T. III. pl.* 16.) Oder man flocht die Haare in mehrere Flechten und Zöpfe, die dann erst in einen vielfachen, sich immer wieder begegnenden Kreis über einander gewunden, und dann in der Mitte, gerade über dem Scheitel, wo eine starke Wulst von eben diesen Zöpfen hervorging, mit einer langen Schmucknadel (*acus discriminalis*) durchstochen und festgehalten wurden. Der erste Anblick eines solchen Flechtengewindes lehrt schon, daſs ohne Zusatz von fremden Haaren dieſs kaum möglich gewesen seyn würde. (Montfaucon *Suppl. T. III. p.* 4.)

Diese beiden Hauptgattungen konnten zu einer dritten vereinigt seyn, wo vorn herum Locken, hinten aber Flechten und Zopfe liefen, und von dieser gemischten Gattung ist schon beym Ovid und Properz, noch mehr aber beym Juvenal und Martial die Rede. Unzählbar mufsten die Abänderungen seyn, die die Erfindsamkeit der Römischen Damen und der besonders hierzu bestimmten Sklavinnen hervorbrachte. Die Gemahlinnen und Favoritinnen der Kaiser scheinen besonders im Besitz gewesen zu seyn, ihre Lieblingskoeffüre zur allgemein herrschenden Mode zu machen, und erfahrne Münzkenner können an dem Haarschmuck eine Poppäa von einer Plotina und Matidia, eine Faustina von einer Soämias auf den ersten Blick unterscheiden. Schon Chamillard (*dissertations sur plusieurs medailles*, Paris 1711) und Sperling (*ad numum Fuviae Sabinae*) haben diese Materie erschöpft, Hr. Stieglitz aber durch einige gelehrte Abhandlungen, mit Münzen erläutert, (im Journal des Luxus und der Mode vom Jahre 1791) weiter ausgeführt. Bey solchen hoch gebietenden Tonangeberinnen in Rom war es denn auch ganz natür-

lich, dafs eine Modekoeffüre auf eine gewisse Zeit so herrschend werden konnte, als eine hoeffure *à la Pompadour, à la Maintenon, à la Montpensier* im alten, oder *à la Hottense, à la Lizleth* im neuen Paris. Um diese Ähnlichkeit zu vollenden, darf ich nur hinzusetzen, dafs, so wie eine Mode der Art allgemein geworden und zu allen Klassen herab gestiegen war, von oben auch schon wieder eine neue in Umlauf gesetzt wurde. Dieſs läfst sich unter andern aus dem von vielen Alterthumsforschern bemerkten Umstand schliefsen, dafs bey einigen Bildsäulen Römischer Kaiserinnen der in Marmor gehauene Haarschmuck so eingerichtet gefunden worden ist, dafs er selbst von der Bildsäule abgenommen und ein anderer an seine Stelle gesetzt werden konnte. (Visconti zur Bildsäule der Julia Soemia im *Museo Pio-Clementino T. II. tav. 51. p. 69. f.*) Ein ächt Römischer Luxus, wo selbst die Marmorkopfe der Kaiserinnen den Haarschmuck mit den Moden veränderten, da man sonst höchstens die Statuen zu köpfen, und auf den Rumpf des Vorfahren den Kopf des Nachfolgers zu setzen pflegte. (S. Casaubonus zu Suetons Tiber c. 58.)

Und wie einfach, aber dabey doch sinnreich und kunstvoll waren die kleinen Gerathschaften, deren sich die Dienerinnen der Römischen Damen zur Vollendung dieses Locken- und Flechtenbaues auf den Köpfen ihrer Gebieterinnen bedienten. Dafs man sich der Kämme, die gewöhnlich aus poliertem Buchsbaumholz oder Elfenbein verfertigt und dabey oft in der Mitte mit eingegrabenem Bildwerke geziert waren, und eines einzelnen runden Eisens mit einem Griff zum Brennen der Haarlocken schon damals zu bedienen wufste, wissen unsere Leserinnen schon aus den Übersetzungen Römischer Dichter, und es bedarf keines Erweises. Aber von Puderbeuteln, Puderquasten und Pomadenbüchschen wufsten die alten Haarschmückerinnen nichts, und sonach waren die zwey vorzüglichsten Binde- und Vereinigungsmittel der neuern Haarkräuslerkunst, die Pomade und der aus Stärke zubereitete Haarpuder, an den Putztischen der Römerinnen zwey völlig unerhörte Dinge. Dann die Seifenkugeln und Goldstaubflinkerchen, deren man sich damals zur Umfärbung der dunkleren Haare in lichteres Goldgelb zuweilen

bediente, gehören mit den Schminkpflästerchen und Haarsalben in eine ganz andere Klasse von Schönheitsmitteln oder in die Kosmetik. Unser heutiger Puder hat gewiſs einer sehr unreinlichen Haut- und Kopfkrankheit seinen Ursprung zu danken, und ist mit den Lazarethen und leinwandenen Unterhemden ungefähr Eines Alters in Europa. Am Hofe Ludwigs des XIV. bestreuten sich zuerst die Hofdamen damit, denen es bald die Freudenmädchen nachthaten. (*Histoire des Modes Françaises, contenant tout ce qui concerne la tête des Français* (*Amsterd.* 1773.) *p.* 116. *ff.*) Treffender, als man es beym ersten Anblick denken sollte, ist daher der Einfall eines Pommerschen Antiquars, der sich in einer gelehrten Alterthumsforschung über Perücken und Haarputz die Entstehung unseres Haarpuders aus dem Aufstreuen der Asche bey Leidtragenden im Orient erklärt. (Magister Rango, Rektor zu Berlin, *de capillamentis, vulgo Parueçuen* (Magdeburg 1665) *cap. XI. p.* 256. Vergl. Nicolai über den Gebrauch der falschen Haare und Perücken (Berl. 1801.) S. 161. n. 166. wo auch S. 129. von diesem Rango ausführ-

liche Nachrichten zu lesen sind.) Gewiſs hatten diejenigen, die zuerst dieſs weiſse Mehl auf ihre Haare streuten, in mehr als einer Rücksicht Ursache, im Sack und in der Asche Buſse zu thun. Von allen diesen unreinlichen Zierlichkeiten wuſsten die Römerinnen nichts. Aber desto verschwenderischer ging man mit den kostlichsten Salböhlen und Nardenessenzen um, die man in die Haare erst einrieb und einspritzte, bevor sie durchgekämmt und in zierliche Flechten gewunden wurden. Aber womit hielt man denn nun diesen mühsam schönen Bau von Locken und Haarflechten zusammen? Mit nichts als einer einzigen kunstvoll eingesteckten Schmuchnadel. Sie verdient es, daſs wir uns mit ihr noch etwas genauer bekannt machen, da man in ihr zugleich einen neuen Beweis findet, wie das Alterthum auch in diesen Kleinigkeiten Zweckmäſsigkeit mit Kunstgeschmack zu verbinden wuſste, und da der neueste Moden-Hellenismus auch diese Sitte wieder in Umlauf gesetzt hat.

Da diese Schmuchnadeln dann bestimmt waren, die ganze Wulst von Flechten auf

dem Scheitel zusammen zu halten oder auch vorn auf der Stirn so eingesteckt zu werden, dafs sie zugleich alle hinteren Ringe von Haaren, Perlenschnuren u. s. w. zusammenfafsten, so mufsten sie zuforderst eine beträchtliche Länge haben. Noch sind Nadeln dieser Art aus dem Alterthume erhalten, die sieben bis acht Zoll in die Länge halten, und uns dadurch zu einem Schlufs auf die Fülle von Haaren berechtigen, die sie zusammenhalten mufsten. Einige derselben sind äufserst einfach, und haben nichts, als oben, wo sie etwas dicker sind, ein Ohr oder eine Öffnung, wodurch wahrscheinlich die Schnur oder das Band ging, welches sich um den Kopf herum legte und die Vorderlocken vom Hindertheile sonderte. (*Museum Romanum Class. V. Tab. LII.* 3. mit Bonnanis Bemerkungen. S. 166.) Der Graf Caylus hatte in seiner Sammlung eine Nadel, die oben und unten dergleichen Öffnungen zeigte. Dadurch wird die Bestimmung zum Durchziehen des Bandes noch deutlicher, und wahrscheinlich gehörte der auf vier Seiten ciselirte Stift, den Caylus blofs für einen Nagel hält, auch zu den Schmucknadeln, da

er auch unterhalb des Kopfes eine solche Öffnung hat. (Caylus *Recueil T. V. pl. XCV.* 3-6.) In diesem Kopfe oder in der Zierrath, die den obern dickern Theil der Nadel umschliefst, ist oft eine bewundernswürdige Kunst angebracht. Diefs ist der Fall bey vier dergleichen Nadeln, die im ächten Zimmer des königlichen Museums zu Portici wegen der Zierlichkeit ihrer Arbeit von allen Fremden bewundert, und von Winkelmann mit der ihm eignen Klarheit beschrieben werden. „Unter den silbernen Nadeln, so erzählt uns Winkelmann, (Sendschreiben von den Herkulanischen Entdeckungen S. 61.) sind vier besonders schön und grofs gearbeitet. Die gröfste, an acht Zoll lang, hat statt des Knopfs ein korinthisches Kapital, auf welchem Venus steht, die mit beiden Händen ihr Haar gefafst hat; neben ihr steht die Liebe und hält ihr einen runden Spiegel vor. Die silbernen Nestnadeln der Weiber auf dem Lande sind noch jetzo eben so lang. Auf einer andern solcher Nadeln, welche sich gleichfalls in ein korinthisches Kapital endiget, umfassen sich Amor und Psyche. Eine andere hat aber zwey

Brustbilder, und an der kleinsten steht Venus an den Cippus eines Priapus gelehnt, und berührt mit der rechten Hand den aufgehobenen linken Fuſs." Was man sich aus dieser Beschreibung schon denken, und, was das Bildwerk anbelangt, auch durch geschnittene Steine, die gerade diese Vorstellungen auch enthalten, (Tassie's *Catalogue No.* 6225. *Museum Florentinum T. I. tab.* 72. 2. 79. 2.) versinnlichen kann, wird durch die Betrachtung einiger dieser Schmucknadeln, die Caylus in seiner Sammlung abgebildet hat, noch deutlicher. Wie dort zu Portici auf der dritten Nadel einige Brustbilder angebracht sind, so erhielt Caylus aus dem Nachgraben im Hügel Pincio zu Rom eine elfenbeinerne, drey Zoll lange Nadel, deren Kopf in einer fein gearbeiteten weiblichen Büste besteht. (*Recueil Tom. III. pl.* 84. 3.) Eine ähnliche Nadel von Bronze wurde zu Choisi in Frankreich ausgegraben. (*Recueil Tom. I. pl.* 1. 2.) Wie auf einigen jener Nadeln ganze Figuren oder kleine Gruppen ausgearbeitet hervorstehn, so erblicken wir hier eine vier Zoll lange Nadel aus Bronze, die statt des Knopfes ein niedliches

Bild einer Göttin des Überflusses hat, und mit der einen Hand das Füllhorn, mit der andern einen an ihr anspielenden Delphin ergreift. Die Frisur ist in ägyptischem Geschmack. Wir können daraus den Schluſs machen, daſs die Besitzerin dieser Schmucknadel eine fleiſsige Verehrerin der Isis gewesen seyn müsse. (*Recueil Tom. IV. pl. 30. 5.* Diese Schmucknadel ist auf der Kupfertafel vor der zweyten Scene Fig. 4. abgebildet.) Gewiſs kann niemand diese Schmucknadeln ansehn, ohne innige Hochachtung gegen den Kunstgeschmack des Alterthums zu empfinden, der sich bis auf diese Kleinigkeiten der weiblichen Toilette erstreckte, und sie mit den schicklichsten Bildwerken auszuschmükken wuſste. Kann auch wohl ein passenderer Gedanke in einem Raume, wie ihn der Knopf einer Schmucknadel gestattet, ausgeführt werden, als ein kleiner Liebesgott, der seiner Mutter beym Putztisch eben den Dienst leistet, den sonst Sklaven und Liebhaber ihren Gebieterinnen leisteten? Mögen immer unsere heutigen Zitternadeln und Aigretten in Brillanten gefaſst und durch kostbare Edelsteine ausgeschmückt seyn!

Die Hand des Juwelirers kann ihnen Schimmer und innern Werth, aber nie die liebliche Anmuth des antiken Kunstgeschmacks ertheilen.

ZWEYTE BEYLAGE ZUR ZWEYTEN SCENE

in dem Putzzimmer einer Römerin.

Die von den Grazien geschmückte Venus.

(Nach einem Cameo im Florentinischen Museum.)

Die hier abgebildete Gemme war einst ein schöner Chalcedonyx - Cameo in der Grofsherzoglichen Gemmensammlung zu Florenz. Ob sie der Liebhaber dort noch im Originale sehen kann, läfst sich bey den mancherley Schicksalen, den dieser Theil des Mediceischen Kunstschatzes in neuern Zeiten erfahren hat, nicht mit Gewifsheit behaupten. Gori hat ihn in seiner bekannten Sammlung

auch abgebildet und nach seiner Art erklärt.[1]) Ich will sagen, was ich darauf zu sehen glaube. Leicht möglich, dafs der geübte Beschauer des Originalsteins, dessen Abbildung in jenem Werke freylich weder ein Eckhel noch Frauenholz veranstaltet hat, manches anders, manches besser zu deuten im Stande seyn würde.

Die Herrscherin von Paphus und Amathus, die Göttin der Liebe, tritt in einem ihr geweihten Haine an der Seeküste, wo sie sich wahrscheinlich gebadet hatte, zwischen ihre zwey Dienerinnen, die Grazien, um mit ihnen über ihren Putz eine von jenen berühmten Bad- und Toilettenkonferenzen zu halten, die schon der Sänger der Odyssee, dessen Verse dem Künstler vielleicht vor Augen schwebten, so zierlich besungen hat:[2])

Doch sie kam gen Kypros, die holdlächelnde Göttin,
Wo in Paphos ihr Hain und duftender Opferaltar ist.
Dort nun badeten Grazien sie und salbten die Göttin

Mit ambrosischem Öhl, das ewige Götter verherrlicht,
Hüllten sie drauf in Gewand', anmuthige, Wunder dem Anblick.

Dafs hier von Putz und einer festlichen Ausschmückung die Rede sey, zeigt der erste Anblick. Venus weifst mit der Rechten an den Theil ihrer Wangen oder Haare, den sie mit der ambrosischen Schönheitssalbe aus dem niedlichen Büchschen, das ihr die eine der dienenden Schwestern ehrerbietig vorhält, berührt wissen will. Die Grazie, die ihrer Gebieterin ehrfurchtsvoll aufwartet, mag Aglaja, die Schimmer- und Glanzverleihende seyn. Ihr gegenüber sitzt eine zweyte Grazie. Wäre sie keine Grazie, so würde ich vermuthen, sie sey eine Zofe, die der Göttin, um sie zu entlangweilen, eine frische Neuigkeit hinterbringt, die ihr so eben von den Kammerfrauen der Juno oder der Minerva im engsten Vertrauen mitgetheilt wurde; und dann konnte sie freylich in einem niedrigern Sinne auch noch Euphrosyne, die Freudengeberin, heifsen. Aber wie konnte eine Grazie sich zu dem nie-

drigsten aller Garderobengeschäfte, zu Neuigkeitsträgereyen, erniedrigen? Und wie könnte die Venus, die wir hier zu erblicken glauben, einem solchen Geschwätze auch nur auf einen Augenblick ihr Ohr leihen? Nein, wir irren gewifs nicht, wenn wir sie für die Grazie halten, die jetzt ihr Kennerurtheil wegen der geschicktesten Anwendung der bewufsten Schönheitsessenz an die höhere Behörde abgiebt, und daher Peitho, die Überredende, genannt werden könnte. 1) — Die Gemme, als Kunstwerk betrachtet, scheint nach einem trefflichen Muster einer ältern Antike gearbeitet zu seyn. Die verständige Vertheilung und Gegeneinanderstellung der drey Figuren, die schlanke Mittelfigur der Venus, die ruhiger sitzende Grazie zur Linken, deren Rathschläge man zu hören glaubt, die mit ehrerbietiger Kniebeugung ihre Dienste anbietende Schwester zur Rechten, der Ausdruck jeder einzelnen Figur und die sprechende Beredsamkeit im Ganzen, die durch so wenige Geberden und Stellungen so vollkommen erreicht ist, dieſs alles zusammengenommen beweisst hinlänglich, dafs hier von keinem mittelmäfsigen Kunstwerke der

Erfindung und Anlage nach die Rede seyn könne. Über die Ausführung und den Werth der Antike selbst, als Antike betrachtet, liefse sich nicht einmal aus einem sorgfältig geformten Schwefel - oder Gypsabdrucke, ja nicht einmal aus einer Wedgwoodischen Glaspaste genau urtheilen. Wie viel anmafsender und lächerlicher wäre es, ein Urtheil nach einem blofsen Umrisse, der wieder nach einem Umrisse gemacht ist, fällen zu wollen! Aber sehr merkwürdig und noch auf keiner alten Gemme weiter bemerkt ist die hier vorgestellte Handlung selbst. Denn so oft auch die aus dem Bade steigende Venus in ihrer Toilettenbeschäftigung auf alten geschnittenen Steinen erscheint, so kommt doch die Vorstellung der dabey Dienste leistenden Grazien nirgends weiter vor, sondern was hier das Geschäft der Grazien ist, thun auf andern Steinen gewöhnlich zwey Liebesgötter. 1)

Sonderbar ist der mythologische Gewissenszweifel, durch welchen sich selbst Gori in seiner sonst sehr absprechenden Erklärungsweise auf einen Augenblick irre machen lafst. Es sind ja drey Grazien, wo

ist aber die dritte auf diesem Stein? — Gori löst sich zwar diesen Zweifel dadurch, dafs ja auch das Alterthum oft nur zwey Grazien gekannt hätte, will aber doch auch nichts dagegen einwenden, wenn jemand in diesen Kammermädchen der Venus auch nur zwey andere Nymphen und keine Grazien erblickte. Aber wie viel leichter und befriedigender wäre die Antwort gewesen: der Künstler stelle blofs darum nur zwey Grazien auf, weil er die dritte in der Anordnung der Figuren auf seinem kleinen Kunstwerke gar nicht brauchen konnte, und also sein artistisches Bedürfnifs überhaupt nur auf zwey Grazien eingeschränkt war. Zudem sind die Homerischen Charitinnen oder Grazien — und Homer schwebte, wie wir oben sahen, dem Künstler wahrscheinlich vor Augen — noch gar nicht blofs auf die Eteokleische Dreyheit [1]) eingeschränkt, sondern Juno sowohl, als jede andere Olympierin hat ihre eigenen Grazien zur Bedienung, wovon einige die älteren, andere die jüngeren sind. Nur durch die Künstler, die jene berühmte Wechselumarmung der drey Grazien so gern bildeten, wurde diese

Vorstellung unter vielen älteren später die allgemeinere und herrschende.

Doch wenn wir auch diese Verwirrung älterer und neuerer Begriffe dem ehrlichen Gori gern zu gute halten wollten, so wird er doch eine andere gröbere Beleidigung, die er der Venus selbst im Verfolg seiner Erklärung zufügt, kaum abbüfsen können. Man höre nur, was er über den Inhalt des kleinen Gefäfses sagt, das die eine Grazie der Venus vorhält. Entweder, so lautet seine Muthmafsung, ist es Purpurschminke, um auf die Wangen Roth, oder eine andere Essenz, um auf die Augenbraunen Schwarz aufzulegen. Als wenn die in ewiger Jugend prangende Rosengöttin von Paphos solcher Salben und Schminkbüchschen bedürfe, die der Spötter Lucian uns auf den Toiletten der Griechischen Damen erblicken läfst, und dadurch dem neuen Verleumder der Griechischen Schönheit, dem Herrn von Pauw, so reichen Stoff giebt, die Reitze der Damen von Athen so verdächtig zu machen. 1) Nein, Dank sey es den Dichtern des Alterthums, denen die Grazien die Geheimnisse am Putztische ihrer Gebieterin verrathen hatten;

aus ihren Gesängen wissen wir, dafs die ewig blühende Göttin solcher Schönheitsmittel nicht bedurfte. Was hier der Venus in dem kleinen Deckelgefäfse dargeboten wird, ist das süfse ambrosische Öhl,

Das der Unsterblichen Jugend verschönert, die Glieder Cytherens 1);

ist der Nektar, mit welchem die Idalischen Schwestern beym Klaudian die Haare der Venus durchbalsamiren 2); ist die Quintessenz des unsterblichen Wunderbalsams, mit dem Venus die Lippen der Liebenden berührt 3).

Nicht viel glücklicher ist unser Gori in einer andern Muthmafsung, wenn er die Kniebeugung, mit welcher die dienende Grazie diesen Schönheitsbalsam überreicht, für ein Zeichen der Anspannung des Geistes und der Aufmerksamkeit erklärt. Ein einziger Blick auf andere alte Denkmäler lehrt uns, dafs die gewöhnliche Stellung, in welcher die aufwartenden Dienerinnen den Frauen, Priester und Priesterinnen den Göttern gewisse Geräthschaften oder Geschenke

überrichten, gerade die hier abgebildete Kniebeugung gewesen sey, und wer mag zweifeln, dafs der Sinn dieser Stellung Ehrerbietung und eine Art von Adoration seyn müsse? *)

Die Venus ist hier, wie auf vielen andern geschnittenen Steinen, durch ihr Gewand nur zur Hälfte verhüllt. Man lasse aber das Band, welches unterhalb der Brüste ihren schlanken Körper umschlingt, nicht unbemerkt. Diese Busenbinde ist ein sehr wichtiger Theil des weiblichen Anzugs im Alterthum, und ganz vom Gürtel unterschieden, mit welchem sie gewöhnlich verwechselt wird. Der Gürtel ward über das Untergewand zusammengeschlungen. Mit diesem Bande hingegen, das die Römer Strophium, die Griechen Taenidion nannten, wurde der schönste Theil des weiblichen Körpers mit aller der Grazie, die wir noch in den schönsten Denkmälern des Alterthums bewundern, unterbunden und zusammengehalten. Es ist die zarte Binde des widerstrebenden Busens, wie Katull in jener mahlerischen Beschreibung der aufgeschreckten Ariadne es nennt **), die auch hier die

himmlischen Reitze der Liebesgöttin erhöht, aber nicht mit ihrem Gürtel oder Cestus, wie ihn Homer schon besingt, für eins gehalten werden muſs.

So weit die historische Auslegung dieser Kamee aus dem Florentinischen Gemmenschatze! Bedarf es aber wohl auch einer besondern Andeutung, wie diese Gemme zu einer der anmuthigsten Allegorien gebraucht, und so auch neueren Kunstwerken aufgedrückt werden könne?

Möge die Schönheit sich nie ohne die Grazien schmücken! Dieſs ist die einfache, und, wie mich dünkt, jedem, der unserer Gemme einen freundlichen Blick gönnt, von selbst einleuchtende Deutung dieses Bildes. Grazien sind die unzertrennlichen Dienerinnen und Gefährtinnen der Liebes- und Schönheitsgöttin. Kein Wunder, daſs, wo sie wandelt, Blumen entsprieſsen, und Meer und Erde der Unsterblichen huldigen. Grazien schmücken sie, und geben jeder Falte ihres Gewandes, jeder herabringelnden Locke ihres ambrosischen Haupthaars, jeder Schwebung und Bewegung ihres in ewiger Jugend blühenden Körpers

die entzückende Anmuth, die, so oft die Göttin im Saale Jupiters zum Gastmahle der Unsterblichen eintritt, alle Bewohner des Olymps mit neuem Erstaunen erfüllt, und im mildern Abglanze den Sterblichen ein Ideal der durch Anmuth belebten Schönheit wird. Wer wollte da nicht mit jenem Mahler aller ländlichen und städtischen Grazien ausrufen: *)

Anmuthige Grazien, Erzeklea göttliche Tochter, —
Doch verlier' ich wohl nimmer! was haben die Menschen doch süßes
Ohne die Grazien? Könnt' ich nur stets mit den Grazien leben!

Die Grazien schmücken die Göttin der Schönheit, nachdem sie aus dem erfrischenden Bade hervorgestiegen ist. Ein beherzigungswerther, nie genug zu empfehlender Wink zur Anwendung der wirksamsten und unschuldigsten aller Schönheitsmittel, der mit jeder weiblichen Tugend aufs engste verbundenen Nettigkeit und Reinlichkeit! Was die Grazie in dem aufgeschlossenen Gefäße ihrer Gebieterin darreicht, ist

kein ätzendes Quecksilber- oder Bleywasser, keine Schönheitsessenz, die man mit Pinseln anmahlt, oder mit Baumwolle aufreibt: es ist ein einfaches Salbenöhl für das so eben gebadete, reingewaschene Haupthaar der Göttin. Es ist von unsterblicher Kraft, weil es durch keine zerstörende Eigenschaft nur für den gegenwärtigen Augenblick Schimmer, für die Zukunft alternde Häfslichkeit bringt. Und wie, wenn ein holder Schönheit beschützender Genius diese Olympische Schönheitstinktur den Sterblichen verrathen, und jedem, der sich nur darum bekümmern will, dadurch bekannt gemacht hätte, dafs er sie durch einen Arzt niederschreiben liefs, 1) den Deutschland schon lange mit Hochachtung nannte und unter seine besten Rathgeber zählte? Die Göttin von Paphos, von der Hand sorgsamer Grazien geschmückt, kennt keine jener verunstaltenden, den Leib insektenartig zertheilenden, einklemmenden und beängstigenden Kleidungen, die die laute Stimme des mifsbilligenden Arztes und des geschmackpredigenden Künstlers schon so oft verdammte, aber noch immer nicht ganz aus den Modeverzeichnissen unserer Putz-

händlerinnen verdrängen konnte, die jetzt nur das Zauberwort elastisch vorsetzen, die Sache aber dadurch um kein Haar besser machen. Ein zartes einfaches Busenband umschlingt den Leib der Göttin, die alle schädlichen Fesseln zersprengt und überall verbannt wissen will.

Doch nicht ohne Absicht fordert die Immerlächelnde den Dienst der schmückenden Grazien. Wer es doch errathen könnte, zu welchem Feste und für wen Venus, die Himmlische, sich schmücke! Die alten Steinschneider und Kunstbildner stellen uns oft die Venus Hand in Hand, oder in süfser, anschmiegender Stellung mit dem Gotte des Krieges dar, den ihre Reitze bezwangen und sänftigten. Vergnüglich und anmuthig ist besonders die Vorstellung auf mehreren geschnittenen Steinen, wo Venus, die Siegerin, sich des Helmes, des Schildes und der Lanze des Mars bemächtigt hat, wo Amor das Schwert des entwaffneten Kriegsgottes lächelnd der lächelnden Göttin reicht, wo sie sich selbst auf den ruhig an eine Säule angelehnten Schild stützt und den umgekehrten Speer zum Zeichen des Friedens in den

Boden gesteckt hält. 1) Unsere Ahndung ist diesmal kein täuschendes Wahnbild gewesen. Fragt man, wodurch der blutrünstende, im Morden unersättliche Kriegsgott zu sanfteren und friedlichen Empfindungen erweicht, sein Speer und Degen zu einer Pflugschaar umgeschmiedet, sein Schild zu einer Wiege von frohlichen Säuglingen umgeschaffen, sein Helm zu einer Urne, neue Anpflanzungen und Kolonien zu verlosen, gebraucht wurde: so that es diese Venus Urania. O möchte sie stets die zum ewigen Frieden entwaffnende Friedenbringerin seyn!

Anmerkungen.

S. 155. 1) *Museum Florentinum T. I. Class. IV. tab. LXXXII. 3.*

S. 155. 2) Odyssee VIII. 362. nach Voſs.

S. 157. 1) Um ja dem möglichen Verdacht einer hetzerey in der Freyheit der Grazien zu entgehen, unter welchen Peitho sonst nicht steht, erinnere ich nur, daſs schon Hesiod, wo er die Pandora schmücken läſst, die Peitho mit den Charitinnen ihr goldne Ketten um den Hals legen läſst. Zum Überflufs vergl. m. Fischer zum Anakreon S. 119. *edit. novifs.*

S. 158. 1) So bieten zwey Liebesgötter einer mitten inne stehenden Venus, der eine das Salbenfläschchen, der andre die Armspangen beym Gori *Mus. Flor. T. II. Class.*

II. T. LXI. 3. So präsentirt ein Liebesgott der Venus ein Putzkästchen auf einem Amethyst des Stoschischen Kabinets in Winkelmanns *Catalogue No.* 548. *p.* 116. Die Vorstellung in Lipperts Daktyliothek III. 140. nach einer Kamee von Casanova, die allenfalls hierher gezogen werden könnte, ist, wenn auch der Stein ächt wäre, gewifs keine Venus bey der Toilette, sondern eine Buhlerin mit ihren Sklavinnen. S. Raspe in *Tassie's Catalogue No.* 6424. *p.* 370.

S. 159. 1) Zu Orchomenos in Böotien stiftete ein alter König Eteokles zuerst die Verehrung der drey Grazien, wie sie unsere gewöhnliche Mythologie nennt. Davon wufste Homer noch nichts, wohl aber der böotische Hesiod. Die Hauptstelle bey Pausanias IX. 37, 38. beweist diefs unlaugbar. Daher heifsen diese drey Grazien ausschliefslich die Eteokleischen beym Theokrit XVI. 104. Die Grundzüge zu dieser allein wahren Vorstellung hat schon Manso gezeichnet über die Grazien S. 65. 87.

S. 160. 1) Lucians merkwürdige Stelle findet man übersetzt in Meiners kleinen

Schriften Th. I. S. 63. f. Das ganze Gespräch, woraus sie genommen ist, fehlt aus guten Gründen in der Wielandischen Übersetzung. Pauw's Anschuldigungen in seinen *Recherches sur les Grecs*, mit welchen das, was Brandes über die Weiber S. 25 ff. erste Ausg. sagt, ziemlich übereinstimmt, sind noch nicht widerlegt, auch in Ramdohr's Urania, wo man am ersten dies erwarten sollte, nicht befriedigend genug beantwortet. Allein man lese nur in Wielands Aristipp, einem Werke, das die jüngste der Grazien längst ihrer Urania vorgelesen hat, die Briefe, welche uns mit der reitzendsten ihres Zeitalters, der Lais, bekannt machen.

S. 161. 1) Homerische Hymne auf die Venus V. 65.

S. 161. 2) Klaudians Hochzeitsgedicht auf Honorius, oder X. 101.

S. 161. 3) Nach der bekannten Stelle des Horaz Od. I. 27. 16. Schade dafs diese Schönheit meistens (von den Griechen vorzüg-

weise καλλιστεῖα, Schönheit, genannt. S. zu Hesych. T. II. c. 126. 24. und Casaubon zu Athen. *Animadv. T. I. p. 150. edit. Schweigh.*) mit den Göttern Griechenlands auf immer verloren gegangen ist. Ein neuer Farny könnte ihre Wiedereroberung zum dankbaren Stoff eines Götterkriegs machen. Die meiste Mühe um sie hat sich der gelehrte Engländer Thomas Gataker gegeben, in seinem *Cinnus II.* 17. oder *Opp. T. II. p.* 562.

S. 162. 1) Es gab eine halbe und ganze Kniebeugung. Die ganze ist orientalisch, wo der eine Fuss ganz auf der Erde liegt, der andere aber gebogen aufsteht. Dieſs ist Bezeichnung völliger Unterthänigkeit. So kniet Phraates in den Münzen, die mit *Armenia capta* unter dem August bezeichnet sind. So liefs sich Alexander in Asien von seinen Macedoniern anbeten. Die halbe Kniebeugung, wie hier, findet sich häufig auf Griechischen Kunstwerken, wo etwas mit Ehrerbietung überreicht werden soll. So kommt es z. B. häufig auf den Hamiltonischen Vasen vor, wo immer die Person, die diese Kniebeugung macht, einer

andern etwas überreichen will. S. Tischbeins *Engravings T. II. n.b.* 12. 31. 34. 36. 49.

S. 162. 2) Katullus im Auszuge von Ramler S. 204. Ovid giebt den Damen eigne Regeln über den Gebrauch dieser Busenbinde in der Kunst zu lieben III. 274. Die gelehrten Kollektaneen siehe beym Ferrari *de re vestiaria P. I. lib. III. c.* 21. Es gab eigne Putzhändler in Rom, die strophiarii hiefsen.

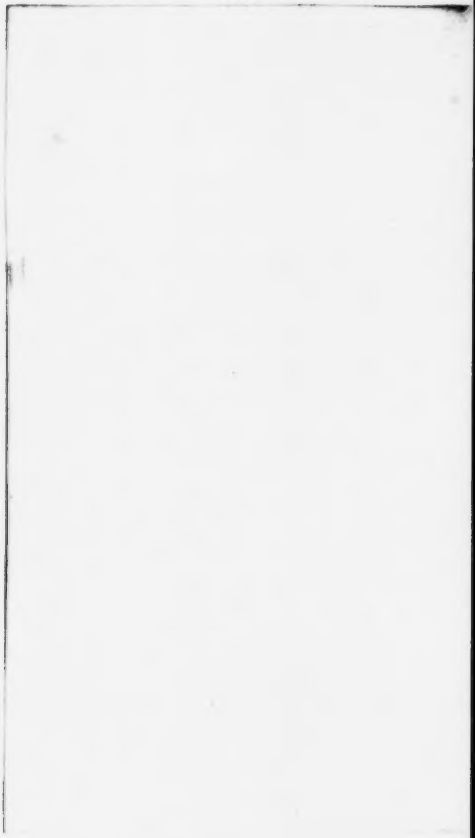
S. 164. 1) Theokrit XVI. 105.

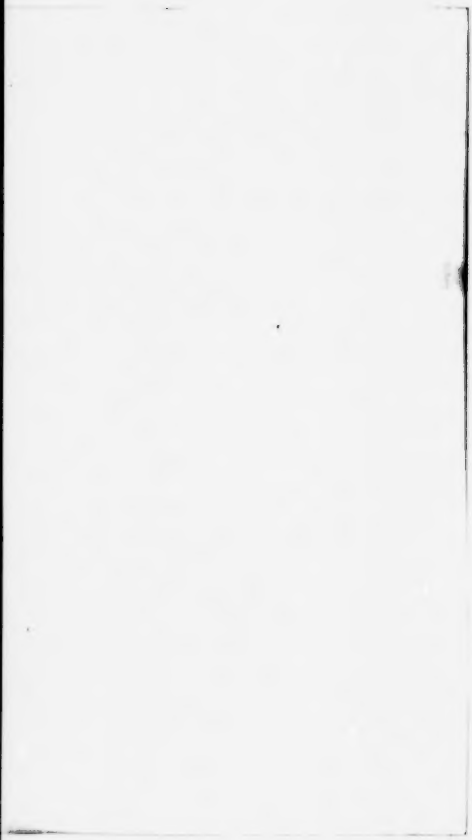
S. 165. 1) S. einen Aufsatz von Hufeland über einige Schönheitsmittel nicht aus Paris, der aus dem Journal des Luxus und der Moden 1788. in seine gemeinnützigen Aufsätze zu Beförderung des Wohlstandes und vernünftiger medicinischer Aufklärung. Th. I. Leipzig 1794. eingerückt worden ist.

S. 167. 1) *Museum Florentinum T. I. tab. LXXXII.* 2. 3. 4. Lipperts Daktyliothek I. 277. 98. 81. Tassie's *Catal. gue No.* 6712. ff.

DRITTE SCENE.

Glykerion, die Kranz- und Blumenhändlerin. Die heilige Isiskrone. Eppichkranz um den Kopf. Pästanischer Rosenkranz um den Hals. Kranzgalanterien.





Clio,[1]) die hochbetraute Oberzofe und Kammerfrau der Sabina, tritt jetzt schnell hervor und meldet der Domina, es wünsche Glykerion, die bekannte alexandrinische Kranzflechterin und Blumenhändlerin, vorgelassen zu werden. Sie habe zwey kleine Sklaven bey sich, die ihr in zierlichen Körbchen das neueste und geschmackvollste nachtrügen, was theils in lebendigen, theils in künstlichen Blumen nur aufzutreiben sey. Man habe ihr zwar schon gesagt, dafs die Domina jetzt gar nicht Zeit habe, und dafs sie lieber Nachmittags vor der Badestunde wiederkommen möge. Allein sie wolle sich durch nichts abweisen lassen; es scheine, sie müsse der gnädigen Frau zu eignen Händen etwas zu überliefern haben.

Sabina, die mit heimlicher Ungeduld schon lange auf diesen Morgenbesuch gewartet hatte, winkt mit den junonischen Augen-

braunen gefällige Erhörung, und die gesprächige Glykerion wird mit allen natürlichen und erkünstelten Schätzen aus Floras Reichen sogleich vorgelassen.

Welch eine Fülle der ausgesuchtesten und zierlichsten Festons und Kränze[1]) breitet jetzt Glykerion vor den Augen der forschenden Domina und der staunenden Zofen aus! Mit vollem Rechte führt sie den Namen jener grofsen Meisterin, die einst des berühmten Sicyonischen Mahlers Pausias Geliebte und Nebenbuhlerin in der Kunst, den bunten Farbenschmelz der Blumen zu mischen, gewesen seyn soll. [2]) In dem einen Kalathiskos — denn so heifsen die zierlich geflochtenen Blumenkörbchen — winken die lieblichsten Kinder Florens, die so eben dem Fufstritt der tanzenden Liebeskönigin entsprossen zu seyn scheinen; Levkojen, Narcissen, Lilien, Krokus, Hyazinthen und Rosen schlingen sich um zarte Myrtensprösslinge in kunstreicher Mannigfaltigkeit, mit der feinsten Berechnung der Schattirungen in den Farben und Verwandschaft in den Gerüchen. [3]) Auch hier möchte man mit Göthe's neuem Pausias ausrufen:

Was bewundr' ich zuerst, was zuletzt? die herrlichen Blumen?
Oder der Finger Geschick? oder der Wählerin Geist?

Dennoch befriedigt dieser ganze Reichthum den suchenden Blick der Dame so wenig, dafs sie ihn kaum einer flüchtigen Ansicht würdigt. Erst dann erheitert sich sichtbar ihr Blick, und eine volle Morgensonne geht auf ihrem Gesichte auf, als sie in einem zweyten Körbchen, welches lauter künstliche Produkte selbst geschaffner Modekränze enthält, wobey die natürlichen Zweige und Blumen nur in Metall und andern Stoffen nachgeahmt wurden, den Kranz erblickte, auf dessen Ankunft sie schon seit ihrem ersten Eintritt ins Ankleidezimmer so sehnlich gewartet hatte. Es war ein Isiskranz [1]), wie ihn die in den Mysterien und geheimen Weihungen der ägyptischen grofsen Göttin aufgenommenen bey den heiligen Versammlungen und Opferceremonien zu tragen pflegten. Zarte Schnuren, aus dem feinsten Bast der Papyrusstaude gedreht und in zierliche Bandschleifen verschlungen, bildeten den

Körper des Kranzes 1), aus welchen in kleinen Zwischenräumen Palmenblätter von weifsem Silberblech wie Strahlen hervorragten. Hinten, wo der Kranz sich zusammenfügte, flatterten ein Paar Bänder, die man beym Aufsetzen des Kranzes auf beiden Seiten zierlich los auf die Schultern herabfallen liefs. 2) Hastig griff Sabina nach diesem Kranz, und fand wirklich in einem dieser Bänder die vielbedeutenden griechischen Worte: mein Leben und meine Seele, 3) eingesticht.

Man begreift von selbst, dafs es mit diesem Kranz eine ganz besondere Beschaffenheit haben mufste 4), ja man erräth vielleicht schon, dafs nichts geringeres als eine heimliche Bestellung durch die Hand der Blumenverkäuferin hierbey beabsichtigt war. Der junge Ritter Saturninus, seit kurzem der am meisten begünstigte Liebhaber und *Cavaliere servente* unserer Domina, hatte gestern noch bey der Heimfarth diefs Zeichen mit ihr verabredet, und die dienstfertige Glykerion, die neben dem vaterländischen 5) Gewerbe des Blumenkranzbindens diesen und jenen kleinen Nebenverdienst nicht zu ver-

schmähen pflegte, ins Verständniſs zu ziehen gewuſst. Durch diesen so bezeichneten und oben aufliegenden Isiskranz erfuhr nun Sabina, daſs für diese Nacht in den heiligen Hallen der guten Göttin Isis, die allen Bedrängten und Nothleidenden so gern Hülfe anbietet, und auch für die Liebespein der zärtlich girrenden Schäfer und Schäferinnen die wirksamsten Mittel zu verschreiben weiſs, alles zu einer sehr andächtigen Nachtfeier (*pervigilium*) verabredet und eingerichtet sey. 1) Sabina weiſs nun, was sie zu thun hat, und ertheilt sogleich ihrer vertrauten Clio, indem sie ihr heimlich etwas zuflüstert, die nöthigen Aufträge, um alles zu jener Zusammenkunft im Isistempel auf diese Nacht zu veranstalten.

Nun erst hat Sabina Muſse und Unbefangenheit genug, die Blumen- und Kranzkörbchen, welche die dienenden Knaben bis jetzt kanephorenartig auf ihren niedlichen Köpfchen stehn gehabt hatten, 2) für diesen Abend 3) einzeln durchzumustern. Da, Spatale, ruft sie, lauf geschwind und umhänge das Bild der heilbringenden groſsen Göttin, das in meinem Schlafzimmer im goldnen

Tempelchen neben meinem Bette steht, mit dieser frischduftenden Guirlande von ägyptischer Lotos, 1) und vergifs ja nicht, die silberne Klapper, dich dreymal im Kreise von der Rechten zur Linken umdrehend, zu schwingen. 2) Wir bedürfen heute der schirmenden Obhut der Allernährerin. 3)

Und nun, liebe Glykerion, so fährt sie fort, was brachte die vorgestern zu Ostia eingelaufene Handelsflotte aus Alexandrien 4) neues im Reiche der Flora mit? Welche Kränze wurden seit den letzten Apollinarischen Spielen am meisten in deinem Blumenladen gekauft? Du weifst, wie sehr aller Augen auf mich gerichtet sind. Mein Mann giebt heute ein grofses Gastgebot. Ich mufs dabey im neuesten Geschmack erscheinen.

Gebieterin, erwiedert mit kaum halbverbissenem Lächeln, doch mit ehrfurchtsvoller Verbeugung die listige Glykerion, noch immer sind die seidenen Fantasieblumen nach indischen Desseins die allgemein begünstigte Mode für die Kränze auf dem Haupte zu tragen. 5) Du siehst hier, (hier nimmt sie dem einen Knaben das Körbchen vom Kopfe,

und langt einen aromatisch duftenden Kranz hervor, in welchem Lotoskelche, mit indischen Nardenblättern durchflochten, in Seide so natürlich nachgemahlt und ausgeschnitten sind, als wären sie heute erst unter den Banianen am Indus oder Ganges gepflückt) das frischeste, was mir die Blumenhändler von Alexandrien geschickt haben. Sie sind mit einer ganz neu erfundenen, mit der letzten Flotte aus Indien erst in Ägypten angelangten Rosen- und Zimmtessenz angesprengt. Doch für die Hals- und Busenkränze [1]) kann selbst der allbefeuchtende Nil aus seinem unerschöpflichen Fruchthorn nichts schöneres und schicklicheres spenden, als diese in neuestem Geschmack auf zarte Lindenbänder aufgereiheten Rosenblätter [2]) von Pästum. [3]) Wir haben, wie du weifst, das Geheimnifs gefunden, diese zarten Blätter mehrere Tage lang ganz frisch zu erhalten. [4]) Und gilt es einen frischen Trank aus der Rose, so geht doch nichts über diese Pästanerinnen. [5])

Du sollst Recht haben, meine liebe Glykerion, versetzt Sabina mit ungewöhnlicher Herablassung. Ich nehme einen solchen

Blumenkranz. Aber welchen Schatz bringt denn jenes Körbchen, in dem ich nichts als grüne Kräuter entdecke? Bist du denn etwa aus der ägyptischen Blumenkönigin die Mutter des Trauerspieldichters Euripides geworden, und verkaufst Kerbel und Anies? *)

So Sabina lachend. Der ganze Kreis der sie umringenden Zofen erwiedert dieſs Zeichen mit kicherndem Gelächter *) und deutet spottend auf das grüne Kerbelkorbchen. Doch Glykerion läſst sich durch alles dieſs so wenig aus der Fassung bringen, daſs sie vielmehr die einzige in der Gesellschaft zu seyn scheint, die vollkommen Recht hat. Verzeih, Gebieterin, sagt sie, daſs ich nicht gleich Anfangs dieſs neueste Wunderprodukt eines erfindungsreichen Blumengärtners oben auf dem Gebirge von Tuskulum (*Frascati*) deinem prüfenden Kenneraug vorlegte. Du kamst mir aber durch deine Fragen über die Neuigkeiten aus meinem Vaterlande zuvor. Wisse demnach, daſs dieſs hier Kränze aus Milchpetersilie (*apium*) sind, die dir mein Freund, der Gärtner in Tuskulum, so meisterhaft zu schmücken und zu kräuseln versteht, daſs sie an Zartheit und Frisur den

schönen Locken der Königin Berenike, die, wie du weifst, jetzt als ein Sternbild am Himmel erglänzen, schwerlich etwas nachgeben. Wie herrlich würden sich diese Petersilienlocken diesen Abend in deinen schönen krausen Haaren, welche die Natur selbst so zierlich geringelt und aufgelockt hat, zur allgemeinen Bewunderung ausnehmen! Freylich haben sich auch schon unsere Urgrofsmütter einmal mit diesem Eppich gekränzt. Aber damals verstand man ihn noch nicht durch Kunst zu verschönern. Auch sagt man sich manches von seinen verborgenen Kräften und ahnenreichen Ursprung ins Ohr, und giebt ihm den mystischen Namen Corybantenblut.[1]) Doch ich schweige lieber, um nicht von dir und deinen Dienern noch gröfseres Gelächter zu verdienen. Zudem wäre dir gerade mit den geheimen Kräften dieses Wunderkrautes wenig gedient, und du bist eilig, und hast, wie mir Clio draufsen am Eingange sagte, keinen Augenblick mit meinem unnützen Geschwätz zu verlieren.

Die listige Glykerion wufste nur allzugut, dafs diese Vorrede die Neugier der Sabina nur um so mehr spannen mufste, und dafs die

vornehmen Römerinnen im Punkte des Aberglaubens und des gläubigen Aufgreifens von jedem Ammenmährchen es mit den untersten ihrer Sklavinnen jederzeit aufnähmen. Sie hatte ihr ja erst den Tag vor ihrer Abreise ins Bad, als die ägyptische Kauffartheiflotte ausgeladen worden war, einige Flaschen unverfälschtes Nilwasser überbracht, womit die devote Isisdienerin noch an demselben Abend die Bildsäule der grofsen Göttin in ihrem Tempel zu bespritzen nicht verfehlte. 1) Auch jetzt betrog sie sich in ihrer Rechnung nicht.

Du kannst immer noch bleiben, nickt Sabina. Ich lasse mir indefs die Nägel putzen. Aber sage mir doch, wie fängt es denn dein guter Freund in Tuskulum an, um diesen Eppich so wunderschön zu frisiren und aufzukräuseln? Kann er etwa auch ein bifschen zaubern?

Er hat nun wohl, versetzte jene, gleich beym Pflanzen seine eignen Vortheile und geheimen Kunstgriffe, die er sich nicht abfragen läfst. So viel aber weifs ich und hab' es mit meinen eignen Augen mit angesehen, als ich ihn vorige Woche am ersten der Sabbater früh besuchte, 2) dafs er sein Eppichbeet

alle Morgen mit einer Gartenwalze überfährt, nachdem er vorher die jungen Sprofslinge behutsam mit den Füfsen niedergetreten hat. *) Kurz, sein Eppich ist der zierlichste und krauseste in der ganzen Gegend, und — Hier stockt Glykerion, und scheint abbrechen oder gar fortgehen zu wollen.

Weiter, weiter, ruft Sabina mit Ungeduld. Du rühmtest ja auch geheime Tugenden an ihm, und munkeltest etwas von seinem heiligen Ursprung, woher eben das Kraut den romantischen Namen erhalten hätte. Diefs mufst du mir nicht schuldig bleiben, oder ich kaufe kein Blattchen von allen diesen Gräsereyen, die sich wohl besser in die Sammlung eines Rhizotomen, *) als in das Ankleidezimmer und an die Morgentoilette einer Dame von Stande schicken, mein Kind!

Die geheime Tugend, meine gnädige Gebieterin, besteht darin, dafs, wer die Blatter dieser Eppichstande kaut, sogleich jeden übeln Geruch aus dem Munde verliert. Ich habe daher eine regelmäfsige Lieferung an die kleine Arbuscula, die Mimentänzerin, die hinter dem Friedenstempel wohnt, und man versichert, dafs unter allen Mitteln, die unsere griechi-

schen Meister in der Kosmetik gegen den riechenden Athem in ihren Schriften verordnet haben, 1) diese das natürlichste, wirksamste, und unschädlichste sey. Was aber die geheime Ursache jener wundervollen Benennung anbetrifft, so erinnerst du dich vielleicht, in den alten Rollen, die dir vor einiger Zeit die Isispriesterin zu deiner Erbauung lieh, auch eine uralte Überlieferung von den rebellischen Schmiedegesellen von Kreta, die man Cyklopen nennt, gelesen zu haben. Sie erschlugen einen ihrer Mitgesellen oder ihren dritten Bruder, wie es in der Fabel heifst, bedeckten den Kopf des Erschlagenen mit einer Purpurdecke, und begruben ihn am Fufse des Berges Olympus. Nun soll der Eppich aus dem vergossenen Blute des Ermordeten auf einmal aufgesprofst seyn, und daher ist es in den geheimen Weihungen und Orgien der Korybanten von jeher den grofsten Verbrechen gleich geachtet worden, eine ganze Eppichstaude auf den heiligen Tisch zu legen. 2)

Glykerion, ich nehme den Eppichkranz, ruft mit funkelndem Auge Sabina, und du sollst sehen, in wenig Tagen wird ganz Rom Eppichkränze tragen, wie vor funfzig Jahren

unsere Groſsmütter, als Horaz seine Lieder sang. 1)

In der That hatte die Domina ein mehr als einfaches Interesse bey der Wahl dieses Kranzes. Gewisse heimliche Ausschweifungen hatten auch ihrem Athem, besonders früh, wenn sie aufstand, einen gewissen Ambraduft gegeben, der dem eines nüchternen oder fastenden Juden nicht viel nachgab. 2) Sie pflegte sich daher gleich beym Aufstehen früh, oft noch im Bette, einen Dekokt von Anis mit Pferdesilge (*smyrnium olusatrum Linn.*) und etwas Honig in Wein abgekocht reichen zu lassen, und kaute eben jetzt, indem sie mit der Toilette beschäftigt war, Myrtenplätzchen 3) gegen ein Übel, um welches sich schon die alten Juristen zankten, ob einer, der aus dem Munde rieche, für krank oder gesund zu halten sey. 4) Wie willkommen muſste ihr daher nicht der Kranz seyn, dessen Blätter so viel Grazie mit so viel Heilkraft verbanden. Isis selbst schickte ihrer frommen Verehrerin diesen herrlichen Fund in glücklicher Stunde zu!

Eben trat Spatale herein, und erzählte mit groſsem Leidwesen, daſs die schöngemahlten

Wachsfiguren und Kränze, welche unter dem Bilde der Isis in zwey in einander geschlungenen, kleinen, silbernen Fruchthörnern als Weihgeschenke hingen, [1]) von der Meerkatze der gnädigen Frau, [2]) die Mittel gefunden, sich in ihr Schlafgemach einzuschleichen, und wahrscheinlich diese Früchte für wirkliche Äpfel, Nüsse und Birnen angesehen habe, gänzlich ausgeplündert und zerbrochen worden waren. Niemand schien hierüber mehr betreten, als die Wächterin und Bewahrerin dieses Gemachs, die Oberzofe Clio, welcher allerdings einige Nachlässigkeit hierbey zu Schulden kam. Zum Glück nahm Sabina, die nun einmal durch die Erscheinung der Glykerion zu guten Hoffnungen gestimmt war, die Ausleerung der Füllhörner für eine gute Vorbedeutung. Gelobet und gebenedeyet sey Isis, die grosse Göttin! so ruft sie mit lauter Stimme. Die Göttin schüttet ihre Segnungen aus über ihre Magd. Ich gelobe ihr drey der fettesten Gänse [3]) von unserm Vorwerk (*villa suburbana*), und eine silberne Lampe auf ihren heiligen Tisch!

Auch kann der Schaden selbst ungemein leicht geheilt und ersetzt werden, gnädige

Gebieterin, sagte Glykerion, denn hier in diesem Körbchen habe ich gerade noch einige Wachsfrüchte von der ausgesuchtesten Schönheit, wie sie zu Alexandrien am grofsen Adonisfeste zu verkaufen sind, [1]) und zu unsern künftigen Saturnalien im December auch hier in Rom zu haben seyn werden. [2]) Zwar hatte sie schon deine Freundin Calpurnia zu einem Weihgeschenk für ihre Isis bestellt. Aber du gelist vor, nimm und weihe sie der guten Göttin. Noch ehe Sabina darauf antworten konnte, hielt die besorgte Clio schon beide Hände unter und empfing, wozu Glykerion wohl so in der jetzigen Jahreszeit schwerlich eine Liebhaberin mit baarer Zahlung gefunden hätte.

Glykerion mit dem ihr dienenden Knabengefolge wird nun mit einem gnädigen Kopfnicken entlassen. Clio, sagt die Gebieterin, zahle der Alexandrinerin sogleich und ohne Abzug, was wir ihr schuldig sind. Aber, höre, vergifs nicht, ihr die Kränze vom letzten Gastmal mitzugeben, nebst dem übrigen Zubehör.

Und darauf eben hatte die schlaue Unterhändlerin schon lange gewartet. Denn

Saturnin hatte ihr ausdrücklich gesagt, sie müsse ihm von der Sabina ein Zeichen mitbringen, dafs alles in der Ordnung, und der geheimere Sinn seines Isiskranzes richtig verstanden und angenommen worden sey. Chio, den Befehlen ihrer Gebieterin gehorsam, zahlt ihr 200 Sestertien, 1) wobey ein beträchtlicher Überflufs für die geheimen Dienste mit eingerechnet war, und giebt ihr den halbverwelkten und nur von vertrockneter Salbe noch etwas duftenden Kranz, welchen die Domina beym letzten Gastgebot getragen und beym Schlafengehen abgelegt hatte. 2) Eine Feige aus Chios, von welcher Sabina mit grofser Zärtlichkeit selbst ein Stückchen abgebissen hatte, 3) vollendete das symbolische Liebesbriefchen. Es wäre ein angebissener Liebesapfel gewesen, wenn die noch zu frühe Jahreszeit frische Äpfel dargeboten hätte.

Anmerkungen.

S. 175. 1) Man wundere sich nicht, dafs der Name der ersten unter den Musen, die eine alte Inschrift sogar die Juno der Geschichte nennt (S. Visconti zum *Museo Pio-Clementino T. I. p. 33. ff.*) hier einer Kammerfrau zu Theil wurde. So heifst auch im Achilles Tatius das intrigante Kammermädchen der Leucippe ἡ τῶν Σάτυρου τετιγμένη Κάττα II. 4. p. 114. *ed. Bod.* Vielleicht gab man besonders den betrauten Kammerfrauen diesen Namen, weil sie gleichsam die Annalistinnen und Geschichtschreiberinnen ihrer Frauen waren, d. h. ihre Rechnungen führten, die *Ephemerides* (S. zu Nepos XXV. 13.) schrieben, die dann die gnädigen Frauen früh unter dem Frisiren durchlasen. *longi relegens transacta diurni.* Juv. VI. 482.

S. 176. 1) Man mufs überhaupt in der Stephanoplocie oder Blumenflechtekunst

der Alten die Laub- und Blumenguirlanden und Festons genau von den Kränzen unterscheiden. Jene hiessen *serta*, στεμματα, diese *corollae*, στεφανοι, στεφανωματα. Jene dienten zur Ausschmückung der Altäre, Thüren, Trinkschaalen, und des Vorsals, und wurden mehr zum Opfer und Tempelputz gebraucht, woraus sich nach und nach auch die Fruchtschnüren (*pancarpi*) in ihrer ganzen üppigen Fülle von Blättern, Blumen und Früchten entwickelten (wie man sie z. B. in grofser Schönheit zwischen Kandelabern aufgehangen am Pantheon in Rom erblickt. S. *Museum Pio-Clement. T. IV.* Hülfstafel A. *n.* 9) Unsere neuen Dekorationskünstler haben davon in Metall, Holz und Stein zuweilen eine passende, öfterer eine sehr geschmacklose Anwendung gemacht.

S. 176. 2) Dieser Wettstreit der Kranzflechterin Glykera mit dem Mahler Pausias ist aus Plinius XXI. 2. s. 3. und XXXV. s. 40, 24. so wie aus der geistreichen Idylle bekannt, die Göthe unter dem Titel: der neue Pausias und sein Blumenmädchen (Schillers Musenalmanach 1798 oder

in Göthe's Neuen Schriften VII, 195 ff.) darauf gegründet hat.

S. 176. 3) Kranzblum'en. Die gewöhnlichsten *flores et herbas coronarias* lernt man am besten aus mehreren niedlichen Sinngedichten in der griechischen Blumenlese kennen, wo jede einzelne Blume im Kranze, den der Liebhaber seinem Mädchen flicht, durch ein mahlendes Beywort charakterisirt wird. S. *Meleager ep. CV. Analect. T. I. p.* 50. *Rufinus XV. T. II. p.* 304. Um sich übrigens einen richtigen Begriff von dem Rafinement zu machen, wozu es die Kranzflechtekunst der alten Blumenmädchen gebracht hatte, mufs man nicht vergessen, dafs sie über die Verwandtschaft der nachbarlich zu verflechtenden Blumen nicht blofs in Absicht auf die Farbe, sondern auch in Absicht auf die Gerüche, die sich am besten mit einander vermählten, sich eine eigene Kunsttheorie gebildet hatten. So sagt Plinius XXI. s. 5. *Variari coeptum mixtura vericolore florum, quae invicem odores colorosque accenderet.* Gewifs auch diese Kunst des antiken Luxus hätte Pancirolli unter seine

verlornen zählen sollen. Doch sollen die niedlichen Fraskaterinnen, die Sträufsermädchen des neuen Roms, noch einen Überrest jener alten Mischungskunst besitzen.

S. 177. 1) Auf dem merkwürdigen Herkulanischen Gemählde, wo die ganze Versammlung und Opferceremonie vor einem römischen Isistempel abgebildet ist, *Pitture T. II. tav. LIX.* sieht man diesen Kranz auf dem Haupte der weiblichen Hauptfigur, die unten an den Stufen vor dem Altare kniet. Dafs diefs den Kranz der Isisgeweihten bezeichne, erhellt aus der Beschreibung, die der eingeweihte Apulejus von seinem Kranze macht. *Metam. IX. p. 257. Pric. caput corona cinxerat, palmae candidae foliis in modum radiorum prosistentibus.* Man vergleiche die Abbildung dieser Figur aus den Herkulanischen Gemählden auf der Kupfertafel zu dieser Scene (Taf. VI.) die Römerin mit dem Sistrum in der einen, und einer Schüssel mit heiligen Gaben in der andern Hand in völliger Prostration vor dem Altar begriffen vorstellend, wodurch man sich von diesem Isiskranz die deutlichste Vorstellung zu machen

im Stande seyn wird. Am meisten war es dabey auf die Strahlen in dem Kranze abgesehen, die auf eine mystische Verklärung, oder Glorie, deuteten, und die wir so häufig auf den alten Vasengemählden antreffen, dafs Passeri in seinen Dissertationen *ad vasa Etrusca* eine eigne Hypothese der drey Einweihungsgrade darauf gegründet hat. Zur Darstellung einer solchen Glorie waren die natürlichen oder künstlichen Palmenblätter am geschicktesten.

S. 178. 1) Gebrauch des Papyrus zu Kränzen. Der zarte Papyrusbast war sehr gewöhnlich zu solchen Kränzen, wie aus der βίβλος στεφανωτὶς in einem Fragment des Theopompus beym Athenäus XV. 6. p. 676. C. und Plutarch im Leben des Agesilaus c. 36. *Tom. IV. p.* 127. *Hutt.* (denn auch dort mufs statt Theophrast der Theopompus stehen) deutlich erhellet. Wahrscheinlich waren auch die Naukratischen Kränze, die im Alterthum so berühmt waren, und über welche so vieles beym Athenäus am ang. O. gestritten wird, nichts anders als Kränze aus Papyrusbast mit besonderer Zierlichkeit

zusammen geflochten, die nun als ein eigner Handelsartikel auch auswärts verführt, und im Auslande mit frischen Blumen umwunden werden konnten. Die Schnüre, die wie ein Diadem sich um den Kopf herumlegen, heifsen ursprünglich beym Plinius *stroppi*, die zur Zierlichkeit darein geknüpften Knoten sind die *toruli* oder *tori coronarum*, die Cicero in *Orat.* c. 6. erwähnt, und Visconti an einer Büste des Herkules im *Pio-Clement. T. VI. tav.* 13. *p.* 22. so schön erläutert. Vergl. *Cuper ad apoth. Hom. p.* 139. Später färbte man diese Schnuren und Flechten auch in Purpur. S. die merkwürdige Stelle beym Theokrit II. 121.

S. 178. 2) Lemnisci. Diese herabhängenden Bänder, womit das Alterthum eine ganz eigne Art von Koketterie und Zierkunst verband, waren, wie wir aus Plinius sehen, XVI. 14. eigentlich aus zartem Lindenbast, wurden aber nach und nach aus kostbareren Stoffen gefertiget, und als die metallenen Kronen immer häufiger wurden, gleichfalls aus Gold- und Silberblechen, die sogar Figuren im Relief erhielten (*bracteae caelatae*),

gebildet. Plinius XXI. 3. s. 4. Im üppigen Syrakus war diese Verzierung vielleicht am frühesten zu ihrer Vollkommenheit gediehen, und daher wurde das Wort, womit die syrakusanischen Griechen dieses *hors d' oeuvre* der alten Kränze benannten, *lemniscus*, bey den Griechen und Römern das allgemeine Kunstwort für die Sache S. Hesychius s. v. λημνίσκος, wo die Ausleger T. II. c. 465. 11. 12. alle Citaten schon erschöpft haben.

S. 178. 5) Die Mode gebot damals in Rom alle Liebkosungen Griechisch auszusprechen. Ζωὴ καὶ ψυχὴ waren die griechischen Zauberworte, die auch Martial X. 68. und Juvenal VI. 192. hinlänglich bezeichnet haben.

S. 178. 4) Sprache durch Blumen. Er war, wie ihn die Griechen genannt haben würden, ein στέφανος συνθηματικὸς, welches nicht blofs, wie Küster zum Aristophanes Thesmoph. 465 zeigt, einen im voraus bestellten und verakkordirten Kranz bezeichnet, sondern auch einen solchen, wodurch man ein verabredetes Zeichen gab, so wie γράμματα

σκυθικὰ geheime Chifferbriefe heifsen. S. Schweighäuser zum Polyb. VIII. 18. 9. Die Kränze spielen wirklich in der Symbolik des Alterthums eine grofse Rolle. Schon *Paschalius de Coronis II.* 14. *p.* 121. *ffl.* hat mehrere Beyspiele gesammelt. Auch darf man nur das für die Symbolensprache des Alterthums und die Allegorie noch viel zu wenig benutzte Traumbuch des *Artemidorus* I. 79. p. 66-68. nachlesen, um zu sehen, wie selbst jede einzelne Blume, woraus der Kranz geflochten war, eine besondere Deutung haben konnte.

S. 178. 5) Ägypten das Vaterland der Blumisten. Ägypten war nach Alexanders des Grofsen Zeiten der einzige Mittelpunkt der griechischen Verfeinerung, durch asiatischen Luxus genährt. Auch die Kranzflechtekunst erreichte in jenem Lande, was nach dem Zeugnifs des Athenäus das ganze Jahr hindurch Blumen trug, seine höchste Vollendung. Darum nennt Plinius in seiner Geschichte der Kränze XXI. s. 3. die ägyptischen Kränze als einen neuen Fortschritt in diesem Artikel des Luxus, und erwähnt

in seiner Blumenbotanik durchs ganze ein und zwanzigste Buch überall besonders des Umstandes: der Ägypter pflanze diese Blume (z. B. die *Persoluta* s. 108.) in seine Gärten, und spricht von den *coronariis in Aegypto* s. 105. Man wufste sogar von einzelnen Blumen ägyptische Anekdoten zu erzählen, z. B. dafs ein Ptolemäus die Statuen der Götter am liebsten mit Heliochrysum (*gnaphalium stoechas Linn.* Rheinblume) wegen ihrer Dauer gekränzt habe. Plinius am angeführten Orte s. 96. Natürlich hatten also auch in Rom, wo jede Nation nur so viel galt, als sie zum Genufs der üppigen Weltbeherrscher beytrug, die ägyptischen Blumenhändlerinnen und Sträufsermädchen das günstigste Vorurtheil vor sich.

S. 179. 1) Isisdienst in Rom. Seitdem unter dem Sulla der Isisdienst in Italien eingeführt worden war, gewann er besonders unter den römischen Damen die lebhaftesten Anhängerinnen. Es liefse sich aus den erotischen Dichtern der Römer eine eigene Geschichte der schönen Büfsenden in den Isistempeln schreiben. Der Haupt-

tempel war auf dem Marsfelde, und die Isis hiefs deſswegen *Campensis*. Siehe Apulej. *Metam. XI. p.* 259. mit Broekhuys Bemerkungen zum Tibull S. 62. Ein anderer auf dem Aventin. Siehe Lumisden's *Remarks on the antiquities of Rome p.* 168. In diesen Tempeln gab es nun durch Vorschub dienstfertiger Priesterinnen (*Isiacae sacraria lenae* Juvenal VI. 488.) die sittenlosesten Zusammenkünfte. Die Weiber sagten in diesem Falle nur, daſs sie der Isis auf so viel Nächte Keuschheit gelobt hätten, (dieſs hieſs *in casto Isidis esse*) und gaben vor, sie müſsten im Tempel der Isis Nachtwache halten, *excubiàs divae juvencae*, wie sie Properz nennt II. 21. Allein dieſs war nur der Deckmantel für nächtliches Aufsenbleiben und sehr antivestalische Vigilien. Daher räth schon Ovid in seiner Kunst zu lieben I. 77. den Besuch des Tempels der Io oder Isis an:

> Fliehe der leinumkleideten Kuh memphitisches Haus nicht,
> Was sie dem Jupiter war, werden die Mädchen durch sie.

Vergl. des jüngern Burmann Bemerkungen zum Properz S. 348 und 455. Darum

auch die häufigen Strafgesetze und Verbannungen, die der romische Senat gegen diesen Dienst so oft erneuerte. S. *Matthäi Aegyptii ad S. C. de Bacchanalibus p.* 83 *ff.* vor allen aber Bynkershoek *Dissert. I. de cultu religionis peregrinae apud veteres Romanos* in den *Opusc. Var. Argum. T. I. p.* 240.

S. 179. 2) Kanephoren, Korbträgerinnen, hiefsen eigentlich in Athen die vornehmen Jungfrauen, die bey feierlichen Processionen die heiligen Körbchen auf dem Kopfe trugen. Die schönsten Bildwerke davon finden sich in Karyatidenform am Pandrosium zu Athen. S. Stuarts *Antiquities of Athens Tom. II. p.* 17. Man trug und trägt noch jetzt in jenen Ländern mit grofser Geschicklichkeit und Zierlichkeit alles auf dem Kopfe. Auch die dienenden Knaben trugen die Gefäfse gewöhnlich auf dem Kopfe. Daher findet man oft Genien mit Gefafsen auf dem Kopfe auf alten Bildwerken. Z. B. *Pitture d' Ercolano tom. III. tav.* 35

S. 179. 3) Gesetze des Wohlstandes beym Bekränzen. Denn aufser dem

Gastmal Abends oder aufser dem Opfer vor dem Altar einen Kranz des Tags über aufzusetzen, war weder Männern noch Frauen im Alterthum gestattet. Keine Mode hätte diesen Verstofs gegen Sittlichkeit und Schicklichkeit entschuldigen können. Man denke nur an den Nachtschwärmer Polemon, wie uns ihn Horaz II. Serm. 5, 25). und die Griechen schildern. S. Menage zum Diogenes Laërtius IV. 16. In Rom wurde ein Bankier, weil er mit einem Rosenkranz auf dem Kopfe bey Tage aus seiner Bude herausgeguckt hatte, Jahre lang in enger Haft gehalten. Man lese nur den Plinius XXI. s. 5. 6. Nur die Tage der Saturnalien, als ein allgemeines Fest, gestattete auch hierin Carnevalsfreyheiten. Dasselbe galt unabänderlich bey den Frauen. Da war weder an Blumenguirlanden auf dem Kopfe noch an Busensträufse zu denken, wenn sie sich im Publikum zeigten. Nur die Opferthiere wurden bekränzt über öffentliche Plätze geführt. Vielleicht sind also unsere modernen Griechinnen auch nur *à la victime* gekränzt!

S. 180. 1) Lotus. Es ist hier die Wasserlilie des Nils, eine Nymphäa, zu ver-

stehen, die in Ägypten selbst als ein Symbol der Befruchtung galt, und eigentlich schon in Indien als die Nymphäa Nelumbo göttliche Ehre genofs. Den botanischen Grund führt R. P. Knight *Account of the Remains of the Worship of Priapus p. 85.* sehr scharfsinnig aus. In den kleinen Blüthenkelchen erzeugt sich sogleich die neue Blume. In Kalids Sakontala werden ihre Blätter bald zu zierlichen Wassereimern, bald zu kühlenden Fächern, bald zu geheimen Liebesbriefchen gebraucht. S. Sakontala von Georg Forster S. 220, und das dabey befindliche Glossarium. Eben so hoch schätzte sie auch das alte Ägypten. S. Larcher zu Herodot *Vol. II. p.* 745. ält. Ausgabe, und die gelehrten Kollektaneen in Kurt Sprengels *antiquitatum botanicarum specimen I. p. 56. ff.* Natürlich konnte man also auch der Isis, als dem grofsen Symbol des befruchtenden und ernährenden Ägyptens, keine wohlgefälligern Festons und Blumengewinde aufhängen, als eine Schnur aus Lotoskelchen, womit man ihr Bild auch wirklich auf einem gravirten alten ehernen Gefäfs eingefafst sieht, was zuerst der Pere Martin in seiner *Explication*

de differens monuments singuliers p. 144. und später Caylus in seinem *Recueil T. VI. p.* 40. *ff.* behannt gemacht hat. Man sehe daselbst pl. XV. Fig. 1. *lit. B.* Caylus glaubt sogar, dafs alle Bildwerke jenes Gefäfses sich auf ein eigenes jährliches Lotosfest in Ägypten bezögen. Davon ist aber nirgends bey alten Schriftstellern eine Spur. Wohl aber beweisen selbst die bekannten Mosaiken von Pränesto oder Palestrina, wo diese Lotosblume eine Hauptrolle spielt, den allgemeinen heiligen Gebrauch derselben. Übrigens zeigt die grofse Zahl kleiner Isisidole, wovon Caylus allein in allen Bänden seines *Recueil* an 40 abgebildet hat, schon allein hinlänglich, dafs die andächtigen Frauen in Rom damaliger Zeit sie vielleicht eben so häufig in ihren Schlaf- und Wohnzimmern stehn hatten, als die heutigen Romerinnen ihre Madonnenbilder. Auch die Tempelchen (*aediculae*, *ναΐσκοι*) sind alt und schon aus der Apostelgeschichte bekannt.

S. 180. 2) Die Isisklapper. Der ursprüngliche Gebrauch der Isisklapper (*sistrum*) war unstreitig, die Wehklage über

den Osiris taktmäfsig zu begleiten. Der wahre Sinn dieses Gebrauchs verlor sich, und die ägyptisirenden Römerinnen schlugen ihre Isisklappern zu bestimmten Zeiten gerade so, wie man in neuern Zeiten maschinenmäfsig von Schnuren Gebete abplappert. Was hilft es, das Sistrum zu schwingen, ruft Ovid in einer Anwandlung atheistischer Laune: *Quid nunc Aegyptia prosunt Sistra. Amor. III.* 9. 33. Über die Isisklappern selbst haben Bacchier und Tollius eigene Abhandlungen (im siebenten Theile des Gräviussischen Thesaurus) geschrieben. Vergl. *Fabretti Inscripti. p.* 467. 488. Aber das Ganze ist noch nicht gehörig entwickelt.

S. 180. 3) Man mufs sich vorstellen, dafs das Idol der Isis die bekannte sitzende Figur war, die den Horus auf ihrem Schoofse hat und saugt, wie sie z. B. Winkelmann aus der vatikanischen Sammlung in den *Monumenti antichi No.* 74. abgebildet hat, und wie es sich in hundert Bronzen und auf Skarabäen und geschnittenen Steinen häufig wiederfindet. Vergl. Niebuhrs Reisebeschreibung Th. *I.* Tafel XLII.

S. 180. 4) Diese Flotte hiefs mit dem bestimmten Ausdruck der Kataplus. S. *Saumaise de mod. usur. p.* 387. und *Spanheim de Pr. et Ur. Numism. T. I. p.* 608.

S. 180. 5) Wenn Plinius XXI. s. 8. die letzten üppigsten Erfindungen mit den Kränzen anführen will, so sagt er, man habe aus dem hintersten Indien die Nardenblatter (*folia*, vorzugsweise) geholt, oder auch die Kränze gemacht *rosis serica vermiculatis, unguentis madidas*. Hier hätte man also die sogenannten italiänischen Blumen, sogar mit dem künstlichen Geruch, den man ihnen auch heut zu Tage zu geben weifs. Man vergl. den Commentar dazu in Saumaise *exercitatt. ad Solin. p.* 792. *f.*

S. 181. 1) Kränze um den Hals. Bey frohlichen Gastmahlern waren durchaus doppelte Kränze gewohnlich, die auf dem Haupte, uber deren medizinischen Nutzen die Arzte Mnesitheus und Kallimachus eigne Werke schrieben, und die um den Hals. Auf letztere verfiel man durch die Bemerkung, dafs bey den Kränzen auf dem Kopfe

die Wohlgerüche derselben dem Bekränzten nicht zu Gute kämen. S. du Soul zu Lucians *Nigrin. c.* 32. *T. I. p.* 74. Man umkränzte also Brust und Hals auch, um so des süfsen Nasenschmauses gewifs zu seyn. Der raffinirende Grieche nannte diese letztere Art von Kränzen ἀναβρυκάδας oder ἀναβρυκάς, d. h. von unten herauf duftende. Man sehe die Hauptstelle in Plutarchs Symposiacis III, I. T. XI. p. 114. *Hutten.* und Alberti zu Hesychius T. II. c. 1470, 29. Was in früheren Zeiten nur den üppigen Genieſser bezeichnete, wie den Polemon beym Horaz II. Serm. 3, 256. denn Verres beym Cicero Verr. III. 27. *coronam habebat unam in capite, alteram in collo*, wurde später allgemeine Sitte. M. sehe *Vulcatius in Cassio c.* 5. *T. I. p.* 455. *Militi flores de capite, collo et sinu excutiet.* Auf alten Denkmälern bezeichnen solche Hals- und Busenkränze immer den höchsten Genufs. S. *Pitture d'Ercolano T. II. tav.* 12. *Bonarotti Osservazioni supra alcun. medagl. p.* 447. Visconti zum *Pio-Clement. T. IV. p.* 44. *not. f.* und mehrere bacchische Gelage in Tischbein's Vasengemählden *T. I. tav.* 46. *T. III. t.* 10. *T. II. t.* 47.

S. 131. 2) Classification der Kränze. Man unterscheidet *coronae plexiles*, wo die Blumen und Zweige ganz eingeflochten waren, und *subtiles*, wo nur die Blätter von den Blumenkelchen aufgereiht wurden. Dieſs letztere war besonders bey den Rosen ein eignes Raffinement des Luxus, wo nun die schuppenformig über einander gelegten Blätter einen dicken Wulst bildeten. Plinius spricht in seinem gewöhnlichen Strafrednertone auch hiervon XXI. s. 8. *eo luxuria processit, ut non esset gratia, nisi mero folio subtilibus* (denn so muſs auch dort interpungirt werden). Um nun den so angereiheten Blättern einen Halt zu geben, so heftete man sie auf Lindenbast, welchen der Römer, dessen Lebensart und Sprache ein solcher Luxus in den früheren Zeiten fremd war, mit dem griechischen Worte *philyra* bezeichnete. S. Plin. X. 14. s. 25. Wenn daher Horaz sich alle Verfeinerungen des Luxus bey den Kränzen verbeten haben will, so ruft er das bekannte *displicent nexae philyra coronae* l. 38 wo auch Mitscherlich T. I. p. 345. die *ornat subtilis* noch nicht ganz richtig gefaſst hat. Einen Genius des Lebens, der

einen Kranz mit solchen schuppenweis aufgereiheten Rosenblättern um den Hals trägt, findet man auf dem sinnreichen Relief eines Sarkophags im *Museo Capitolino T. IV. tab. 56.*

S. 181. 3) Wer kennt nicht die Rosen des zweymal blühenden Pästum? Virgils Georg. II. 119. Neuere Reisende fanden dort nur noch einfache Damascenerrosen, von welchen doch ein Bauer der Gegend versicherte, dafs sie beides im Frühlinge und Herbste blüheten. S. Swinburnes Reisen durch beide Sicilien Th. II. S. 261. Herr Seume, der diese Gegend noch in diesem Jahre (1802) von Neapel aus besuchte, fand durchaus keine Spur von Rosenstöcken mehr hier, wohl aber eine grofse Schlange und — einen Mönch.

S. 181. 4) Nur mufs man nicht mit Paschalius *de rosis l. 17. p. 40.* (welchen Hardouin zum Plinius seiner Gewohnheit nach ausschreibt) das Küchenrecept beym Apicius zu einem Rosenkompot (*rosatum*) *I. 4. p. 12. edit. Lister.* für die Entdeckung des Kunstgriffes halten, wie man die Rosen-

blätter frisch erhielt. Die sieben Tage lang in Wein gelegenen Rosenblätter möchten einen schlechten Kranz gebildet haben.

S. 181. 5) Man pflückte die Blätter zu Kränzen in die Becher und trank sie so mit. Dies nennt Plinius XXI. 5. 19 in der merkwürdigen Anekdote von der Kleopatra, die den Antonius von seinem Argwohn durch einen vergifteten Kranz heilte, *coronas bibere*.

S. 182. 1) Euripides wird in den Lustspielen des Aristophanes mehrmahls wegen seiner Mutter verspottet, die Kerbel und andere Küchengewächse verkauft haben soll. S. Bergler zu Aristophan. *Equit.* 19. wo der Dichter ein eigenes Wort, λαχανοπωλεῖν, verkerbeln, zum Spott gebildet hat.

S. 182. 2) κεχριάσθαι τὸ πάτερ. Theokrit XI. 78.

S. 183. 1) Milchpetersilie. *Apium*, das Gewächs, welches die Alten so gern zu ihren Kränzen nahmen, ist nicht der Bergeppich, sondern der Sumpfeppich, ein Dolden-

gewucht, das vier Fuſs in die Höhe ſchieſst, und deſſen Blätter dem Rieſenfenchel gleichen. S. Forſter zu Swinburn's Reiſen durch beide Sicilien Th. II. S. 305. Wir nennen es die Milchpeterſilie. Man wählte dieſe Pflanze mit feinem Sinn wegen ihrer zarten, mahlerisch gekräuſelten und fein ausgekerbten Blätter zu Bekränzung des Haupthaars, weil ſo gleichſam Locke zu Locke kam. Man verglich daher auch ein ſchönes, natürlich gelocktes Haar der Damen mit Eppichkränzen, wie z. B. die Dichter, welche die Lobgedichte auf das ſchöne Haar der kahlköpfigen Königin Stratonice ſangen, beym Lucian in der Vertheidigung der Bilder Th. III. S. 316. Übers. v. Wieland. Mehr über dieſe Kranzpflanze (*ornamentum*) in den Recreationen zur Gartenkunſt der Griechen und Römer im N. T. Merkur 1790 März. S. 100.

S. 184. 1) Heiliges Nilwaſſer. Dem Nilwaſſer wurden von jeher alle herrlichen Eigenſchaften zugeſchrieben. S. Mailler *description de l'Egypte T. I. p. 29.* Es wurde daher im Alterthum ſchon weit und breit

verfährt. Hier kam nun aber noch ein besonderer Aberglaube ins Spiel. Die Weihkessel und Weihwedel sind schon in den heidnischen Tempeln zu Hause gewesen. S. Casaubon. zu Theophrasts Charakteren p. 174. *ed.* Fischer. Hier aber läßt sich die bigotte Isisdienerin sogar Nilwasser bis nach Rom bringen, nur um den Tempel der Nilgottin damit zu besprengen. Denn dieß Wasser mußte ihr ja eben so angenehm seyn, als einst den Königen von Persien das Wasser des Choaspes, das sie sich auf allen ihren Reisen nachführen ließen. S. Brisson. *de regno Persar. I. p. 59.* Daraus muß nun die Stelle beym Juvenal von einer abergläubischen Römerin VI, 527. erläutert werden — *„si candida jussérit Io, A Meroë portabit aquam, ut spargat in aedem Isidis,"* die Brodaeus im Ganzen richtiger verstanden hat, als Ruperti. T. II. p. 356.

S. 164. 2) Glykerion spricht von Wochen und Sabbatern, da sie eine jüdische Proselytin ist. Rom, wie wir schon aus den Satiren des Horaz wissen, wimmelte damals von Juden und Judischgesinnten. S. C. von

Bynkershoek *de cultu religionis peregrinae apud veteres Romanos T. I. Opp. p. 741.* und Walch in den *Comment. Nov. Soc. Gott. Class. Philol. T. III. p. 8. f.*

S. 135. 1) Die Kunstgriffe, womit der Teppich kraus gemacht wurde, sind alt, und Theophrast hat sie schon in seinen zwey botanischen Werken angeführt. Aus ihm hat sie Columella XI. 3. (wo Schneider verglichen werden kann *Scriptt. Rei Rustic. T. II. P. II. p. 503.*) und Plinius geschöpft. Am vollständigsten sind die Kollektaneen bey Niclas *ad Geopon. XII. 25. p. 899.* Dort wird uns denn auch der Kunstgriff beym Säen kund gethan. Man schlofs den Samen in dünne Läppchen, und steckte ihn so in die Erde, *ita omnium seminum germen capitis unius obligato nectetur*, sagt Palladius. Das junge Gewächs verfilzte sich gleich beym Aufschiefsen recht dicht in einander.

S. 135. 2) Sabina affektirt überall die griechischen Benennungen; sie hätte sie auch mit dem römischen Worte *herbarios* nennen können. Was wir Botaniker nennen,

nannte der Grieche ῥιζοτόμος, Wurzelschneider; βοτανικοὶ hiefsen dem Griechen nur die Arbeiter, die das Unkraut aus der Saat jäteten. S. *Saumaise Prolegg. ad Hyleu iatricam p.* 11.

S. 186. 1) Die Vorschriften der alteren Kosmeten oder Schminkärzte hatte Kriton, der Hofarzt Trajans, in ein grofses Werk systematisch vereinigt. Da kamen nach einer alten Inhaltsanzeige im ersten Buch auch allerley Dinge vor, die man gegen den riechenden Athem kauen müsse (ἀναμασήματα πρὸς ὀζαίνας). S. Fabricius *Bibliotheca Gr. Vol. XII. p.* 668. *ed. pr.* Da jenes Werk verloren gegangen ist, so müssen wir uns vor jetzt an die Recepte beym Plinius halten XXV. 13. s. 110. Der Fehler des riechenden Athems mufste bey den Römern sehr häufig seyn, da die Sprache ein eigenes Wort dazu hatte, *foetor. foetere.* Dafs der gebauete Eppich diesem Uebel, was Plinius am a. O. *vel maxime pudendum vitium* nennt, abhelfe, sagt Florentinus in den *Geoponicis p.* 1500, wobey ausdrücklich bemerkt wird, dafs aus diesem Grunde die Tanzerinnen auf dem Theater

(τας ἐν σκορδῳ, welches Niclas nicht verstand und daher verbessern wollte) die Eppichblätter fleifsig kaueten.

S. 186. 2) Wir verdanken diese mystische Erzählung dem Kirchenvater Clemens von Alexandrien in seinem *Protreptico p.* 12. C. der sich dabey auf die Hierophanten in den Mysterien beruft. Eine eigene Erklärung, nach welcher sich diese Fabel auf die Kraft des Eppichs, die Menstruationen herzustellen, beziehen solle, giebt St. Croix Versuch über die alten Mysterien S. 55. Die Sache liegt aber weit tiefer, und hat eine wunderbare Ähnlichkeit mit der Geschichte mancher neuen Mysterien, wo aus dem Eppich eine Acacia entstanden ist. Überhaupt liefse sich eine eigene Blutmetamorphose der alten Botanik schreiben, da man hundert Blumen und Pflanzen im Alterthum aus dem Blute alter Heroen aufsprossen liefs.

S. 187. 1) Od. I, 56. 16. II, 7. 21. IV, 11. 3.

S. 187. 2) S. Ramirez zu Martials IV, 4. *feriis sabbatariorum p.* 298.

S. 137. 3) Man begriff *diefs* unter dem Namen *pastelli*. S. Lambin. zum Horaz I. Serm. 2, 27.

S. 137. 4) Mehr über diesen lächerlichen Streit, von welchem der grofse Cujacius Obs. XI, 10 gelehrt gehandelt hat, siehe beym Ramirez zum Martial p. 234. f.

S. 138. 1) Zwey an der Spitze sich kreuzende *cornua abundantiae* kommen so häufig auf alten Münzen und Ornamenten vor, dafs ich mich statt jedes andern Beweises nur auf den Intaglio im Gorischen Museum in *Fabretti's Gemmis Antiquis T. I. tab. CXXXIII.* berufe, der auch auf der dieser Scene vorgesetzten Kupfertafel nachgebildet worden ist. Man brauchte sie besonders als Fruchtbarkeits-Amulete, wie unter andern aus einem merkwürdigen Stück in Caylus *Recueil T. I. pl. 84. 1.* zu ersehen ist.

S. 138. 2) Auch in der Affenliebhaberey wetteiferten die alten Damen mit den modernen. Sabina hatte aber noch einen besondern Grund, einen Affen als heiliges Thier

zu halten. Denn die Cynocephali (*Simia Innuus Linn.*) gehörten zu den heiligsten Tempelthieren in Ägypten. Man bildete sie in Gold und Silber, und stellte sie so als Votivbilder in die Tempel. S. Lucian Toxaris c. 28. T. II. p. 537. Man findet daher auch noch viele Bronzen von ihnen, z. B. bey Caylus T. V. pl. 11. n. B. T. VI. pl. 16. T. VIII. pl. 6. 2. Diese letztere Figur ist auch auf der Kupfertafel vor der dritten Scene neben dem Altar der Isis abgebildet worden.

S. 188. 7) Die Gans, welche auch in der Mythologie ihre bedeutende Rolle spielt, (S. Caylus *Rec. T. IV. p. 116. f.*) war besonders auch den grossen Göttern Isis und Osiris ein wohlgefälliges Opferthier. Daher der *anser magno corruptus Osiri* beym Juvenal VI. 540. Die Stellen der Alten hat Jablonski Pantheon Aegypt. P. III. p. 8.

S. 189. 1) Man vergleiche hierzu die antiquarische Beylage.

S. 189. 2) Sigillarien. Da es Sitte war, in den Saturnalien allerley Kleinigkeiten,

Näschereyen und Spielwerke, wie auf unsern Christmärkten, auszustellen, und dergleichen für Grofs und Klein unter seiner Bekanntschaft zu kaufen, und da davon die letzten Tage des Saturnalienfestes selbst den Namen *Sigillaria* erhielten: so ist es mehr als wahrscheinlich, dafs unter diesen *sigillis arte fictili*, wie sie Makrobius nennt, Saturnal. I, 11. auch allerley Wachsfiguren und Wachsfrüchte gewesen seyn werden. Dasselbe läfst sich von den Apophoreten behaupten, die als Neujahrsgeschenke (*strenae*) geschickt wurden. Unter den Früchten, die Martial in seinen Apophoreten mit seinen Distichen verherrlicht hat, waren gewifs viele nur aus Wachs, und die Rosenkränze mitten im December, die Martial XIII, 127. *festivas coronas brumae* nennt, wären für wirkliche Rosen, in den Treibhäusern gezogen, doch zu kostbar gewesen. Es waren künstliche, wahrscheinlich in gefärbtem Wachs nachgemachte Kränze.

S. 190. 1) Nach *de Lide* mensologischen Tafeln S. 312. d. Übers. 10 Thaler nach unserm Gelde.

S. 190. 2) **Kranzgalanterieen.** Das Überschicken eines solchen übernächtigen, halbwelken Kranzes, den die Dame des Herzens selbst getragen hatte, gehörte zu den zärtlichsten Galanterieen des Alterthums; gewöhnlich waren auch einige angebissene Äpfelchen dabey. Denn der Apfel war auch von jeher der Bote der Liebe. So erzählt Lucian von der koketten Charikles (im Toxaris c. 25.) „Bald langten Liebesbriefchen, halbverwelkte Blumenkränze, angebissene Äpfel und andere dergleichen Zaubermittelchen an, wodurch unsere Buhlschwestern junge Leute zu verstricken und nach und nach ins Feuer zu setzen wissen.“ Lucian Th. IV. S. 17. Übers. v. Wieland. Dieselbe Galanterie kommt in den Hetärenbriefen des Alciphron vor, wo Wagner T. II. p. 191. mehrere citirt. Das lose Spiel mit den Kränzen bezeichnet auch Martial in einem Distichon an die Polla XI. 90.

Intactas quare mittis mihi, Polla, coronas?
A te vexatas malo tenere rosas.

Kränze sendest du mir, o Polla, von Niemand berühret?
Rosen behagten mir mehr, die du mit Händen zerdrückt.

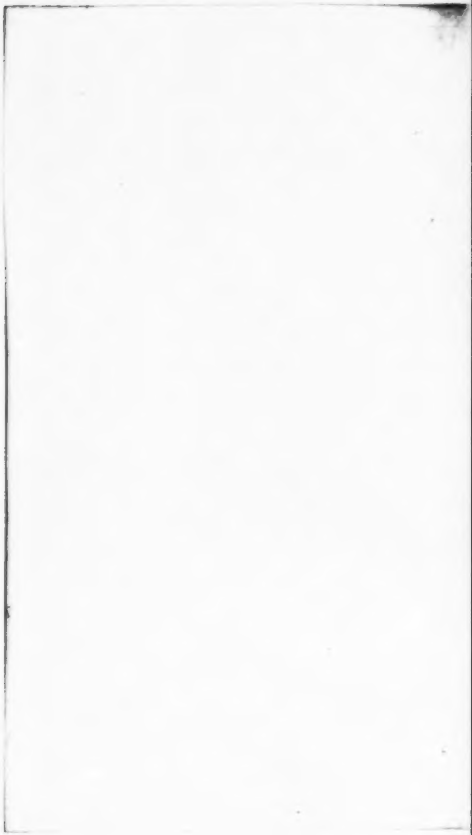
Die *vexatae rotae* enthalten eben den wahren Liebeszauber. Burmann zum Petron c. 60. p. 304. hat die Bedeutung des Worts *vexatae* gut erklärt.

S. 190. 5) Die Chiische Feige hatte unter den 29 Arten, die Plinius aufzählt, den vorzüglichen Ruhm, dafs sie einen sehr pikanten Geschmack hatte, und darin dem besten Campanischen Weine ähnelte. So bezeichnet sie Martial XIII, 27. Feigen gehörten überhaupt zu den gewöhnlichsten Geschenken an gute Freunde. So lesen wir noch in Julians Werken eine lobpreisende Epistel auf die Feige, die er mit hundert andern ausgesuchten Feigen an den Serapion schickte. Epist. XXIV. p. 390. *opp.*

BEYLAGE

ZUR DRITTEN SCENE.

Wachsfrüchte und Wachsblumen der Alten.



Das griechische Alterthum war so reich an kleinen niedlichen Kunstwerken in Wachs, und bediente sich dieses biegsamen, jeder Künstlerphantasie sich so willig schmiegenden Stoffs zu so verschiedenen Absichten, 1) und mit so gutem Erfolge, dafs wir auch ohne ausdrückliche Erweise aus griechischen Schriftstellern schon durch die Analogie zu der Vermuthung berechtigt wären, es hätten eben die Künstler, die mit den Bildhauern und Bildgiefsern durch die niedlichsten Wachsfiguren und Bildnereyen nach gröfseren Modellen gleichsam wetteiferten, und bey den Griechen unter der allgemeinen Benennung Puppenbildner begriffen wurden, 2) am wenigsten die Vortheile übersehen, die ihnen die Empfänglichkeit des Stoffs selbst darbot. Eine Hauptursache der Gröfse, welche die Kunst der Grie-

chen zum Neid aller spaten Jahrhunderte erreichte, besteht in der verständigen Anwendung jedes Materials und Stoffes zu dem, wozu er allein recht paſst. So konnte es den Wachsbildnern nicht entgehen, dafs nur kleine, niedliche Gegenstände, *Colifichets* mit einem Worte, in Wachs gebildet, gefallen konnten. Sie wufsten es, dafs die Wachsbildnerey dann das gröfste Glück machen müsse, wenn sie Gegenstände der Natur, wie Baumzweige, Früchte und Blumen sind, zum Vorwurfe ihrer Kunstbemühungen machte. Kamen nun noch besondere Veranlassungen dazu, welche Aufsätze und Verzierungen von künstlichen Früchten zu einer Art von Nothwendigkeit und Bedürfnifs machten: so läfst es sich beynahe mit Gewifsheit annehmen, dafs man das Wachs, mit dem schon der Knabe in der Schule oft sein Künstlertalent versuchte, indem er es von seiner Wachstafel, worauf man damals schrieb und zeichnete, heimlich abkratzte, und hinter dem Rücken des Lehrers Figuren von Thieren und Häusern daraus formte, [1]) auch zur Fruchtbildnerey fleifsig angewandt haben werde.

Diese Veranlassung lag wirklich in einem der feierlichsten Feste des Alterthums, dem Adonisfeste. Aus Syrien und Phönicien, wie der mit ihm verbundene Venusdienst selbst, abstammend, war die Verehrung des Thammuz oder Adonis, wie ihn die Griechen nannten, ein Sinnbild der sterbenden und wiederbelebten Natur, und sein Fest wurde zu Ende des Winters gerade zu der Zeit gefeiert, wo die erstorbene und erstarrte Erde der wiederkehrenden Sonne erste milderen Strahlen auffängt, und in allen ihren plastischen Kräften und Lebenskeimen den ersten leisen Pulsschlag des Wiedererwachens fühlt. [1]) An diesem Feste, welches mehrere Tage nach einander, vorzüglich von den Frauen, mit abwechselndem Wehklagen und Freudenjubel in aller Ausgelassenheit eines losgefesselten orientalischen Harems auch in den griechischen Städten begangen wurde, gebot eine alte heilige Sitte, dem Adonis, der frühgepflückten, schnell verwelkten Blume im Garten der Venus, fast eben so in jedem Hause einen kleinen Garten von Blumentöpfen, in die man schnell aufschossende Pflanzen und Gewächse gesäet

hatte, und Fruchtkörbchen aufzuputzen und zusammenzustellen, als in Italien und andern mittäglichen Ländern Europens noch jetzt fast um eben diese Jahreszeit dem Christuskinde und seiner heiligen Mutter auf Dächern und in Zimmern ein so genanntes *Presepio* mit allerley Bild- und Blumenwerk aufgeschmückt, und den neugierigen Beschauern Preis gegeben wird.[1]) Natürlich waren in der Jahreszeit, in welche dieſs Fest fiel, selbst in jenen Gegenden nur wenig reife Baumfrüchte und natürliche Erzeugnisse der Art, wie sie hier das geheiligte Herkommen forderte, aufzutreiben, und so mufste die Kunst jenen Mangel ersetzen, und die bis zur gröfsten Täuschung nachgeahmten Wachsfrüchte vertraten hier, wie vielleicht bey vielen andern heiligen Gebräuchen, wo Füllhörner, Schaalen, und Gefäfse mit Früchten aufgesetzt, oder auch Fruchtschnüre um Altäre und Tempelportale gehängt wurden, die Stelle der natürlichen. Wir haben beym Theokrit noch eine dramatische Schilderung des Adonisfestes, wie es die Königin Arsinoe, die Gemahlin des Ptolemäus Philadelphus, zu Alexandria feierte. Hier wird auch das

kostbar aufgeschmückte Gerüste oder *Castrum doloris* beschrieben, auf welchem das Bild des beweinten Adonis ruhte, und eine merkwürdige Nachricht von den bey diesem Prachtgerüste angebrachten Verzierungen und Aufsätzen gegeben, mit denen das Bild des Adonis von allen Seiten umringt war.

Früchte liegen bey ihm, so viel die Wipfel nur tragen,
Liebliche Gärten bey ihm, bewahrt in silbergeflochtnen
Körbchen, und goldnen Flaschen, mit syrischer Narde gefüllet;
Alles ist hier, das Geflügel der Luft und die kriechenden Thiere,
Grünende Lauben sind hier, mit weichem Dille behänget. 1)

Es ist auffallend, dafs die gelehrtesten und belesensten Erklärer des Theokrit die Schwierigkeit nicht bemerkt haben, die die Herbeyschaffung aller edleren Obstgattungen und Baumfrüchte in ihrer Reife gerade in dieser Jahreszeit selbst einer allmächtig gebietenden Königin gemacht haben müfste. 2)

Aber alle Bedenklichkeit fällt weg, sobald man weiſs, daſs hier von kunstreich nachgebildeten Wachsfrüchten die Rede ist, und daſs eben dadurch ein altes Sprichwort, nach welchem jede vergängliche, von aufsen viel versprechende, von innen nichts leistende Sache ein Garten des Adonis genannt wurde, [1]) erst seine volle und richtige Deutung erhält.

Wir fanden hier in Ägypten, im Mittelpunkte des alten Kunst- und Welthandels, in Alexandria, schön gemahlte, und bis zur höchsten Täuschung nachgeahmte Wachsfrüchte. Und an eben diesem Orte trug sich, am Hofe eines spätern Ptolemäers, des Ptolemäos Philopator, mit einer solchen Wachsfrucht eine kleine Geschichte zu, die von mehreren alten Schriftstellern als eine Denkwürdigkeit philosophischer Rechthaberey aufgezeichnet, uns aber ein Beweis für ein Artefakt geworden ist, das ein witziger Kopf wohl in mehr als einer Beziehung mit den Hypothesen und Lehrgebäuden älterer und neuerer Philosophen in Verbindung bringen könnte.

Sphärus, ein am Dnieper oder Borysthenes geborner, und in Kleanths, des Stoikers, Schule zu Athen gebildeter Philosoph, wurde von Ptolemäos nach Alexandrien verschrieben, und nicht selten der Ehre gewürdigt, zu der königlichen Tafel als Hofphilosoph mit seiner Katheder-weisheit und seinen stoischen Paradoxen Ihrer ägyptischen Majestät und den übrigen Höflingen allerley Kurzweil und Unterhaltung zu verschaffen. Besonders mufs der König und sein Hofstaat die Dissertationen des Stoikers über die Kennzeichen reiner Vernunftbegriffe, aus welchen die Urtheile oder Axiome abgezogen würden, manchmal sehr wunderbar und, trotz der hochgepriesenen stoischen Begreiflichkeit, unbegreiflich gefunden haben. Nun behauptete die stoische Schule gegen die akademische die volle Wahrheit aller durch die Eindrücke der Sinnen aufgenommenen Bilder und Erfahrungsbegriffe, und unterstützte dadurch ihre Versicherungen, dafs sie jede aus der Sinnenwelt empfangene Erkenntnifs keineswegs, wie die alles bezweifelnden Akademiker, für blofse Täuschung, sondern für volle, im Kreise der Begreiflich-

keit liegende Wahrheit anzunehmen bereit wären. Diese Vorstellungen unterschied sie sorgfältig von bloſser Meinung, und sagte mit der den Philosophen von jeher ganz eigenthümlichen Bescheidenheit, daſs der achte Stoiker nie meine, sondern stets erkenne. Eines Tages, als unser Hofphilosoph dieſs Privilegium *de non opinando* mit groſsem Eifer für seine Zunft- und Glaubensgenossen in der Philosophie an der Tafel des Königs geltend zu machen suchte, winkte dieser einem Bedienten, und lieſs eine Schüssel mit Granatäpfeln serviren, die der erhitzte Stoiker zu seiner Abkühlung sehr nöthig zu haben schien. Sphärus griff hastig zu, wurde aber vom Könige selbst, der ihm die Arme fest hielt, auf der Stelle eines bessern belehrt. Die Granatäpfel waren von Wachs. Siehst du, sagte der König, daſs ihr Philosophen auch durch Sinnentrug getäuscht einer falschen Meinung beypflichten könnt! Um Vergebung, erwiederte Sphärus, der in diesem kritischen Augenblick nichts von seiner Besonnenheit verlor, es war hier nicht die Rede von wahren Granatäpfeln, sondern nur von der Wahrschein-

lichkeit, dafs diese künstlichen mit natürlichen sehr leicht verwechselt werden konnten. Wie sich nun das, was ist, zu dem verhält, was seyn könnte, so verhalt sich wahre Erkenntnifs zur Wahrscheinlichkeit. Du siehst also, dafs es mir hier nur um eine Instanz zur Versinnlichung meines Satzes zu thun war. So weit die Anekdote, wie sie Diogenes von Laerte in seinen Lebensbeschreibungen griechischer Philosophen erzählt. 1) Offenbar spielt Epiktet darauf an, wo er gegen die Sinnentäuschung warnt, nach welcher Umrifs und Figur einer Sache noch gar nicht hinreichen, sie für die Sache selbst zu halten. „So könntest du, sagt er, auch von einem Wachsapfel sagen, er habe Geschmack und Geruch." 2) Auch Athenäus führt unsere Geschichte in seinen Tischgesprächen an, 3) nur mit der Veränderung, dafs er statt der aus Wachs nachgemachten Granatäpfel ein Wachsgebilde von Vögeln aufragen läfst, welches aber schon dadurch unwahrscheinlich wird, dafs der Irrthum, wo man Wachsäpfel für natürliche ansieht, auch bey einem späteren griechischen Kirchenvater, der von den Wundern Gottes in

der Natur ein theologisches Werkchen geschrieben hat, dem Nemesius, ausdrücklich angeführt, und als ein Beyspiel eines optischen Betrugs, den nicht das Auge, sondern das innere Vorstellungsvermögen zu verantworten habe, genannt wird. *)

Wer von der enkaustischen Mahlerey der Alten, und den mancherley Mischungen der Farben mit Wachsstiften, womit sie in den blühendsten Zeiten der Kunst allein mahlten, auch nur eine oberflächliche Vorstellung hat, wird sich schon daraus überzeugen können, daß sie auf jede Wachsfläche den mannigfaltigsten und buntesten Farbenschmelz auftragen konnten. Ich bin daher überzeugt, daß es bey ihren Wachsfrüchten, die sie der Natur aufs künstlichste nachbildeten, nicht einmal eines bindenden Firnisses oder Überzugs bedurft habe, den unsere Wachsfrüchte, wenn sie nur einigermaßen gegen Staub und andere Flecken gesichert seyn sollen, durchaus nicht entbehren können, dadurch aber allerdings einen gewissen unnatürlichen Glanz auf der Schaale bekommen, der bey einem geübtern Beobachter

die Illusion sogleich stört und also noch immer als eine Unvollkommenheit anzusehen ist. *) Dieſs war gewiſs der Fall selten bey den alten Kunstwerken dieser Art. Ich berufe mich hier nur auf eine Nachricht des bekannten Römischen Polyhistors Varro, die uns Plinius in seiner Naturgeschichte aufbewahrt hat. Varro erzählt, er habe einen Bildner, Posis, zu Rom gekannt, der Äpfel und Weintrauben so täuschend nachzumachen gewuſst hätte, daſs sie auch der gröſste Kenner durch bloſse Ansicht von natürlichen nicht zu unterscheiden gewuſst habe. **) Zwar könnte gegen diese Nachricht erinnert werden, daſs Plinius hier nicht von Wachsbildnerey, sondern von der Toreutika, oder den Arbeiten in Thonerde, auf welche allerdings der Zusammenhang der ganzen Stelle, wo nur von Thonbildern gesprochen wird, hinzudeuten scheint, gesprochen habe. Allein man kennt die Manier des eilfertigen Compilators, und da es aus vielen Gründen unwahrscheinlich ist, daſs aus bloſser Thonerde Früchte so täuschend gebildet werden könnten, als es hier erzählt wird, so darf ich wohl gegen den Plinius selbst die Muthmaſsung wagen,

dafs Varro unter dem Wort Plastes, das hier im Original steht, keinen Bildner in Thon, sondern in Wachs verstanden habe.

Ich beschliefse mein wächsernes Fruchtkörbchen mit einer Nachricht, die uns Lampridius im Leben jenes berüchtigten Uppigkeits-Ungeheuers, des Helogabalus, von seiner Neigung ertheilt, seine Tischgenossen mit tantalischen Schaugerichten zu bewirthen. 1) Dieser grausame Spafsmacher liefs oft seiner Tischgesellschaft alle Gerichte, die er mit der ihm eignen Frefsgierde hinabschlang, in Wachs aufs sauberste nachgebildet präsentiren. Die Herren mufsten bey Kopfabhacken gute Miene zum bosen Spiel machen, sich nach jeder Tracht Schüsseln, die dem Auge auf Unkosten des Magens angeboten wurden, nach damaliger Sitte, (wo man noch nicht Gabeln und Messer brauchte, und alles klein geschnitten mit den Fingern afs,) die Hände waschen, als hätten sie sich die Finger fett gemacht, und bekamen nach jedem erneuerten Schüsselaufritt einen Becher Wasser auf ihren lechzenden Gaumen. Wer erinnert sich nicht hierbey der Pappen-

dockelpastoten, die auch bey uns zuweilen als Repräsentanten derer, die aus Teig und Fleisch zusammengesetzt sind, die Tafel fallen und die Zuschauer leer lassen?)

Anmerkungen.

S. 223. 1) Man erinnere sich nur der Wachsabdrücke beym Siegeln, der gefärbten Wachsstifte zur enkaustischen Mahlerey, des Wachsfirnisses für Marmorwände und Statuen. Daher sagt Plinius: *cera pigmentis traditur ad innumeros mortalium usus. XXI.* 25. s. 49. Über den Wachsfirniſs vergl. Requenno *Saggi sul ristabelimento dell' antica arte de' greci Pittori. T. I. p.* 317-21.

S. 223. 2) Wachsbildnerey. Das Interessanteste über diese Künstlerklasse, welche den Griechen κηροπλάσται, den Römern wahrscheinlich *sigillarii*, *sigilliariarii* (in *Fabretti Inscriptt.*) hieſsen, giebt Pollux 10, 189. wo man Hemsterhuys Anmerkungen vergleichen kann S. 1382. Die gelehrtesten Kollektaneen hierzu findet man ohnstreitig

bey Ruhnkenius *ad Tim. Glossar. p.* 165-166. *ed. nov.* Wer kennt nicht den wächsernen Amor aus dem Anakreon, woraus sich auch die bekannte und so oft nachgeahmte Amorverkäuferin in den Herkulanischen Gemählden erklären läfst. Vergl. das Fragment des Eubulus beym Athenäus XIII p. 2. 562. C. Merkwürdig ist die Stelle beym Plinius VIII, 54. s. 80. wo von einem Affen die Rede ist, der die Gattung des Schachspiels, die den Alten bekannt war, zu spielen verstand. Die Steine bestanden aus Wachsbildchen, „*fictas cera icones*" nennt sie Plinius. Bilder schöner Knaben in Wachs poussirt hatte man sehr häufig in seinem Schlafzimmer, wie wir Portraits oder Büsten zu haben pflegen. S. Stratons Sinngedichte *Epigramm. XXV. Analect. T. II. p.* 365.

S. 224. 1) So erzählt Lucian Th. I. S. 5. (Übers. v. Wieland) „Wegen meiner Anlagen zum Bildhauer bezog sich mein Vater „auf gewisse Spielwerke, womit ich mich „als Knabe abgegeben habe. Denn sobald „ich von meinen Lehrern abgefertiget war, „kratzte ich allenthalben" (dieſs steht

nicht im Text: und wir bedürfen es auch nicht, da wir hier nur an die Wachstafeln der Schüler denken dürfen) „Wachs zusam„men, und machte Ochsen, Pferde, ja, Gott „verzeih mir! sogar Menschen. Ich habe „über dieſs Kinderspiel von meinem Lehr„meister manche Ohrfeige bekommen.“ So muſs man auch eine Stelle in den Wolken des Aristophanes V. 378. verstehen, wo von den Talenten des jungen Phidippides gerühmt wird, er habe Häuschen gebildet.

S. 225. 1) Über die Jahreszeit, wann die Adonisfeier in Griechenland begangen wurde, hat weder Meursius in *Graecia feriata* s. v. noch Banier in seiner Abhandlung von der Verehrung des Adonis *Memoires de Literature T. III. p.* 101. *ff.* etwas Bestimmtes angegeben. Es läſst sich aber aus der Stelle des Plutarch im Leben des Nicias p. 552. B. deutlich erweisen, daſs es im Frühjahr, und also zu einer Zeit gefeiert worden ist, wo an wirklich reife Baumfrüchte nicht zu denken war. M. v. Groddecks Adonia in seinen antiquarischen Versuchen I. Samml. (Lemberg. 1800.) S. 130.

S. 226. 1) Seit Dupuis sein bald verketzertes, bald lächerlich misverstandenes Buch schrieb: *Origine de tous les cultes*, ist die Vermuthung, dafs die Weihnachtsfeier mit dem Adonisfeste einerley astronomischen und mythologischen Ursprung habe, auch zum gröfsern Publikum gedrungen. Man denke dabey nur an die Stelle in Lichtenbergs hinterlass. Schriften II. 418. „Ich kann mir eine Zeit denken, welcher unsere religiösen so sonderbar vorkommen werden, als der unsrigen der Rittergeist."

S. 227. 1) Theokrits Idyllen XV, 112.

S. 227. 2) Bekanntlich haben wir von Valkenaer einen gelehrten Commentar über dieſs Stück des Theokrit. Aber auch er scheint diese Schwierigkeit p. 506. nicht einmal geahndet zu haben.

S. 228. 1) Die Stellen findet man bey den Erklärern des Hesychius T. I. Col. 103, 5. und Wyttenbach zu Plutarch *de sera numinis vindicta p.* 79.

S. 231. 1) Diogen. Laert. VII, 177. mit Casaubonus und Menage's Anmerkungen.

S. 231. 2) Arrian. *Dissertat. Epictet. IV, 5. T. I. p. 600. ed. Schweigh.*

S. 231. 3) Athenäus Deipnosophist. VIII, 13. p. 354. E.

S. 232. 1) S. beym Menage zum Diogenes T. II. p. 557.

S. 233. 1) Diefs konnte bis jetzt selbst nicht ganz in dem unter des berühmten Pomologen Sicklers Aufsicht gefertigten pomologischen Kabinet (wovon bis jetzt zehn Sammlungen erschienen,) vermieden werden, obgleich diese an täuschender Natürlichkeit an Form und Farbe mit den besten Kunstfabrikaten der Engländer und Italiener wetteifern.

S. 233. 2) *M. Varro tradit Romae sibi cognitum Posin nomine, a quo fuit poma et*

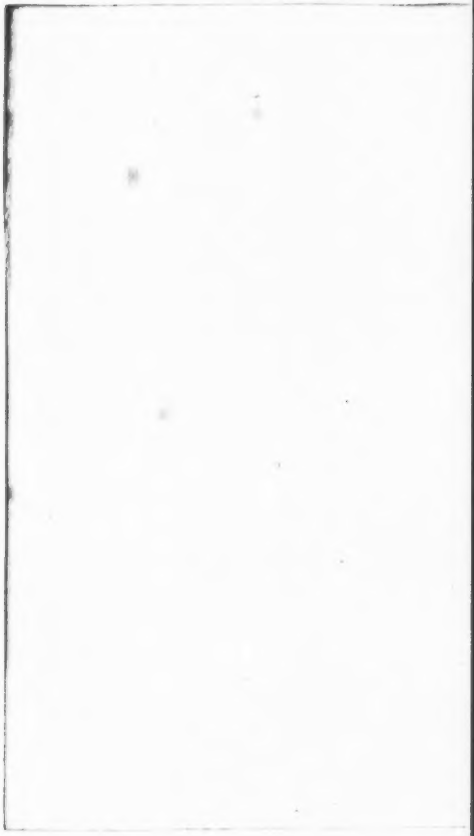
atus, ut non possit aspectu discernere a veris. Plin. XXXV. 12. s. 45.

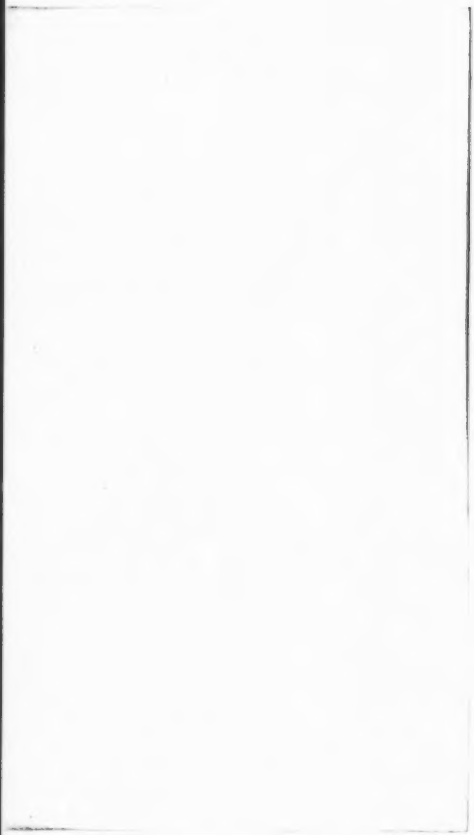
S. 234. 1) *Lamprid. in Heliogab. c. 25. in Scriptt. H. A. T. I. p. 860.*

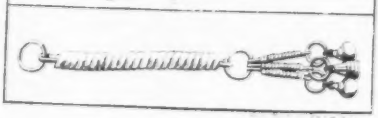
S. 235. 1) **Blumen und Blätter aus Wachs.** Dafs man auch Blätter und Blumen aus Wachs formte, und ungefähr zu eben dem Gebrauche, wozu man sich noch heut zu Tage dergleichen Wachsblätter bedient, bestimmte, beweifst eine Stelle in dem alten griechischen Traumbuche des Artemidorus I, 79. p. 67. wo von Wachskränzen die Rede ist, die dem Träumenden Krankheit und Tod bedeuten. Der gelehrte Erklärer des Artemidorus, Niclas Rigault, denkt dabey an Zaubereyen, *in notis p. 41.* und Paschalius *de coronis IV, 4. p. 216.* pflichtet ihm bey, weil allerdings zu den Zaubergaukeleyen des Alterthums Wachsfiguren gebraucht worden waren. Allein keiner von beiden dachte an Wachsblumen und Wachsblätter, womit noch jetzt an manchen Orten in den Begräbnifskirchen die Todtenkränze ausgeschmückt werden.

VIERTE SCENE.

Grausamkeiten gegen Sklavinnen. Karmion, die Nägelputzerin. Sorge für schöne Finger und Nägel. Latris läßt das Spiegelfutteral fallen.







Scenen im Ankleidezimmer.

Donna Sabina war während dieser Unterhandlungen nicht müfsig gewesen, oder, um richtiger zu sprechen, sie hatte während derselben ein halbes Dutzend Sklavinnen ihrer nächsten Umgebung vollkommen in Athem zu erhalten gewufst. Wir verliefsen sie eigentlich unter den Händen der kunsterfahrenen Haarschmückerinnen. Nape hatte die zierliche Haarschleife über der Stirn glücklich geknüpft, und vollendet war das Kunstgebäude eines Haarputzes, den der strafende Kirchenvater Tertullian mit so vielem Rechte regellose Auswüchse eines aufgehefteten und zusammengeflochtenen Haargekräusels nennt. 1) Und bey allen diesen Aufschmückungen und Zubereitungen hatte es bis jetzt — eine Seltenheit, die man als ein halbes Wunder zu betrachten pflegte — weder Nadelstiche in die

Arme und Brüste der geschäftigen Kalamis, noch Peitschenhiebe auf den Rücken oder die Schultern der armen Psekas oder Latris gesetzt.

Man muſs nämlich wissen, daſs ein grausamer blutdürstiger Eigensinn die gewöhnlichste Toilettenlaune der vornehmen Römerinnen war, die, an mörderische Fechterspiele und Thierhatzen im Amphitheater, und an blutige Exekutionen und Geiſselungen des Hausgesindes von früh auf gewöhnt, [1]) jede fehlgeschlagene Hoffnung, jeden Verdruſs des vorigen Tages oder der verflossenen Nacht am Morgen ihren Dienstmädchen und Sklavinnen entgelten lieſsen. Wehe diesen armen Geschöpfen, wenn das bewuſste Liebesbriefchen nicht zur rechten Zeit eingehändigt wurde, wenn eine Bestellung im Isistempel unglücklich ablief, wenn ein verliebtes Abenteuer verunglückt war, [2]) oder wenn auch nur der allein nicht schmeichelnde Spiegel der Donna beym ersten Morgenblicke eine rothe Nase, ein neues Bläschen am Kinne oder andere Spuren nächtlicher Orgien und Ausschweifungen zurückstrahlte! Die armen Haarschmückerinnen und Putzdienerin-

nen mochten dann noch so aufmerksam seyn, und die Kunstfertigkeiten den Grazien und Horen selbst abgelernt haben; sie mufsten mit Blut und Thränen die Mifslaune und den Verdrufs ihrer sträflichen Gebieterin abbüfsen. Darum gehörte es auch zum Kostum und zur Kleidervorschrift dieser bedaurungswürdigen Mädchen, dafs sie im Ankleidezimmer und vor der Toilette ihrer Domina, wenn sie im Dienste waren, bis an die Brüste völlig blofs und nackt erscheinen mufsten, [1]) um jeder beliebigen Züchtigung, selbst mit Geifseln, die aus Drath geflochten und unten mit Knöchelchen oder metallenen Knopfen verstärkt waren, [2]) alle Augenblicke blofs zu stehen. Was der gnädigen Frau in der Aufwallung ihres Zorns zuerst vorkam, verwandelte sich dann in ihrer Hand zu einem Werkzeuge der Strafe. Vorzüglich waren aber die mehrere Zoll langen, in eine geschliffene Spitze sich endigenden Schmuck- und Nestelnadeln, die wir bey der zweyten Scene erblickten, ein sehr bequemes Plage- und Marterinstrument für die armen Sklavinnen. Nichts war gewöhnlicher, als dafs die Domina damit die Arme und

Brüste der Haarschmückerin durchstach, wenn sie das Unglück hatte, in diesem Augenblicke ihr Mifsfallen zu erregen. Daher die Vorschrift des Meisters in der Kunst zu lieben, sich ja während des Koeffirens, wenn etwa der Liebhaber gegenwärtig sey, nicht grausam und ungeberdig gegen die Sklavin zu beweisen: [1])

Wenn du dich schmückest, so bleib, Mädchen, von Männern entfernt.
Doch magst du vor ihnen dein Haar dem schmükkenden Mädchen
Bieten, dafs es voll Reitz walle die Schultern herab.
Aber dann hute dich ja vor mürrischen Launen, und löse
Eigensinnig das Haar, wenn es sich senket, nicht auf.
Sicher sey die Zofe vor deinen Nägeln. Ich hasse Blutgier, die ihr den Arm zornig mit Nadeln zersticht.
Fluchend berührt sie dein Haupt. Mit rothgeweineten Augen
Spricht sie Verwünschung dem Haar, das sie mit Blute bespritzt.

Und in einer seiner Liebeselegien, wo er dem schönen Haar seiner Korinna eine Lobrede hält, führt der Dichter ausdrücklich den Umstand als einen Beweis seiner Zartheit und Weichheit an, dafs um seinetwillen nie die Haarschmückerin blutrünstig gestochen worden sey:

Zart war es und gelehrig, in hundert Formen sich schmiegend,
Nie bedrohte sein Putz dich mit empfindlichem Schmerz.
Nie zerrauft' es die Nadel, nie rifs es der zackige Kamm aus,
Und die Zofe ward nie, wenn sie es schmückte, verletzt.
Denn oft putztest du dich vor meinen Augen. Doch nimmer
Schwoll, vom Nadelstich wund, deiner Gypassis der Arm. 1)

Zuweilen flog auch wohl der Spiegel selbst, der das Versehn der zitternden Haarschmükkerin zuerst verrieth, der Verbrecherin an den Kopf. Eine solche Scene schildert der Römische Epigrammendichter in einem Sinngedichte

an die Lalage, unter welchem Namen er eine solche weibliche Furie beym Putztisch anredet. 1)

Sieh, es sträubt sich im kreisenden Haarputz ein einziges Ringlein,
Das im gewundenen Haar locker der Nadel entschlüpft.
Lalage wirft mit dem Spiegel, der ihr dieſs zeigte, das Mädchen,
Schlägt, und zerrauft ihr das Haar, bis sie zu Boden gestürzt.
Lalage, höre doch auf, die Unglückshaare zu schmücken!
Keiner Dienerin Hand rühre den Tollkopf mehr an!
Ihn umkrieche der sengende Molch, es umscheer' ihn das Messer;
Und so leuchte fort an, glatt wie der Spiegel, dein Kopf.

Indeſs war es noch immer eine dankenswürdige Gnade, wenn die Mädchen aus der Hand der Domina diese schnell vorübergehende Züchtigung empfingen. Weit schrecklicher war die Strafe, wenn die Zürnende

einer zu diesem Henkergeschäfte wahrscheinlich besonders bestimmten und ausgelernten Sklavin *) befahl, die Exekution auf der Stelle an der armen Verbrecherin zu vollstrecken. Dann wurde sie sogleich ohne Barmherzigkeit ergriffen, mit den zusammengedrehten Haaren an eine Thürpfoste oder Säule aufgebunden, 2) und mit Riemen, die aus Rindsleder geschnitten waren (*lorea*), oder mit Knotenstricken so lange auf den entblößten Rücken durchgepeitscht, bis die Gebieterin ihr fürchterliches: Es ist genug! oder: Geh! 3) ausrief.

Eine solche Toilettenscene schildert uns der römische Satirendichter Juvenal mit einer Kraft in Darstellung und Ausdruck, die nicht den geringsten Zweifel an ihrer innern Wahrheit übrig läßt. Hier heißt es von einer solchen Dame: *)

— mit Tyrannenwuth schaltet
Sie im Pallast, und tobt, wie einst Siciliens Zwingherrn.
Hat sie zur heimlichen Stund' ein Liebesbriefchen erhalten;

Wünscht sie im festlichen Schmuck den Buhler im Garten des Cäsars
Oder im schattigen Hain der kuppelnden Isis zu finden:
Da tritt Psekas hervor und ordnet zitternd den Haarputz
Selbst mit zerzaustem Haar, bis an die Hüften entkleidet.
„Ha, warum diese Locke zu hoch?“ Mit geschwungener Peitsche
Rächet die gnädige Frau den Frevel verborgener Flechten.
Was hat Psekas verbrochen? Ist's ihre Schuld, daß die Nase
Ihrer gestrengen Frau im Spiegel häßlich sich rothet?
Doch mag Psekas bluten! Es bebt an der Herrscherin Seite
Eine zweyte, und kräuselt und flicht die gewundenen Ringlein.
Neben ihr steht mit kundigem Blick ein Mütterchen, die einst
Auch Haarschmückerin war, und nun zur Spindel versetzt ist.
Hat sie ihr Urtheil gesagt, dann lassen auch andre sich hören,

Die nach Alter und Würden in weiten Kreisen
umherstehn.
Kannte man strenger ein hochnothpeinliches Halsgericht hatten,
Als die gnädige Frau sich über den Haarputz beriethet,
Und den gethürmten Kopf mit Stockwerk auf Stockwerk erbauete?

Eine empörende Scene, die wir aber dann nicht unwahrscheinlich finden werden, wenn wir uns daran erinnern, wie nach dem glaubwürdigen Berichte neuerer Reisenden und Augenzeugen nordische Damen ihre leibeignen Mädchen wegen des geringsten Versehens mit den schmerzhaftesten Züchtigungen belegen liefsen [1]) oder wie die fühllosen Kreolinnen auf den westindischen Zuckerinseln ihre Negersklavinnen fast ohne alle Veranlassung mifshandelten. Unsere Donna Sabina war nach allem, was wir schon jetzt von ihr wissen, ganz die Frau dazu, um eine solche Scene an ihrem Putztische so oft zu wiederholen, als nur ein Wölkchen des Unmuths ihre Stirn trübte, und es war vielleicht zuerst nur der listigen Verschmitztheit und klugen Aufmerk-

samkeit der Cypassis, und dann der so willkommenen Erscheinung der Blumenhändlerin Glykerion zuzuschreiben, daſs die Donna heute etwas sanfter und herablassender als gewöhnlich war. Und doch ist mir auch so noch wegen der armen Latris, der Spiegelhalterin, bange, die, als nun die Haarschmückerinnen sämmtlich abtreten und einer neuen Klasse von Putzmädchen Platz machen durften, ihres beschwerlichen Dienstes noch immer nicht überhoben ist. [1])

Was sonst die Dame sich im Bade machen zu lassen pflegte, muſste heute, wo wegen der bewuſsten Prozession der Ritter auf der heiligen Straſse zum Baden nicht Zeit genug war, bloſs beym Putztisch geschehen, ich meine, das kunstmäſsige Verschneiden und Abglatten der Nägel an Händen und Füſsen. Karmion [2]) hieſs die Sklavin, die dieſs Geschäft im Bade mit einer eigenen Kunst zu betreiben und als die geschickteste Nägelputzerin sich ihrer Gebieterin zu empfehlen wuſste. Mit auſserordentlicher Sorgfalt ergreift diese jetzt die Hand der Gebieterin, und putzt und glättet mit einer kleinen silbernen Zange und einem Messerchen, dessen

man sich damals statt unserer Etuischeeren bediente, *) Finger vor Finger alle Nägel rein ab, worauf sie eben diese Operation auch an den Füßen vornimmt.

Man muß sich nämlich erinnern, daß in der Ordnung niemand, der nur auf einige Eleganz und Wohlhabenheit im Alterthum Anspruch machte, sich die Nägel an Händen und Füßen selbst beschnitt. Wer sich dieß nicht durch eigne Sklaven machen lassen konnte, ging wenigstens in den Laden eines Bartscheerers, und ließ sich von diesem seine Nägel schneiden und abputzen. Horaz führt eine Ausnahme von dieser Regel in einem seiner scherzhaftesten Briefe als eine auffallende Eigenheit eines öffentlichen Ausrufers an:

der sich in eines Bartabscheerers Laden
mit einem Messerchen die Nägel selbst verschnitt. 1)

Vornehme Damen aber hielten sich dazu besondere, künstlich abgerichtete Sklavinnen, da dieß Abschneiden mit einer kunstfertigen Geschicklichkeit geschehen, und vorzüglich

darauf gesehen werden mufste, dafs keine Neidnägel (*περιονυχια*) entständen, und die Nebenauswüchse (*ἀνωμαλιαι*) aufs sorgfältigste weggeputzt würden. 1) Denn auch hierin besafsen die Frauen des Alterthums das feinste Gefühl für Schönheit und Ebenmafs. Ein schöner Finger und ein schöner Nagel steht nicht vergeblich im Register der dreyfsig Schönheiten, die nach einem berüchtigten lateinischen Gedicht des Italieners *Giovanni Nevizano* an der schönsten aller sterblichen Frauen, der Helena, bemerkt wurden. 2) Die alten Römerinnen und Griechinnen vergafsen nie, einen langen, zart und unvermerkt sich abrundenden Finger als eine unerlafsliche Bedingung der Schönheit in Anschlag zu bringen, und fanden, so wie in der Minerva die schönste Hand, so in der jugendlichsten aller schönen Göttinnen, der Diana, 3) das Ideal eines schönen Fingers. 4) Dazu gehörte aber auch ein regelmäfsiger, rein abgeglätteter, und in sanfter Karnation glänzender Nagel. 5) Der Meister in der Kunst zu lieben verfehlt nicht, auch hierüber seinen gelehrigen Schülern und Schülerinnen einige Vorschriften zu ertheilen:

Mit geringer Bewegung begleite die Schöne die Rede,
Ist ihr der Finger zu lang, ist ihr der Nagel zu rund. 1)

Der erste Vers giebt zugleich einen feinen Wink, warum man vorzüglich auf einen schönen Nagel und schöne Finger gesehen habe. Man begleitete damals oder vielmehr man begleitet noch jetzt in jenen Gegenden die Rede weit häufiger mit schicklichen Geberden und Bewegungen der Hände und Finger, welche selbst in Regeln der Kunst gebracht, und als solche für einen Haupttheil der alten Tanzkunst oder Cheironomie angesehn waren. 2) Man konnte sich auch ohne alle Worte blos durch die verschiedenen Bewegungen der Finger einander verständlich machen, und besonders alles, was wir einander durch Zahlen auszudrücken pflegen, vollkommen damit andeuten. 3) Natürlich mufste also ein so gesprächiger und beredter Finger auch ein schöner Finger seyn, und durch Ebenmafs und Niedlichkeit bis zur obersten Nagelspitze gefallen können, zumal da der gepriesene, manchen Fehler

zudeckende Gebrauch der Handschuhe den Frauen damaliger Zeit noch nicht zu Statten kam, 1) und diese Sitte — die bey uns durch eine übertriebene Ziererey selbst im Speisezimmer und Tanzsaale die niedlichsten Hände und Arme zu verhüllen gebietet — aus ihrer Heimath, dem kalten, alles mit Pelzwerk vermummenden und in Thierhäute einwikkelnden Norden noch nicht in die mittäglichen Länder Europens vorgedrungen war. 2)

Daher nun auch die äufserste Sorgfalt, die man auf die Erhaltung schöner Finger und Nägel im Alterthume verwandte; daher wahrscheinlich die Erfindung der Fingerreife oder Ringe, die ihrer ersten Bestimmung nach im Oriente nichts weiter als ein Mittel zur Erhaltung zarter schlanker Finger seyn sollten. 3) Daher auch der häufige Gebrauch von allerley Säften, Kräutern und mineralischen Pulvern, wovon sich allein aus des Plinius Naturgeschichte ein eigenes Receptenbuch sammeln liefse, 4) um die rauhen Unebenheiten und Nebenauswüchse der Nägel abzuglätten und wegzubringen. Nimmt man diefs alles zusammen, so wird es begreiflich, wie eine vornehme Römerin die Besorgung

der Nägel einer ihrer Sklavinnen als eine eigene Kunstfertigkeit zutheilen, und wie man dieſs damals zu einem besondern Bestandtheile des weiblichen Puttes machen konnte. 1)

Eben hatte Karmion die Nägel an den Fingern der Sabina der Reihe nach beschnitten und mit einem in Weinessig getauchten Schwämmchen abgerieben. 2) Sie wollte nun eben dasselbe an den Nägeln der Fuſszehen vornehmen, 3) als sich Sabina erinnerte, vor einigen Tagen von einem jüdischen Wunderdoktor gehört zu haben, daſs man jedes körperliche Übel durch die Abschnittlinge der Nägel, die man, mit Wachs vermischt, an eine fremde Thürpfoste anklebe, leicht los werden und auf einen Fremden übertragen könne. 4) Nun hatte sie seit einiger Zeit mit groſsem Leidwesen einen Ansatz zu einem dicken Halse oder Geschwulst an sich vermerkt, und beschloſs daher auf der Stelle, einen Versuch mit diesem sympathetischen Mittel zu machen. Sie rief der Latris, die jetzt müſsig da stand, und gebot ihr, sie solle die zur Erde gefallnen Abschnittlinge sorgfältig auflesen, und in ein Schächtelchen

sammeln, das vor ihr auf dem Putztische stand.

Die arme Latris, die gerade jetzt keinen Auftrag erwartet und sich in Gedanken mit Erinnerung an eine frohere Jugendzeit in Ephesus beschäftigt hatte, fuhr über den rauhen Ton, womit sie schnell aufgerufen wurde, so schreckhaft zusammen, dafs sie zwar nicht den Spiegel, aber doch das Spiegelfutteral plötzlich ihrer Gebieterin auf den ausgestreckten Fufs fallen liefs. Ein Glück, dafs Karmion das Messer noch nicht an den vordersten Nagel angesetzt hatte. Aber auch so schlug ein fürchterliches Donnerwetter über die Unglückliche zusammen.

Grimmig erbrauset der Zorn; wie wenn heftig die Lohe mit Knattern
Schlägt um den wallenden Kessel aus untergelegetem Reisig;
Hochauf hüpft im Gebrodel die Flut; und es gährt in der Höhlung
Dumpfig die Wog' und schäumt aus dem Grund aufsiedender Wasser.
Nicht mehr fafst sich der Schwall, und Gedämpf fliegt dunkel zur Luft auf.

So Donna Sabina. Laut aufschreiend fährt sie vom Sessel, und rächt sich, ehe sie sich noch Zeit nehmen kann, die Vollstreckerinnen ihres Zorngerichts zu rufen, damit, womit jedes wilde Thier seinen Grimm zuerst ausläfst, mit Kratzen, Schlagen und Beifsen.[1]) Zum Glück waren die natürlichsten Waffen, die Nägel, eben verschnitten worden. Aber einigen Schlägen mit den Knöcheln der geballten Faust[2]) ins Gesicht des armen Mädchens folgte sogleich das Blut aus Nas' und Munde, das sich mit dem rothen Safte der Pastillen, die ihr Sabina ins Gesicht gespieen hatte, auf der Stelle vermischte. Der Tiger, wenn er Blut sieht, wird dadurch nur noch grimmiger; gewifs es wäre fürs erste wenigstens um die Brust der armen Latris gethan gewesen, wo sich nicht plötzlich eine höchst lächerliche Scene als Ableiter für den Zorn der Sabina dargestellt hätte.

Anmerkungen.

S. 245. 1) *Enormitates futilium et textilium capillamentorum. Tertullian. de cultu feminar. cap. 7. T. III. p. 54. ed.* Semleri. Vergl. Nikolai über den Gebrauch der falschen Haare und Perücken. S. 54. und die von Müller *Comment. de genio aevi Theodosiani Part. I. p. 108.* aus andern Kirchenvätern angeführten Stellen.

S. 246. 1) Knutmeister. Man erinnere sich nur, dafs bey jeder zahlreichen Sklavenfamilie auch besondere Sklaven waren, deren einziges Geschäft darin bestand, ihre Mitsklaven zu geifseln und zu peitschen. Sie hiefsen *Lorarii.* Siehe Pignori *de servis p. 5. ff.* Statt ihrer liefsen aber manche Römerinnen (wofern Juvenal die Sache nicht etwas übertrieben hat VII. 480.) die öffentlichen Peitschenknechte, die der Römer überhaupt mit

dem Namen *carnifices* umfaſste, und die besonders zu den grausamen Stäupungen, die der Hinrichtung als ein Akt der Tortur vorhergingen, gebraucht wurden, (*virgarum saevitia.* S. Heyne in *opuscul. Vol. III. p. 289. ff.*) allezeit zu einer solchen Exekution holen, und zahlten ihnen für ihre Bemühung ein ordentliches Jahrgeld (*annua*). Im Petron c. 132. läſst die zürnende Dame die Exekution durch ihre *Cubicularios* vollziehen.

S. 246. 2) Petron c. 132. p. 607. Burm. *Eiicitur Proselene, Chrysis vapulat, totaque familia tristis inter se mussat, quaeritque, quis dominae hilaritatem confuderit.* Den besten Kommentar hierzu giebt Barth in seinen *Adversariis V. 8.*

S. 247. 1) *Ponunt Cometae tunicas.* Juvenal VII. 475. Daſs sich übrigens die wollüstigste Weichlichkeit mit blutgierigster und raffinirtester Grausamkeit recht gut zu einem höllischen Bunde verschwistern kann, bewiesen auch neuerlich manche Guillotinenfurien und Ungeheuer des Terrorismus in der französischen Revolution, Lebas, Carrier u. s. w.

beweist der Höllenroman Justine, durch dessen Lektüre, wie *Retif de la Bretonne* versichert, Danton einst seine Blutgier entzündete.

S. 247. 2) Diefs sind die furchtbaren μάστιγες ἀφροδισιακαί, von welchen Hemsterhuys zu Pollux X. 54. p. 1210. gehandelt hat, die wir in dem bekannten Monument eines Cybelepriesters, das Pignori erläutert hat, und in einer etwas andern Form bey *Caylus Recueil T. VII. p.* 57. 4. abgebildet finden. Nach dem letztern ist diese Geifsel auch unter der Figur der Psyche auf der zu dieser Scene gehörigen Kupfertafel nachgestochen worden.

S. 248. 1) Ovids Kunst zu lieben III. 235 - 243.

S. 249. 1) Ovids Liebeselegien I. 14. 13 - 18.

Nec unquam
Brachia derepta tunica facit acu.

S. 250. 1) Martials Sinngedichte II. 66.

S. 251. 1) Die römischen Dichter entlehnten von solchen Sklavinnen, die man auch wohl Knutmeisterinnen nennen konnte, das Bild ihrer Eumeniden oder Furien, die am Richterstuhle des Minos die Verbrecher zur Züchtigung in Empfang nehmen. Man vergl. die Furienmaske in Trauerspielen und Bildwerken der Alten Weimar 1800. S. 52 - 56. Man lernt daraus auch eine Stelle des Properz IV. 11. 22. verstehen. In diese Klasse gehören auch die Sklavinnen Trübsinn und Kümmernifs, denen in der bekannten Fabel des *Apulejus Metam. VI. p. 115. ed. Pric.* die arme Psyche zur Geifselung überliefert wird, wie denn überhaupt dort die Venus völlig die Rolle einer ungebärdigen Römischen Domina spielte. Man hatte ohnstreitig auch alte Denkmäler der Kunst, worauf die Venus, als eine solche Domina über die arme Psyche schaltend, abgebildet war. Zu einer Gruppe der Art gehört die von der Venus verfolgte Psyche im Besitz des Hauses Borghese, die nach der *Villa Pinciana* von Visconti *Stanza* III. *tav.* 4. auf der Kupfertafel vor dieser Scene abgebildet worden ist.

S. 251. 2) Properz IV. 7. 4. *Lalage tortis suspensa capillis.*

S. 251. 3) —*donec lassis caedentibus Exi*
Intonet horrendum, iam cognitione peracta.
Juvenal. VI. 484

S. 251. 4) Juvenal. VI. 485 - 500.

S. 253. 1) Vergl. Merkels Letten S. 169 - 173. ff. neue Ausgabe. Auch da antwortete ein sonst verständiger Mann: Es war ja nur eine Leibeigene!

S. 254. 1) Auch jetzt noch findet manche hochgebietende Dame ihr besonderes Wohlgefallen daran, ihre Mädchen halbe Stunden lang in den beschwerlichsten Stellungen vor sich stehen zu lassen. Man denke an die vornehme Schriftstellerin, welche Nachts zu schreiben pflegte, sich von ihrem Kammermädchen das Dintefafs halten liefs, und das gute Kind zwang, in dieser Stellung zu verharren, wenn auch selbst der Schlaf ihre Gebieterin überwältigt hatte. Siehe die guten Frauen von Göthe im Taschenbuch für Damen Tübingen 1801. S. 181.

S. 254. 2) **Karmion** und nicht Charmion, wie in den gewöhnlichen Ausgaben, hiefs auch die treue Sklavin der Kleopatra nach dem Plutarch *in vita Antonii cap.* 85. *T. VI. p.* 159. Hutt., und Galen *Theriac. I. Tom. II. p.* 460. *ed. Basil.* sagt ausdrücklich, sie sey gewesen ἀποτάμνουσα τὰς ὑποσχὰς τῶν ὠμῶν πλοκῶς. Siehe Bernard zum Thomas Magister p. 495.

S. 255. 1) *Forceps*, *forfex*. Die Alten bedienten sich da, wo wir Scheeren gebrauchen, nur eines scharfen Messers. Es ist selbst der Kritik noch sehr unentschieden, ob nicht das Wort *forfex*, *forficula*, welches eigentlich nur nach der Autorität des Servius für unsere Scheeren gesetzt wird, nicht eine blofs verschiedene Aussprache des ursprünglichen *forceps*, (das heifst *foriceps*, ein Herausnehmer. S. *Lennep Etymologic. p.* 1206.) *forcipula* gewesen sey. Je älter und besser die Handschriften sind, desto häufiger findet man da überall das ältere Wort *forceps* anstatt der spätern Lesart *forfex*. S. N. Heinse zu Ovids Metam. VI. 555. und Oudendorp zum Sueton S. 292. Ich behaupte daher, dafs eigentlich alles,

was sie *forfex* und *forficula* nannten, nur von Zangen und Zwickeisen zu verstehen sey, so sehr sich auch der gelehrte Rhodius *ad Scribon. c. 53. p. 98. f.* Mühe gegeben hat, dieſs genau zu unterscheiden. Daher wird *forfex* auch vom Pelikan oder dem Instrument, womit die Zähne ausgenommen werden, von den Alten gebraucht. Man begreift nun von selbst, wie sehr das Bild einer Parze mit der Scheere von den Begriffen des Alterthums abweicht. Dafs man sich nur eines Messerchens zum Nägelabschneiden bediente, beweiſst auch die bekannte Anekdote vom Heroismus der Porzia, der Gemahlin des Brutus, beym Plutarch *in vita Bruti c. 31. T. VI. p. 237.* und *Valerius Maximus III. 2. 15.*

S. 255. 2) *Gulteilo proprios purgantem leniter ungues.* Horaz Briefe I. 7. 52. Vergl. Ferrari *Elect. I. 7.*

S. 256. 1) Über die hier vorkommenden Worte s. Foesius *Oecon. Hippocr. p. 489.*

S. 256. 2) Die *Sylvae nuptiales* dieses Turiner Juristen aus dem 16. Jahrhundert ent-

halten unter andern muthwilligen Gedichten auch diefs Schönheitsprotokoll, wovon die Franzosen in ihren afotinischen Blumenlesen mehrere Übersetzungen besitzen. Den Umstand, wodurch es vorzüglich berüchtigt geworden ist, kann der Liebhaber aus Storchs Skizzen und Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich gesammelt S. 149. ersehen, wo er die Orgien der Pariserinnen vor der Revolution schildert. Da wurde die Aspirante nach diesem Gedichte an allen Theilen ihres Körpers untersucht.

S. 256. 3) Über die schöne Hand der Minerva siehe Rufin in den Analekten T. II. p. 394. XVII. p. 396. XXVI. über die Finger der Diana die Stelle des alten Dichters in den Katalekten, die Junius anführt.

S. 256. 4) Zu den länglich schönen Händen (S. Passerat zu Properz II. 2. 5.) gehören auch, wie es Lucian in seiner idealisirten Panthea angiebt, „die rundlichen Knöchel, und die länglichen, unmerklich schmäler werdenden Finger.“ S. Lucian übers. von

Wieland Th. III. S. 286. So schildert Philostratus die schöne Critheis *Icon. II.* 8. *p.* 823. ἁπαλοὶ οἱ δάκτυλοι καὶ τορνευταὶ καὶ λευκοί. Die übrigen Stellen findet man beym Junius *de pictura veterum III.* 9. *p.* 262.

S. 256. 5) Schöne Nägel. So sahen also die schönen Nägel der Cynthia aus, wovon der verliebte Properz sich ein Denkmal in seinem Gesichte erbittet. III. 8. 6. Die glänzende Karnation, die Philostratus in seinen *Heroicis c.* 15. *p.* 725. *ed. Olear.* an dem Paris rühmt, gab dem Onyx als Edelstein und Marmorart, von Onyx, der Nagel, den Namen, wobey nicht eben auf die Farbe, sondern blofs auf den Glanz zu sehen ist. So glaube ich wenigstens, müsse der Ursprung dieser Benennung erklärt werden, worüber unsere neuesten Archäologen noch streitig sind. S. Millin *introduction à l'etude des pierres gravées p.* 16. und Köhler's (sehr scharfsinnige) Untersuchung über den Sard, den Onyx und Sardonyx der Alten S. 72 - 76. und in seiner gründlichen Antwort auf (Hr. LA. Brückmanns) Einwürfe (Leipz. 1802.) p. 97. ff.

S. 257. 1) Ovids Kunst zu lieben III. 275. (vergl. I. 521.)

Exiguo signet gestu, quodcunque loquetur,
Cui digiti pinguer, cui scaber unguis erit.

S. 257. 2) Daher nannte Lesbonax von Mitylene einen Tänzer einen Handkünstler nach Lucian *de saltatione* 69. *Tom. II. p.* 305. Schon Meursius in seiner *Orchestra s. v.* χειρονομία, und Rigault zu Artemidor p. 37. haben gute Kollektaneen darüber, wozu Saumaise zu den *Scriptt. H. A.* T. II. einen ausführlichen Kommentar geschrieben hat. Auch hier ist noch eine grofse Schule für die neuere Schauspielkunst, die fast niemand kennt, wie auch der Abate Requeno in einem eigenen Abschnitt seiner scharfsinnigen Abhandlung: *Scoperta della Chironomia, ossia dell' arte di gestire con le mani* (*Parma*, 1797.) *P. II. cap.* 7. *p.* 118. *ff.* sehr gut bemerkt hat.

S. 257. 3) Zeichen mit den Fingern. Diese für uns völlig verloren gegangene Kunst, die Cicero in *Orat. cap.* 18. mit der allgemeinen Benennung *argutias digitorum* bezeichnet, befindet sich noch jetzt in den

Harems des Orients unter den dortigen Taubstummen und bey den verschlossenen Weibern. Die Damen der alten Welt verstanden diese Fingersprache vortrefflich, wie man aus vielen Stellen der erotischen Dichter sieht. Doch gehören manche Stellen, die man dafür anführt, z. B. Properz III. 6. 26. Ovid. Heroid. XVII. 75. Am. I. 4. 17. A. Am. I. 137. nur zu der Sitte, mit dem Wein Buchstaben auf den Tisch zu schreiben. Allein es gab auch eine eigene Sprache durch die *manum loquacem*, wie sie Petron nennt in den Fragmenten p. 669. wo Erhards Kollektaneen nachgesehen zu werden verdienen. Das ist die *mollis digitorum gesti ulatio*, die Sueton am Tiberius bemerkt c. 68 und die *digiti vocem gubernantes* der schönen Frau im Petron, wo Burmann p. 605. das weitere citirt hat.

S. 258. 1) Nur die tragischen Akteurs kannten eine Art von Handschuhen. S. die Furienmaske der Alten S. 20. f.

S. 258. 2) Selbst der Name der Handschuhe in den mittäglichen Sprachen Europa's *guante, guanto, gant*, sind aus dem nördlichen

Hand entstanden, woraus die Sprache des Mittelalters *wanti*, *wantos* machte. Siehe Menage *Dict. Etymol. p.* 340. und den dort angeführten Cluver.

S. 258. 3) Man erinnere sich nur, dafs im Orient, woher die Ringe offenbar gekommen sind, eine kleine schlanke Hand noch jetzt eine Bedingung jeder Schonheit ist. „Die Hände der Hindus, sagt Hodges, Reisen durch Ostindien, sind zart gebaut und gleichen einer feinen Weiberhand, daher auch die Griffe der indianischen Sabel für die meisten europäischen Fäuste zu klein sind.“ S. 9. teutsche Übersetzung Hamburg 1793.

S. 258. 4) Er unterscheidet in der Hauptstelle XXX. 12. s. 37. die Neidnagel (*ptarygia*, *paronychia*, *reduvies*), wohin auch die *scissura* gehört, von welcher Seneka spricht *Quaest. Nat. VI. 2. p.* 904. *ed. Lips.* sehr genau von den rauhen Nageln, *scabritia unguium XXIV.* 3. s. Besonders wird die Atriplex, (*Halimus latifolius Linn.*) dagegen empfohlen XX. 24.

s. 80. Andere Recepte hat Nonnus in seiner *Epitome c. 229. p. 212. f.*

S. 259. 1) Nägelpflege. Überhaupt läfst sich aus dieser grofsen Sorgfalt für die Nägel auch der Reichthum der Griechischen Sprache in Bezeichnung aller einzelnen Theile des Nagels erklären, die wir aus Pollux II. 145. 146. kennen lernen. Ohne Zweifel waren diefs Kunstausdrücke der Nagelabputzenden Barbiere, die bald von den Nagelwurzeln, ῥιζόνυχες, bald von den Nagelspitzen, ἀκροσύχια, (so, nicht ἀκροσύχια mufs es geschrieben werden. S. Suidas s. v. ἀκροσύξ), bald von den Wolkchen, νεφέλια, bald von den Wirbeln, γυρίαι, sehr kunstgerecht zu dissertiren wufsten. In unsern Tagen hat man aus Gestalt und Farbe der Nägel bey Mädchen noch ganz andere Anzeichen zu nehmen gewufst. S. Hermes für Töchter edler Herkunft, Th. I. S. 284. Die heutigen Griechinnen, so wie fast alle Frauen in der Levante, setzen noch ein schönes Orangengelb oder Roth durch das Einreiben der Henneblätter auf die Nägel an Händen und Füfsen, und werden so lauter ro-

senfingerige Auroren. S. Sonnini *voyage dans la haute et basse Egypte T. I. p. 292. f.*

S. 259. 2) *Faex aceti ungues scabros aufert.* Plinius XXIII. 2. s. 32.

S. 259. 3) Man vergesse nur nicht, dafs diese selbst bey den elegantesten Damen völlig sichtbar waren, da die Schuhsohlen blofs mit Bändern (*ansulae*, γναῦται), wovon das eine zwischen die grofse Fufszehe durchging, oberhalb des Fufses festgeschnürt wurden, an Strümpfe aber noch gar nicht zu denken war. Was übrigens die Karmion hier an der Toilette ihrer Gebieterin thun will, verrichten junge Sklaven im Speisesaal des Trimalchio an den Füfsen der gelagerten Gäste wirklich. „*puerit Alexandrinis paronychia ingenti subtilitate tollentibus.*" Petron. *cap.* 31. *p.* 120.

S. 259. 4) Sympathetische Kuren. Plinius XXVIII. 7. s. 23. erzählt diese sympathetische Kur mit den Abschnittlingen der Nägel zwar nur gegen die Tertian- und Quartanfieber; es läfst sich aber vermuthen.

dafs sie der Aberglaube auch zur Abtreibung anderer Übel gebraucht habe, da man überhaupt wunderliches Zeug von ihrem Gebrauche zur Zauberey u. s. w. schwatzte. So war es nicht erlaubt, sich an einem Markttag die Nägel beschneiden zu lassen. Plin. XXVIII. 2. s. 5. vergl. Ovids Festkalender VI. 230. Am merkwürdigsten ist, dafs sich unter den berühmten Devisen oder Symbolen des Pythagoras auch folgendes befand: Die Nägel- und Haarschnittlinge darf man nicht bey - - - n. ἀποκείσθαι καὶ νοερᾶς μὴ ἐπιφέρειν. *Diogen. Laert. VIII.* 17.

S. 260. 1) Virgils Äneis VII. 462. nach Vofs.

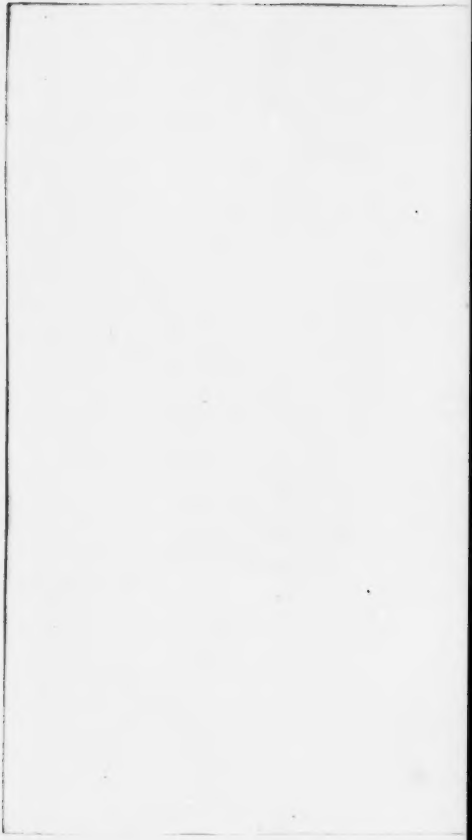
S. 261. 1) **Grausamkeiten gegen Sklavinnen.** Über die Mifshandlungen, die sich Sklaven von ihren Herrn in den ersten Ausbrüchen des Zornes gefallen lassen mufsten, findet man in den Schriften des Seneka die empörendsten Beyspiele. M. lese z. B. den ganzen 47. Brief. Vergl. *Burigny sur les Esclaves Romains* in den *Memoires de l'academie des inscriptions T. XXXV. p.* 350.

Eine der merkwürdigsten Stellen ist in Galens philosophischer Schrift von der Erkenntnifs und Heilung unserer Leidenschaften *Opp. Tom. I. p.* 354. *ed. Basil.* wo er von Herrn erzählt, die im Zorn mit Zähnen, Fäusten und Füfsen gegen die Sklaven wüthen, ihnen die Augen ausschlagen oder mit dem Schreibgriffel ausstechen, wie der Kaiser Adrian einem seiner Lieblingssklaven, der sein ausgestochnes Auge wieder von ihm forderte. In eben dieser Schrift erzählt Galen, er habe eine Xanthippenartige Mutter gehabt, die zuweilen ihre Sklavinnen gebissen, stets aber mit seinem Vater gezankt habe, ὀφρυόκαρπος, ὡς ἔλεγον ἐνίοτε τὰς ὀφρυωνας, p. 357. 51. Ein anderes Beyspiel von einer solchen Hausfurie erzählt Chrysostomus in seinen Homilien *Vol. XI. p.* 112. *E.* 113. *A. edit. Montfauc.* Die Vorübergehenden hören die wüthende Frau und die heulende Sklavin. Sie bindet die nackt ausgezogenen Mädchen an die Füfse ihres Sophas und geifselt sie so. Die so gepeitschten Mädchen tragen, wenn sie die Domina ins Bad begleiten müssen, ihren mit Blut unterlaufenen Rücken allen zur Schau. Vergl. P. E. Müller *Com-*

mentatio historica de genio, moribus et luxu aevi Theodosiani Part. I. p. 107. (Havniae 1797.)

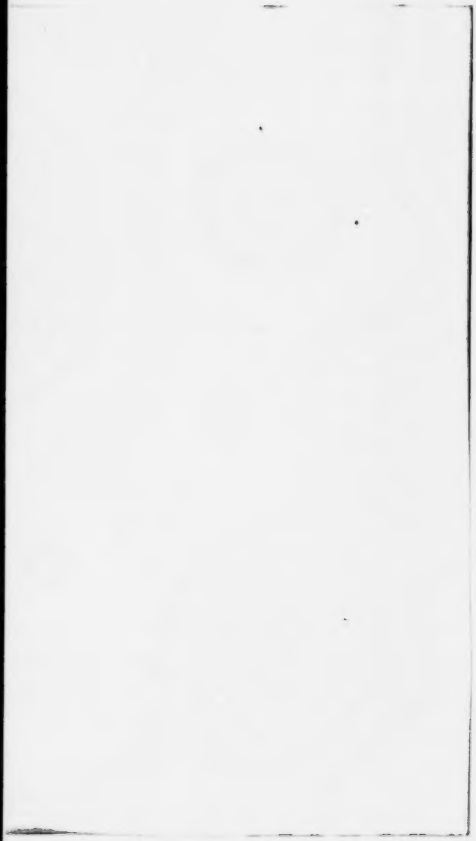
S. 261. 2) Selbst in der Art, wie die Backenstreiche unter die Sklaven ausgetheilt wurden, fand ein Raffinement der Grausamkeit statt. Man schlug sie mit den Knöcheln der geballten Faust. Die Knöchel und diese Schläge nennt der Grieche κόνδυλος, und daher die Redensart: Einem die Knöchel einreiben, ἐντρίβειν κονδύλους. S. Hemsterhuys zu Lucians Prometheus c. 10. p. 105. Man hielt aber diese Art jemand zu schlagen für äufserst beschimpfend und nur für Sklaven passend. S. J. Tollius zu Longin s. 43. p. 232. Daher hiefs ein Lustspiel des Anaxandrides: Schmach oder der Knöchel, Ὕβρις ἢ κόνδυλος. Die Römer nannten diese (eigentlich von den Griechischen Klopffechtern und ihren Faustriemen entlehnten) Knöchelschläge *colaphos*, und daher sagt Seneka *de constantia sapientis c. I. T. I. p.* 387. Ruhk. es hätte ehrliebende Sklaven gegeben, die sich lieber peitschen, als mit solchen Knöchelstöfsen beschimpfen liefsen: *Invenies servum, qui flagellis quam colaphis caedi malit.*

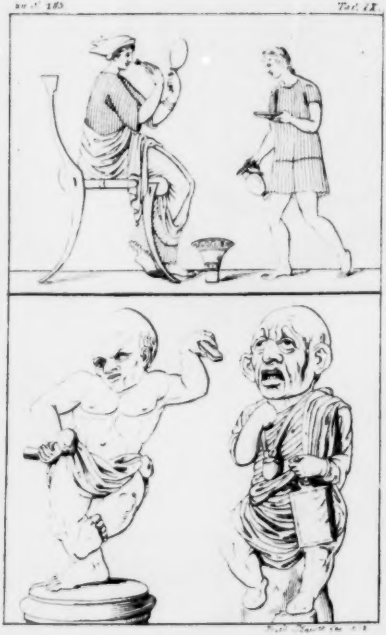
Der Sklave, den der Herr so schlagen wollte, mufste wohl gar die Backen noch dazu aufblasen und so hinhalten, damit die ungnädige Faust desto weicher und sicherer schlüge. Diefs nannte man *os praebere*. Siehe Burmann zum Petron. c. 44. p. 205.



FÜNFTE SCENE.

Das Frühstück. Die Pagen serviren warmen Wein. Feigen. Der Hausphilosoph Zenothemis. Das Schoofshündchen im Wochenbette. Singedichte auf Lieblingshunde. Romanlektüre.





Zwey in die feinste ägyptische Leinwand gekleidete, zierlich aufgeschürzte [1]) und schön gelockte Pagen, die schönsten im ganzen Pageninstitut des reichen Sabinus, [2]) brachten diesmal der gnädigen Gebieterin das Frühstück früher, als sie es sonst zu befehlen gewohnt war. Die gewöhnliche Stunde des Frühstücks war sonst auch in Sabinens Tagesordnung erst vor der Badestunde. [3]) Allein da sie heute früher auszugehen beschlossen hatte, um der Musterung beyzuwohnen, so war auch hierin eine Änderung gemacht und den diensthabenden Mundschenken anbefohlen worden, ihrer Gebieterin damit noch während der Toilette aufzuwarten. Der eine trug eine silberne Kochmaschine, [4]) aus welcher die Dämpfe des kochenden Wassers zischend aufbrodelten.

Dem andern hing ein niedliches Körbchen aus matten und polirten Silberstäbchen wechselsweise verflochten 1) an der Hand, in welchem acht der schönsten Feigen von der Art, die man Straufsenschönchen nannte und besonders wegen der rosenrothen Kerne liebte, 2) auf frischen Weinblättern geschichtet lagen. Auf einem schöngeflammten Servirteller von Afrikanischem Citronenholz 3) trug er in einem Krügelchen von Murrhinit 4) alten Chierwein 5) und zwey silberne Schälchen, 6) um in das eine den Wasserabsud aus der Kochmaschine, in das andere den Wein zu gieſsen, und so der Domina den glühenden Wein zu kredenzen, wenn sie vorher nach ihrem Appetit von den Feigen genossen hätte. Denn auch in Absicht auf die Beschaffenheit ihres Frühstücks befolgte die hier sehr gehorsame Römerin die Vorschriften ihres jungen Arztes, des Griechen Archigenes, 7) mit pünktlichster Strenge. Und dieser war wenigstens in diesem Punkte ein getreuer Anhänger des Heraklides von Tarent, der den Genufs der Feige mit glühendem Weine aufs nachdrücklichste empfohlen hatte. 8)

Doch dieser Anblick würde der armen Latris nur wenig geholfen haben, wenn nicht zu gleicher Zeit mit den Pagen der getreue Hausphilosoph, der Stoiker Zenothemis, in einem der lächerlichsten Aufzüge, die man sich nur denken kann, sich der ganzen Versammlung im Ankleidezimmer der Domina präsentirt hätte. Man denke sich einen ziemlich betagten Glatzkopf, mit einem gewaltigen, beynahe bis auf den Gürtel herabgehenden, struppigen Zottelbart, den auch nur etwas auszuschnitteln und zu säubern eine neugeschliffene Bocksbartscheere kaum scharf genug gewesen seyn würde. Man denke sich hinzu den ganzen Reichthum einer damaligen Philosophengarderobe, den griechischen Mantel und das einzige Unterkleid oder wollene Hemd ohne Ärmel, das kaum bis auf die Knie herabreichte, und das den nackten, blofs unter der Fufssohle mit einem Brete unterbundenen Füfsen völligen Spielraum liefs, ihre starkbehaarte, durch nichts geglättete Oberfläche zu zeigen,[1]) kurz einen Philosophen in Mantel und Bart, einen Grakulus, wie sie sich damals zu Hunderten in den Häusern und im Gefolge der übermüthi-

gen Römer herumtrieben, 1) und eben so zum vollkommnen Bestand eines wohleingerichteten vornehmen Haushalts gehörten, als ein Pater Kapuziner, 2) der Helfer in allen leiblichen und geistlichen Nöthen, zum Hausbestand eines vormaligen Polnischen Magnaten, oder der Haus-Abbé in den Häusern der Französischen Grofsen vor der Revolution zur Toilettenunterhaltung einer schönen Marquise. Nun, dieser ehrwürdige Herr aus Zeno's Gallerie bringt jetzt der gnädigen Frau halb aufser Athem und in vollem Amtseifer das ganze Wochenbette und die hoffnungsvolle Brut der zärtlich geliebten Myrrhina, des geliebten Malteserhündchens 3) der Sabina, mit der Wöchnerin selbst in seinem Mantel getragen. Er überrascht also die Gebieterin mit dem sprechendsten Belege, dafs die holde, zarte, liebliche, verständige, nur die Feinde und den Ehemann ihrer Frau anbellende, übrigens aber ungemein sanftmüthige Myrrhina in der vorigen Nacht in eben dem Mantel, in welchem er sie jetzt getragen bringt, ungemein glücklich von drey allerliebsten, bildschönen Amoretten, drey jungen Löwenhundchen, entbunden worden

sey. Man konnte in der That nichts lächerlicheres sehen, als wie die kleine Mama in eine grüne Windel gewickelt [1]) mit ihrer Schnauze aus dem verschossenen Mantel des weisen Zenothemis hervorguckte, und bald mit ihrem zarten Stimmchen beiferte, wie es die Art dieser Malteserhündchen ist, bald wechselsweise das behaarte Kinn des gravitätischen Philosophen, oder die drey Jungen, die ihre Schnäuzchen auch schon hervorreckten, beleckte, und an beiden noch immer etwas zu säubern fand. Denn wirklich liefsen sich auch noch in dem Zottelbart des Stoikers einige nicht unbeträchtliche Überreste der gestrigen Abendmahlzeit wittern. [2])

Um diese Erscheinung nicht gar zu auffallend und wunderbar zu finden, dürfen wir unsern Lesern eine Nachricht aus dem geheimen Tagebuche der Sabina nicht vorenthalten, die uns hierüber den befriedigendsten Aufschlufs giebt. Hier wird nämlich erzählt, dafs Sabina erst seit vorgestern Abends von ihrem Landgute in Kampanien zurückgekommen war, und in ihrer Suite, wie gewöhnlich, auch den Hausphilosophen Zenothemis wieder mit vom Lande in die

Stadt gebracht hatte. Noch vor der Abreise war unser Ehrenmann in die verdrieſslichste Verlegenheit gesetzt worden. Denn statt in dem bequem gepolsterten Wagen der gnädigen Frau selbst mit eingeschachtelt zu werden, muſste er seinen Platz dem Vetter Saturnin abtreten, und dafür in einem zweyräderigen Gallischen Cabriolet [1]) mit der Gesellschaft des Thersites, des häſslichen Leibzwergs der Sabina, [2]) vorlieb nehmen. Aber das war noch lange nicht das Schlimmste. Die gnädige Frau lieſs ihn vor dem Einsteigen zu sich rufen. „Lieber Zenothemis, sagte sie zu ihm, ich hätte eine groſse Bitte an dich! du könntest mir einen auſserordentlichen Gefallen erzeigen. Es ist freylich viel zugemuthet, aber ich weiſs, du schlägst mir nichts ab und läſst dich nicht lange bitten.“ Man begreift von selbst, daſs unser Zenothemis keine andere Antwort auf den Lippen haben konnte, als, die gnädige Frau habe nur zu befehlen. „Ich würde dich nicht darum bitten, fuhr die Dame fort, indem sie den Schleier mahlerisch zurück schlug, [3]) und sich in ihrer vollen Schönheit zeigte, wie die volle Mondscheibe hinter den Wolken

reiner hervorgeht, 1) ich würde dich nicht darum bitten, wenn ich nicht wüfste, dafs du das beste Herz von der Welt hast, und ein Mann bist, auf dessen Sorgfalt und liebreiches Gemüth ich mich gänzlich verlassen kann. Wolltest du nicht so gut seyn, und meine Myrrhina zu dir in den Wagen nehmen, und Sorge tragen, dafs es ihr an nichts fehle? Sie ist trächtig, das arme Ding, und ihre Zeit ist ganz nahe. Ich kann sie meinen Leuten nicht anvertrauen; das verruchte, ungeschlachte Volk giebt unterwegs nicht einmal auf mich selbst Achtung; wie würde es erst dem armen Thiere ergehen? Du machst dir ein wahres Verdienst um mich, wenn du dich mit der Sorge für mein Hündchen beladen willst. Ich wäre nicht zu trösten, wenn ihm ein Leid widerführe. Ja, ich lese schon die Erfüllung meiner Bitte in deinen Augen, lieber Zenothemis, und am Ende verdient es das Thierchen auch durch seine Aufmerksamkeit und durch sein Stillschweigen um dich. Du weifst, es hat keinen Laut verloren, als du vorgestern noch, während ich im Bade safs, die rührende Vorlesung über die Vergänglichkeit

unsers irdischen Körpers hieltest, und mir so beredt bewiesest, dafs diese Körperhülle nur ein belebter Leichnam und nichts weiter als ein ledernes Futteral sey 1)." — Was konnte Zenothemis, da er von einer solchen Dame so herzerschmelzend und nur nicht gar mit Thränen gebeten, ja zugleich an eine der interessantesten Situationen seiner *Villegiatura* erinnert wurde, weniger thun, als alles versprechen, was sie wollte. Das Hündchen wurde, wohl eingepackt, dem alten Herrn auf den Schoofs gelegt, und die Gruppe des bocksbärtigen Philosophen mit dem niedlichen Malteser auf dem Schoofs und dem dickköpfigen Zwerg zur Seite war so einzig in ihrer Art, dafs, während der Wagen die Appische Strafse hinab nach Rom zu rollte, kein Vetturino und kein Wanderer zu Rofs und Fufs vorbeystrich, der nicht stehen geblieben und in ein Gelächter aus vollem Halse ausgebrochen wäre. Als sie im Hause angekommen waren, schickte die Dame ihre vertraute Clio zu ihm, und liefs ihn dringend bitten, den Hund, der sich nun einmal so gut an ihn gewöhnt hätte, doch ja noch so lange bey sich zu behalten, bis die Wo-

chen bey dem armen Thiere vorüber wären. Man würde Sorge tragen, dafs es dem Liebling weder an gefüllten Gänselebern [1]) noch an Sesamkuchen fehle. Sabina wufste, dafs der grofssprechende Tugendheld, trotz aller seiner grämlichen Strafreden gegen Leckereyen und schnöden Gaumenkitzel, dennoch nichts weniger als ein hartnäckiger Kostverächter sey, (sie hatte es sehr wohl bemerkt, wie viel er beym letzten grofsen Gastgebot dem Bedienten zu seinen Fufsen heimlich in die Serviette gesteckt hatte,) [2]) und dafs er der Versuchung, diese angekündigten Delikatessen mit dem Schoofshündchen brüderlich zu theilen, nicht werde widerstehen können. Zenothemis bifs auch richtig in den Köder, theilte die Beschwerden des Wochenbetts und die Genüsse der Wochensuppen, und lieferte nun an die Behörde ab, was die vorige Nacht mit reichem Segen beschert worden war. [3])

Der grimmigste Medusenkopf hätte sich bey diesem Anblick entrunzeln [4]) und seinen hundert zischenden Schlangen Stillschweigen gebieten müssen. Auch Sabina selbst

mufste wider ihren Willen den Mund zur Freundlichkeit verziehn und es ungestraft geschehen lassen, dafs die Lachmuskeln der sie umgebenden Mädchen in eine zuckende und fast krampfhafte Bewegung geriethen. „Es gilt die schönste dieser Feigen, [1]) lieber Zenothemis, wenn du, dessen poetische Talente uns so wohl bekannt sind, auf diese höchst glückliche Begebenheit mir aus dem Stegreife ein zierliches griechisches Gedichtchen recitiren kannst!“ So rief dem nun schon in den innern Kreis der Mädchen hartein gedrungenen Philosophen Sabina entgegen, indem sie die Grofsmutter aller Feigen, die im Körbchen oben auf lag, hoch in die Luft empor hielt. Zenothemis, der, wie fast alle seine industriösen Landsleute, neben seinem eigentlichen Metier, der stoischen Philosophie, auch noch ein Dutzend anderer Künste auf seine Haus- und Brottafel zu setzen wufste, [2]) war sogleich mit folgendem Epigramm bey der Hand, was denn, wir wissen selbst nicht recht durch welchen Zufall, unter den Sinngedichten eines gewissen Addäus auch in die griechische Blumenlese gekommen ist: [3])

Als zur schweren Geburt die kleine Myrrhina reif war,
Sendet Diana sogleich lindernde Rettung ihr zu.
Nicht blos kreisenden Frau'n erscheint die Göttin; sie hilft auch
Müttern des Hundegeschlechts, das sie, die Jägerin, schützt.

„Was flüsterte dir Karmion ins Ohr, Clio, worüber du so ausgelassen lachst?“ so fragte jetzt Sabina, und Clio, die dem Bocksbart herzlich gram war, weil er mit seiner täppischen Unbehilflichkeit noch vor wenig Tagen auf dem Lande eine schöne Vase zerbrochen hatte, die Sabina von einem ihrer Liebhaber in den Bädern zu Baiae geschenkt bekommen, und als ein nur allzu zerbrechliches Liebesbriefchen behutsam aufzustellen befohlen hatte, [1]) Clio sagt ganz laut und unbefangen: „Karmion fragte mich nur, seit wann denn unser stoischer Tugendherold der hündischen Sekte zugehöre, und ein Kyniker (Hundephilosoph) geworden sey?“ [2])

„Zur Strafe für eure Ausgelassenheit sollst du, Karmion, mir sogleich dort von der

Wand das Bildchen des Isaus, 1) der der Ehemann meiner Myrrhina ist, herablangen, und sogleich an den Jungen dort im Mantel untersuchen, ob man dem Vater auch zur Treue seiner Gattin und zu ähnlichen Kindern Glück wünschen darf. Du aber, Clio, kannst, während Zenothemis und ich ein Schälchen Warmes trinken — hier winkt sie den Pagen, dafs sie beiden einschenken sollen — uns geschwind die artige Parodie auf Katulls Sperlingsgedicht vorlesen, die Saturnin mir gestern zu Ehren meines lieben Isaus überreicht hat. Vergifs ja nicht, was ich dir gleich gestern anbefohlen habe, die lieblichen Verse unter das Bild mit goldnen Buchstaben schreiben zu lassen." Clio räusperte sich nach wohlhergebrachter Sitte aller Sänger und Vorleser dreymal, und las aus einem elfenbeinernen Schreibtäfelchen mit purpurnem Einbande, das sie sich zwischen dem Busenbande an der Brust hervorzog, 2) folgendes Gedicht ab, wovon die Liebhaber solcher niedlichen Kleinigkeiten das Duplikat noch zu dieser Stunde beym Martial finden können: 3)

Jsus, tändelnder als Katullus Sperling,
Jsus, rein wie der Kuſs des Turteltäubchens,
Jsus, schmeichelnder als ein junges Herrchen,
Jsus, köstlicher als des Ganges Perle,
Scheint zu reden, sobald sein Stimmchen laut wird,
Theilet treu der Gebieterin Leid und Freuden.
Liegt auf Schultern und Hals ihr, wenn er schlummert.
Hat er nöthig, sein Bäuchelchen zu leeren,
So befleckt kein Tröpfchen ihr das Nachtkleid;
Leise weckt er sie auf mit sanften Füſschen,
Bittet, daſs sie vom Bett ihn niedersetze.
Und wie treu ist des Hundchens keusche Seele
Seiner einzig geliebten Myrrhinette!
Doch daſs Acheron ihn nicht ganz uns raube,
Mahlt ein zweyter Apelles ihn zum Sprechen.
Auf dem Bildchen ist Jsus so getroffen,
Daſs er ähnlicher sich nicht selber seyn kann.
Wenn du neben die Tafel Jsus hinstellst,
Siehst du jeden von ihnen für den wahren,
Oder jeden von ihnen für gemahlt an.

Diese Recitation wäre bald durch ein neues Gelachter unterbrochen worden. Denn da auf den Wink der Domina die geschäftige

Kypassis indessen den Philosophen von seiner Wöchnerin und seiner kleinen Brut entlasten sollte, so fand die muthwillige Zofe die erwünschteste Gelegenheit, unter dem Vorwande, als habe sich die arme Myrrhina in den buschigen Bart des alten Herrn verwickelt, ihm die Zotteln desselben wacker zu zerzausen, 1) wobey sie einmal über das andere, bald mit der einen, bald mit der andern Hand, dem alten Herrn kunstgerechte Kufshändchen 2) zuwarf und hundert Possen trieb, wodurch die Schalkin dem Scheine nach ihre Ehrerbietung, in der That aber nur ihren Spott bewies. Das sonderbarste bey der ganzen Sache war, dafs ein Papagey, der diese ganze Zeit über in seinem mit Gold, Elfenbein und Silber schön geschmückten Käfig 3) ganz verdriefslich da gesessen und keinen vernehmlichen Laut von sich gegeben hatte, gerade jetzt, als wäre es so bestellt bey ihm, einmal über das andere sein: Ey schön! ey schön! 4) dazwischen rief und ganz entsetzlich zu lärmen und zu schreyen anfing.

Dem ganzen für unsern Hausphilosophen nicht wenig ärgerlichen Auftritt machte

Sabina durch ein einziges donnerschwangeres Aufziehen ihrer wohlgeschwärzten Augenbraunen auf einmal ein Ende. Die kleine Myrrhina wurde in ihr Körbchen gebettet, wo sie auch sonst auf Netzkissen, die mit bunten Federn ausgestopft waren, 1) zu ruhen pflegte, und erhielt, da sie grofsen Durst zeigte, sogleich ein Schälchen von der Eselsmilch zu trinken, die als Überrest der Bedürfnisse für die Toilette der Domina in einem silbernen Kännchen auf einem Konsolentischchen 2) in der Ecke stand.

„Ist die Abschrift von Aristipps Spiegel an die Lais 3) beym Buchhändler Typhon 4) fertig, lieber Zenothemis?“ Da der stoische Hausfreund auf diese Frage nur sehr unbefriedigende Antwort geben konnte, weil er, um die liebe Myrrhina nicht allein zu lassen, gestern Abends mit keinem Schritte aus dem Hause gekommen sey, so bat ihn jetzt Sabina, doch sogleich wegen der bewufsten Abschrift, der sie mit brennender Ungeduld entgegen sähe, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen.

„Und erkundige dich doch auch, so rief sie ihm nach, als er schon den Vorhang der Thüre

hinter sich zuzuschlagen im Begriff stand, 1) ob kein neues milesisches Mährchen 2) erschienen sey. Tuccia erzählte mir in Baiä viel von einem neuen Produkte eines Xenophon aus Ephesus. Ich glaube, der Titel hiefs: Liebeshändel des Anthias und der Habrokome. 3) Du würdest mich aufserordentlich verbinden, wenn du mir ihn gleich mitbringen könntest." So Sabina, deren Scharfblick es nicht entgangen war, dafs Zenothemis mit entschiedenem Widerwillen gegen den Spiegel des leichtfertigen Aristipp erfüllt war, und so eben etwas von Taugenichts und Tagedieb in den Bart gemurmelt hatte. Für diesen Ungehorsam mufste der vielgeplagte Stoiker auf der Stelle seine Züchtigung empfangen, und erhielt daher statt der Clio, die sonst in den Buchläden für die Lektüre der Donna immer das allerschlüpfrigste und leichtfertigste auszusuchen wufste, und erst gestern noch eine neue mit Figuren kunstreich ausgemahlte Ausgabe der berüchtigten Matäotechnie der Elephantis 4) von dort mitgebracht hatte, jetzt selbst das Amt, milesische Geschichten aufzusuchen und nach dem lüsternen Gaumen seiner Gebieterin auszukosten. Armer Zeno-

themis, was würden deine glorreichen Ahnherrn Zeno und Kleanthes zu diesem ausgearteten Enkel gesagt haben, der sich, trotz seines philosophischen Bartes, zu solchen Diensten eines Kammermädchens oder — Kupplers bequemen mußte! Wie wohlfeil würde deine Haut in der Philosophenauction verkauft worden seyn! 1)

Anmerkungen.

S. 207. 1) Aufgeschürzte Knaben. Die schönen aufwartenden Knaben hatten ein einziges, bis an die Kniee aufgeschürztes feines Hemdchen an, und hiefsen daher *pueri altîcincti*, beym Horaz II. Serm. 3. 10. Siehe zu Phädrus II. 5. Raffinirte Wollust gebot diese Sitte, bey der es auch hiefs wie im Pariser Liedchen: *Il n' y a qu' un vet'ment, et cela est transparent.* Daher ist auch die buhlende Fotis beym Apulejus *Met. II. p.* 25. *Pric.* „*linea tunica mundule amicta*," und eine blofse Nachahmung einer solchen verführerischen Knabentracht. Unnennbar war daher der Schimpf, als der Unhold Kaligula alte Senatoren zwang, ihm in diesem Aufzug, *linteo succinctos* (Sueton. c. 26.) aufzuwarten. Der Stoff dieses Hemdchens war die feine ägyptische Leinwand aus Pelusium (das heutige Belbeis,) und das Hemdchen selbst hiefs

mit dem alten phönicischen Worte sindon, wie aus der Hauptstelle beym Pollux erhellet VII. 72. Aus dieser Stelle sieht man auch, dafs, ihre Zierlichkeit zu vermehren, sie unten herum mit einer doppelten Borde von Frangen (θύσσανα, *cirris dependentibus* beym Phädrus) eingefafst waren. Dienstleistende Knaben der Art finden sich häufig auf alten Denkmälern. So bringt ein Knabe mit gefaltetem Hemde einer Dame, die sich dem Spiegel gegen über mit einem Pinsel die Schminke anmahlt, das Waschbecken, in den Tischbeinischen Vasen *T. II. tab.* 58. welche in dem Kupfer zu dieser Scene nachgestochen worden ist. So servirt ein anderer bey einem Priapeischen Opfer in den *Pitture d' Ercolano T. IV. tab.* 45. Man vergleiche auch die Hauptstelle beym Philo *de vita contemplativa Tom. I. p.* 478. 79. *ed. Mang.*

S. 283. 2) Paedagogia, oder Pagen der alten Römer. Die reichen Romer hatten, wie jetzt noch die vornehmen Türken und Orientaler, ganze Schaaren schöner Knaben zum Ganymedesdienst bey Tisch und Bette. Sie standen unter gemeinschaftlicher

Aufsicht einiger alten Sklaven oder Pädagogen. Die Schaar dieser Knaben hiefs nun selbst auch Pädagogium, und einer aus dieser Heerde *puer paedagogianus*, woher, wie schon Geoffroy zu *Cod. Theodosian. T. II. p. 612. ed.* Ritter. bemerkt hat, Wort und Sache (*paggio, page*) auch in die neuern Hofhaltungen übergegangen ist. Vergl. Menago *Lex. Etymol. s. v. Page.* Die Stellen der Alten findet man bey Lipsius im zweyten Exkurs zum Tacitus Ann. XV. 69. schon genau gesammelt. Ihre Kleidung war äufserst prachtvoll und leichtfertig aufgeschürzt. Daher fragt *Seneca de vita beata* 17. *Quare paedagogium veste pretiosa succingitur?* Gewöhnlich wurden sie auch mit silbernen Ringen infibulirt. S. Plin. XXXIII. 12. s. 54. Wenn die Herrschaften aufs Land gingen, so wurden sie zu Wagen nachgeführt, und trugen, um ihren zarten Teint zu bewahren, eine Maske aus angefeuchteter Brotkrume über dem Gesichte. Seneca *Epist.* 123.

S. 283. 3) Frühstück. Das eigentliche Frühstück hiefs prandium (vom dorischen πρᾶν für πρωΐ, früh). Man afs einige Früchte auf

Brot mit bloſser Hand, ehe man an seine Geschäfte ging. Ehe man sich ins Bad begab, trank man auch wohl einen Schluck Meth und aſs etwas zum Appetit. Dann gehörte es zur promulsis, ἀπεριτιμός, weil man auch wohl ein Schälchen puren Wein schlürfte. Über die ganze Tagesordnung des Essens bey den Römern ist noch manches im Dunkeln. Theodor Marcilius zu Horaz I. Epist. 2, 30. hat nur unverdaute Kollektaneen, und so auch Stuckius, Ciacconi und andére, welche beleibte Bände über die *antiquitates convivales* geschrieben haben.

S. 285. 4) *Authepsae.* Kochmaschinen. Man hatte natürlich auch schon im Alterthum kupferne Kessel, um das Badewasser zum Hausbedarf zu wärmen, καυκάσια in einer merkwürdigen Stelle in Arrians *dissertt. Epictet. III. 22. p. 461.* Schweigh. Allein die künstlichen Vorrichtungen in den Bädern, wodurch man das Wasser in jede Temperatur wärmte und in Röhren leitete, aus welchen man es durch Hähne nach Belieben zapfen konnte, (*miliaria.* Vergl. Schneider zu den *Scriptt. Rei rusticae T. III. P. II. p. 44.* Die Hauptstelle im *Seneca Quaest. Natural III.*

24.) führten nun auch auf die Erfindung künstlicher Kochmaschinen, die der witzige, nie um ein neues Wort verlegene Grieche *autheptas*, Selbstkocher, nannte, und die schon Cicero *pro Rosc. Amerino* 46. unter andern kostbaren korinthischen und delischen Gefäfsen aufzählt. Is. Vofs zum Katull S. 318. f. vergleicht das Griechische Wort *ἐπειτήβης* damit, das beym Lucian Lexiphanes c. 8. T. II. p. 335. und beym Athenäus vorkommt. Es verlohnte sich wohl der Mühe, die Beschreibung in des griechischen Mathematikers Hero noch vorhandenen *Pneumaticis* von dieser selbstkochenden Maschine mit der kunstreichen Konstruktion einer englischen Theemaschine oder der Thermolampe des Bürgers Lebon zu vergleichen. Der spätere Luxus machte diese Maschinen sogar aus Silber. S. *Lampridius in Elogab.* c. 18. Wahrscheinlich sind uns in *Caylus Recueil d' Antiquités* noch einige solche Gefäfse aufbewahrt. Wenigstens ist die *T. II. tab.* 28. abgebildete Kanne ganz unserer Theekanne ähnlich. Vielleicht ist auch manche Anticaglie, die man jetzt zu den Lampen zählt, eher hierher zu rechnen, z. B. bey Caylus T. I. *tab.* 93.

S. 284. 1) Man nannte dieſs an den Körbchen (*canistris*, *calathiscis*) in der Kunstsprache *argentum vasile*. Siehe Griechische Vasengemählde T. III. p. 43.

S. 284. 2) *Callistruthis*, *roseo quae semine ridet*, sagt Columella in seinem Gartengedicht oder X, 416. Plinius sagt, sie wären von sehr kältender Natur, ein neuer Grund, warum sie der hitzigen Sabina zusagten. Die heutigen Italiäner nennen sie *Digitelle*. S. Boden von Stapel zum Theophrast IV. 6. p. 385. Sie galten in Rom für die gröfste Delikatesse. Athenäus III, 3. p. 75. F.

S. 284. 3) *Orbes citrei*. Es war, was die Römer *orbis citreus* nannten, von dem hochgepriesenen Citronenholz, welches in dem Holzgeräth der prachtliebenden Römer völlig die Stelle unsers Mahagony vertrat, nur dafs gröfsere Tafeln davon noch weit theurer bezahlt wurden (*secti Atlantide silva orbes* Lukan X, 144.) Der in Verhältnifs seiner Lage nichts weniger als reiche Cicero bezahlte für einen einzigen Tisch der Art achtzig

Pfund Sterling. S. *Middleton's Life of Cicero T. III. p.* 305. Das, was man bey diesen Tischblättern am meisten schätzte, waren die flammigen Adern, *maculae*, *νεφρίτιδες*, wie es Strabo nennt in der merkwürdigen Stelle IV. p. 310. Man schnitt, wie auch unsere Ebenisten thun, das kostbare Holz in dünne Tafeln, *in laminas, quarum experimento vestiatur alia materies*, sagt Plinius XVI. 43. s. 48. und so konnten alle Holzmeubeln, z. B. Studierbetten (*Persius I.* 53.), ja sogar alle Prunkgeräthe eines Triumphaufzugs (*Vellejus II.* 56. mit Voſs Anmerkungen p. 964. Ruhnk.) damit aufgeschmückt werden. Aber woher in jenen Gegenden Afrika's die dicken Stämme, da es dort, wie noch neuerlich ein Kenner bemerkte, Nachricht über den Algierischen Staat Th. III. S. 600. überhaupt gar keine so hohen und schönen Stämme giebt, als in den nördlichen Ländern? Einen Theil der Schwierigkeit lofst vielleicht die Nachricht des Plinius, XVI. 28. s. 73. XIII. 16. s. 29. dafs man vorzüglich die Wurzeln des Citrus verarbeitete. Die gewöhnlichste Meinung, die

schon Saumaise an mehreren Orten, besonders in den *Homonymis Hyles Iatricae c. 64. p. 84.* aufstellt, und der auch Beckmann in seinen Beyträgen zur Waarenkunde Th. I. S. 570. nichts zuzufügen weifs, bleibt die, dafs es eine Art von Ceder gewesen sey. In alten Handschriften wird es auch stets damit verwechselt. Der gelehrte Properz setzt das griechische *Thyia* davor III. 5. 63. Der berühmte Verfasser der *Flora Atlantica*, Desfontaines könnte durch die Bestimmung dieser Holzart für Frankreich eine neue Quelle des Handels und Kunstfleifses öffnen, denn was die Prachtliebe der alten Weltüberwinder so begehrungswürdig fand, müfste, wenn es wieder gefunden werden könnte, unglaublichen Beyfall finden.

S. 234. 4) *Maculosa pomula myrrhae* und *citrum nobilius* verbindet auch Martial X, 80. Noch immer bleibt die Meinung des Grafen von Veltheim, der in seiner Abhandlung von den Murrhinen Samml. antiquarischer Aufsätze Th. I. S. 191. ff. die chinesischen Speckssteine für die Murrhinen der Alten erklärt, eine der wahrschein-

lichsten Muthmafsungen, so viel man auch darüber gelacht hat.

S. 284. 5) S. *Sonnini Voyage en Grece* T. II. p. 322. ff.

S. 284. 6) *Calida*, warmes Getränk der Alten. Da man überhaupt in der Ordnung den Wein stets mit dem Wasser gemischt trank, so verfiel man auch darauf, den Wein durch Zugiefsen siedendes Wassers geniefsbarer zu machen, und trank diesen mit siedendem Wasser gemischten Wein als Delikatesse so heifs als möglich. Diefs war das einzige warme Getränk der Alten, aber diefs tranken sie auch desto häufiger, so dafs es überall in den Städten öffentliche Verkäufer dieses gewärmten Weins gab. Die Thermopolia kommen schon in den Lustspielen des Plautus häufig vor. Der strenge Polizeymeister, der Kaiser Klaudius, legte einst auf alle diese Plätze ein Interdikt, Dio LX. 6. p. 945. und bey allgemeiner Landtrauer, wenn jemand von der kaiserlichen Familie gestorben war, wurden sie bey Lebensstrafe geschlossen, Dio LIX. 2. p. 914. Die fleifsig-

sten Kollektaneen giebt nach Lipsius und Freinsheim *de calidae potu* (im IX. Theil des *Thesaurus Gron.*) Georg Christ. Gebauer *de caldae et caldi apud veteres potu* Leipzig 1721. Natürlich bedurfte es sowohl zum Wärmen des Wassers als zum Einschenken besondere Gefäfse, (die zu heifs gewordenen Becher erwähnt ausdrücklich der Kirchenvater Klemens *Paedag. II. 3. p. 159. D.*) und wirklich führt Pollux X. 66. eine grofse Anzahl hierzu gehöriger Gefäfse (auch ἐγχεκλβήτια sind dabey) der Reihe nach an, woraus sich schliefsen läfst, dafs auch das Alterthum unsern Thee- und Kaffeeservicen etwas entgegenzustellen hat.

S. 284. 7) Leser des Juvenals kennen die Liebesdienste, die dieser Archigenes den modischen Damen in allerley Bedrängnissen zu leisten pflegte. S. Ruperti T. II. p. 287. Seine glänzendste Periode fällt in die Zeiten Trajans. Er duldete, vermuthlich um seiner schönen Patientinnen willen, auch Amulete und abergläubige Mittel. S. Sprengels Geschichte der Medicin Th. II. S. 101. Neue Ausgabe.

S. 284. 8) Man hatte eigne diätetische Vorschriften wegen des Genusses der Feigen. Heraklides von Tarent hatte in einem Werke, σιτολόγιον betitelt, eine Diätetik der Nahrungsmittel geschrieben, woraus Athenäus viele Excerpte hat. Da kommt auch die Vorschrift wegen des warmen Weins nach dem Genuss der Feigen vor. S. Athenäus III. 6. p. 79. E. F.

S. 285. 1) Kapuzinerkostum der strengern philosophischen Sekten. Die Originale zu diesem Philosophenkostum findet der Liebhaber sämmtlich in Lucians Spottschriften, besonders in seiner Lebensauktion, in den Wiederauflebenden, im Hermotimus und im Gastmahl vollzählig aufgestellt. Zum Überflusse vergleiche man die launige Schilderung in Gellius *Noct. Atticis IX.* 2. Was insbesondere den Bart anbetrifft, so sind die Alten unerschöpflich in witzigen Einfällen auf den struppigen Zottelbart der Stoiker und Cyniker. Man kennt die griechischen Sinngedichte Lucians *ep.* 23. *T. II. p.* 312. *Analect.* und Ammians *ep.* 21. *T. II. p.* 388. mit Jakobs Anmerkungen. Vergl. Heraldus *Advers. II.* 16. *p.* 131. Der Bocks-

bartscheere gedenkt Lucian *Rhetor. c. 46. T. I. p.* 615. ausdrücklich, wo Parrhesiades jedem falschen Philosophen den Bart abscheeren soll τραγεσιρινῇ μαχαίρᾳ (womit man nämlich die Bockshaare zu den Haarteppichen, *ciliciis*, und Filzzubereitungen, *adonibus*, τίλοις, abschnitt). Übrigens wird der struppige Bart dann erst recht auffallend, wenn man weifs, wie sorgfältig damals gerade die Barbiertoilette gemacht wurde. Man vergleiche den Exkurs am Ende dieser Anmerkungen. — Der damalige Stoiker, wie schon Menage zum *Diog. Laert. VI.* 104. sehr richtig bemerkt hat, unterschied sich von seinem Halbbruder, dem Cyniker, nur noch darin, dafs er wenigstens noch ein Unterkleid, oder, nach unserer Art zu reden, ein einziges wollenes Hemde auf dem Leibe trug, da der Cyniker auf seinem Mantel gar kein Unterkleid trug, völlig ἀχίτων war. Über die ganze Affektation, die hierbey zum Grunde lag, macht Tiedemann in seinem System der stoischen Philosophie einige feine Bemerkungen.

S. 286. 1) *Graeculi.* Die gehässige Nebenbedeutung, die einst die ältern Rome

aus dem benachbarten weichlichen Kampanien und Grofsgriechenland, wo sie zuerst die Griechen genauer kennen lernten, mit den Worten *Graeculus* und *graecari* verbinden lernten, (S. Meursius *Auctar. Philolog.* c. 7.) fanden die spätern Enkel derselben unter den Kaisern in der Periode, wo unsere Sabina lebte, an den damals schaarenweifs nach Rom einströmenden Griechen vollkommen bestätigt, und *Graeculus* behielt seine verhafste Nebenbedeutung. S. Burmann zu Petron. c. 46. p. 229. ff. Man darf sich, um diefs alles recht von Grund aus zu fassen, nur an die berühmte Stelle im Juvenal III. 60 - 113. erinnern. Auch die Sitte, einige Griechische Philosophen bey sich zu haben, die einst die Scipionen, Lukulle, Pompeius u. s. w. zu wahrhaft edeln Zwecken befolgten, artete schon zu den Zeiten des Horaz in niedrige Schmarotzerey aus, (S. Wieland zu Horaz Briefen Th. I. S. 72. 261.) und wurde immer niedriger und empörender für die armen Hungerleider, die sich von den übermüthigen Romuliden alles bieten lassen mufsten, und so völlig in den Rank der Griechischen Parasiten traten, die einst das Menandrische

Lustspiel so treffend charakterisirte. M. sehe z. B. Sueton im Tiberius c. 46. und Lucian *de mercede conductis*, oder von dem traurigen Loos der Gelehrten, die sich in vornehme und reiche Häuser vermiethen, wie Wieland den Titel dieser köstlichen Schrift übersetzt hat.

S. 286. 2) Die Cyniker und ihre Halbbrüder, die Stoiker, sind auch in neuern Zeiten oft mit den Kapuzinern verglichen worden. S. des gelehrten *Jortin's Remarks on Ecclesiastic History T. IV. p.* 131. und Lipsius *Manuduct. ad Phil. Stoic. I.* 12.

S. 286. 3) Malteserhündchen. Der Name Myrrhina, als Benennung des Schooshundes, kommt beym Lucian *de mercede conductis c.* 54. *T. I. p.* 692. vor. Man hat in neuern Zeiten darüber gestritten, ob die im Alterthum so berühmten Melitenserhündchen, die Büffon *Hist. Nat. T. V. p.* 229. *bichons* nennt, auf Malta oder auf Meleda, einer Insel in dem adriatischen Meerbusen, einheimisch gewesen wären. Allein das ausdrückliche Zeugniss des Strabo VI. p. 425 sichert

der Insel Malta diesen Ruhm, und ihm pflichtete neulich auch Coray in seinem Theophrast Charact. XXI. p. 283. bey. Vergl. den neusten Beschreiber von Malta, den Malteser *Honoré Brès*, in seinen *Recherches historiques et politiques sur Malte* (*Paris an. 6*) p. 59. f.

S. 287. 1) So hat der geliebte Knabe des Trimalchio beym Petron c. 64. p. 321. eine *catellam nigram atque indecenter pinguem* mit einem grünen Tuche, *fascia pratina*, eingewickelt. So liefsen auch ohne Zweifel die Sybariten ihre Melitensischen Schoofshündchen sich nachtragen beym Athenäus XII. 3. p. 618. F. 519. B.

S. 287. 2) Man entschuldige das Widrige dieses Lucianischen Bildes. Es ist noch nichts gegen die Schilderung, die der Kaiser Julian in seinem *Misopogon p.* 338. von seinem bevölkerten Barte entwirft, und die der Abbé *de la Bleterie Histoire de Jovien T. II. p.* 94. sich durchaus nicht anzuführen getraute, da ihn seine Freunde beschworen, um der Ehre der französischen Nation willen eine so ekel-

hafte Beschreibung nicht Französisch zu geben. Vergl. *Gibbon's History of the Decline of the Roman Empire T. IV. p. 370. Basil.*

S. 288. 1) Römische Reisewagen. Die Benennung der Reisewagen im Allgemeinen war damals *reda*, ein Gallisches Wort, wie schon Quintilian bemerkt. Das Stammwort ist noch das Altsächsische reiten, *to ride*. Dieſs war ein vierräderiges Fuhrwerk, in das man vielerley zur Bequemlichkeit packen konnte, und dessen man sich gewöhnlich zu den Landparthien bediente. Horaz II. Serm. 6. 42. Martial IV, 47. Bequemer für Damen eingerichtet, hieſs sie gleichfalls mit einem Celtischen Worte *carruca*, und eine solche hatte unsere Sabina zur Fahrt nach Rom. Man kennt die goldne *carruca* des Quintus aus Martial IV, 62. mit Ramirez Anmerkungen p. 263. Zenothemis kam in ein zweyräderiges Kabriolet, *cisium*, zu sitzen, welches besonders zum Schnellfahren eingerichtet war. S. Scheffer *de re vehicularia II. 18. p. 237. f.*

S. 288. 2) Favorit-Zwerge. Die Liebhaberey der Reichen an Zwergen und

andern mehr oder weniger häfslichen Naturspielen wurde im Alterthum aufserordentlich weit getrieben, und kam von den ausgearteten Griechen nach Alexanders Zeiten zu den ausgearteten Romern. Die besten Kollektaneen darüber findet man bey Casaubonus zum Sueton Aug. c. 83. Indefs unterschied das Alterthum sehr genau die eigentlichen Zwerge, *nani*, *pumili*, und die grofsköpfigen kleinen Monstra, die Sueton durch die Benennung *distortos* von jenen unterscheidet. Die Zwerge waren äufserst regelmäfsige Pygmäengestalten, und man lernte den Orientalern, die von jeher auf Menschenverstümmelungen despotisch raffinirt haben, die Kunst ab, durchs Einpressen in besonders dazu erfundene Kästen das Wachsthum zu hindern, und so künstliche Zwerge zu erschaffen. S. Longin. 44. p. 159. Toup. spricht schon von solchen Zwergfutteralen, die Plinius VII. 16. S. 16. selbst sah. S. Isaak Vofs zum Mela III. 8. p. 587. *Gronov.* Allein fast noch begünstigter waren die kleinen Scheussale mit grofsen Köpfen und gewissen andern eben so grofsen Naturgaben, die Athenäus in der Beschreibung des Sybariti-

schen Luxus Stilponen nennt. XII. 3. p. 519. Über sie ereifern sich die Kirchenväter, z. B. Clemens von Alexandrien *Paedag.* III. 4. p. 231. A. wo er ausdrücklich vom *gout depravé* der damaligen Damen sagt: sie schlafen und treiben böses Spiel mit diesen Thersitengestalten. Vergl. Reinesius *Var. Lect. II.* 23. Man lehrte sie die Kastagnetten schlagen und tanzen, Propert. IV. 8. 41. (mit Broekhuys Anmerk.) und solche Mifsgestalten mit *crotalis* finden sich unter den Bronzen des Herkulans, *Bronzi T. II. tav.* 91. 92. und noch häufiger in *Caylus Recueil.* Die Römischen Damen waren ganz besonders ersessen darauf, (S. *Quintilian. Declamatt.* 268.) und in diese Klasse, die später Domitian sogar mit schönen Weibern öffentlich im Theater kämpfen liefs, (*Dio LXVII.* 8. *p.* 1107. mit Fabrizius Anmerk.) gehört auch der Thersitse unserer Sabina. Die zwey Zwerge in den Herkulanischen Bronzen sind auf der dieser Scene vorstehenden Kupfertafel abgebildet.

S. 283. 5) Der Schleier der Römischen Damen hiefs *rica*. Die Stellen der Alten über das Tragen des Schleiers beweisen, dafs man

schon damals alle Künste des Schleiers trefflich verstanden habe. So erzählt Tacitus von der Poppäa, des Kaisers Nero schöner Gemahlin: sie ging nur selten aus, und wenn sie es that, verschleierte sie theilweise ihr Gesicht, um den verstohlnen Anblick ihrer Reitze zu erhöhen, oder weil es so schöner liefs, *velata parte oris, ne satiaret aspectum, vel quia sic decebat. Annal. XIII.* 45. Einige andere Stellen führt Köhler an in seiner gelehrten Abhandlung *Description d' une Amethyste du cabinet de l' Empereur de toutes les Russies* (Petersburg 1798.) S. 43. f.

S. 289. 1) So jene Circe in Petrons Satyrikon n. 127. p. 606. *risit tam blandum, ut videretur plenum os extra nubem luna proferre,* mit Burmanns Anm.

S. 290. 1) Lieblingsausdrücke der ächten Stoiker, wie man aus des stoischen Mark Aurels Selbstermahnungen sehen kann IV. 41. VIII. 37. mit den bey beiden Stellen angeführten Citaten von Gataker. Übrigens nannte man solche Hausphilosophen, die sich dazu bequemten, dergleichen Sätze den Spöt-

tern mit lächerlichem Ernst aufzutischen, mit dem verächtlichen Namen Aretalogos, Tugendschwätzer. Ein solcher ist der Trispin des Horaz. S. Casaubon zum Sueton. Aug. c. 75.

S. 291. 1) Gestopfte Gänselebern. Die Römischen Gaumenhelden hatten eigene Vorschriften, um die Gänselebern recht süfs und grofs zu machen. Zur Süfsigkeit brauchte man vorzüglich die Feigenmast. Daher die ἔρινα σιτευτά beym Pollux VI. 49, und das *ficis pastum iecur anseris albi* des Horaz II. Serm. 8. 88. Man sehe die fleifsigen Kollektaneen bey Niklas zu den *Geopon. XIV.* 22. *p.* 1053, wo aus dem Palladius das ganze Rezept mitgetheilt ist. Um selbst nach dem Abschlachten der Gans der Leber, die so grofs seyn mufste, als sonst eine fette Gänseleber zu seyn pflegt, (Mart. XIII. 58. Juvenal V. 114.) noch mehr Umfang zu geben, feuchtete man sie noch besonders mit Milch an (S. Plin. X. 22. s. 27. mit Hardouin's Anmerkung.) Die ganze Feistmachung wurde durch besondere Sklaven besorgt, die unter der Benennung *fattores* selbst in Römischen

Inschriften vorkommen. S. Burmann zu Petron c. 69. p. 343. Man kann also hieraus leicht abrechnen, wie kostbar die Leckerey war, womit das Schooſshündchen und sein Pfleger gefüttert wurden. Sesam wurde, wie Mohn, auf die Kuchen gestreut. S. Erhard zu Petron c. 1. p. 7. Vergl. *Sonnini Voyag. en Egipte T. III. p. 255. ff.*

S. 291. 2) Einem Namens - und Sektenbruder unsers Zenothemis wird in Lucians Gastmahl, einer der bittersten Satyren auf die damaligen Philosophaster, sogar von einem andern diese Serviette voll eingesammelter Speisen weggerissen. S. *Convivium s. Lapithae c. 36. T. II. p. 443.* Damals brachte sich jeder Gast seine Servietten zur Tafel, wo er eingeladen war, mit, und hatte seinen eignen Bedienten zu seinen Füſsen stehen, (nach der alten Art, bey Tische zu liegen, daſs die Füſse auswärts gekehrt waren,) dem er denn alles zusteckte. Man erinnere sich nur an die *Mappa, quae iam mille rumpitur furtis*, des Hungerleiders Santra beym Martial VII, 19. Vergl. Ramirez zu II. 37. p. 174. f.

S. 291. 3) Leser des Lucians bedürfen nicht des Fingerzeigs, dafs die ganze Episode mit dem Schoofshündchen der Domina und dem Hausphilosophen gröfstentheils schon von jenem Spotter erzählt worden ist, nur dafs dort der Stoiker Thesmopolis heifst, in *de mercede conductis* c. 33. 34. *T. I. p. 691. ff.* oder in Wielands Übersetzung Th. V. S. 252 - 255.

S. 291. 4) Ovid. A. A. II. 309.

Ut fuerit torva violentior illa Medusa,
Fiet amatori lenis et aequa suo.

S. 292. 1) Da die Feige die gewöhnlichste trockne Zukost war, die der Athener auch auf offner Strafse verzehrte, so schrieb sich daher die Sitte der Philosophen, sich einander allerley witzige Aufgaben unter der Belohnung einer vorgehaltenen Feige in den Bart zu werfen. So hält der Cyniker Iratos dem Megariker Stilpo eine Feige vor beym Diogenes II. 118. Vergl. Casaub. zum Diogenes V. 18. In der ersten Stelle heifst daher die Feige das Unterpfand der Aufgabe, ἐέλαβεν τοῦ ἐρωτήματος. Dieser Sitte bleibt also Sabina, die so gern gracisirt, auch hier treu.

S. 292. 2) So heifst es beym Lucian *de mercede conductis* 36. *T. I. p.* 695. „sie machen sapphische Lieder.“ Auch ἀκροάσεις oder Vorlesungen kommen dort vor, die der Hausfreund der gnädigen Frau hält.

S. 292. 3) *Analect. T. II. p.* 241. *IV.*

S. 293. 1) Es ist bekannt, dafs man geliebten Knaben und Mädchen Vasen mit allerley bedeutenden Figuren aus der Götter- und Heroenwelt schenkte, auch wohl darauf den Namen des so zu beschenkenden mit dem Zusatz schön sich vom Thonbildner anmahlen liefs. Daher finden sich noch so viele altgriechische Vasen mit der Inschrift: Καλός. S. Vasenerklärungen Th. III. S. 66. ff. und die besondere Beylage am Schlusse dieser Scene.

S. 293. 2) Ἀντὶ Στωϊκοῦ ἤδη Κυνικὸς ἡμῖν γεγένηται. *Lucian. de merc. cond. c.* 34. *p.* 692.

S. 294. 1) Schade, dafs es sich nicht bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Dann hätte es die erste Stelle in dem Hundealmanach

verdient, der 1797 bey Nicolovius in Königsberg erschien. Getreue Hunde finden wir oft auf alten Grabdenkmälern beym Boissard u. s. w. abgebildet. Homer hatte durch seinen Argus der Hundetreue das erste Denkmal gesetzt. Seitdem gab es an hundert Orten ein Κυνόσημα.

S. 294. 2) Bekanntlich hatte man damals noch keine Taschen in den Kleidern, und die stellvertretenden Ridicules waren auch noch nicht erfunden. Die Damen steckten also, was sie sorgfältig aufbewahren wollten, zwischen das Busenband, und trugen es an ihrer Brust, ὑπὸ κόλπου. Siehe *Lucian. de merc. cond.* 27. *T. I. p.* 696. und die gesammelten Stellen in der Abhandlung: *Sur les sacs appellés Ridicules, et sur les poches* (Paris 1801.) p. 20. ff.

S. 294. 3) Martial I. 110. im Auszuge von Ramler Th. II. S. 67. ff. Bekannt ist die zierliche Nachahmung des alten Marot auf die Mignonne der Königin Eleonore. *Oeuvres de Clement Marot* (à *la Haye* 1731.) T. III. p. 151. Issus oder Issulus war der

Name geliebter Knaben im Alterthum. S. Fabretti *inscriptt. Cl. I.* 254. *p.* 45. Antiquarische Hundedilettanten erinnern sich hierbey vielleicht auch an die berühmten und mit Singgedichten verewigten Mopse des Justus Lipsius *Epist. ad Belgas C. I. ep.* 44. *T. II. opp. p.* 787.

S. 296. 1) Man erinnere sich nur an das bekannte *Cynico barbam petulans Nonaria vellit* des Persius I, 134. Den Kommentar dazu giebt der strenge eifernde Dio Chrysostomus in der merkwürdigen Rede, die er wegen des Philosophenkostums an das Alexandrinische Volk hielt. *Orat. LXXI. p.* 628. A. *Morell.* ἕλκεται ἐπιλαβόμενον.

S. 296. 2) *Basia*, Kufshändchen. Kunstgerecht waren sie, wenn man den Zeigefinger auf den Daumen legte, (fast wie wir eine Prise Tabak zu nehmen pflegen) *priore digito in pollicem residente* sagt Apulejus *Metam. IV. p.* 83. Dieſs nennt Dio XLIV. 8. p. 1056. Φιλήματα διὰ δακτύλων πέμπειν. Es ist das *basia jactare* des Phädrus und Martialis. S. Soriverius zu I. 5. Die ganze Sache kam

von der Adoration der Götter her, denen man beym Anbeten solche Küsse zuwarf, wie schon Lipsius *Elect. II. 6.* gezeigt hat, und war eigentlich orientalisch. S. Ouzel zu Minucius Felix p. 10. f. Der kunsterfahrne Kempius, der zu Frankfurt 1680 über die Küsse 25 Dissertationen herausgegeben hat, weifs bey aller Gelehrsamkeit die Sache nicht genug zu unterscheiden.

S. 296. 3) Statius in seinem Trauerliede auf den Papagey des Melior (*Silv. II.* 4. 11.) beschreibt seinen Vogelbauer

— domus rutila testudine fulgens
Connexaque chori virgarum argenteus ordo.

S. 296 4) Das Griechische εὖγε, euge, wurde ungefähr eben so ausgesprochen, und bedeutete auch dasselbe. Es war eine sehr gewöhnliche Bewunderungsformel des Beyfalls, wenn jemand etwas witziges gesagt oder vorgelesen hatte. Man kennt das *Euge tuum et bellе* des Priskus I. 62. Vergl. Ramirez zu Martial. I. 4 p. 38.

S. 297. 1) Man sehe die Erklärer zu Properz III. 5. 64. *Effultus pluma versicolore caput*; und Barth zu *Stat. I. Silv. II.* 79.

S. 297. 2) Monopodia. S. Liv. XXXIX. 6. Plin. XXXIV. 3. s. 8. Unter den Anticaglien, die Caylus bekannt gemacht hat, befinden sich noch mehrere Füfse von dergleichen Tischchen mit Bildhauerarbeit in Stein und Metall. Die zierlichen Tischbretchen darauf hiefsen *abaci*. Aus Bronze findet sich ein solcher Tischfufs in den *Bronzi d' Ercolano T. VI. tav. 85.*

S. 297. 3) Man kennt das zärtliche Verhältnifs des für jeden Genufs empfänglichen Aristipp, wo nicht aus den Alten, doch aus Wielands unvergänglicher Dichtung. Unter den andern verloren gegangenen Schriften des Aristipp befand sich auch nach dem Zeugnisse des Diogenes von Laerte II. 84. eine Schrift an die Lais über den Spiegel, πρὸς Λαΐδα περὶ τοῦ κατόπτρου. Der Spiegel der Lais war berühmt im Alterthume. Wir haben in der Griechischen Blumenlese noch einige Gedichtchen, die sich darauf beziehen. Wer neugierig ist, zu wissen, was in jenem Spiegeldiskurs, an die schönste aller Hetären von dem galantesten aller Philosophen gerichtet, gestanden haben könne, darf nur Plutarchs

Praec. conjug. s. 25. T. I. P. I. p. 556. Wyttenb. oder des Apulej. *Apol. p.* 283. 284. *ed. Elmenh.* nachlesen. Wahrscheinlich entlehnte auch Phädrus III. 8. (mit Rigaults Anmerk.) seine Fabel daraus.

S. 297. 4) Ein berühmter Buchhändler zu den Zeiten Domitians, dessen Martial mehrmals Erwähnung thut. Über ihn, so wie über das ganze Bücherwesen der damaligen Zeit, findet man das beste in Schöttgen *historia librariorum et bibliopolarum* in Poleni *Supplem. T. III. p.* 844. 845.

S. 298. 1) Thürvorhänge. Die innern Gemächer hatten selten Thüren, gewöhnlich nur Vorhänge aus buntgewirkten Teppichen, wovon beym Pollux X. 52. eine Hauptstelle ist. Wenn daher Seneka sagen will: heut ist alles im Hause ruhig, und niemand stört mich, so sagt er (*Ep.* 80): *Non crepuit subinde ostium* (die Hausthür): *non allevabatur velum.* So wie man an den Hausthüren *ostiarios* hatte, so gab es an diesen innern Eingängen Sklaven, die *velarii* hiefsen. S. Pignori *de serv. p.* 227. An den Kai-

schlossen wurde es eine Hofcharge. S. Torrent. zum *Sueton. Claud. cap.* 10. und Lips. zu *Tacit. Ann. III.* 5. Nach Sagittarius hat auch Stieglitz in seiner Archaeologie der Baukunst Th. I. S. 231. die Sache berührt.

S. 268. 2) Milesische Mährchen. Das reiche und üppige Milet lieferte den Persischen Satrapen die reichsten und witzigsten Odalisken in ihre Harems, und war also für das alte Asien, was Circassien für die roheren Türken ist. Diese Aspasien erzählten nun den Sultans allerliebste Mährchen, und es gab schon damals mehr als eine Scheherazade. Daraus entsprangen die milesischen Mährchen, oder die älteste Form der Griechischen Romane. Schon *Huet origine des Romans* hat hierüber die feinsten Bemerkungen, und auch Paciaudi in seiner von Schäfer zu seiner zierlichen Ausgabe des Longus wieder abgedruckten Vorlesung hat es berührt.

S. 268. 3) Der gelehrte Herausgeber dieses noch vorhandenen sehr anziehenden

Griechischen Romans, der Baron Locella in Wien, setzt ihn in das Zeitalter Adrians. *Praef. p. IX.* Vielleicht ist er noch etwas früher. Gewifs ist er früher als Chariton, woran von Ramdohr in seiner Urania XVIII. 8. Th. III. Abth. I. S. 388. nicht mehr zweifeln durfte.

S. 298. 4) Τέχνη Ἐλεφαντιάσεως Philodemus in Brunks *Analectis T. II p. 85 IX. Elephantidos libelli* Sueton. *Tib. c. 43.* S. *Fabric. Bibl. Graec. T. VI. p. 811. ed. prioris*, und über die ganze hierher gehörige Litteratur Heinse und Burmann zu Ovids Trist. II. 411. ff.

S. 299. 1) Eine witzige Persiflage des Lucian, wo gedichtet wird, Jupiter lasse durch den Proklamator Merkur eine Auktion der philosophischen Sekten anstellen. Mit Recht bemerkt Wieland in seiner Übersetzung Th. I. S. 365. ff. dafs der Spott gegen die dort aufgeführten Sektenhäupter darum weniger gefalle, weil er ungerecht ist. Gegen solche Schälke, wie dieser Zenothemis ist, hätte Lucian seinen Sklavenmarkt eröffnen sollen.

EXCURS.

Blick in eine Barbierstube des Alterthums.

Schon die Benennungen κουρεύς und *tonsor* nebst den davon abgeleiteten Wortfamilien beweisen hinlänglich, dafs das ganze Geschäft, welches wir in den neuern Sprachen von dem barbarischen *barbatorius*, das aber doch schon in der *lingua rustica* beym Petron vorkommt, Barbier nennen, eigentlich nur vom Haarbescheerer ausging. Denn da die Alten, Griechen sowohl als Römer, viel früher und häufiger sich die Haupthaare rund um den Kopf scheeren liefsen, ehe sie sich der aus dem Orient und Ägypten zu den

Griechen in Alexanders Zeitalter *) kommenden Sitte des Bartrasirens unterwarfen, so gab es auch weit früher Haarscheerer als Bartscheerer. Doch diese ganze, bey ihrer scheinbaren Geringfügigkeit für Sitten- und Kunstgeschichte doch gar nicht unbedeutende Untersuchung gehört in eine Geschichte des Barts, wozu es zwar, seit Hotomann sein Büchelchen *de barba* schrieb, noch mancherley Kollektaneen gegeben hat (S. *Fabricius Bibliogr. Antiqu. p.* 850. *f.*), aber noch immer an einem Werke fehlt, das den antiquarischen Gesichtspunkt mit einem höhern menschlichen zu vereinigen wüfste. Überhaupt fehlt es uns noch an einer Technologie des Alterthums, die mit Hülfe des Onomastikons von Pollux und der Griechischen Anthologie vortrefflich geschrieben werden könnte, und wozu Beckmann und Schneider unter uns im Einzelnen schon sehr gut vorgearbeitet haben. Hier nur so viel: Das Geschäft eines Barbiers im Alterthum war überhaupt weit wichtiger als bey uns, da die Männer

*) Siehe das merkwürdige Fragment des Chrysippus beym Athenaus XIII. 2. p. 565. A. B.

ihre ganze Morgentoilette fast täglich in der Barbierstube zu machen pflegten, da sie zu Hause weder Kämme noch Spiegel noch andere Sachen zum Putz hatten. *) Daher eben der grofse Zusammenflufs von Menschen und Schwätzern in den *tonstrinis*. **) Der Barbier der Alten war aber auch, wie es in England zum Theil noch der Fall ist, Friseur, Bartputzer und Nägelabschneider in Einer Person. Nur reiche Leute besafsen die hierzu gehörigen Instrumente eigenthümlich; diese hatten aber auch ihre eigenen Sklaven dazu. Selbst den Spiegel fanden viele nur in der Barbierstube, wo sie den Umschnitt der Haare darnach untersuchten. ***) Das Geschäft der Barbierer war dreyerley. Das erste war Abschneiden der Haare. Zum Abschneiden derselben bediente man sich

*) Siehe Artemidors Onirocriticon I. 35. p. 83. wo es ausdrücklich heifst, jeder galante Mann gehe zum Haarputzer.

**) S. Casaubonus zu Theophrasts Charakteren XI. p. 137.

***) S. Plutarch. *de audit. c.* 6. *T. VII. p.* 140. *ed. Hutt.*

nicht sowohl der Scheeren, als der scharfen Messer von verschiedener Gröfse und Schärfe, womit man die Haare nach dem Kamme abputzte. Daher erwähnt Lucian, da er von dem Apparat einer Barbierstube spricht, auch einer Menge Messer, πλῆθος μαχαιριδίων. *Adv. indoct.* c. 29. *T. III. p.* 124. und beym Pollux, wo an zwey Stellen die Werkzeuge der Barbierer vorkommen, findet man nur μαχαίρας κειρικὰς, II, 32. X. 140. Besonders merkwürdig ist es, dafs einer der elegantesten Haarschnitte (denn dieſs galt damals für die Frisur) μία μαχαιρα, der Schnitt mit Einem Messer, hiefs. S. Aristoph. Acharn. 849. Man legte aber auch zwey Messer an einander und bildete so eine Art von Scheere. Dieſs hiefs διπλῆ μαχαίρα beym Pollux II. 32. S. Valois zum Hesychius T. II. c. 509. 14. Das Scheermesser zu den Haaren hiefs ξυρὸς, es mochte nun nur einfach seyn (Pollux X. 140.) oder aus zweyen zusammengesetzt, woraus eben unsere Scheere entstanden ist. Siehe die Stellen bey Jacobs *Comment. in Analect. Volum. II. P. I. p.* 171. Das gewöhnliche Wort aber blieb μαχαίρα (siehe Lucian *Pisc.* c. 46. T. I. p. 615), woraus sich auch höchst wahr-

scheinlich das Wort Scheere mit Weglassung der ersten Sylbe gebildet hat. Alles kam hierbey, wie aus Horaz Satiren bekannt ist I. 3. 31. Epist. I. 1. 94. auf den gleichen Schnitt an; (Vergl. Saumaise *de coma p.* 23. *f.*) und kunstfertige Barbiers pflegten daher nach dem Haarschnitt die ungleichen Härchen noch besonders abzulesen, welche Operation Pollux ταριλλιγεσθαι nennt II, 34.*) Das zweyte Geschäft war das eigentliche Rasiren, wobey auch schon die alten Barbiere eine Serviette, wie man sie damals hatte, nämlich zottig und rauch, zum Abtrocknen dem, welcher rasirt wurde, über die Schultern legten. Die Griechen nannten sie, weil sie aus ungeröstetem Flachs bereitet war, ὠμόλινον. S. Plutarch. *de garrulitate p.* 511. 4. Plautus in einer scherzhaften Allegorie *involucre Capt. II.* 2. 17. S. Casaubon. zum Athenäus p. 698. und Mercurialis *Var. Lect. VI.* 2 *p.* 324. Das dritte Geschäft war das Abschneiden der Nägel an

*) Übrigens wissen wir aus den Barbieranekdoten, die uns Plutarch *de garrulitate p.* 510. 11. aufbewahrt hat, dafs der Haarabschneider immer zuerst fragte: Wie scheer' ich dich? Πῶς σὲ κείρω;

den Händen (denn an den Füſsen geschah es gewöhnlich in den Bädern), wozu die Griechen eigne Wörter hatten, ἀναχίζειν, ἀπανχίζειν. S. Aristoph. *Equit.* 706. mit den Scholien. Pollux II. 146. und Kühn zu Pollux VII. 165. Doch machte man in der Folge auch hierin einen Unterschied, so daſs ἀναχίζειν bloſs vom prüfenden Hinstreichen mit dem Nagel, ἀπονχίζειν aber vom Abschneiden der Nägel gesagt wurde. S. Meursius zum Phrynichus *Eclog. p.* 126. *f.* Die Messerchen, die dabey gebraucht wurden, hieſsen ἀναχιστήρια, *sc.* μαχαίρια. Pollux X. 140. mit Jungermanns Anmerkung. Hierher gehört die lustige Stelle des Plautus in der Schilderung des geitzigen Euclio *Aulul. II.* 4. 34.

Quin ipsi pridem tonsor ungues dempserat,
Collegit, omnia abstulit praesegmina.

wo Gruter sich nicht erinnert, daſs in der Ordnung auch der geringste sich vom Barbier die Nägel beschneiden lieſs. Daher fragt Martial einen Weichling, der die Dienste des Barbiers durch allerley Pechpflaster überflüssig machte, *quid faciant ungues?* wer wird

dir aber die Nägel abschneiden? III. 74. wo Ramirez p. 272. nachgesehen werden kann, und daher führt Tibull in der Schilderung des weichlichen Marathus I. 8. 11. *ungues artificis docta manu sectos an*, wo Broekhuys verglichen zu werden verdient. Nun versteht man das Epigramm Martials auf die Barbiermesser, *ferramenta tonsoria XIV.* 36. Noch merkwürdiger aber ist ein kleines Spottgedicht auf den Barbier Eugathes vom Phanias in den *Analect.* T. II. p. 53. 6. wo das ganze Geräth des Haarputzers komisch aufgezählt ist. Darunter befindet sich auch ein Stück Filz aus einem alten Hut zum Abstreichen der Scheermesser, welches Toup *Emendat. ad Suid. T. III. p.* 451. *Lips.* ganz falsch für eine Barbiermütze, *shaving cap*, erklärt, und selbst Jakobs in seinem übrigens sehr lesenswürdigen Kommentar zu dieser Stelle nicht ganz gefaßt zu haben scheint.

BEYLAGE
ZUR FÜNFTEN SCENE.

Zerbrechliche Liebesbrieichen.

Die Liebe herrscht unter allen Zonen, und ist sich überall gleich. Aber die Art, seine Empfindungen der Geliebten zu erklären und ihren Reitzen zu huldigen, richtet sich nach den jedem Volke, jedem Zeitalter eigenen Begriffen von Sittlichkeit und Anständigkeit. Hier sind tausend Abstufungen und Verschiedenheiten. Ein Litthauisches Daino, ein Spanisches Guitarrenliedchen, und die Serenade, die in der dritten Idylle Theokrits der Sicilische Schäfer vor der Grotte seiner Amaryllis absingt, hauchen eine Empfindung, aber in den verschiedensten Ausdrücken und Akkorden. Der Kilpgang eines Appenzeller Bauerburschen, die mitternächtliche Herzensergiefsung eines Oberlausitzer Wenden auf der obersten Sprosse einer mühsam angelegten Leiter am Kammerfensterchen, die Geschäftigkeit des Kamschadalen, mit der er

seinem überrumpelten Schätzchen die Riemen und Lumpen aufzuknüpfen bemüht ist, durch die sie sich gegen jede Überraschung der Art jüngferlich zu schützen suchte; und die hieroglyphische Blumensprache, mit welcher der Morgenländer durch die verstohlne Übersendung einer Hyazinthe oder Narzisse der Verschlossenen seine Gesinnungen entdeckt, oder der Mohrische Gärtner durch Anordnung der Blumentöpfe seiner lustwandelnden Gebieterin ein Liebesbriefchen schreibt, wie verschieden sind auch diese Ausströmungen einer und derselben Leidenschaft in ihren Geberden und Äuſserungen. Welch eine Mannigfaltigkeit von Scenen, würdig durch die Kunst eines Tardieu, Catel, oder Ramberg zu einer kleinen Bildergallerie erhoben zu werden.

Ich will hier nur eine alte Griechische Sitte anführen, die selbst den fleiſsigsten Alterthumsforschern bis jetzt entgangen zu seyn scheint, und die, so wie alles, was der fein organisirte, fein empfindende, und seine Empfindungen in die lieblichsten Formen und Umrisse einkleidende Grieche angab, ganz das Gepräge Griechischer Verfeinerung

und Bildnerey an sich trägt. Man hatte damals die Gewohnheit, schöne irdene Vasen mit den schönsten Zeichnungen und Gemälden auszuschmücken, und damit den Theil des Hauses zu zieren, welcher am meisten von Fremden gesehen und besucht wurde. Wahrscheinlich waren zu Samos, Korinth, Sicyon, und besonders in den blühenden und reichen Städten Siciliens und des untern Italiens, das man Grofsgriechenland nannte, ganze Fabriken solcher Kunst- und Schmuckgefäfse, in welchen Plastik und Malerey mit einander wetteiferten, um diesen Gefäfsen die gefälligste Ründung, die schönsten Henkelwindungen, und die zierlichsten Zeichnungen zu geben. Wollte man nun einem schönen Knaben oder Mädchen seine Zärtlichkeit zu erkennen geben, so bestellte man sich bey einem Vasenkünstler ein Gefäfs mit einem Gemälde, dessen Deutung dem in der Bildersprache geübten Griechen leicht zu entziffern war, und machte damit bey schicklicher Gelegenheit dem Gegenstand seiner verliebten Wünsche ein Geschenk. Aus dieser lieblichen, unschuldigen Sitte lassen sich die Vorstellungen auf mehreren Vasen erklären.

die sich unter der Erde, oft in den stillen Wohnungen der Todten, einige Jahrtausende hindurch bis auf unsere Zeiten erhalten haben, und jetzt die Zierde ganzer Vasensammlungen ausmachen, die in Italien, Deutschland und England von Kennern und Liebhabern mit grofsen Kosten zusammengebracht worden sind. Auf einer Vase, deren Abbildung Passeri gegeben hat, [1]) überreicht ein in einen Sklavenhabit gekleideter Liebhaber einem Mädchen, die oben zu einem Fenster heraus sieht, drey Äpfel, während ein anderer zur Seite steht, und diesem verliebten Abenteuer durch eine Fackel die gehörige Beleuchtung giebt. Auf der Rückseite eben dieser Vase steht das Mädchen dem Jünglinge gegenüber, und hält mit vorgestreckter Hand die drey Früchte, während der Jüngling in bescheidener, bittender Stellung, mit einem Blümchen im gefalteten Busen geschmückt, seine Leiden zu klagen scheint. Wer begreift nicht, dafs auf beiden Gemälden dieser Vase von einer Liebeserklärung die Rede sey? Äpfel, besonders Quitten und Orangen, waren der Venus geheiligt, und wer sie dem andern zuschickte

oder zuwarf, machte sie zu sprechenden Geschäftsträgern der Göttin von Paphos. Wie bedeutend also mufste eine Vase mit einem solchen Gemälde aus den Händen eines Jünglings seyn, der sie seiner Geliebten bey ihrem Geburtstage oder bey einer andern feierlichen Gelegenheit zuschickte? Ja man ging noch weiter. Man setzte selbst mit ein paar Worten die geschriebene Erklärung seiner Absicht auf die Vase. Schön ist Kallikles! heifst es auf einer Vase, die sich einst in der berühmten Mastrillischen Sammlung zu Neapel befand, nun aber wahrscheinlich, wie die meisten Vasen dieser Sammlung, unter den Mengsischen Kunstwerken nach St. Petersburg gewandert ist, wovon uns aber der gelehrte Mazochi eine Abbildung erhalten hat. [1]) Ein geflügelter Genius, in einem langen festlichen und mit eingewirkten Blumen geschmückten Talar, giefst eine Libation auf die lodernde Opferflamme eines kleinen Altars, und darüber stehen in altgriechischen Schriftzügen die angeführten Worte. Auch hier ist der Zusammenhang leicht zu finden, und die Bestimmung dieser Vase, die der schöne Kallikles zu seinem Geburtstage,

der durch die Libation bezeichnet wird, geschenkt erhielt, ganz unverkennbar. So zeigt noch jetzt der Abbate Vivenzio zu Nola, dessen Sammlung nach der Hamiltonschen für eine der schönsten und ausgesuchtesten in jenen Gegenden galt, 1) eine vorzüglich schöne Vase mit der Griechischen-Inschrift: Der schönen Clymene; und alle Fremde, die diese Vase sehen und ihre Schönheit bewundern, huldigen noch jetzt nach Verfluſs so vieler Jahrhunderte der schönen Clymene. Wo hat je ein gewöhnliches Billet doux, und wenn es auf parfümirtes Rosapapier mit sympathetischer Dinte geschrieben, oder wohl gar mit einer Thräne, in Waterproofpapier eingewickelt, begleitet wäre, auch nur den folgenden Monat, geschweige denn das folgende Jahrhundert erlebt? — Höchstens lieſse sich mit diesen auf Thon gemahlten Liebeserklärungen des Alterthums die Galanterie eines Mahlers aus der Schule des groſsen Raphael von Urbino vergleichen, die man jetzt noch auf einer Schaale der sehenswürdigen Sammlung von Majolikagefäſsen im Braunschweigischen Museum mit Vergnügen erblickt, und womit sich, nach einer

alten Sage, der verliebte Künstler den schönsten Minnesold von der Töpferstochter verdiente, die er durch das Gemälde auf dieser Schaale verewigte. Unsere Porzellanfabriken lieferten Mundtassen mit den Anfangsbuchstaben, die zierliche Blumengewinde einfassen. Wie leicht war der Übergang von diesen zu einem porzellanenen Liebesbriefchen im Geschmacke der Alten! [1]) Eine zerbrochene Scherbe von einem solchen Liebesbriefe beschäftigte vielleicht noch nach einem Jahrtausend den Scharfsinn eines Transatlantischen Antiquariers!

Anmerkungen.

S. 342. 1) Passeri *Picturae Etruscorum in vasculis T. III. tab.* 206.

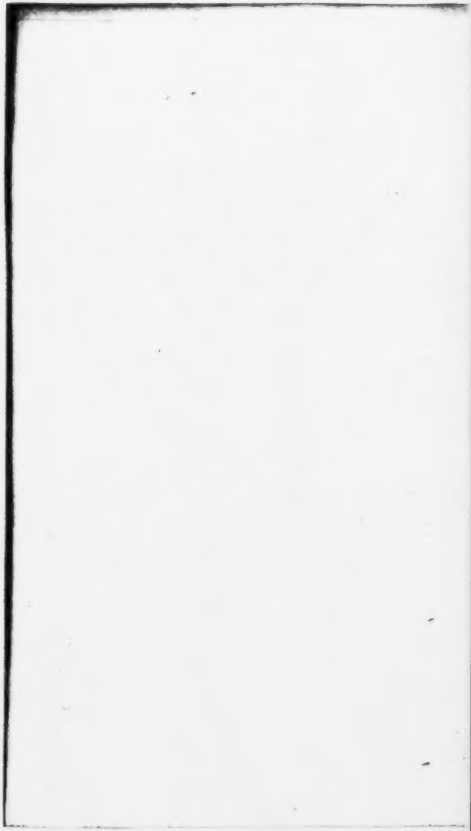
S. 343. 1) Mazochi zu den Herkulanischen Tafeln S. 158. So findet man Gemmen, worauf steht: ἡ καλὴ. So ein Agathonyx in der Sammlung der Kaiserin von Rufsland. Köhlers Nachrichten im Journal von Rufsland II. Jahrgang Th. I. S. 32. vergl. *Caylus Recueil T. II. pl.* 57. 6. ΚΑΛΩ. Winkelmann *Descript. d. Cabinet de Stosch. p.* 566 *n.* 77. ΛΕΥΚΑΣ. ΚΑΛΗ. ΧΑΙΡΕ. *Cayl. Recueil T. II. p.* 52. 2.

S. 344. 1) Münters Nachrichten von Neapel und Sicilien S. 60. f.

S. 345. 1) Etwas ähnliches leisteten die mit der Silhouette der Schenkenden bemahlten Porzellantassen oder gar schöne Vasen, dergleichen die berühmte Stickerin, die Frau Hofräthin Schlözer von der reg. Königin in Preufsen erhielt.

SECHSTE SCENE.

Droso holt die Gewänder. Händewaschen. Blick in die Garderobezimmer und Wohnungen der Sklavinnen. Kleiderpressen. Beschuhung. Anlegung der Tunika. Beschreibung derselben. Falbeln. Busenbinde.



Die Dazwischenkunft des dienstbaren Zenothemis und Myrrhinettens unvermuthetes Wochenbette hatten das Frühstück der Donna Sabina so sehr verlängert, dafs nun doppelte Eilfertigkeit nöthig war, um die noch fehlenden Stücke beym Anzuge zu berichtigen. Schon lange hatte eine der Zofen die dazu nöthigen Befehle erwartet. Sie hiefs Droso und war die oberste Garderobeaufseherin [1]) unserer gestrengen Frau. Sie tritt jetzt mit der vielbedeutenden Frage vor: ob Sabina zum Matronen- und Staatskleide, das sie bey der heutigen Feierlichkeit nothwendig anlegen mufs, blofs die goldene Rockfalbel, oder die mit Perlenschnüren behangene wählen wolle? „Die Garderobemädchen, setzt die geschäftige Droso hinzu, erwarten sämmtlich in der Garderobe deine Befehle. Die

Gewänder sind aus den Kleiderpressen genommen, und alles ist in Bereitschaft.“ —

Die Frage, wie man sieht, ist von Wichtigkeit, und fordert eine reife, aber auch schnelle Überlegung. Man geht ja zur Musterung und wird selbst von tausend Augen gemustert. Man geht, um zu schauen, und wird selbst eine Schaustellung, und auf dem freyen Balkon vom Scheitel bis zur Fufszehe den gefährlichen Kennerblicken eifersüchtiger Nebenbuhlerinnen ausgesetzt seyn. Was meinst du, Kypassis? ruft die Dame dem uns schon bekannten Favoritmädchen zu.

Ehrerbietig antwortet die braune Kypassis: Wer möchte sich erkühnen, deinem Geschmack, holde Gebieterin, den alle Römerinnen huldigend zur Richtschnur ihres Putzes wählen, Regeln und Vorschriften ertheilen zu wollen! Aber sagtest du nicht schon vor einigen Wochen, als du dem Vetter Saturnin die schöne Perlenschnur zur Brust- und Stirnbinde seines Paradepferdes schicktest, [1]) dafs du an dem heutigen Tage den kostbaren neuen Perlenschmuck der Kleopatra anlegen würdest, den dir jüngst dein Gemahl aus Alexandrien mitbrachte? Gewifs, du wolltest

nur meine Aufmerksamkeit auf die Probe stellen. Denn zu jenem Schmuck gehören ja auch die Perlengewinde an der Talbel.

Du hast also, — sagt Sabina, sich zur Droso wendend, mit strengem Ernst auf der Stirn, auf welcher der Name Saturninus aus dem Munde der Kypassis die aufs neue sich zusammen ziehenden Gewitterwolken kaum durch einen fröhlichen Sonnenblick zertheilt hatte, — du hast deinen Bescheid!

Sie winkt, und Kypassis bringt ihr in einem silbernen Waschbecken einen getränkten Schwamm. Die Sklavin hatte ihn eben in Eselsmilch getaucht, und befeuchtet nun damit, leise überhinstreichend, die Hände ihrer Gebieterin. Das Mädchen, das ihr zur Seite steht, hält mit unverwandtem Blick das zart geklopfte und mit den feinsten Flokken gekrauste Handtuch zum Abtrocknen in Bereitschaft. [1]) Doch Sabina hatte nicht vergeblich ihren Blick auf das goldgelbe seidene Haar des Pagen geworfen, der noch immer ihre Abfertigung erwartend in der Ecke stand. Er mufs sich, von ihr herangewinkt, vor sie stellen, und so trocknet nun die

Übermüthige ihre Hände in den schöngeringelten Locken des blonden Knaben ab. 1)

Mit beflügeltem Schritt eilt unterdessen Droso in die Garderobe zurück, und bringt, von zwey andern Garderobemädchen begleitet, den Anzug der Domina. Aber begleiten wir nicht vorher die schnellfüfsige Zofe selbst ins Garderobezimmer, welches am linken Flügel des Hauses neben den Weber-, Sticker- und Schneiderstuben angebracht ist, und unserer Neugierde auf einige Augenblicke hinlängliche Unterhaltung verspricht?

Man denke sich den geräumigen Pallast, den Sabina bewohnt, in seinen Hintergebäuden von einer ganzen Schaar von Sklaven und Sklavinnen in ameisenartigem Gewühle bewohnt, die alle kein anderes Geschäft kennen, als durch die mannigfaltigsten Handarbeiten und Kunstfertigkeiten jedes Bedürfnifs, jede auch noch so unstatthafte oder unausführbar scheinende Laune ihrer Domina aufs wohlfeilste zu befriedigen. Hier ist ein ganzer Flügel theils zu kleinen Kämmerchen, worin das weibliche Hausgesinde sich eng und ärmlich genug behelfen mufs, theils zu einigen grofsern Gemächern bestimmt, 2)

worin gewisse Beschäftigungen gemeinschaftlich betrieben werden. Das erste Gemach von hinten vor ist die Spinn- und Weberstube.[1]) Dafs sie diefs sey, werden wir schon aus dem Gesange errathen, der uns hier von den ämsigen Spinnerinnen und Weberinnen entgegen schallt. Denn damit erleichtern[2]) sich diese armen Geschöpfe, die von Morgen bis Abend ihr reichlich zugemessenes Tagewerk abarbeiten müssen, noch am liebsten ihr mühseliges Geschäft. Die hier eingeschlossenen Spinnkorbmädchen — diefs war ihr eigentlicher Name — haben gerade jetzt eine sehr harte Zucht- und Spinnmeisterin, und einige von ihnen müssen sogar auf den Befehl der Domina zur Strafe doppelte Arbeit spinnen.[3]) Neben ihnen befinden sich die Weberinnen, die eben jetzt eine Art feinen Musselin nach einem neuen Muster zum Sommergewand für die Domina zu weben haben.[4]) Einst in den züchtigern und glücklichern Zeiten Roms hatte die Hausfrau selbst im Kreise ihrer geschäftigen Sklavinnen in der grofsen Halle (*atrium*) gesponnen und gewebt. Aber diese edle Sitte war längst mit den Grofsmüttern

und Urgrofsmüttern unserer Sabina zu Grabe gegangen,[1]) und man rechnete es der Kaiserin Livia als eine blofse Ziererey und stolze Demuth an, dafs sie die Hausgewänder, die ihr Gemahl, der Kaiser August, zu tragen pflegte, selbst gewirkt haben wollte.[2]) Jetzt hatte eine vornehme Römerin von gutem Ton kaum Zeit, einmal in der Dekade die Rechnung der Spinnmeisterin zu revidiren, und ihr ein neues Muster zur Plage der armen Spinnerinnen und Weberinnen mitzugeben.

Das nächste Gemach neben diesen ist den Kleidermacherinnen bestimmt. Wir würden es die Schneiderstube nennen. Denn eine reiche römische Dame kaufte höchstens nur die kostbaren Stoffe und Zeuge von ausländischen syrischen und alexandrinischen Kaufleuten. Ihre Verfertigung und Anpassung auf den Körper blieb allein ihren leibeigenen Hausschneiderinnen überlassen.[3]) Dicht daneben hatten die Stickerinnen ihr Gemach, von deren kostbaren Arbeit wir bald eine Probe erblicken werden, und nun folgte das eigentliche Garderobezimmer, wo jetzt einige hierauf ganz allein

angewiesene Sklavinnen die Rückkunft der Droso mit gespannter Dienstbeflissenheit erwarteten. Auch sie hatten ihre eigne Benennung, und hiefsen Kleiderfalterinnen, oder, wie man es in einigen Provinzen Deutschlands ausdrücken würde, Platterinnen. [1]) Denn da der Wohlstand den Römerinnen von Stande nicht erlaubte, öffentlich in einer andern als der bestimmten Matronalkleidung zu erscheinen, diese aber aufser der Falbel von Purpur und Goldstreifen an der Tunika durchaus keine andere als weifse Farbe zum Oberkleide, und keine andern Zeuge, als feingewebte wollene und halbseidene gestattete, so kam alles darauf an, diesen weifsen Gewändern den höchsten Grad von Glanz und Glätte zu geben, dessen sie fähig waren. Man erfand daher besondere Kleiderpressen, unter welchen die Gewänder so lange liegen blieben, bis sie zum Gebrauch heraus genommen wurden, und wie wir unsere feinere Tischwäsche, die wir auf eine ähnliche Weise unter der Presse glatt zu erhalten pflegen, zugleich mit besonderer Geschicklichkeit zu brechen und zu falten verstehen, so war diefs auch bey den Gewändern

der Römerinnen, und, als die Männer eben so weichlich wurden als die Frauen, auch bey den römischen Männern der Fall. Schon darum also hiefsen jene Sklavinnen Kleiderfalterinnen. Es gebot aber auch überdem noch die Mode, gewisse Theile der Ober- und Untergewänder sehr zierlich gefaltelt und zusammen gebogen zu tragen. [1]) Und auch diefs Geschäft verrichteten diese Garderobemädchen. Wir erblicken also hier mehrere Kleiderpressen und Glattmaschinen zu dem eben angeführten Gebrauch. [2]) In den schön polirten Kästen, [3]) die an den Wänden herumstehen, liegt der ganze Kleiderschatz unserer Domina. Schon die Aufschriften lassen uns auf den Reichthum und die Menge der hier aufbewahrten Kleidungsstücke schliefsen, da unsere Sabina bey heimlichen Lustparthien auch gern die farbigen und reitzenden Gewänder [4]) der Mädchen und Frauen leichterer Art, und ihren mannigfaltigen Fantasieputz nachahmte, und überhaupt für jedes Fest, jede Jahreszeit ihre eigene Garderobe hatte.

Dorkas! so rief halb athemlos Droso, indem sie in das Kleiderzimmer (*vestiarium*)

hereinstürzte und eine ihrer Gefährtinnen, die Dorkas hiefs, anredete, geschwind, geschwind den Schlepprock mit der schönen Falbel, die mit Perlen gestickt ist! Die Domina hat für heute die Perlengarnitur gewählt! Zum Glück hatte Dorkas einen frühern Wink von der Kypassis erhalten, und an die schönste, neue, glänzend weifse Tunika die mit Perlen gestickte Purpurschleppe in voraus angenäht. Die übrigen Kleidungsstücke waren auch schon längst in Bereitschaft gehalten worden, und so geht denn unverzüglich die ganze kleine Schaar der Kleiderfalterinnen mit den verschiedenen Theilen des Anzugs, den sie behutsam über ihre Arme gelegt haben, und von welchem der köstliche Wohlgeruch ausduftet, ins Ankleidezimmer der Sabina, welcher Karmion eben mit grofser Aufmerksamkeit, um nicht durch die Verwechselung der Schuhe eine böse Vorbedeutung zu geben, [1]) die Schuhe mit dem feinsten weifsen Leder (*aluta*) [2]) angezogen hat.

Das Anlegen der Gewänder selbst kann ihrer ganzen Beschaffenheit nach nicht viel Zeit kosten. Mit dem innern Untergewande,

welches wir Hemde nennen würden, ist Sabina schon, seitdem sie ins Ankleidezimmer getreten ist, bekleidet. 1) Es ist eine zarte Tunika mit Ärmeln, die nur einen Theil des Oberarms bedecken, aus der feinsten Baumwolle gewebt, und so lange, bis sie sich ganz ankleiden wird, unter der Brust mit einem schmalen Gürtelbande zusammengefafst. Kypassis, der allein die Ehre zu Theil wird, ihrer Gebieterin bey diesem Anzuge Kammerfrauendienste leisten zu dürfen, bindet diefs leichte Gürtelband ab, und umwindet zuerst die Brüste mit einer schmalen Purpurbinde, 2) wodurch bey den Damen des Alterthums auf eine weit leichtere Weise eben die Vortheile erhalten wurden, die man in neuern Zeiten durch Schnürleibchen mit elastischen Stahlbändern oder *corsets élastiques* beabsichtigte. Nachdem diefs geschehen ist, reicht Dorkas das obere Untergewand oder die eigentliche Tunika dar, (was unsere Damen vordem *Chemise*, und jetzt auch *Tunique* nennen würden,) die nun Kypassis der Domina anziehen hilft. Denn man mufs bey den Alten Anziehen vom Überwerfen und Umnehmen sorgfältig unterscheiden. 3)

Da dieso Tunika, dieſs obere Untergewand eigentlich den Hauptanzug ausmacht, und an ihm die meiste Pracht verschwendet ist, so dürfte es nicht unnütz seyn, während Kypassis den Gürtel schlingt, in seiner Betrachtung noch einige Augenblicke zu verweilen. Der Stoff dieses Gewandes ist eigentlich ein halbwollener Zeug, [1]) aus der feinsten milesischen Wolle mit baumwollenem Einschlag gewebt, von einer blendend weiſsen Farbe. Das Gewand selbst hat kurze Ärmel, die nur den Oberarm bedecken, und nach einer schon früh bey den dorischen Griechen üblichen Mode aufgeschlitzt und mit goldnen Agraffen wieder zusammengefafst sind. [2]) Es ist da, wo es über der Brust den Ausschnitt hat, mit einer zwey Finger breiten Bordüre von zweymal gefärbtem Purpur eingefafst. [3]) Denn, um dieſs hier nur im Vorbeygehen anzumerken, zweymal gefärbter Purpur (*dibaphon*) war gerade noch einmal so feurig, aber auch noch einmal so kostbar, als der einfach gefärbte. Von eben dieser Farbe ist nun auch die unterste Einfassung der Schleppe, die für das auszeichnende Merkmal der römischen Matro-

nentunika gehalten wurde. Die eigentlich weifse Tunika ging nämlich nur etwas über die Knie herab, und wurde auch von Frauenzimmern der leichten Gattung, von Libertinen, nur so kurz getragen, die dann nicht ermangelten, über die Knöchel noch kostbare Fufsbänder, goldene Kettchen und Spangen anzulegen. 1) Aber die Tunika einer Matrone hatte hier noch einen besondern Ansatz, 2) eine in viele Fältchen zierlich gelegte Schleppe oder Falbel, die so weit herab ging, dafs man dahinter kaum etwas von den Fufsspitzen erblickte. An dieser Schleppe war nun gewöhnlich aller mögliche Aufputz und was man *Agremens* und *Appliques* nennt, in mancherley Bordüren (*limbi*) angebracht. Sehr oft waren fein geschlagne Goldbleche aufgenäht oder gediegne Goldfäden eingezogen. 3) Gewöhnlich aber lief unten ein weiter Purpurrand herum. Die Tunika unserer Sabina hat eine solche Purpureinfassung, die aber durch eine künstlich aufgesteckte Perlenschnur noch mehr gehoben wird. 4)

Hypassis umgürtet diese lange Tunika-Chemise jetzt mit einem einfachen weifsen

Bande, da jeder Schmuck daran, vom Mantel, der noch darüber kommt, oder von den überbauschenden Falten der Tunika selbst verhüllt, völlig verloren gehen würde. Die ganze Kunst der gürtenden Sklavin besteht darin, dafs sie das Schleppkleid, welches ohne diese Aufgürtung zu tief auf die Erde herabfliefsen und das Gehen völlig verhindern würde, so weit über das Gürtelband heraufzieht, dafs gerade die Spitze des Fufses noch etwas sichtbar, und um den Gürtel herum ein schöner etwas überhängender Faltenbausch gebildet werde. 1)

Zum Ankleiden selbst fehlt nun nichts weiter, als dafs unsere Sabina noch den langen weifsen Mantel, den Droso schon in Bereitschaft hält, umwerfe, und künstlich über die linke Schulter und die Arme drappire. Aber noch ist das Wichtigste zu thun übrig. Der Perlenschmuck der Kleopatra, den Sabinus jüngst seiner Gemahlin aus Alexandrien mitbrachte, ist noch nicht umgehangen. Die Armbänder sind noch nicht gebunden, die Ringe noch nicht angesteckt. Schon steht Spatale mit dem geöffneten

Schmuckkästchen bereit. Noch wenige Augenblicke, und unsere Venus Anadyomene geht vollendet aus den Händen ihrer geschäftigen Zofen hervor.

Anmerkungen.

S. 340. 1) Sie hatte bey den Römern ihre eigne Amtstitulatur, und hiefs *Vestispica*. Der alte Grammatiker Nonius I. 41. hat uns diefs Wort, was auch in den besten Ausgaben des Plautus Trin. II. 1. 21. vorkommt, besonders erklärt, und mit einem Vers des alten Römischen Lustspieldichters Afranius belegt: *Novi non institulam ancillulam vespere et vestispicam.*

S. 350. 1) Zum Brust- und Stirnenschmuck der Pferde, die mit dem allgemeinen Namen *phaleræ* genannt wurden, (S. zum Silius Italikus XV. 255.) gehörten auch wohl bey aufserordentlichen Gelegenheiten Perlenschnüre. S. Klaudians Epigramme XXIII. 9. und Scheffer *de antiquorum torquibus c.* 13. *p.* 59. Hierher gehören die in der Aufzählung des männlichen Luxus von Plutarch

angeführten περιτέτμηται ἵππων in den *praecept. conjug. c.* 48. *T. I. P. II. p.* 571. Wyttenb.

§ 351. 1) Das *gausape quadratum* des Martial XIV. 152. Es waren leinene Quehlen, wozu aber der leinene Stoff sowohl im Faden als im Gewebe so gestampft oder geschlagen wurde, dafs es durch wollartige Flocken eine für das Gefühl sehr empfehlende weiche Zottigkeit erhielt. Diefs hiefsen die Griechen und Römer damals *mantelia*. Pollux VII. 16. Also auch hier ein Raffinement, dem unsere Handtücher von dem feinsten Linnendamast noch gar nicht beykommen. Über die Zubereitung dieser zottigen Linnen s. Vofs Erklärung zu Virgils Landbaugedichten Th. IV. S. 858. f.

§. 352. 1) Trimalchio thut dasselbe bey einer noch weit unanständigeren Befeuchtung der Hände: *aquam poposcit ad manum· digitosque paululum aspersos in capite pueri tersit.* Petron. c. 27. p 98. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, dafs die so oft mifsverstandene Geschichte von der schonen Sünderin in der evangelischen Geschichte, die

die benetzten Füfse des ihr so ehrwürdigen Lehrers mit ihren Haaren trocknete, auf eben diese Weise zu verstehen sey. Lucae 7. 38. S. Elsners *Observ. sacr. p.* 215.

S. 352. 2) Diefs sind eben die *alae* Vitruvs, da wo er von der Einrichtung eines Römischen Hauses spricht, VI. 4. p. 137. *edit Rod.* und die *cellae familiaricae* in den Häusern der Griechen in einer andern Stelle. VI. 10. p. 145. Vergl. Vitruvius Baukunst aus der Römischen Urschrift übersetzt von A. Rode Leipzig 1796. 4. Th. II. S. 21. und 38.

S. 353. 1) *Textrinum* oder *textrina*. S. Oudendorp zum Sueton p. 667.

S. 353. 2) Spinnliedchen. Man erinnert sich des schönen Verses des Ovid in seinem Lobe auf den Gesang:

Gern auch singet die Sklavin und dreht die amsige spindel,
Denn der munt're Gesang kürzt' und versüfset die Müh.

Ovids Klageelegien IV. 1. 13. Vergl. Virgil vom Landbau mit Voſs Erklärungen Th. III. S. 141. Lange vorher, ehe unser Bürger sein beliebtes Spinnliedchen: Schnurre, liebes Rädchen, dichtete, hatten die griechischen Spinnerinnen schon ihr Liedchen, dessen Anfang uns noch der Lexikograph Pollux IX. 125. aufbewahrt hat. Und diese Spinnerinnen der Sabina waren ja meist Griechinnen.

S. 333. 3) Quasillarien. Diese armen Spinnemädchen hieſsen *quasillariae*, und waren die verachtetsten unter dem weiblichen Hausgesinde, wie aus einer auffallenden Stelle beym Petron c. 132. p. 626. erhellt, wo eine Domina von eben diesem Schlage, wie unsere Sabina, ihren schimpflich abgedankten Liebhaber von diesen Spinnkorbmädchen um die Wette anspucken läſst. Das Spinnkörbchen hieſs *quasillum*, welches die Römer in dem verächtlichen Sinne brauchten, wie die Franzosen ihr *quenouille*. Siehe zu Cicero's Philipp. III. 4. T. VI. p. 654. *Graev.* Die Spinnmeisterin, *lanipendia*, kommt in den Römischen Gesetzen vor; sie wog die tägliche

Aufgabe (*pensum*) den Mädchen zu. Unsere Zucht- und Spinnhäuser können in mehr als einer Rücksicht mit diesen römischen Spinnstuben verglichen werden. Daſs Sklavinnen zur Strafe die Aufgabe vermehrt wurde, erhellet aus Properz IV. 7. 37.

S. 353. 4) So sagt der Redner Portius Latro beym Seneka *Controv. II. 13. T. III. p. 168. ed. Amst. Infelices ancillarum greges laborant, ut adultera tenui veste perspicua sit.* Diese dünne Kleidung war eine Art Musselin aus ägyptischer Baumwolle, aus *bysso.*

S. 354. 1) Man vergleiche die schöne Stelle bey Kolumella *praefat. ad libr. XII. p. 551. ed.* Schneider. und erinnere sich an die hinreifsende Schilderung der spinnenden Lukretia beym Ovid im Festkalender II. 741.

S. 354. 2) Sueton im August. c. 73.

S. 354. 3) Sie hieſsen *sarcinatrices* oder *sartrices*, (S. Nonius I. 276.) und kommen als

Sklavinnen von geringerer Bedeutung in den Römischen Gesetzbüchern vor. *Digg. XV.* 1. *leg.* 27. Man vergesse dabey nur nicht, dafs im ganzen Alterthum es viel weniger an den Kleidern, die fast fertig schon vom Weberstuhle kamen, (S. Beckmanns Beyträge zur Geschichte der Erfindungen Th. IV. S. 114. und die gelehrte Abhandlung Schneiders über die Weberey der Alten im *Index ad scriptores Rei Rust. p.* 382. *ff.*) zu schneidern und zu nähen gab als bey uns. Beym Untergewand waren die Ärmel und die Hauptnäthe alles, was die Nadel einer *sarcinatrix* bedurfte. Unten wurde die Falbel noch besonders angenäht. Weiter war nichts zu thun. Doch kommen auch *vestificae* vor. S. Reinesius *Inscript. Cl.* IX. 9. Gruterus DLXXVIII. 6.

S. 355. 1) Sie hiefsen *vestiplicae*. Eine besondere Anekdote von einer Sklavin dieser Art finden wir in der Deklamation des Quintilian, wo sie des Nachts die Stelle ihrer Frau bey einem sehr zudringlichen Liebhaber vertreten mufs. S. *Declam.* CCCLXIII. mit Burmanns Anmerkung S. 755. Hierher

gehört auch der *artifex togae, qui pridie rugas ab exordio formet et inde deducit in tilias* (d. h. in Bretchen aus Lindenholz) beym Tertullian *de pallio* c. 5. wo Saumaise p. 534. f. nach seiner Art vielerley Passendes und Unpassendes zusammengehäuft hat.

S. 356. 1) Wenn Martial die runzelreiche Stirn einer alten Frau schildern will, sagt er: deines Gewandes Saum hat nicht mehr Falten III. 95. 4. Die Sache findet sich auf mehreren alten Denkmählern, besonders auf Bildsäulen, sehr deutlich ausgedrückt. S. Winkelmann *Monumenti inediti in trattato preliminare p.* 82. Überhaupt liebte das Alterthum durchaus die Falten in seinen Gewändern, und so ging die Kunst reich zu drapiren von dem Gebrauche im Leben auch in die Kunstwerkstätten über, wo sie jetzt nur noch in verkümmerter Tradition wohnet. Wie anstofsig würde ein Grieche und Römer auch schon darum die Mode mancher modernen Damen gefunden haben, die Schleppe des Kleides hinten so zusammen zu fassen, dafs das Gewand von vorn so knapp und faltenlos, als möglich, anliege!

S. 356. 2) Kleiderpressen. Die Erwähnung dieser Kleiderpressen (*prela*) kommt erst bey den Schriftstellern unter den ersten Kaisern vor. So erscheint beym Seneka *de tranquill. animi c. I. vestis ex arcula prolata, mille ponderibus aut tormentis splendere cogentibus pressa*, wo Lipsius die Sache erläutert hat. Beym Martial kommen sie mehrmals vor, als II. 46. Beym Klaudian XXX. 101. legt die Venus solche gepreſste Gewänder an. Ammian XXVIII. 4. nennt diese Maschinen *pressoria*.

S. 356. 3) Sie hiefsen *arculae* oder *capsulae*. Daher nennt Seneka *ep. 96.* stutzerhafte Gecken *totos de capsula*. Man legte zwischen die Gewänder allerley wohlriechende Holzer (daher schon beym Homer die ἕλματα δυώοντα) und aromatische Harze. In den Aufschriften des kosmetischen Arztes Kriton, die uns Fabricius in seiner *Bibliotheca Graeca* erhalten hat, kommen auch ausdrücklich καταλλάσματα ἀρωματικὰ ἱματίων vor.

S. 356. 4) Farbigte Gewänder der Frauen. Wenn man in Ovids Kunst

zu lieben III. 179-191. und bey andern Dichtern fast eben so viel Modefarben bey den Kleidern der Damen erwähnt findet, als in den neuesten Musterkarten zu finden sind, so mufs man nicht vergessen, was auch Ferrari schon bemerkt hat *de Re vestiar. III.* 22. *p.* 249 dafs hier blofs von der Mittelklasse geputzter und dienstfertiger Frauen in Rom, die man *libertinas* nennt, (woraus das französische *Libertinage*) nicht von Matronen die Rede sey, die aufser Gold und Purpur keine andere Farbe trugen, wenn sie nicht muthwillig auf ihren Stand Verzicht thaten. So trugen auch nur die *libertinae* um die Knöchel goldene oder mit Perlen besetzte Fufsspangen. S. Hardouin zu Plin. T. II. p. 609. n. 10.

S. 357. 1) Da die Alten durchaus für jeden Fufs einen eignen, und also einen rechten und linken Schuh hatten (S. *sur les souliers à l'echasse des anciens Grecs*, Paris 1800. p. 20.): so wurde ihre Vertauschung früh beym Anziehen für ein Zeichen gehalten, dafs den ganzen Tag alles verkehrt gehen werde. Diese Fratze vermochte selbst

den ersten der römischen Imperatoren, der doch in vielen sehr klein war, zu beunruhigen. Sueton. in Aug. c. 92. *Si manu sibi calceus perperam ac sinister pro dextero induceretur, id dirum auspicium observabat.* Plin. II. 7. nennt dieſs *calceum inductum praepostere.*

S. 557. 2) Unterschied zwischen Schuhen und Schnürsohlen. Man muſs durchaus in den Beschuhungen der Alten den eigentlichen Schuh, der den ganzen Fuſs, oft auch noch die Knöchel bis an die Wade bedeckte, von den Sandalen oder Bänderschuhen unterscheiden, die, nur die Fuſssohlen deckend, übrigens mit Riemen und Bändern oberhalb geschnürt wurden, und die Fuſszehen und obern Theile des Fuſses frey lieſsen. Alle jene Beschuhungen, die den Fuſs auch oben deckten, hieſsen mit dem ächtrömischen Worte *calcei*, (bey den Griechen, wo sie doch eigentlich, auſser in den Kothurnen, nicht vorkommen, ὑποδήματα κεῖνα.) die bloſs geschnürten hieſsen *soleae*. Die Stelle beym Gellius XIII. 20. setzt dieſs auſser Zweifel. Schon Saumaise zu Tertullians *pallium* p. 353. ff. hat dieſs so gut

aus einander gesetzt, dafs man sich wundern mufs, wie seitdem noch so oft Mifsverständnisse darüber herrschen konnten. Da man nun aber den ganz deckenden Schuh immer für etwas lästiges, einpressendes hielt (Tertullian l. l. nennt ihn *proprium togae tormentum*): so raffinirte man auch auf aufserordentlich weiches und zartes Leder, und dieſs hiefs *aluta*, von *alumen*, Alaun, weil man die Felle mit Alaunbeize weich und gar machte, wie noch jetzt unsere Weifsgerber thun. Männer und Frauen trugen nun in Rom, sobald sie geputzt erscheinen wollten, blendend weifse Schuhe. So der Stutzer beym Martial VII. 33. so der stutzerhafte Pfeifer beym Phädrus V. 7. 36. Gewissermafsen kannten also die Römer damals schon das jetzt so gesuchte weifse Atlafsleder der Engländer, das man selbst allen seidenen Stoffen zum Putz vorzieht. Aber man mufs hier Matronen sehr genau von den *filles* und freyen Stadtmädchen unterscheiden. Diese trugen die weit verführerischer und eleganter geschnürten, pantoffelartigen Sohlen, die von den römischen Dichtern oft blofs *Vincla* genennt werden. S. zum Tibull I. 5. 66.

Gonsalius zu Petron c. 126. p. 218. Unsere Sabina erscheint heute in grofser Parüre als Matrone; da darf sie keine *soleae* tragen. Wohl aber können die weifsen Schuhe in Gold gestickt seyn, (κεντητοὶ, Epiktets Enchiridion c. 61. mit Heynens Anmerkungen nach dem Simplicius.) So hat einer bey einer heiligen Prozession, wo er eine Frau vorstellt, *soccos obauratos* beym Apulejus Metam. XI. p. 260. vergl. Saumaise zum Tertullian *de pallio p.* 283. Wenn Ovid III. A. A. 271. seiner Schülerin zuruft: *Pes malus in nivea semper celetur aluta*, so empfiehlt er den *filles* den Matronenschuh, blofs um eine Ungestaltheit dadurch zu verbergen, denn sonst würde sie gewifs nur zierlich geschnürte *soleas* tragen. Abbildungen des weiblichen *calceus* auf alten Monumenten sind darum sehr selten, weil die Bildhauer und Künstler die Sandalen oder *soleas* der Kunst weit angemessener fanden. Doch kann man sich in den *soccis* der Tänzerin in den *Pitture d' Ercolano T. I. tav.* 21. und der historischen Muse im *Pio - Clementino T. I. tav.* 17. mit Visconti's Anmerkung p. 34. die Sache in etwas vorstellen, wenn man dabey nur nicht ver-

gifst, dafs immer noch ein beträchtlicher Unterschied zwischen dem bequemen Soccus (wohin auch die merkwürdige Figur in gebrannter Erde im Museum zu Veletri des Cardinals Borgia gehört. S. die Figur in Guattani *Monumenti inediti* 1785. Aprile T. II.) und dem knappen Calceus gewesen sey. Vergl. Balduin *de calceo* c. 16.

S. 358. 1) Das Hemde, *Interula*. Dieſs war eine Art von innerer Tunika (*interula*), die entweder ganz aus Leinwand (*linea*, Saumaise *ad Scriptt. H. A. T. I. p.* 972.) oder aus Baumwolle (*byssina*) verfertigt wurden. Männer und Frauen trugen dergleichen; bey den Männern hiefs sie *subucula*, bey den Frauen *intusium*; (S. Ferrari *de re vestiaria III.* 1. *p.* 175.) ungefähr wie die Engländer zwischen *shirt* und *shift* unterscheiden. Das Negligée oder der Morgenanzug der Frauen in ihrem Hause bestand, wie man aus vielen Stellen des Ovid und Properz sieht, blofs in einem solchen Hemde, welches, wenn es sehr eng anlag, nicht einmal gegürtet zu werden brauchte (*vacat zonae tormentum*, sagt der Kirchenvater Tertullian

de pallio, wo Saumaise die Sache gelehrt erläutert S. 381. f. *ed. pr.*). Doch konnte es durch seine Länge leicht beschwerlich werden, und darum wurde es wenigstens so lange, bis man die eigentliche Tunika darüber zog, mit einem Gürtelbande (*semizona*) zusammen gehalten.

S. 358. 2) Der Name dieser Busenbinde, die zu doppelter Absicht gebraucht wurde, theils um den allzu vollen Busen einzuschnüren, (dann hiefs sie auch *mamillare*, Martial. XIV. 66.) theils um ihn zu heben, hiefs *strophium*. S. zu Katull *65*. 65. Sie ist oftmals fälschlich mit dem Gürtel oder der Zona selbst verwechselt worden.

S. 358. 3) Was hier geschieht, heifst *indusre*. Was in der folgenden Scene am Ende vorkommt, *amicire*. So unterscheidet auch der Grieche stets ἐνδύειν und περιβάλλειν.

S. 359. 1) Diefs nannte man damals mit der allgemeinen Benennung Koische Kleider, oder auch *bombycina*. Die alten Schriftsteller wissen sich selbst nicht darein zu finden,

und nennen ganz verschiedene Stoffe mit einerley Namen. S. Plinius XIX. 22. Gewifs ist es, dafs es aufser den ganz durchsichtigen Floren und Gazen, worüber sich Seneka und einige Dichter so ereifern, (*Coi tibi paene videre est ut nudam Horat. I. Serm.* 2. 151.) noch einen dichtern Stoff gab, der unsern feinsten Musselinen und Linons wohl wenig nachgab, und aus diesem ist die Tunika unserer Sabina gewebt.

S. 350. 2) Man findet dieſs Untergewand auf mehreren Statuen der Kaiserinnen, z. B. der Lucilla im *Museo Pio-Clementino T. III. tav.* 10. und so auch an der Statue der Kaiserin Sabina, als Concordia, in Visconti *Monumenti Gabini n.* 34. welche auf der Kupfertafel zu dieser Scene nachgebildet worden ist.

S. 350. 3) *Patagium*, *clavus*. Diese Bordüre (*clavus*) war eigentlich nur ein Vorrecht der Matronen. Um sie von der Bordüre an der Männertunika, die eigentlich nur *clavus* hieſs, zu unterscheiden, hieſs sie auch mit einem Griechischen Worte *patagium*.

S. die Stellen bey Ferrari *de re vest. III. p.* 174. Dafs man sie auch an den Ärmeln getragen habe, beweisen die *manulearii patagiarii* in Reinesens Inschriften Cl. XI. 83. p. 659.

S. 360. 1) Wenn daher an jener Matrone beym Petron c. 126. p. 604. *pedum candor intra auri gracile vinclum positus* gerühmt wird, so versteht man allerdings am richtigsten solche Fufsspangen darunter, aber man vergesse dabey nur nicht, dafs jene Matrone da gar nicht in ihrem Staatskleide erscheint, sondern auf verliebte Abenteuer ausgeht. Hieraus ist auch Ferrarius in *Analectis de re vestiaria c.* 21. *p.* 72. zu berichtigen.

S. 360. 2) *Instita.* Die Schleppe heifst eigentlich *instita.* Sie war zwar aus dem nämlichen Stoffe, aus welchem die Tunika gemacht war, hatte aber, wie wir noch aus römischen Bildsäulen sehn, z. B. der Juno im *Museo Pio-Clementino T. I. tav.* 2. mit Visconti's Anmerkung, eine Menge Fältchen und ganz unten eine Purpur- oder Goldtour. Die Tunika mit der Schleppe als ein einziges

Ganzes betrachtet heifst *stola* (στολή, gleichsam als wollte man in neuern Sprachen *grand parure* oder *full dreſs* sagen. Man ist damit ganz angezogen). Schon der einzige Vers des Horaz in der Beschreibung der Matronen, *quarum substuta talos tegit instita veste*, macht die ganze Sache deutlich, die Ferrari weit besser als Rubens gefafst hat.

S. 360. 3) *Segmenta*. Dieſs sind die so oft miſsverstandenen *segmenta* an der Kleidung der römischen Damen. S. Saumaise *ad Scriptt. H. A. T. II. p. 569. ff.* Man erinnere sich nur, dafs die Alten die Goldstickerey und Weberey, wie wir sie haben, nicht kannten, und dafs es eigentliches fein geschlagenes Goldblech (*lamina*) war, was zerschnitten und aufgeheftet wurde. S. Beckmanns Beyträge zur Geschichte der Erfindungen Th. III. S. 65.

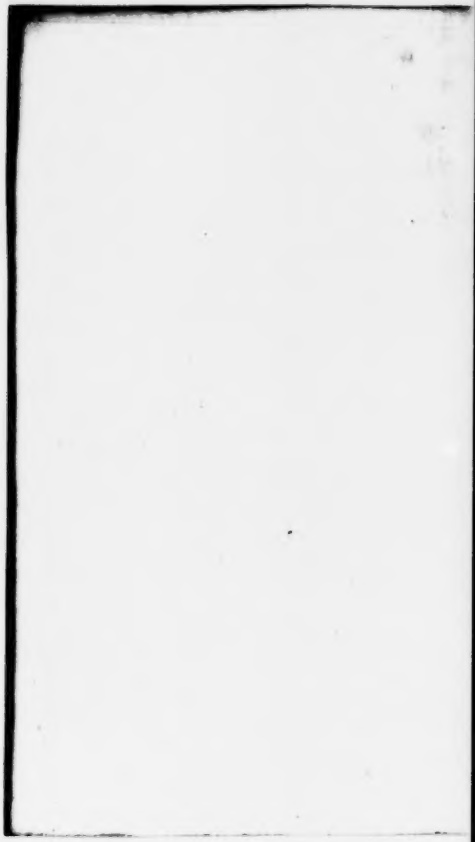
S. 360. 4) Wenn Plinius sich über den zügellosen Luxus ereifert, der mit Perlen getrieben wurde, so sagt er auch: man gehe auf Perlen IX. 35. s. 56. welches

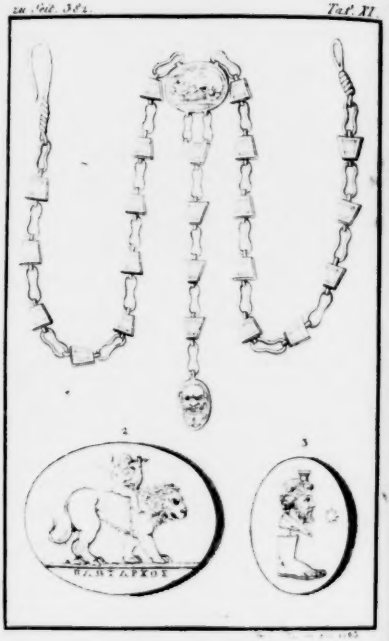
ich nicht blofs von den Perlen auf Schuhen, sondern auch auf den untern Bordüren der Gewänder verstehen möchte. Siehe über diesen Luxus mit Perlen die Beyspiele gesammelt bey *Meursius de luxu Romanorum* c. 5. p. 20. ff.

S. 361. 1) Die Tuniken mit den Schleppen waren so lang, dafs sie ungegürtet noch über eine halbe Elle auf der Erde geschleppt haben würden. Diefs wurde nur durch das geschickte Gürten verhindert. S. Vorlesungen über den Raub der Kassandra auf einem alten Gefäfse S. 60. Der oben beym Gürtel überhängende Faltenbausch bildete das, was die Alten den Busen (*sinus*) nannten, und diente auch dazu, allerley Kleinigkeiten hineinzustecken, da die barbarischen Poschen und Taschen unserer Röcke eine bey den Alten völlig unerhörte Sache waren.

SIEBENTE SCENE.

Sabina entsiegelt das Schmuckkästchen. Juwelen mit Stammbäumen. Das dreyfache Busengeschmeide. Ohrgehänge mit Respects-Perlen. Sommergarnitur in Ringen. Amor der Löwenbändiger auf einem Ringstein. Der Serapiskopf auf dem Fuss, ein Amulet. Anlage des Mantels. Vollendender Blick auf den Spiegel in Lebensgröße.




2
3

Noch wenige Augenblicke, und unsere Sabina geht aus den Händen ihrer Zofen in vollem Glanze hervor, wie ihn die neueste Mode in jener Herrscherstadt der Welt verleihen kann. Spatale, so heifst das Mädchen, deren besonderer Aufsicht der kostbare Perlenschmuck aus Ägypten anvertraut ist, 1) hat so eben das Schmuckkästchen herein gebracht, und präsentirt der Domina das unversehrte Siegel. Es ist der hündische Anubiskopf, womit die fromme Sabina am liebsten siegelt. Die Domina, die überhaupt nur bey solchen Gelegenheiten ihr Recht als alles versiegelnde Hausfrau geltend zu machen pflegte, nickt Zufriedenheit, und so wird es von der geschäftigen Spatale vor den Augen der Gebieterin wirklich entsiegelt. 2) Die geschäftige Kypassis ist im Begriff, ihrer, sich vorwärts neigenden Gebieterin die kost-

bare, dreyfache Perlenschnur als Hals- und Busengeschmeide umzuhängen. Mit dieser hat es freylich seine ganz eigene Bewandtnifs, und ich hoffe mir von meinen Lesern einen kleinen Dank zu verdienen, wenn ich ihnen mittheile, was ich darüber auf einem alten Pergamentblatt in halbverblichener Schrift aufgezeichnet gefunden, und ziemlich mühsam heraus buchstabiert habe.

Man hatte, so erzählt mein Scholiast, bey der Hoffarth und Üppigkeit der damaligen Römer durchaus keine Kostbarkeit mehr, die durch sich selbst kostbar genug gewesen wäre, die zügellose Prachtliebe und Putzsucht der stolzen Römerinnen hinlänglich zu befriedigen. So wie der verschwenderische Hausherr nicht damit zufrieden war, seine Büffets mit goldenen, silbernen und mit Edelgesteinen besetzten Trinkschalen aus der Werkstätte eines Myrons oder Praxiteles, mit Myrrhiniten und Onychiten zu besetzen, wenn er nicht zugleich durch einen gelehrten Stammbaum beweisen konnte, dafs jener Doppelpokal in gerader Linie vom alten Nestor, diese Schaale von der schönen Dido abstamme, die einst der Äneas daraus auf

ihre Gesundheit Bescheid zu thun nöthigte: 1) so waren die vornehmen Matronen erst dann, nach ihrer Meinung, vollkommen geschmückt, wenn sie sich mit Kostbarkeiten und Kleinodien behängen konnten, von welchen der Juwelenhändler versicherte, dafs sie einst einer berühmten ausländischen Fürstin, einer griechischen Königin, einer Gemahlin eines Seleucus, oder Mithridates, oder Herodes zugehört hätten. Keine Prinzessin hatte in den neueren Zeiten ein so vielseitiges Interesse für Rom und seine Gewalthaber gehabt, und durch ihren unermefslichen Aufwand, durch ihre Pracht- und Putzliebe, und durch die feinsten Gewebe der Politik, im guten und bösen Sinne so viel von sich reden gemacht, als die letzte Königin von Ägypten, die stolze Besiegerin eines Cäsars und Antonius, die Tausendkünstlerin Cleopatra. Die Prachtliebenden Römerinnen damaliger Zeit fanden daher ihre Eitelkeit durch nichts so sehr geschmeichelt, als wenn sie unter die Kostbarkeiten ihres Putztisches eine Schmucknadel, eine Armspange, oder gar einen Ring zählen konnten, der durch eine beglaubigte Überlieferung zu

einem unbezweifelten Besitzthum der schö-, nen Cleopatra erhoben wurde. Nun war, unter dem Schmucke dieser gekrönten Buhlerin nichts so sehr berühmt, als die unschätzbare Seltenheit ihrer Perlen. Man erzählte [1]) sich noch immer mit frischer Bewunderung den berüchtigten Perlentrank, wodurch die üppige Gastgeberin nach dem Ausspruche des Lucius Plancus die Wette vom Antonius gewann, der es für unmöglich hielt, daſs sie bey einer einzigen Mahlzeit zehn Millionen Sesterze, oder 600,000 Thaler verschwenden könnte. Sie hatte in jedem Ohre eine Perle, die durch ihre Gröfse und Vollkommenheit, beide unschätzbar, einzig (*uniones*) und mehr als ein Königreich werth waren. Kaltblütig warf sie jetzt die eine davon in eine Schaale mit Essig, und trank sie aus. Zum Glück war Antonius schon mit dieser Probe zufrieden; sonst wäre die Reihe auch noch an ihren Compagnon im andern Ohr gekommen. Doch diesem war ein besseres Schicksal bestimmt. Er kam, nach dem unglücklichen Ende seiner Besitzerin, in die Hände des grofsen Feldherrn und Lieblings des Augustus, Agrippa, der

diese Perle in zwey gleiche Hälften zerschnitt, und sie dem Venusbilde im prächtigsten Tempel Roms, den er selbst erbaut hatte, im Pantheon, als den köstlichsten Ohrenschmuck, der in der alten Welt anzutreffen war, anhing. Diese halbirte Perle in den Ohren der Venus blieb die Bewunderung Roms, und man kann daraus leicht den Schluſs machen, was das sagen wollte, wenn jetzt die Sabina eine Perlenschnur von eben der Königin um ihren Hals legen konnte.

So weit meine Nachricht in der alten pergamentnen Handschrift. Man wird sich übrigens wohl schwerlich darüber den Kopf zerbrechen, wie der Gemahl der Sabina zur Überzeugung gekommen sey, daſs dieser höchst seltne und kostbare Schmuck wirklich der Cleopatra zugehört habe. Hätten die Perlen, wie in den Fabeln der Arabischen und Persischen Dichter, die Gabe der Sprache erhalten: sie hätten vielleicht der Erzählung des listigen Juwelenhändlers, von welchem Sabinus sie für 100,000 Thaler erkaufte, [1]) geradezu ins Gesicht widersprochen. Jetzt hieſs es: es sey dieser Perlenschmuck heimlich aus den Schätzen entwen-

det worden, die von der Cleopatra kurz vor dem letzten Angriffe des Octavianus auf Alexandria in groſser Menge [1]) zu den prächtigen Gräbern geschafft wurden, die sie neben dem Isistempel erbauen liefs, und worin kurz darauf Antonius selbst seinen Geist aufgab.

Dergleichen kaufmännische Anweisungen werden eben so leicht geglaubt als erzählt. Die neueste Zeitgeschichte liefert in den Erzählungen von den Juwelen und Spitzen der unglücklichen Königin von Frankreich, Antoinette, eine merkwürdige Parallele. Wurde da nicht eben so zuversichtlich erzählt, dafs die Juwelen dieser, bey allen ihren Unvorsichtigkeiten doch höchst beklagenswürdigen Fürstin, [2]) durch eine sonderbare Wanderung in die Paraphernalia oder den Brautschmuck der Prinzessin von Wallis nach England gekommen wären, [3]) und dafs eine hochgepriesene Theatergöttin Mamsell Lange, jetzige Madam Simon, die sämmtlichen Spitzen dieser Monarchin auf ihrem Leibe trage? [4]) Man war so gutmüthig, keine dieser Erzählungen Lügen zu strafen. Warum sollte man es dem edlen Sabinus, der sich weit besser

auf den Stammbaum eines Thessalischen oder Asturischen Hengstes, als auf die Genealogie dieser Perlenschnuren verstand, so sehr übel nehmen, dafs er den feierlichen Betheurungen des Alexandrinischen Juweliers volligen Glauben beymefs? Hatte er doch eine schöne runde Summe dafür gezahlt, und seine Hausgebieterin hatte kein geringes Interesse, die Versicherung ihres Mannes, der ihr diefs als ein Geschenk von seiner Reise mitbrachte, wenigstens diesmal für baare Wahrheit gelten zu lassen.

Auf jeden Fall konnte diefs Perlengehänge nach seiner seltenen Vollkommenheit und Kostbarkeit den Nacken und Busen der verführerischen Länder- und Herzensbezwingerin Cleopatra gar wohl geschmückt haben. Es bestand eigentlich aus drey Schnuren, [1]) wovon die eine enger angezogene blofs den Hals, die zweyte und dritte aber, welche weiter und lockerer herabhing, den Busen bedeckte, und selbst zwischen den Brüsten noch etwas tiefer sich senkte. [2]) Die oberste Schnur, oder das eigentliche Halsband, bestand aus blofsen Perlen; die beiden andern Schnuren aber hatten noch das besondere,

dafs zwischen jeder Perle von aufserordentlicher Schönheit und Gröfse ein grüner, gold- oder perlfarbiger Edelstein, ein Smaragd oder Beryll, nach der Benennung des Alterthums 1) abwechselte, und mit dem zwischendurch schimmernden Golde die angenehmste Farbenmischung darbot. 2) Gewifs ein eben so geschmackvolles als prächtiges Busengeschmeide, um welches heute Sabina manchen scheelen Blick auf sich ziehen, aber eben dieser Scheelsucht ihrer Nebenbuhlerinnen sich herzlich erfreuen wird!

Während Kypassis mit dem Umhängen dieses Schmucks und dem künstlichen Anheften desselben an der Busenbinde beschäftigt ist, 3) hat Spatale aus eben dem Kästchen auch die Perlengehänge hervorgezogen, die sie der Domina mit möglichster Ehrerbietung und Behutsamkeit einhängt. Die Mode, nur eine einzelne grofse Perle im Ohr zu tragen, die die Römer eben darum Einzelwesen oder Einer nannten (*uniones*), war jetzt schon zu allgemein worden, und jede Libertina, jedes Freudenmädchen schmückte sich auf diese Weise. 4) Die Ohrgehänge,

die heute Sabina anlegt, bestehen aus drey neben einander hangenden Glockenperlen auf jeder Seite, die man, weil sie nur von Matronen von hohem Stande und Reichthum getragen werden konnten, mit einem eigenen Modeausdruck Respectsvermelder nannte. [1]) Eine einzige solche Girandole ist ein grofses Rittergut werth! Der strenge Sittenprediger Seneca hatte wahrscheinlich unsre Sabina oder eine ihrer Putzschwestern in gutem Andenken, als er die merkwürdigen Worte niederschrieb: „Perlen kommen „mir vor Augen, nicht etwa Eine für jedes „Ohr; nein, die Ohrläppchen unserer Da„men haben durch Übung eine eigene Fer„tigkeit erhalten, sich recht viel anhängen „zu lassen. Zwey Perlen neben einander, „und eine dritte oben darüber machen jetzt „ein einziges Ohrgehenke aus. Die rasenden „Thorinnen glaubten vermuthlich, ihre Man„ner waren noch nicht geplagt genug, wenn „sie nicht in jedem Ohre zwey oder drey „Erbschaftsmassen hängen hätten.“ [2]) Von den Ohren kommt es endlich auch noch an die Hände. Auch hierzu liefert Spatale aus ihrem Schmuckkastchen mehr als Eine Kost-

barkeit. Über der Hand werden goldene, mit künstlich getriebenen Rosetten und Blumenwerk ausgeschmückte Armspangen oder Bracelets angelegt, [1]) und 16 Ringe, an jedem Finger, nur den mittlern an beiden Händen ausgenommen, [2]) zwey Ringe mit Edelsteinen, angesteckt, an welchen die Meisterarbeit der berühmtesten Steinschneider noch viel kostbarer ist, als der Werth des Steines selbst. Merkwürdig ist es hierbey, dafs Sabina zur heutigen Feierlichkeit zum erstenmal die Sommergarnitur ihrer Ringe anlegt.

Um diesen meinen Lesern vielleicht nicht ganz deutlichen Ausdruck verständlicher zu machen, will ich hierbey nur erinnern, dafs die gränzenlose Prachtliebe der reichen Römer und Römerinnen auch in diesem Artikel des Luxus, in den Ringen, ein besonderes Raffinement ausfindig gemacht hatte. Sie hatten in ihren kostbar ausgestatteten Ringkästchen, oder Daktyliotheken, für jede Jahrszeit eigene Garnituren von Ringen. Denn da die Gemmen, oder geschnittenen Steine, welche damals den Ringen den gröfs-

ten Werth gaben, zum Theil von beträchtlicher Gröfse waren: so trug man die gröfsern und schwererern Ringe nur im Winter, wählte aber für den Sommer die leichtesten und kleinsten. 1) Eben darum hatte Sabina heute auch nur Armbänder von dünnem fein gearbeiteten Golde genommen, da sie in einer andern Jahrszeit noch weit kostbarere Armspangen mit prächtigen, aber etwas schweren Cameen eingelegt, 2) gewählt haben würde. — Man hat in der Geschichte des neuern Luxus eine Erzählung von einem bekannten Premierminister an einem der ersten teutschen Höfe, der für jeden Tag im Jahre einen eigenen Stockknopf und eignen Ring gehabt haben soll. Auch verfertigte man schon lange in Dresden und an vielen andern Orten artige Schmuckkästchen, worin einige Dutzend verschiedene Ringsteine aus schön geschliffenen Crystallen und Halbedelsteinen, alle für einen Ring passend, zusammen geordnet sind, so dafs der Liebhaber oder die Liebhaberin einen ganzen Monat hindurch alle Tage einen ihrer Ringe wechseln kann. Aber was will alles dieſs gegen die verschwenderische Pracht unserer Sabina sagen,

da es bey ihren Ringgarnituren nicht blofs auf die Schätzung des Juweliers, 1) sondern auch auf die vollendeten Kunstwerke grofser Meister in der Steinschneidekunst und auf den ganz eigenen Werth ankam, den einzelne Ringe durch ihre vorigen berühmten Besitzerinnen erhalten hatten. 2)

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich die Vorstellungen auf den geschnittenen Steinen, die sich in den Ringen unserer Sabina befanden, einzeln anführen wollte. Nur das darf ich nicht ganz unberührt lassen, dafs sich unter dieser Garnitur der Lieblingsstein der Domina und auch ein Amulet befand. Jener Liebling war nichts anders als die berühmte Vorstellung des allbezwingenden Amors, der auf einem Löwen reitet. 3) Es war ein trefflicher Intaglio, in einem Sardonyx geschnitten, und ein Meisterwerk des berühmten Steinschneiders Plutarchos, von welchem sich ein etwas gröfserer Stein mit einer ähnlichen Vorstellung noch vor kurzem (!) in der grofsherzoglichen Sammlung zu Florenz befand. 4) Die zärtliche Sabina sah diesen Stein nie ohne innigen Wohlbehagen

an. Sie dachte sich dabey immer als den schalkhaften Liebesgott, und gab ihrem jungen muthwilligen Vetter, dem geliebten Saturnin, dabey die Stelle des bezwungenen, und jetzt vom Amor gepeitschten Löwen zu spielen. Saturnin liefs sich auch diese Deutung so lange recht gern gefallen, als er in dem geheimen Liebesverständnisse mit seiner reichen und freygebigen Muhme seine Rechnung fand. Ja, er hatte ihr sogar vor kurzem ein recht zierliches griechisches Sinngedicht auf diesen Stein mit der Versicherung überreicht, dafs es ihm die Musen in einem seligen Augenblick der verliebten Begeisterung eingeflüstert hätten. Da wir es aber unter dem Namen eines bekannten griechischen Epigrammendichters, Argentarius, noch jetzt in der griechischen Blumenlese aufbewahrt finden: so dürfen wir uns wohl zu dem Verdacht berechtigt halten, dafs sich der schöne Ritter bey dieser Gelegenheit eben des Kunstgriffs bedient habe, den von jeher fade Süfslinge zur Bemäntelung ihrer Hohlköpfigkeit anzuwenden wufsten. Hier ist das Gedichtchen, wie es sich in der angeführten Sammlung erhalten hat. *)

„Auf dem Steine gewahr' ich den allbezwingenden Amor,
„Wie er des Leuen Gewalt bändigt mit trotzigem Arm,
„Mit der Rechten peitscht er die zottige Mähn', in der Linken
„Führt er den Zügel. Um ihn strahlet ein göttlicher Reitz;
„Zitternd erblick' ich den Menschenverderber. Er zwinget den Löwen
„Ihm zu gehorchen. Er schont nimmer ein sterbliches Herz."

Das Amulet bestand in einem sogenannten Zauberringe oder Talisman, der unter einer gewissen Konstellation des Himmelszeichens, unter welchem Sabina das Licht der Welt erblickte, von einem Priester des Serapis geweiht war, und die Kraft haben sollte, dafs der Besitzerin desselben, wenn sie ausging, nie etwas widriges zustofsen könnte. Auf einem Jaspis war ein ehrwürdiger Serapiskopf mit seinem bekannten Kennzeichen, dem Scheffel auf dem Haupte, künstlich eingeschnitten. Der Kopf stand auf einem Menschenfufse zum Zeichen, dafs er

den Aus- und Eingang dieses Menschen schütze. Darneben erblickte man das Strahlenhaupt der Sonne. [1]) Sabina, die wir schon mehrmals als eine sehr fromme und gewissenhafte Isis- und Serapisdienerin erblickten, und die wir, wenn es unsern Lesern beliebte, wohl selbst einmal in einer zweyten Reihe von Scenen dieser Art auf einer Wallfahrt zu einem wunderthätigen Serapisbilde begleiten könnten, hielt auſserordentlich viel auf diese geheiligten und mit besondern Formeln eingesegneten Ringe. In jeder ihrer Garnituren befand sich wenigstens einer der Art, und ein Serapispfaffe, der ihr mit geheimniſsvoller Miene einen Talisman von ganz neuen und unerhörten Wunderkräften zu kaufen anbot, ging selten von ihr, ohne eine schöne, runde Summe eingestrichen zu haben. [2])

Und so ist nun Sabina mit allen himmlischen und irdischen Gaben der ausgesuchtesten Verschönerungskünste unter den Händen ihrer sechzehn Zofen ausgerüstet. Der Mantel, oder die Palla, wird umgelegt. Das Umlegen oder Umwerfen dieser Palla war ein Hauptstück der damaligen Toilette, und

gleichsam der Kranz ihrer Vollendung. Die Sache war so wichtig, dafs sie die Römerinnen mit einem eigenen Worte bezeichneten (*amicire*). Die Redner, die es im kunstreichen Legen ihrer Toga, und im studirten Faltenwurf derselben, oft mit dem Mantelwurf der geübtesten Damen aufnahmen, bedienten sich desselben Worts zu derselben Sache. [1]) Auch hatte das Umwerfen dieser Toga bey den Männern, Palla bey den Frauen in der That seine ganz eigene Schwierigkeiten. An Festhalten derselben durch Bänder, Agraffen oder gar durch Stecknadeln, diese barbarische Erfindung späterer Zeiten, [2]) war dabey gar nicht zu denken. Sie mufste ohne alle diese Hülfsmittel im zierlichsten Anstande so gefafst werden, dafs der eine Theil unter der rechten Brust sich herum schlingend, den rechten Arm und die ganze rechte Schulter völlig unverhüllt liefs, [3]) der andere aber über die linke Schulter geworfen, und vom linken Arm, den er oft ganz, oft wenigstens bis an die Hand bedeckte, gehoben wurde. Im Halten dieses Mantels ersann also eine alte Römerin alle Kunstgriffe und Fertigkeiten, womit eine

elegante Dame unserer Zeit Shawl und Rockschleppe auf gleiche Art zu behandeln versteht. Vor allem sah man dabey auf die zierlichsten Effekte des Faltenwurfs, 1) worüber uns noch so manches Denkmal der alten Sculptur Belehrung ertheilt. 2) Natürlich hatte man hundert verschiedene Arten, den Mantel so oder so zu drapiren, ihn tiefer herabsinken zu lassen, oder höher heraufzunehmen, und die kostbare Falbel der Tunika in ihrem ganzen Glanze zu zeigen. Nur schleppen durfte er nicht. 3) Denn nur in dem einzigen Mittelpunkte der Repräsentation, auf dem Theater, wurden Schleppkleider den Helden und Citharoden im Alterthum zugestanden. 4) Hypassis hat den Mantel ihrer Gebieterin in den schönsten und mahlerischsten Falten umgelegt. Das Werk ist vollendet. „Sabina! heute überstrahlst du alle Römerinnen an Pracht und Schönheit!“ ruft die schlaue, ehrerbietig vor ihrer Gebieterin sich neigende Sklavin. „Wie erstaunt werden Roms edelste Jünglinge, die stolzen Ritter, wenn sie in Parade vor dir vorüberziehen, an dich hinaufblicken!“ lispelt die schalkhaft lächelnde Nape. Ihr

beiden folgt meinem Tragsessel, befiehlt, gnädigen Beyfall zuwinkend, die freundliche Gebieterin.

Während den acht Cappadociern, den heute in ihre Staatslivreen gekleideten Sesselträgern der Sabina, von einer der Sklavinnen der Befehl überbracht wird, dafs sie sich unter dem Portiko im Vorhause fertig halten sollen, bespiegelt sich diese noch einmal in einer grofsen, spiegelartig polirten Silberplatte, die jetzt Spatale ihr vorgeschoben hatte. [1]) Ein prächtiges Stück einer römischen Damentoilette! Denn wie man heutzutage Glasspiegel von völliger Menschenlänge hat, die mit ihrem Rahmen auf einem beweglichen Gestelle stehn, und nach Belieben der Besitzerin in jede Richtung vorwärts und rückwärts geschoben werden können: so hatten die Römerinnen prächtige Metallspiegel, in völliger Lebensgröfse, [2]) deren Kostbarkeit so grofs war, dafs Seneka versichert, ein einziger solcher Spiegel betrage mehr an Werth, als in den frühern, nüchternen Zeiten der Republik die Aussteuer betrug, die der Staat selbst den verwaisten Töchtern seiner grofsen Feld-

herren, welche in rühmlicher Armuth gestorben waren, auszahlen liefs.

Venus kann sich nach ihrer, von allen Horen und Grazien gemachten Toilette nicht triumphirender in den Spiegelwänden ihres Putzgemachs besehen, [1]) als Sabina jetzt auf ihr zurückgespiegeltes Schimmerbild hinblickt. [2]) Aber Spatale that heute, was das Amt der Spiegelhalterin Latris gewesen wäre. Diese stand noch immer, ihr Urtheil erwartend, zitternd im Hintergrunde. Ich fürchte alles für sie, wenn ich bedenke, was eine Romerin im stolzen, alles neben sich niedertretenden Gefuhle ihres Übermuths zu thun fähig ist.

„Alles hält sie für recht, nichts ihren Lüsten zu schändlich,
„Hat sie den Hals mit Juwelen, die lang' gedehneten Ohren
„Mit dem Perlengehange, das Ehrenrecht gebietet, belastet.
„Unausstehlicher ist nichts, als die reiche Sabina. [3])

Anmerkungen.

S. 385. 1) Den Überbringer eines solchen Schmuckkästchens glaube ich auf einem Herkulanischen Gemälde (*Pitture d' Ercolano T. I. tav.* 15.) erkannt zu haben, wo Carcani bald ein Salbenbüchschen, bald gar ein Pantoffelfutteral sieht p. 77. — Spatale heifst beym Claudian die Nymphe, die der Braut das Diadem überbringt, *in nupt. Honor. et Mar. X.* 167. Der Dichter wählte diesen Namen, als einen Lieblingsnamen griechischer Sklavinnen in der Familie römischer Matronen. Er kommt häufig auf alten Inschriften vor. S. Gruter DCCXIV, 9. CMLXV, 9. Übrigens wird auf alten Inschriften auch ausdrücklich einer Sklavin gedacht, die die Ohrenschmückerin, *ab auricula ornatrix*, genannt wird. S. Gruter. DXIX, 2. 3.

S. 387. 2) Versiegeln. Man erinnert sich hierbey, dafs man damals noch bey weitem nicht

so viel Schlösser und Schlüssel zum Verschliefsen der Kästchen und Schubfächer hatte, und daher alles versiegeln mufste. Der Hausfrau gebührte, nach der Meinung des Alterthums, der Siegelring; weil sie alles verwahren und versiegeln mufste. Daher übergiebt der sterbende Vater in den Pandekten *Tit. de legatis* der ältesten Tochter den Ring: „annulum custodiae causa majori natu filiae tradidit." S. die gelehrte Anmerkung des Scriverius zu *Smetii Antiquitt. Neom.* p. 25. und den Abramus zu *Cicero's Philipp.* II. 28. p. 543 *ed. Graev.* wo es von einer förmlichen Ehescheidung heifst: *illam res suas sibi habere iussit, claves ademit*, dazu gehört auch der Familienring. Der Kirchenvater Clemens von Alexandrien gestattet daher auch den Christinnen, blofs um des Versiegelns der angreifischen Sachen willen, τὸ τε ἀσφραγίστως τὰ ὄντα, einen goldenen Ring. *Paedageg.* III, 11, p. 245. c.

S. 385. 1) Man war nicht damit zufrieden, Geschirre und Pokale von berühmten alten Meistern gearbeitet aufzustellen, (s. Meiners Geschichte des Verfalls

der Römer S. 171.) man mufste auch noch dazu einen Stammbaum seiner frühern, berühmten Besitzer anführen können. Martial hat ein witziges Epigramm auf diese lächerliche Prahlsucht, die er durch den Ausdruck „fumosa argenti stemmata narrare" bezeichnet. VIII, 6 oder in Rammlers Übersetzungen Th. III. S. 108.

S. 386. 1) S. die Hauptstellen beym Plinius IX. 35. s. 57. und beym Macrobius Saturn. III. 17. am Ende.

S. 387. 1) Sollte jemand diese Summe (*vicies sestertium*) etwas zu hoch finden, der erinnere sich nur, dafs Julius Cäsar der schönen Mutter des Brutus eine einzige Perle für *sexagies sestertium* kaufte, (beträgt nach unserm Gelde 272,835 Thlr. S. de l'Isle metrologische Tafeln S. 315.) nach Suston *Caes.* c. 50.

S. 388. 1) Plutarch in *vita Anton.* c. 74. T. VI. p. 147. *Hutt.* sagt ausdrücklich, es wären unter andern Kostbarkeiten auch viele Perlen mit in dieſs Grab geschafft worden.

Man vergleiche über die Sache selbst auch den Dio Cassius LI, 8. p. 639.

S. 388. 2) Kenner versichern, dafs das neuerlich von Soulavie in seinen *Memoires historiques et politiques du regne de Louis* XVI. an mehrern Stellen entworfene Portrait, besonders aber T. II. p. 60. ff. von dieser, durch Orleans und seine Schergen nur zu sehr verleumdeten Königin, der Wahrheit am nächsten komme.

S. 388. 3) S. St. James Chronicle n. 6045. vom 6. Septbr. 1796.

S. 388. 4) Im *Accusateur public* von Richer Serisy N. 22. in der interessanten Schilderung des revolutionirten Versailles.

S. 389. 1) Eine solche Schnur heifst bey den Lateinern *Linea*, oder auch schlechtweg *Linum*. Daher sagt der eifernde Tertullian: „uno lino decies sestertium," „an eine Perlenschnur hängt man für 54,000 Thaler Perlen." Daher kam die besondere Bezeichnung eines Halsbandes (*monile*), das man nach den

Schnuren *monolinum* nannte, wenn es nur Eine Schnur hatte, *dilinum*, wenn es zwey, *trilinum*, wenn es drey Schnuren hatte. S. Casaubonus und Salmaise *ad Scriptt. Hist. Aug.* T. II. p. 165. Die *Lineae*, so wie die Benennung der Perlen, die man *insertae* nannte, wenn sie angefädelt waren, *extricatae*, wenn sie nicht angereiht waren, kommen in den romischen Gesetzbüchern, in den Fragmenten des Äquilius und Ulpianus vor.

S. 339. 2) Ich berufe mich hier auf eine Stelle des Plinius XXXIII, 3. s. 12. *inserta margaritarum pondera e collo dominarum auro pendent, ut in somno quoque unionum conscientia adsit.* In den ältern Handschriften und Ausgaben steht *in summo*, woraus der Pater Hardouin *in somno* gemacht hat. Allein auch dieſs giebt im Zusammenhang keinen erträglichen Sinn. Die Römerinnen behielten gewiſs diese kostbaren Perlenschnuren beym Schlafengehen nicht um den Hals. Ich lese *strophio*. So hieſs, wie im Vorigen erinnert worden ist, die Busenbinde, zu welcher diese Perlenschnuren herabhingen. Sollte aber diese Muthmaſsung zu gewagt scheinen, so

lese man *in probro*, das Wort, welches der schmalende Plinius sehr gern hat, z. B. XXVIII. 5.

S. 390. 1) Alle grünen Edelsteine und Halbedelsteine, als Praser, Jaspisse, Malachite, hiefsen im Alterthume Smaragd. S. Beckmann Beyträge zur Geschichte der Erfindung. Th. III. S. 295. und zum Marbodus *de gemmis* s. 7. p. 25. so wie der Aquamarin und alle bläulich gefärbten Krystalle Beryll; wie auch neuerlich Hr. Millin in seiner *Introduction à l'étude des pierres gravées* p. 10. sehr richtig bemerkt hat.

S. 390. 2) Diefs nennt eben der fromme Tertullian in seiner Strafpredigt *de habitu mulierum* c. XI. „lumina lapillorum, quibus monilia variantur." Dafs Perlen und Steine abwechselnd in diesen Schnüren angebracht waren, sieht man aus Sueton *in Galb.* c. 23 und an mehrern Stellen, die Scheffer *de torquibus* c. X. p. 47. f. anführt. Ein Beyspiel von einer noch vorhandenen Anticaglie der Art findet sich in Caylus *Recueil* T. VII. p. 70. und Battely *Antiquit. Rutup. Oxon.* 1745. p. 129.

S. 390. 3) **Busengeschmeide.** In den römischen Gesetzsammlungen *Dig.* XXXIV. *tit* 2. 32 §. 9. wird folgendes als ein Vermächtniſs angeführt: „in ornamentum mamillarum ex cylindris XXXIV. et tympaniis margaritis XXXIV.“ Hier bestand ein Busengeschmeide aus 34 cylinderförmigen und 34 tellerförmigen (S. Plinius IX. 35. s. 54.) Perlen. Dieser Schmuck läſst sich fast nicht anders erklären, als daſs die unterste Perlenschnur an dem Bande, welches die Brüste faſste, (*strophium mamillare*) befestigt war. Statt der Perlen legte man auch wohl nur goldene Kettchen um die Brüste. So die Messalina beym Juvenal VI. 123. indem *anratae papillae* wohl schwerlich ganz buchstäblich verstanden werden können. Die ganze Sache wird auf einmal deutlich, wenn man die, in einem Sarkofag vor der Porta St. Lorenzo gefundene Halskette ansieht, die Guattani in seinen *Monumenti ant. ined. per l' anno* 1784. März t. 1 abgebildet hat. Man sehe das Kupfer zu dieser Scene Fig. 1. Es ist ein Halsgehänge, woran die eigentliche Halskette fehlt. Die zwey, zur Seite herabhangenden Kettchen, in welchen

Chrysolithe und Hyacinthen abwechseln, schmückten die beiden Brüste. Zwischen denselben hing die mittlere Kette, woran unten ein bleyern Intaglio mit einer Maske (als Amulet wider den Zauber) befestigt ist. Oben am Halse ist noch ein geschnittener Stein, der die allegorische Vorstellung eines Wolfs enthält, der aus einem Hause herausfährt, und einen, vor ihm fliehenden Hasen packt.

S. 390. 4) Tropfen. Wenigstens machte man ihre Gestalt in Golde nach und nannte sie Tropfen, *stalagma*, nach dem Griechischen. So bittet das Sklavenmädchen im Plautus *Men.* III. 3 13. bey ihrer Gebieterin um ein paar goldne Ohrtropfen. Ariadne, auf einem Herkulanischen Gemälde, hat auch ein Paar solcher goldnen Perlen in den Ohren. S. *Pitt. d'Ercolano.* T. IV. p. 155. denn auf den Kupferstichen selbst ist nichts zu sehen. Diese sind in jenem Werke fast alle äusserst untreu und vernachlässigt. Vergl. Barthol in *de Inauribus* p. 4.

S. 391. 1) Elenchen, Respectsperlen. So übersetze ich den griechischen

Modenamen *elenchus*. Plinius sagt in der Hauptstelle darüber, IX. 35. s. 56. sie vertraten bey den Frauen, die sie an den Ohren trügen, die Stelle des Lictors, der vor den Vestalinnen herzutreten pflegte: „Lictorem feminae in publico unionem esse." Eine Hauptstelle über diese aus drey Glockenperlen (daher *margarita tribacca* in einem witzigen Epigramm des Petrons c. 55. mit den Anmerkungen in Burmanns Ausgabe S. 271. f.) bestehenden Girandolen ist in den *Digest.* XXXIV. *tit.* 2. 32. 8. woraus man sieht, dafs man unter die Perlen Smaragden mischte. Natürlich nahm man in der Folge statt der kostbaren Perlen oder Steine oder kleine Metallkügelchen, und nannte sie Ohrengehenke, *crotala*. Abbildungen dieser letztern — denn Perlen konnten sich freylich nicht erhalten — giebt schon Pignori *de Servis* p. 206. und Caylus *Recueil d' Antiquit.* T. VII. pl. 94. 3.

S. 391. 2) S. Sencha *de Benef.* VII. 9. mit Lipsius Anmerkung S. 146. *edit. Paris.*

S. 392. 1) Abbildungen solcher, in Rom ausgegrabenen Armspangen findet man in

Caylus *Recueil* T. V. pl. 93. n. 3—7. Die goldnen Rosetten sind sehr fein ausgearbeitet, und das Band selbst zierlich durchbrochen. Die grofsern, massiven, schlangenförmig in drey bis vier Windungen aufsteigenden Armbänder, die man unter den Anticaglien so häufig findet, hatten eine ganz andere Bestimmung, und wurden den tapfern Soldaten zur Belohnung ausgetheilt. Man lese die Abhandlung des Thomas Bartholin *de armillis*. Amst. 672. in 12. Nichts ist lächerlicher, als zu glauben, dafs solche massive Zierrathen den Damen gegolten hätten.

S. 392. 2) Ringe. Die Hauptstelle ist beym Plinius XXXIII, 1. s. 6. Der Luxus ging so weit, dafs man über jedem Knochel des Fingers einen Ring trug. Der kostbarste Ring, den man nie zum Siegeln entweihte, wurde am kleinen Finger getragen, und an diesem erlaubt der strenge Kirchenvater Clemens von Alexandrien, *Paedag.* III, 11. den Christen einen einzigen Ring ans hinterste Glied anzustecken. Lucian schildert einen reichen Römer mit 16 Ringen, *in Gallo* c. 12. T. II. p. 720. Der hatte also an jedem

Finger (den mittlern an beiden Händen ausgenommen) 2 Ringe. Vergl. Martial V. 11. und die Collectaneen bey Kirchmann *de annulis* c. 17. p. 107. f. Da nun kein Ring ohne einen Intaglio oder Cameo, kurz ohne einen geschnittenen Stein war, und Männer und Frauen gleich eitel auf diesen Punkt gewesen zu seyn scheinen: so erklärt sich schon hieraus die unbeschreibliche Menge der geschnittenen Steine, die sich jetzt noch aus dem Alterthum erhalten haben, und wovon Tassie's Katalog vielleicht kaum ein Drittel verzeichnet hat. Jede Reihe war damals eine wandelnde Dactyliothek.

S. 398. 1) Diefs nannte Juvenal I, 28. *aurum aestivum* an einem Weichling, der im Sommer leichtere Ringe trug, nach der richtigen Erklärung des Turnebus. Es sind die leichten Ringe, *leves annuli*, des Cicisbeo Crispulus beym Martial V. 63. Vergl. Gorläus in Dactylioth. p. 12. Marquard Freher äufserte, wie Kirchmann bemerkt, die Meinung, dafs man gewisse, gegen die Sonne schön schillernde Steine, als den Heliotrop, besonders zu der Sommergarnitur genommen hätte.

S. 393. 2) Es ist wohl kaum zweifelhaft, dafs die prächtigsten Cameen oder Gemmen mit erhaben geschnittenen Figuren, wie die schönsten in den kaiserl. Sammlungen zu Wien und Petersburg sind, die wir neulich durch die Herren Ekhel und Köhler kennen gelernt haben, gröfstentheils zu Bracelets für Kaiserinnen und vornehme Römerinnen bestimmt gewesen sind.

S. 394. 1) Daher treffen viele Deklamationen neuerer Moralisten gegen den Luxus der Diamanten (m. s. z. B. Mercier in seinem ältern und bessern *Tableau de Paris* n. 609. T. VI. p. 112. f.) den Luxus der Alten in diesem Stücke weit weniger.

S. 394. 2) Ein merkwürdiges Beyspiel von einem Ringe, der sich vom jüdischen König Agrippa und seiner blutschändrischen Verbindung mit der Berenice herschreiben sollte, führt Juvenal an VI. 155. mit Goguets Bemerkungen, *Origine des Loix* T. II. p. 117. *ed. Paris*, in 4to.

S. 394. 3) Er kam aus der Strozzischen Sammlung in das Grofsherzogliche Museum

zu Florenz. S. *Museum Florentinum* T. I. *tab.* LXXVIII. 7. woraus er auch auf der Kupfertafel zu dieser Scene Fig. 2. abgebildet worden ist.

S. 304. 4) Der berühmte Cameo des *Amor citharoedus* im Florentinischen Museum. S. T. II. *tab.* I. 1. und Stosch *tab.* 53. Die Nachahmungen dieser Idee sind schon im Alterthume aufserordentlich zahlreich gewesen, und durch die *Centonique* in neuern Zeiten ins Unendliche vervielfältigt worden. S. Tassie's *Catalogue n.* 6679 — 6695. Vergl. Tollius *Fortuita* p. 269.

S. 305. 1) In Brunks *Analect.* T. II. p. 272. XXVII. mit Brunks Anmerkung.

S. 307. 1) Nichts war gewöhnlicher als mit dem Symbol des Fufses einen Wunsch, oder einen andächtigen Stofsseufzer zu verbinden. So giebt Gori in seinen Lampen T. II. *tab.* 85. einen Fufs in Terra Cotta, worunter die Worte stehen: *salvos ire.* Andere Beyspiele giebt Fabretti in seinen Inschriften. Es war der Ring der Sabina eine

sogenannte Sterngemme in Jaspis, *gemma astrifera*, welche fast alle als Amulete und Talismane gebraucht wurden. Der hier beschriebene befand sich sonst in der Mediceischen Sammlung. S. *Museum Florent.* T. I. *tab.* I. V. 1. mit Goris Anmerkungen, der ihn in seinen *Gemmis astr. tab.* XVIII. zum zweyten Mal hat abbilden lassen. Man vergleiche Passeri's Erklärung dazu, und die dieser Scene vorstehende Kupfertafel Fig. 3.

S. 397. 2) Magische Ringe. Ein paar Pröbchen solcher physischen Ringe finden wir beym Lucian im Lügenfreund *Opp.* T. III. c. 17. und 38, oder nach Wielands Übersetzung Th. I. S. 170 und 194. Der eine Ring ist aus Eisen von einem Galgen gemacht! Viele brauchbare Collectaneen siehe in Kirchmanns Sammlung *de annulis* c. 21. p. 150. ff. — Gewöhnlich verrathen sie sich durch einen oder mehrere Sterne, die neben andern Figuren oft wohl später, als das Intaglio selbst, eingegraben sind. Den Irrthum, als ob diese *Gemmae astriferae* alle erst von den Gnostikern herkämen, hat schon Passeri *de Gemmis Basilidianis* auf immer abgethan.

S. 398. 1) Überwurf und Anzug. Schon Vavassor hat in seinem *Antiburbarus* p. 482. ed. *Lips.* diesen Sprachgebrauch fein erläutert. Daher *amictus* auch im Plinius II. Ep. 3. zu erklären ist, wie Gesner und neuerlich Gierig gezeigt haben. Man unterschied durchaus *indumentum* und *amictus* im Alterthum; jenes zog man an, dieses warf man um. S. Brockhuis zu Tibull p. 165. 6. Ferrari *Analect. ad Rem Vest.* c. 25 p. 86 ff. Über die Draperie der alten Römer ist eine ganze Toilettenanweisung im Quintilian XI, 3 145-149.

S. 398. 2) S. *Vasengemälde* II. 60.

S. 398. 3) In so fern kam der Πέπλος der griechischen Damen und die Palla der Römerinnen, die doch eigentlich nur ein verdoppelter oder verdreyfachter Shawl war, völlig mit einander überein. Vollkommen richtig hat die Sache schon Ferrari gefaßt *de Re Vest. P. I. libr. III.* 18. p. 231. und in den *Analect.* p. 81.

S. 399 1) Das Legen dieser Falten hieß *componere*. S. Burmann zu Ovids Meta-

morph. IV, 318. *Quum se composuit, cum circumspexit amictus* und *N.* Heinse zu *ex Ponto* II. 5. 52.

S. 399. 2) Die griechische Eleganz lernt man besonders aus den Statuen mehrerer Musen, z. B. der Polyhymnia und Melpomene im *Museo Pio-Clementino* T. I *tav.* 24. 28. jetzt im Pariser Museum im Musensaal, (vergl. Christs Abhandlung *de Imag. Mus.* p. 5.), die römische aus den Matronen, die aus des Prinzen Eugen Sammlung nach Dresden kamen, und dort unter dem Namen der Herkulanischen Statuen bekannt sind, (Lipsius Beschr. der Antikengallerie, S. 272-79.) und aus den Bildern mehrerer Kaiserinnen kennen. S. *Monumenti Gabini della Villa Pinciana n.* 15. und das Kupfer zur sechsten Scene.

S. 399. 3) Ovid III. Am. 2, 25. A. A. I. 153.

S. 399. 4) Schleppkleider, *Syrmata.* Da die tragischen Schauspieler und Citharöden diese Palla nicht so umnehmen konnten, wie die Frauen, weil sie beide Hände

zum Spiel frey behalten mufsten: so hefteten sie diefs Gewand mit Agraffen an beiden Schultern. Natürlich entstand so eine zweyte Art, die Palla schleppen zu lassen, bey der Theaterrepräsentation. Diefs ist die Palla *Apollinis citharoedi* und seiner Kunstgenossen und Schützlinge, die nun bey den römischen Dichtern immer in einem langen Schleppmantel eingeführt werden. S. die Stellen bey Brockhuys gesammelt zum Tibull p. 319. b. Die Schleppe heifst bey den Griechen und Römern *Syrma*. Die Alterthumsforscher, die sich nicht erinnerten, dafs dasselbe Gewand, anders getragen und geheftet, eine ganz verschiedene Form annehmen könne, haben sich genöthiget gesehen, eine doppelte Palla anzunehmen. Weit richtiger hat Winkelmann *Storia delle arti* T. I. p. 419. *ed. Fea* diese und mehrere andere Arten, den Mantel zu tragen, unter dieselbe Classe gesetzt.

S. 400. 1) Einige Leser erinnern sich hierbey vielleicht der komischen Scene aus Gotter's stolzer Vasthi gleich in der ersten Toilettenscene:

Fatme.

Fürwahr, Grofsmächtigste, ihr seyd heut' engelschön!

Vasthi.

Bin ich's nicht jeden Tag? Ich muſs mich selber sehn!

Den Spiegel? — — —

S. 400. 2) *Specula totis paria corporibus* nennt sie Seneka *Quaest. Nat.* I, 17. oder S. 47. nach Ruhkopfs Übersetzung. Beckmann Beytr. z. Gesch. der Erf. Th. III S. 291. vermuthet, daſs es polirte Silberplatten gewesen seyn müſsten, weil, sie aus Zinn oder Kupfer zu gieſsen, die Alten schwerlich verstanden hätten. Allein es haben sich doch Buchstaben von versilberter Bronze erhalten, die zu solchen grofsen Spiegeltafeln gehört zu haben scheinen. S. Caylus *Recueil* T. VI. p. 398.

S. 401. 1) Claudian *Nupt. Honor. et Mar.* X. 108.

S. 401. 2) Ovid II. Am. 17.

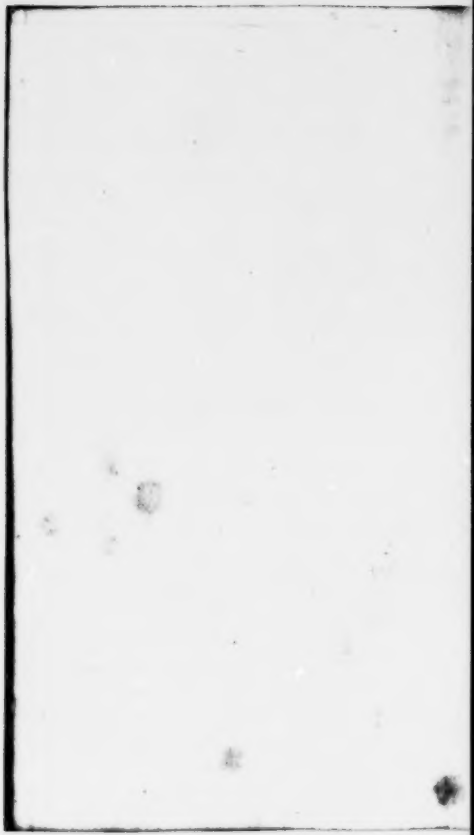
Scilicet a speculi sumuntur imagine fastus,
Nec nisi compositam se prior illa videt.

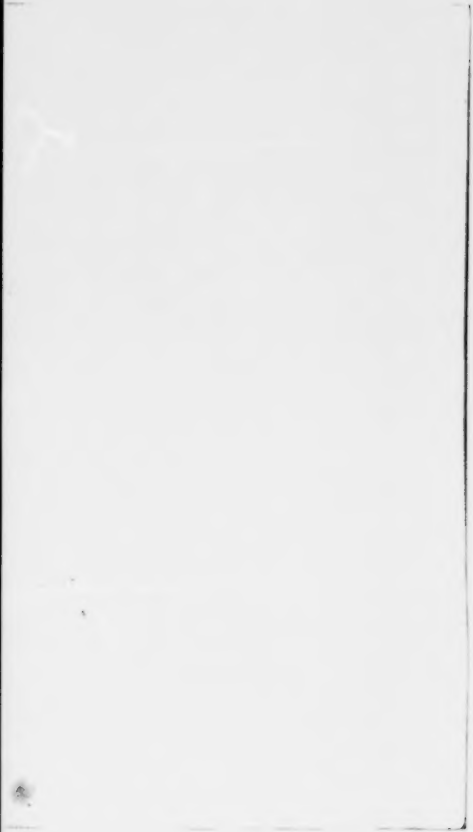
Man vergleiche auch die schöne Stelle von der sich spiegelnden Braut in dem Schicksalsschwangern Moment in Euripides Medea V. 1161.

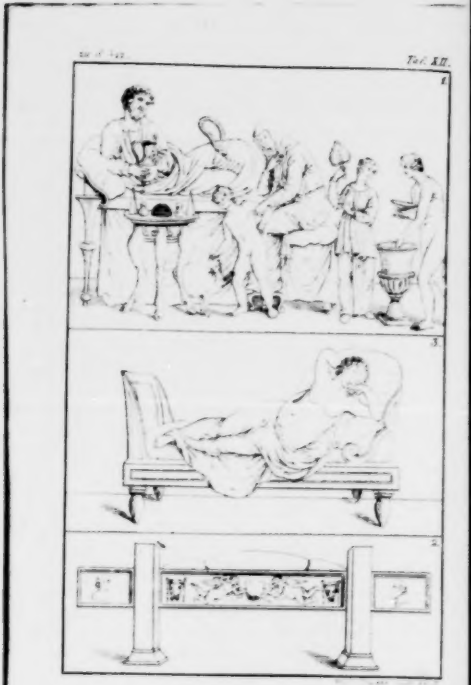
S. 401. 5) Juvenal VI. 457 - 60. *Intolerabilius nihil est, quam femina dives.*

ACHTE SCENE.

Strafbefehle. Latris an den Block geschlossen. Sabina besteigt ihre Staatssänfte von 8 Cappadociern getragen. Grune Staatslivree. Abkuhlungsmittel. Krystall- und Bernsteinkugeln. Der Favoritdrache. Prunkaufzug. Facher und Umbrella. Vortrab, zwey Mohren als Laufer. Nachtrab, zwey Liburnische Fufsschemelträger.






Tav. XII.
1.
3.
2.

Die arme Latris zitterte nicht ohne Ursache. Eben hatte der Uhrknabe, der an der Wasseruhr die Stunden beobachtete, und jede Sommer- und Winterstunde regelmäfsig anmeldete, die Nachricht gebracht, dafs die vierte Stunde ausgelaufen sey.[1]) Es war also die höchste Zeit die Sänfte zu besteigen, um die Musterung nicht zu versäumen. Auch hatte ja Sabina schon den letzten Liebesblick der zärtlichsten Selbstbewunderung in den Spiegel geworfen. Hypassis und Nape waren in fliegender Eile weggelaufen, jene, um den Pfauenwedel und den Sonnenschirm zu holen, den sie ihrer Gebieterin, so oft sie einen Besuch aufser dem Hause ablegte, nachzutragen pflegte, diese um den zur Aufwartung und Begleitung dienenden Mädchen im Vorhause anzusagen, dafs die Domina unverzüglich erscheinen,

und den Tragsessel besteigen werde. Die übrigen Sklavinnen und Putzmädchen stellten sich, wie gewöhnlich, in zwey Reihen, um mit gekreuzten Armen und ehrerbietig auf die Erde gesenkten Blicken die Domina zwischen sich durchgehn zu lassen. Eine ehrfurchtsvolle Stille herrscht augenblicklich im ganzen Saale.

Wo ist Latris? ruft Sabina, als sie schon an der Thüre steht. Schnell, wie ein Pfeil, springt diese hervor und liegt zu ihren Füfsen. Aber sie hofft vergebens durch einen Fufsfall und durch das laute Schluchzen der Angst die Unerbittliche zu erweichen. [1]) Spatale, sagt diese mit einem Blick voll kalter Unempfindlichkeit, den aber der steigende Unwille sogleich wieder mit Gluth entflammte, Spatale, sage dem Peitschenknechte, [2]) dafs er diese schändliche Kreatur sogleich an den Block schliefse, an welchem sie bey Wasser und Brot eine doppelte Zahl spinnen, und nicht eher losgelassen werden soll, als bis ich es ausdrücklich befohlen habe!

Spatale verbeugt sich, und Latris wird sogleich zur Vollziehung der Strafe abgeführt.

Sie geht geduldig. Denn die geringste Widerspenstigkeit würde ihr Loos nur härter und beklagenswürdiger machen. Ist denn diese Sklavenkreatur ein Mensch? 1) so würde die entrüstete Römerin ausrufen, und die Stachel ihrer Züchtigungen nur noch empfindlicher schärfen.

In der That empört schon die Art der Bestrafung, zu welcher die Unglückliche jetzt geschleppt wird, alles menschliche Gefühl. Sie besteht nicht etwa blofs aus Fufseisen und Ketten, wie sie noch jetzt die Galeerensklaven und Züchtlinge schleppen. Dieses klirrende Fufsgeschmeide mufsten damals Tausende von Sklaven ganz ohne alle Rücksicht auf Bestrafung, sondern blofs weil es Sklavensitte war, tragen. Die reichen Güterbesitzer liefsen ihre Äcker fast durch niemand anders, als durch Hunderte von solchen Ackerknechten, bestellen. Alle Abende wurden sie in ihre Kerker (*ergastulum*) eingeschlossen, und am Morgen wieder auf den Acker geführt. Eine blofse Fufsfessel wäre also noch für die Verbrecherin Lauis, nach damaligen Begriffen, eine gar zu gelinde Strafe gewesen. Nein, sie wird jetzt an

einen schweren, ausdrücklich dazu ausgeholten Klotz oberhalb der Knie an den Dickbeinen so angeschlossen, dafs er ihr zugleich zum Sessel dienen, und von ihr überall bey Tag und bey Nacht herumgeschleppt werden mufs. Ich erspare dem empfindsamen Leser gern die weitere Betrachtung dieses Qual- und Marterwerkzeugs, welche, wenn wir dem Winke eines alten Dichters hierüber folgen wollten, [1]) äufserst ekelhaft und widrig seyn müfste. Nur bitte ich sie jetzt, noch einmal einen Blick in die schon oben beschriebene Spinnstube zu werfen, wo sie nun unter den übrigen, schon an und für sich tief herabgewürdigten Spinnkorbmädchen mit einem Hohngelächter empfangen, und von der strengen Zucht- und Spinnmeisterin sogleich mit einer doppelten Aufgabe unter den härtesten Drohungen und unter Vorzeigung der nur allzu freygebig geschwungenen Peitsche empfangen wird.

Heroisch und grausam hatte Sabina diesen Befehl gegeben. Heroisch und stolz tritt sie nun in der Vorhalle zum köstlich aufgeschmückten Tragebette, und nimmt,

gestützt und empor gehoben von ihren Zofen, eine halb liegende, halb sitzende Stellung mit alle dem Anstande und der sorgfältigen Beobachtung des Faltenwurfs in den Gewändern, worein die Römerinnen, wenn sie sich so öffentlich zur Schau tragen liefsen, eine ganz eigene Würde und Grazie zu legen wufsten. Doch ich fühle es, dafs dieser Palankin, oder diese besondere Art von Sänften, eine etwas weitläuftigere Beschreibung fordert, da sie ganz von unseren Tragsesseln und Portechaisen verschieden ist, und in der Geschichte des Luxus der Alten vor vielen andern eine Erwähnung verdient.

Da es nach den strengen Sittengesetzen der Römer, aufser bey Triumphaufzügen und gottesdienstlichen Prozessionen, innerhalb der Mauern Roms nicht gestattet war, in Wagen zu fahren: so wurde, besonders von der Zeiten des Julius Cäsars an, die Sitte, sich in Sänften oder Tragebetten in der Stadt herum tragen zu lassen, immer allgemeiner. Man denke sich einen tragbaren Sopha oder ein Kanapo, an dessen Füfsen auf beiden Seiten lange Querstangen hinliefen, und man hat ohngefähr die Vorstellung

von den Hauptbestandtheilen dieses tragbaren Ruhebettes, 1) wobey nur der Umstand nicht übersehen werden darf, dafs sehr oft eine Art von Baldachin oder Himmel darüber aufgespannt 2) war, durch dessen Vorhänge man sich gegen Staub und Sonnenschein schützte, und die Blicke der Neugierigen von sich abhielt. 3) Indefs gewannen die vornehmen Römerinnen unter den ersten römischen Kaisern immer mehr Geschmack an den ganz offenen Tragebetten. Sie stellten ja ihre natürlichen und erborgten Reitze nur allzu gern der anstaunenden Menge auf den Strafsen und öffentlichen Plätzen blofs. — Sehr willkommen mufste ihnen daher eine Mode seyn, wobey sie sich immer in der vortheilhaftesten Stellung, in der einladendsten Attitüde, in schmachtenden Liebreitz hingegossen, zeigen konnten. Nach der Zahl der Sänftenträger, die ausdrücklich dazu unterhalten wurden, und die eine noch jetzt an den Orientalern bewunderte Fertigkeit besafsen, jene vermittelst der Querstangen auf ihren Schultern ruhende Last in sanfter Schwebung taktmäfsig fortzutragen, bekamen auch diese Sänften selbst verschiedene Benen-

nungen. Gewöhnlich hatte man sechs, oder, wenn es noch vornehmer zuging, acht Sklaven zu Sänftenträgern, und die Sänften hiefsen daher Sechsträger (*Hexaphoroi*) oder Achtträger (*Octophoroi*). In den Häusern der Reichen hatten der Hausherr und die Hausfrau beide ihre eigenen Träger, wozu man am liebsten Sklaven von solchen asiatischen Völkerschaften nahm, wo diese Palankins schon seit alten Zeiten zu Hause gewesen, und von da auch nach Rom gekommen waren. [1])

Unsere Sabina hatte sich, mit nicht geringerm Kostenaufwande, als man sich in unsern Tagen 6 schöne Friesische oder Holsteiner Paradepferde zu einem Staatswagen kommen lassen würde, acht trefflich genährte, ächt riesenmäfsige Cappadozier [2]) zu ihren Leibträgern angeschafft. [3]) Es war eine wahre Freude, diese asiatischen Herkulesse, welche Sabina selbst mit wahrem Kennerauge auf der Bühne eines Syrischen Sklavenmäklers gefeilscht und von Gliedmafs zu Gliedmafs prüfend betastet hatte, [4]) in ihrer strotzenden Fülle von Kraft und Gesundheit zu erblicken; und wenn sie so alle achte, mit

ihrer prächtig geputzten Gebieterin auf ihren Schultern, durch die Straſsen Roms takt-mäſsig einherschritten: so brachten sie durch ihr handfestes Ansehn und die rauhen Gurgeltöne ihrer Cappadozischen Sprache, 1) womit sie den Begegnenden auszuweichen befahlen, mitten in dem fürchterlichsten Gedränge alles zum Weichen. Freylich fehlte es nicht an Spöttern, die unverschämt genug waren, zu behaupten, daſs Sabina noch ganz andere Talente als die breiten Schultern an diesen Cappadozischen Haiducken zu schätzen wisse: ja, man wollte es aus guter Hand wissen, daſs Martial ein gewisses Sinngedicht, das man sich damals in allen Zirkeln vorsagte, auf niemand anders, als auf den Gemahl der Sabina gemacht hätte. 2) Allein Sabina's Freunde und Sachwalter bewiesen ganz deutlich, daſs dieſs Gerücht bloſs der Zungenfertigkeit einer gewissen Klasse von Damen seinen Ursprung verdanke, die in spätern Zeiten der unsterbliche Fielding in seinem Joseph Andrews mit so treffenden Pinselstrichen für alle Zeiten und Völker geschildert hat. 3) Doch dem sey wie ihm wolle, die Cappadozier sollten an

dem heutigen Feste nicht blofs durch ihre eigene stattliche Figur, sondern auch durch ihren Aufzug, allen neidischen Klatscherinnen zum Verdrufs, sich auszeichnen. Die gewöhnliche Kleidung, worin diese Sänftensklaven paradirten, war eine rothe Staatslivree von der feinsten Wolle aus Canossa, in welcher sie, wie in einer Soldatenuniform, aufmarschirten. [1]) Allein seit Vetter Saturnin es bis zur engsten Vertraulichkeit, ja bis zur Cicisbeatura stretta mit ihr gebracht hatte; that sie dasselbe, was in den schönen Zeiten der Chevalerie der treue Ritter seiner Dame zu leisten pflegte, sie trug überall seine Farbe zur Schau, wenn auch nicht an sich selbst, doch in der Livree ihrer Sklaven und Sänftenträger. Nun war Saturnin ein erklärter Gonner der grünen Faction (*prasina*) in den Circensischen Wettrennen. Grün war also auch die begünstigte Farbe unserer Romerin. [2]) In die Farbe des Frühlings [3]) waren auch heute zum erstenmale die acht Cappadozier gekleidet, und jeder Vorübergehende las und verstand diese Hieroglyphe: Grün ist die Lieblingsfarbe des Helden, der mein Herz erobert hat.

Noch ehe die Cappadozischen Atlanten ihre Göttin auf die Schultern nahmen, oder, um mich des hierbey gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, sich aufhalseten, 1) hatten zwey Zofen ihrer Gebieterin zwey Dinge überreicht, über deren Gebrauch eine Dame unserer Tage vielleicht nicht weniger in Verlegenheit kommen dürfte, als eine alte Römerin bey der Überreichung einer goldenen Tabatiere, oder eines kostbar gestickten Ridiculos. Die eine Sklavin trug in einer schon geflochtenen Schale zwey Kugeln, eine weiſse vom reinsten, durchsichtigsten Bergkrystall, und eine hochgelbe von Bernstein. Sie lagen auf einem zierlichen Potpourri-Kiſschen, welches in einem, aus den feinsten und zartesten Fäden geflochtenen, und mit den erwähltesten Rosenblättern ausgestopften Netze bestand. 2) Sabina wählte unverzüglich die Krystallkugel, winkte aber der daneben stehenden Nape, die Bernsteinkugel zu guter Vorsorge auch mitzunehmen. Beide Kugeln dienten nach der damaligen Sitte als Abkühlungsmittel in den Händen der vornehmen Frauen. 3) Die Bergkrystalle hielt man im Alterthum, wie schon das griechische

Wort nach seiner Ableitung andeutet, allgemein für ein Erzeugniſs des stärksten Frostes, für ein nimmer aufthauendes Eis. 1) Man drehte Kugeln aus diesem Fossil, und die Damen nahmen sie, um sich in der Sonnenhitze abzukühlen, bey Spaziergängen und öffentlichen Schaugepränge mit vielem Anstand in ihre Hände, die damals noch keine neidischen Handschuhe bedeckten. Bald wurde mit diesen Kugeln, die nur um groſse Summen erkauft werden konnten, in jenen heiſsen Klimaten ein eben so groſser Luxus getrieben, 2) als in unseren Winterregionen mit den Erfindungen von ganz entgegengesetzter Wirkung, mit den Muffen. Jede Römerin wollte eine solche Abkühlungskugel von Krystall besitzen, und da diese in so groſser Menge aus den Schweizeralpen und den Indischen Krystallgruben herbey zu schaffen eine wahre Unmöglichkeit war: so verfielen die Alexandrinischen Galanteriehändler darauf, in den Ägyptischen Glasofen Kugeln von Krystallglas verfertigen zu lassen, 3) die den ächten Krystallkugeln von weitem ganz ähnlich sahen. Nun muſsten die prachtliebenden Römerinnen, denen nur die Seltenheit begeh-

rungswürdig schien, auf eine andere Erfindung denken, und so traten die Bernsteinkugeln an die Stelle des Krystalls. Auch diese gewährten, wiewohl nur so lange, bis sie in den zarten Händen ihrer feurigen Besitzerinnen warm geworden waren, eine angenehme Kühlung, und ersetzten, wenn sie durchwärmt waren, den Mangel der Kühlung durch einen lieblichen Wohlgeruch. [1])

Indefs behielten doch die ächten Krystallkugeln, ihrer fortdauernden Kühlung wegen, bey Kennerinnen den Vorzug, und darum zog sie auch Sabina jetzt vor, da sie sich bey dem heutigen Schaugepränge einen warmen Tag versprach.

Und eben darum mufste auch heute ihr kleiner Liebling, die Favoritschlange, ihr von der Sklavin, deren Aufsicht dieſs liebenswürdige Geschöpf anvertraut war, mit auf den Weg gegeben werden. Denn aufser dem possierlichen Lieblingszwerg, dem Ägyptischen Kynokephalus und dem Malthesischen Schoofshündchen, deren genauere Bekanntschaft wir schon oben gemacht haben, hatte

Sabina auch, der damals herrschenden Mode gemäfs, eine kleine Schlange von der zahmen und unschädlichen Art, die man gewöhnlich Epidaurische Drachen nannte. [1]) Man nahm diese Lieblinge mit an Tisch und ins Bette, und die Damen von etwas hitzigem Temperament rühmten die kältende Natur dieser Thiere aufserordentlich, liefsen sie, wie eine Halskette, sich um ihren Nakken winden, und hatten sonst mancherley Kurzweil und Zeitvertreib mit ihnen. [2]) So wie Sabina ihre Hand ausstreckte, schlang sich der Drache aus dem Schoofse seiner Pflegerin an sie hinan, und sie wies nun dem schmeichelnden Liebling unter allerley Liebkosungen sein Ruheplätzchen an ihrer Brust unter der Tunika an, wo er, zwischen dem Busen sich anschmiegend, eine angenehme Kühlung, wie ein Frostcondensator, ausströmte. [3]) Nun erst giebt die gebietende Domina das gewöhnliche Zeichen, indem sie mit zwey Fingern der rechten Hand ein sehr hörbares Schnippchen schlägt [4]) Die vergoldeten Sänftenstangen einschieben, das Bette bey den elfenbeinernen Füfsen in die Höhe heben, und mit den Schultern rechts

und links untertreten, ist bey unseren Cappadoziern nur Ein Moment, nur Ein Griff. Die Procession beginnt. [1]) Schon ist Sabina den Vorhof und die Colonnade von rothem, lakonischen Marmor passirt. Werfen wir dieser stolzen Frau, ehe wir sie ganz aus dem Auge verlieren, noch einen Blick der stummen Verwunderung oder — Mifsbilligung nach!

Da thront sie auf ihrem schwebenden Lotterbette, [2]) dessen weiche Kissen mit einer doppelten Purpurdecke behangen sind. Mit stolzem Blick sieht sie auf das bunte Gewühl der Fufsgänger zu ihren Füfsen, und nickt nur dann freundlicher, wenn sie unter dem Haufen einen schönen Jüngling erblickt. Sie hat sich mit dem nachlässig hingegossenen Körper auf den linken Arm gestützt, der von einem seidenen Kopfkissen elastisch getragen wird. [3]) Wohl möglich, dafs bey ihrem Anblick ein Vorübergehender an die Homerische Ate erinnert wurde, und ihr die berühmten Verse nachrief, womit dort in der Ilias der königliche Sünder seine Thorheit beschönigt (XIX, 91.):

— Ate, die alle bethöret
Schreckenvoll; leicht schweben die Füß' ihr; nimmer dem Grund auch
Nahet sie; nein, hoch wandelt sie her, auf den Häuptern der Männer,
Reitzend die Menschen zum Fehl: und wenigstens Einen verstrickt sie.

Doch wie könnte diese boshafte Parodie [illegible] bis zu den Ohren der stolzen Sabina selbst dringen, da sie von einer Schaar Zofen und Lakayen von allen Seiten umschwärmt und umdrängt ist. Neben dem Achtgespann der Cappadozier geht rechts die geliebte Mohrensklavin, Hypassis, mit einem künstlichen Pfauenwedel, nach der neuesten Mode mit den schönen Halsfedern des afrikanischen Flamingo ausgeschmückt, 2) links geht Nape mit einer vielfarbigen Umbrella auf einem indischen Bambusrohre, um, winkt die Gebieterin, sie von unten auf gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. 3) Zwey andere Sklavinnen tragen schöngestickte Kissen, um sie ihrer Gebieterin unterzulegen, wo sie sich

am Altan ihrer Freundin niederlassen wird. 1) Den ganzen Zug eröffnen zwey handfeste gelernte Läufer, 2) pechschwarze Mohrengesichter aus dem Afrikanischen Völkerstamme der Mazyken, die damals für die schnellfüfsigste Nation auf dem Erdboden galten, 3) und daher von den Römern, die, als Herren der Welt, unter ihren Sklavenheerden jedem Volke das passendste Geschäft auftrugen, vor allen andern zu Läufern gewählt wurden. Ein Schurz (*tunicle*) von der feinsten schneeweifsen Ägyptischen Leinwand umgiebt ihre Lenden, 4) und womit man sonst nur die Paradepferde zu schmücken pflegte, silberne, hellpolirte, mondförmige Schildchen zieren den Hals und die Brust dieser Afrikaner 5) um so vortheilhafter, da die schimmernden Silberplatten durch die Schwärze der Haut noch mehr gehoben werden. Den Putz zu vollenden, tragen sie an den Oberarmen zierlich gewundene silberne Armspangen. 6) Zwey Libarnische Sklaven 7) beschliefsen diefs stattliche Gefolge, indem ein jeder einen Fufsschemel trägt, den sie, wenn die Gebieterin absteigen will, rechts

und links ansetzen. — Wer wollte nicht mit dem alten Aristophanes [1]) ausrufen:

„Schwer ist der Ausgang der Frauen!"

Anmerkungen.

S. 423. 1) Das Ansagen der Stunden. Man hatte damals nur noch Sonnenuhren und Wasseruhren, (*solaria*, *clepsydrae*.) Unsere heutige Bequemlichkeit mit den Taschenuhren mufste also durch einen Sklaven oder Sklavin ersetzt werden, welche blofs dazu da waren, um ihren Gebietern die Stunden anzusagen. Bey den Griechen hiefs ein Madchen, die ihrer Frau die Stunden meldete, ὑρώρια. S. Hesychius s. v. T. II. c. 919. 7. Suidas hat ὑρώρια. Ich glaube aber, dafs das Wort eigentlich ὑρώντια von ὑρᾶσθαι, endigen, geheifsen habe, weil das Mädchen rief: ὑρᾶται, endige! mache fort! Wahrscheinlich hatte daher ein alter Comödiendichter ein solches Uhrenmädchen nur im Scherz ὑρώντια genannt. — Zu der Stelle des Martial VIII. 67. „Horas quinque puer nondum tibi nuntiat" hat D. Heraldus schon die Stellen der römischen Schriftsteller

gesammlet, wozu noch Burmann zum Petr. c. 26. p. 93. verglichen werden muſs. Beckmann Beyträge zur Geschichte der Erfindungen Th. IV. S. 125. hat sie noch vollständiger, woraus auch Poppe in seinen ganz brauchbaren Collectaneen Ausführliche Geschichte der Uhrmacherkunst, (Leipz. Roch 801.) S. 116. ff. 158. f. zum Theil geschöpft hat.

S. 424. 1) Gerade so, wie Sabina mit der armen Latris, verfährt Venus mit ihrer Sklavin, der Psyche, in der berühmten Fabel bey Apulejus. Auch dort wird Psyche von den Augen der hochfahrenden Gebieterin entfernt, und zwey Peinigerinnen, der Angst und Traurigkeit, übergeben. *Metam.* VI. p. 115. *ed. Pric.* Die Psyche in der Villa Borghese, die dort unter dem Namen *Psiche battuta da Venere* gezeigt wird, ist in dieser flehenden Stellung der Latris. S. *Villa Pinciana* P. I. p. 52. Stanze 3. 4. (Doch könnte es auch die von Cupido selbst gequälte Psyche seyn) S. P. II. Stanze IX. 9. auf Gemmen z. B. *Museum Florentinum* T. I. *tab.* 79. 4. 6. 7. Man vergleiche die Nachbildung auf der Kupfertafel zur vierten Scene.

S. 424. 2) Bey der Härte, womit besonders die Römer ihre zahlreichen Sklavenfamilien behandelten, (m. l. die gelehrte Abhandlung von Burigny über die Sklaven der Römer im 35sten Bande *de l'Academie d. Inscript.*) mufsten sie auch eigene Zuchtknechte halten, die *Lorarii* hiefsen, (s. Pignori S. 15.) und die Strafen an den Verbrechern männlichen und weiblichen Geschlechts vollstreckten.

S. 425. 1) *O demens, ita servus homo est?* so ruft wirklich jene Römerin beym Juvenal VI, 222. der man wegen Verurtheilung eines armen Sklaven Vorstellungen macht. Den Commentar dazu geben Seneka *Epist.* 47. und die Rechtsgelehrten in den Pandecten. In den spätern Zeiten wurde ihr Loos allerdings milder. Vergl. Gibbon *History of the Decline and Downfall of the Rom. Emp.* T. I. p. 53. *ed. Basil.*

S. 426. 1) Properz nennt es *Codicem immundum* IV, 7. 40. Aus dem Juvenal II, 57. wissen wir, dafs die jungen Ehefrauen vorzüglich die Sklavinnen mit dieser raffinirten

Strafe belegten, die vor der Hochzeit das Glück oder Unglück gehabt hatten, die Beyschlaferinnen ihrer Eheherren zu seyn.

S. 428. 1) Man kann sich eine Vorstellung davon durch Betrachtung römischer Grabmonumente machen, wo solche Tragebetten vorkommen. Das deutlichste Monument der Art war sonst auf der Strafse nach Ostia auf dem Grabmal des M. Antonius Antius Lupus zu sehn. S. Gruters *Inscriptt.* CCCLVI. I. Schon Schefter *de re vehic.* II. 5. p. 89. giebt aus den *Schedis Fighii* eine Abbildung desselben. Noch besser ist die Sache in Gruter zu sehen p. DCCCCLIV. 8. wo die vollkommene Gestalt einer alten Lectica, mit der Lage des darauf Ruhenden, selbst zu sehen ist. Man vergleiche den Nachstich auf der Kupfertafel zu dieser Scene.

S. 428. 2) Sache und Form war also, mit geringen Abänderungen, völlig orientalisch, und findet sich in jeder Reisebeschreibung von Indien oder China. Vergl. den Palankin, den der Sohn Tippo Saib's von der Ostindischen Compagnie geschenkt erhielt,

nebst der Abbildung im *Europ. Magaz.* 1796. August S. 80. mit Curtius VIII, 9.

S. 428. 3) Man findet ungefähr alles, was über diese tragbaren Lotterbetten (*Lecticas*) aus den römischen Schriftstellern gesagt werden kann, von Lipsius *Elect.* I, 19. p. 701. ff. *Opp.* und Scheffer *de re vehic.* II, 4. p. 77. gesammelt. Was früher *Lectica* hiefs, wurde später, mit einer geringen Abänderung der Sache, *Sella* genannt.

S. 429. 1) Man nahm natürlich die breitschultrigsten und stammhaftesten Sklaven dazu. In den frühern Zeiten hatten die Bithynier (zu Katull X, 15.) und Syrer, in den spätern Zeiten aber die Völker an der Donau, (die Mösier, Juven. IX, 143.) und die Germanen und Celten (s. die Stellen bey Lipsius S. 708. f.) den Vorzug.

S. 429. 2) Cappadoken. Die Cappadozier gehörten zu den drey bösen K der alten Völkerliste, (Kiliker, Kreter und Kappadozier) und wurden unter den verworfenen asiatischen Nationen für die verworfenste

gehalten; daher auch der Rhetor, der die Rede des *Cicero post redit. in Senatu* zusammengeflickt hat, statt des *Syrus nescio quis* in der ächten Rede in *Pison.* c. 1. einen Cappadozier gesetzt hat: „sine sensu, sine sapore, elinguem, tardum, inhumanum — Cappadocem modo abreptum de grege venalium diceres.“ c. 6. p. 33. ed. Wolf. Brodäus zur griechischen Anthologie p. 244. hat ein ganzes Register von Schimpfreden auf diese Nation gesammelt, bey Gelegenheit des berüchtigten Epigrammes des Demodocus *Analect.* T. II. p. 56. III. Καππάδοκαι μὲν ἀεὶ κ. τ. λ. Aber bey aller Dummheit und Bosheit, die sich bey ihnen, wie immer, gattete, hatten sie doch ihre körperlichen Verdienste. Sie waren baumstarke Kerls und geborne Portechaisenträger. So schildert Petron einen solchen Kerl c. 63. p. 317. „hominem Cappadocem, longum, valde audaculum et qui valebat Jouem iratum tollere.“ Eben um dieser Verdienste willen wanderte nach und nach die ganze Nation der Kappadoken zum Haiducken- und Sänftenträgerdienst in Rom ein; daher sagte Athenäus in

der berühmten Schilderung Roms *Epit.* I. 56. p. 75. Schweigh. ὅλα τὰ ἔθνη ἀδρίως αὐτῇ (zu Rom nämlich) συνέστηκεν, ὡς τὸ Καππαδόκων καὶ Σύρων, so, nicht Σκυθῶν, muſs dort gelesen werden. Denn Syrier und Cappadocier werden immer, wenn von in Rom befindlichen Sklaven die Rede ist, zusammengesetzt, Martial X. 76. S. Abram. zu Cicero in Pison. c. 1. und wer erinnert sich nicht dabey an den Vers des Juvenals III, 62. *Jampridem in Tiberim Syrus defluxit Orontes.*

S. 429. 3) Daſs die Zahl und das Ansehn dieser Sänftenträger bey der Prachtliebe der römischen Damen ganz besonders in Anschlag gebracht wurde, erhellet aus mehrern Stellen des Seneka, besonders *de Tranquill.* II. 14. Freylich gab es auch eifersüchtige Eheherren, die ihre Gattinnen nicht gern so vor aller Welt in nachlässiger Positur angestellt wissen wollten, „admissis inspectoribus vehi undique perspicuam." Seneka *de Benef.* I. 9. mit Lipsius Noten n. 84.

S. 429. 4) Die asiatischen Sklaven wurden in ganzen Heerden (*venalitii*, s. Bur-

mann zum Petr. c. 29. p. 105.) nach Rom getrieben, und ganz nackend auf eine Art von Bühne (*catasta*) gestellt, wo sie die Käufer und Käuferinnen nach Herzenslust beschauen und befühlen konnten. Alles hierher gehörige giebt Casaubonus *in notis ad Persium* p. 199. zu dem Verse: „Cappadocas rigida pingues plausisse catasta," VI, 76.

S. 430. 1) Die Sprache der Cappadozier war dick, wie sie selbst. S. Philostrat *vit. Sophist.* II, 15. p. 594. Daher der Spott auf Cappadozische Rhetoren beym Lucian *Analect.* T. II. p. 312. XXII. mit Jacobs Anmerkung *Vol.* II. T. II. p. 404.

S. 430. 2) Martial XII, 58. nach Ramler Th. I. S. 268.

„Ein Magdchen nennt dich deine Frau,
Geast!
„Ein Sänftenträgerliebchen ist sie selbst. Ihr
paßt!

Das *Lasticeriola* des römischen Dichters ist freylich noch treffender, und in eben der Sprach- und Sachanalogie, wie die *Asinaria* beym Apulejus *Metam.* X. p. 360.

S. 430. 3) Man kennt ja die erbaulichen Betrachtungen von Lady Tittle und Lady Tattle, als sie die Lady Booby mit ihrem Leiblakay im Hyde-Park spatzieren gehen sahn. S. Fielding's Jos. Andrews. B. I. ch. IV. Works T. VI. p. 11.

S. 431. 1) Daher sagt Seneka *de Benef.* III. 26. „quo te paenulati isti (Sänftenträger in Capotröcken) in militum quidem non vulgarem cultum subornati?" Vergl. Pignori *de servis* p. 136. f. Die rothen Röcke aus Canossa hiefsen *canusinae*. S. Martial XIII. 129. mit Lipsius Bemerk. *Elect.* I. 25. p. 73. *Opp.* Daher heifst nun eben ein so ausstaffirter Sänftenträger *canusinatus*. Martial IX. 23.

S. 431. 2) Lieblingsfarben nach den Parteien des Circus. Obgleich Domitian den ältern vier Faktionen noch zwey neue, die goldene und purpurne, hinzugefügt hatte: so blieben doch die grüne und meerblaue Faktion die, für welche die stolzen Romuliden damals am heftigsten sich interessirten. Kaiser Antonin dankt es seinem

Erzieher I. §. 5. dafs er weder ein βασιλικὸς noch πρασιανὸς sey. Die Liebhaberey für diese Farbe der Wettrenner brachte bey den Kaisern selbst die empörendsten Sultanismen hervor; da sich diese Herren der Welt selbst nicht schämten, von sich sagen zu lassen, was der jüngere Plinius spottend von seinen Zeitgenossen ausspricht IX. 9. 6. *favent panno, pannum amant. Tanta gratia, tanta amicitia in una vilissima tunica.* M. s. die Beyspiele bey Reimarus zum Dio LXI, 6. p. 985. 42. Übrigens geht aus mehrern Stellen in Petrons Satyriken, wo er die Narrheiten des Trimalchio schildert, sehr deutlich hervor, dafs es zum Luxus der Reichen gehörte, in Kleidungsstücken und Geräthschaften die Farbe zu affichiren, die man im Circus begünstigte. Dasselbe erhellet auch aus einem Epigramm Martials XIV, 131. S. N. Heinsius zu Petron c. 25. p. 95.

S. 431. 3) Bekanntlich spielten die vier Farben der vier Parteyen der Wettrenner im Circus auf die vier Jahrszeiten an, so wie die ganzen *Ludi Circenses* eine Hieroglyphe des Sonnenlaufs und der Planeten seyn sollten.

So bezeichnete die grüne Farbe, *prasinus*, lauchgrün, (s. Saumaise zum Solin p. 634. b. und die von Fabrizius *Biblioth. Antiq.* p. 990. citirten Schriftsteller,) den Frühling. Vergl. Alex. Laborde's gelehrte Discussion in seinem prächtigen Werke, *Mosaique d'Italica* p. 49. f.

S. 432. 1) *Surcollare.* S. Casaubonus zu Suetons *Otho c. 6.*

S. 432. 2) Vom Weichling Verres erzählt Cicero *Verrin.* V. 11. „Reticulum ad nares sibi apponebat tenuissimo lino, minutis maculis, plenum rosae." Die beste Erläuterung dazu giebt Casaubonus zum Athenäus IV, 11. p. 274.

S. 432. 3) Krystallkugeln. Propers II. 18. 60. *manibus dura frigus habere pila*, mit Burmanns Anmerkungen S. 377. und die Hauptstelle beym Plinius XXXVII, 2. s. 10. 11. vergl. Beckmanns Anmerkungen zu *Marboli liber lapidum* (Göttingen 1799.) s. 41. p. 71. Noch immer kann ich mich nicht überzeugen, daſs in den viel erklärten

Stellen beym Properz IV. 5. 52. wo die verlassene Arethusa ihrem Lycotes klagt, dafs aller Putz ihr nichts helfe: „Nam mihi quo, Poenis si purpura fulgeat ostris, Crystallusque suas amet aquosa manus“ von etwas anderem, als diesen Krystallkugeln, die Rede gewesen seyn kann. Denn dafs dort nicht blofs vom Winterputz gesprochen worden sey, ergiebt der ganze Zusammenhang. Wo hat man je im Alterthum von kostbaren Ringsteinen und Intaglios in Krystall gehört? Die Stelle des Theophrast περὶ λίθων s. 54. p. 175. kann blofs auf Sculptur zu Vasen bezogen werden, dergleichen das Alterthum allerdings sehr häufig aus Bergkrystalle hatte. Plinius 37. 6. Vergl. Ernesti Archäologie, c. III, 8. Höchstens machte man kleine Büsten in Krystall, wie bey Borioni *in Coll. tuncis Antiquitatum Romanarum tab.* II. S. Martini zu Ernestis Archäologie p. 160. f.

S. 433. 1) S. aufser dem Plinius, *de Lact de gemmis et lapid.* I. 15. p. 58. und Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Zürich Th. III. S. 255. ff.

S. 433. 2) Man fand einst in Rom 20 solcher Kugeln in einer Urne von Alabaster, und erinnerte sich dabey nicht an diesen Luxus der Römischen Damen, der diesen Fund besser erklärt haben würde, als der Aberglaube durchs Krystallsehen. S. Brückmanns Beyträge zur Abhandlung von den Edelsteinen Th. II. S. 105.

S. 433. 3) Denn in Ägypten wurden alle kostbaren Glasarbeiten gemacht. Beweise dazu in Menge findet man in Caylus *Recueil* und Hambergers *historia vitri*, in *Commentariis Goetting.* T. IV. p. 132.

S. 434. 1) Bernsteinkugeln. Wenn Martial die Küsse seines Mädchens schildern will, so sagt er: Sie dufteten Wohlgerüche, wie Agtstein, gewärmt in der jungfräulichen Hand. XI. 9. nach Ramler Th. IV. S. 68. vergl. Martial V. 38. und Ovids Metam. II. 262. wo die *electra nuribus gestanda latinis* nicht von Halsbändern aus Agtstein, sondern von diesen Kühlungskugeln zu verstehen sind. Alles hierher Gehörige hat schon Gesner gesammelt *de electro veterum*

in den *Comm. Soc. Gött.* T. III. p. 210. vergl. Hassens Eridanus S. 40. wo es doch nicht Bernsteinkügelchen heißen sollte.

S. 435. 1) S. die Hauptstelle beym Plinius XXXIX. 4. s. 22. und über die Sitte, solche Schlangen, wie Schoosshündchen, bey sich zu haben, Casaubonus zu Suetons Tiber c. 72. wo erzählt wird, der Kaiser Tiber habe einen solchen Lieblingsdrachen gehabt, den er mit eigner Hand zu füttern pflegte.

S. 435. 2) Favoritschlangen. So sagt Martial, wo er allerley Lieblingsthiere anführt, VII. 86. nach Ramler Th. III. S. 81. Wenn Grecilla die kalte Schlange um den Nacken sich windet. Seneka *de Ira* II, 31. gedenkt auch dieser Hausdrachen, die in unschuldigen Windungen sich zwischen den Bechern und dem Schooſse der Gäste herumschlingen. Durch diese Stelle des Seneka erhält ein Marmorrelief, welches Tournefort zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in

einer Kirchmauer von Metelino auf der Insel Samos bemerkte, und in seiner Reisebeschreibung abbildete, (*Voyage du Levant Lettre* X. T. I. p. 167. *ed.* in 4to.) seine volle Erläuterung Es ist da von keinem Äskulap, der in Gestalt einer Schlange erschien, noch von einer Keneba die Rede. Das ganze Denkmal ist zur Kenntnifs dieser Favoritschlangen so interessant, dafs es auf der zu dieser Scene gehörigen Kupfertafel nachgestochen wurde.

S. 435. 3) Eine Geschichte beym Sueton im August c. 92. wo Arria von einem Drachen beschlafen wird, läfst noch allerley anderes Spiel mit diesen Lieblingsthieren ahnen. Vergl. Lucian im falschen Propheten Th. III. S. 173. mit Wielands Anmerkungen.

S. 435. 4) Diefs Zeichen mit den Fingern, wovon schon oben die Rede gewesen ist, (*crepitus digitorum*) hatte verschiedene Bedeutungen, je nachdem der Ort war, wo es der Gebieter gegen die Sklaven machte.

S. 436. 1) Zur ganzen Procession an Parallele aus dem spätern Zeitalter Amm. XIV,

6. und Müller *gen. et mor. aev. Theodosiani Comment.* I. p. 115. Nur dafs dort vom Wagen die Rede ist, (*carpentum*) deren man sich späterhin auch innerhalb der Stadt bedienen durfte.

S. 436. 2) Ich denke dabey an eine Stelle des Apulejus *Apolog.* II. p. 648. *Vectatur octophoro. Vidistis ipsi — quam improba juvenum circumspectatrix, quam immodica sui ostentatrix.*

S. 436. 3) Diefs nennt Juvenal VI. 351. *cervical*, welches der Scholiast durch ein Kissen erklärt, worauf sich die Frau während des Tragens stützt. S. Scheffer *de re vehic.* II, 4. p. 75.

S. 437. 1) Man vergleiche die treffende Anwendung, die Lucian *Imagg.* c. 21. T. II. p. 480. von dieser Homerischen Ate macht.

S. 437. 2) Unsere schönsten Fächer können doch mit der geschmackvollen Pracht des Alterthums in diesem Artikel nicht verglichen werden. Zwischen zart geschnitte-

nen Täfelchen waren die Schmuckfedern der schönsten Vögel eingesetzt. M. s. die Abbildung auf einem alten Mosaik, das Visconti erklärt hat. *Osservazioni su due Musaichi antichi* (Parma 1788. 4.) S. 37. die Anmerk. zum *Cabinet du Duc d'Orleans* T. I. p. 112, und die Beylage zu dieser Scene, das Fächerschränkchen betitelt.

S. 437. 3) Auch an die Sonnenschirme verschwendeten die Alten eine Pracht, die bey uns nicht gewöhnlich ist. Paciandi hat eine eigene Schrift darüber geschrieben, Σκιαδηφόρια, s. *de umbellae gestatione commentarius Rom.* 1753. 4. Vergl. Vasengemälde T. I. p. 150.

S. 438. 1) S. Heinse zu Ovids A. A. I, 160. wo ein Liebhaber seinem Mädchen diesen Dienst erweiset.

S. 438. 2) Bey den Korsofahrten der heutigen Italiäner durften die Läufer sonst nie fehlen. S. F. Schulz neue Reise durch Italien Istes Heft. S. 131. Und so war es auch schon im alten Rom, wo immer unter

den Sklaven die *cursores* vor allen andern mit genannt werden. S. Pignori *de Servis* p. 144. Ramirez zu Martial III, 47. p. 251.

S. 458. 3) S. Lukan IV, 681. mit Oudendorps Anmerkung und zu Nemesian *Cyneg.* 261. Gewöhnlich hielt man diese Mazyken, die Rennel in seinem *Geographical system of Herodotus* p. 637. mit den Machlyern des Herodots für eins nimmt, nur für gute Vorreiter. Allein das Schnellseyn beym Sueton *Ner.* 30. scheint mir doch nur von Läufern zu Fufs verstanden werden zu können.

S. 458. 4) Martial nennt ausdrücklich den Laufer *succinctus* XII, 24. womit die *pluti tunica Nilotide Mart.* X. 6. zu vergleichen sind. Die weifse pelusische Leinwand hatte unten herum eine gestickte Einfassung. Vergl. Lukan X, 142.

S. 458. 5) So paradirt Trimalchio beym Petron c. 28. p. 100. *Lecticae impositus est praecedentibus phaleratis cursoribus quatuor.* Die *phalerae* waren eigentlich nur ein Pferdeschmuck, was auch manche Interpreten dagegen sagen mögen. (S. Ducker zum Flo-

rus p. 52.) Wo sie als Zierrath der Ritter oder anderer Stände vorkommen, hat es stets eine besondere Bewandnifs. Ihre halbmondförmige Gestalt findet sich noch auf alten Denkmälern. S. *Fabretti ad column. Trai.* p. 221. und Visconti im *Museo P. Clementino* T. V. p. 80.

S. 438. 6) So ist im Sueton *N.* 30. die *turba Mazycum phalerata et armillata* zu verstehen.

S. 438. 7) Die Liburnier waren ein stämmiger, kräftiger Schlag Menschen, wie ihre heutigen Nachbarn, die Croaten. Man bediente sich ihrer in Rom vorzüglich zum Sänftentragen und allerley Geschäften, wobey es auf eine derbe Faust ankam. Daher, wenn Martial die Reitze des Landlebens schildert, I, 50. sagt er unter andern: *pro horridus, Liburnus.* Vergl. zu Juvenal III, 240.

S. 439. 1) In der Lysistrata V. 16.

BEYLAGE
ZUR ACHTEN SCENE.

Das antike Fächerschränkchen.

1
2
3
4

Wer hat nicht einmal im englischen Zuschauer Addison's witzigen Einfall belacht, wo er die mannigfaltigen Vortheile eines in London zu errichtenden Antikenkabinets zeigt, worin der Putz und die Kleidungsstücke aller altern und neuern Nationen zur Erbauung und Nachahmung für spätere Enkel und Urenkel aufbewahrt, und von besonders dazu bestellten Aufsehern jedem Schaulustigen gegen Erlegung der Gebühr zu jeder Stunde des Tages gezeigt würden? Wie mancher Schweifstropfen würde weniger vergossen, und wie mancher Foliante weniger geschrieben worden seyn, wenn den gelehrten Schriftstellern über die Kleiderpracht der Alten sich ein solches Magazin, über oder unter der Erde, zur rechten Zeit geöffnet hätte! Dann hätten Le Cain und Talma keine Costümes fürs Pariser, die Herren

Hirt und Hummel fürs Berlinische Theater erfinden, und die Herren Ferrari und Rubens keine eigenen Bücher über den Faltenwurf der alten römischen Nationaltracht schreiben dürfen. Welche Kurzweil und Unterhaltung für unsere schöne Welt, in dieser Schatzkammer alter und neuer Modeerfindungen nach Herzenslust sich zu ergötzen, und mit jedem geöffneten Schubkästchen die Annalen eines Modeartikels von der Babylonischen Semiramis bis zu der Calmarschen in natürlichen Mustern wohlgeordnet hervorlangen zu können! Welches unerschöpfliche Proviantham für die Hungersnoth in unsern Modejournalen und eleganten Zeitungen, deren Deutschland zu Anfang des 19ten Jahrhunderts achte zählte, und kaum in einem einzigen eine vernünftige Mode erblickte! Welch eine schöne Rüstkammer für die modescheuen Moralisten, und frommen Eiferer gegen den Perücken-, Hosen- und Haubenteufel, gegen Titusköpfe und Pyramidendiademe!

Indefs bleibt diefs alles so lange blofs ein frommer Wunsch, bis etwa auch dazu in jener grofsen Stadt an der Seine, wo die

phantasiereiche Göttin der Mode stets die eifrigsten Verehrer um ihren Thron versammelt hatte, ein Nationalmuseum dekretirt wird, und so müssen wir uns in Ermangelung einer so lehrreichen Conservatoire vor jetzt mit einzelnen Versuchen behelfen, diesen oder jenen Artikel aus verschiedenen Ländern und Zeitaltern in Ein Modeschränkchen zusammen zu bringen. Das vorliegende Schränkchen ist von dem berühmtesten Cabinetmaker Fores in New-bondstreet aus Mahagoniholze verfertiget, und führt die mit Buchstaben aus Atlasholze eingelegte Aufschrift: Fächerrepositorium.

Ich wage es nicht, die ehrwürdigen Alterthümer, die wir hier gleich im untersten grofsen Schubfache ausgebreitet finden, den neugierigen Beschauern unsers Fächerrepositoriums einzeln auszudeuten. So viel ist gewifs, dafs wir in diesen eingetrockneten Cocos-, Pisang- und Schilfblättern die ältesten Fächer des Orients erblicken. Ob dieser Büschel von Papyrusschilfe (*cyperus papyrus*) sich wirklich in den Händen der schönen Tochter Pharaonis befunden habe, als sie bey ihrer

Nilpromenade das ebräische Knäbchen im Binsenkästchen fand, mochte in Ermangelung von Eisenweegers entdeckten Judenthums ein Jüdischer Ober-Rabiner aus seiner Mischna am sichersten bestimmen können. Wenn aber eine alte Überlieferung uns gar überreden will, dafs dieser, einen Fufs lange, Blattstiel der fächertragenden Weinpalme (*borassus flabelliformis*) mit seinen in halbem Zirkel herumstehenden Blättern der holden Sakontala einst bey ihren einsamen Spaziergängen Kühlungen zugefächelt habe, so wird diefs gewifs niemand glaublich finden, und wenn es alle Pundits von Bengalen behaupteten. Wie könnte ein so dicker, ursprünglich sogar mit scharfen Dornen besetzter Stiel in die zarten Hände einer Sakontala gekommen seyn? Eher wollten wir uns noch die Muthmafsung eines Amsterdammer Alterthumsforschers gefallen lassen, der in diesem Fächerstiele der Weinpalme das ächte Original der unförmlich grofsen grünen Papierfächer vermuthet, mit welchen die holländischen Matrosenfrauen bey ihren Spatziergängen an den Kanälen die Sonnenstrahlen und Wasserinsekten von sich abwehren.

In einem gleich darüber befindlichen Fache finden wir einige schneeweifse Ochsenschwänze mit einem zierlichen Büschel Haare am Ende. Sie dienten von jeher den indischen Nabobs und den vornehmsten Braminen zu Fliegenwedeln und Fächern. Schon im frühesten Alterthume waren diese Schwanzfächel in Indien sehr gewöhnlich, und Älian berichtet in seinem Allerley aus dem Thierreiche,[1]) dafs dieser Modeartikel von einer Art wilder Ochsen käme, die am ganzen Leibe schwarz, und nur am Schwanze völlig weifs wären. Bey den Römern vertraten die haarigten Ochsenschwänze, wie wir aus den Sinngedichten des Martials wissen, die Stelle unserer Kleiderbürsten.

Myrtenzweige, Akazien, und die schöngestalteten, dreyfach eingeschnittenen, Blätter des morgenländischen Platanus, waren ohne Zweifel auch im alten Griechenland die ersten und gewöhnlichsten Fächel- und Wedelwerkzeuge. Ja, man hat alle Ursache zu vermuthen, dafs selbst die mit Epheuranken und Weinblättern üppig umwundenen Thyrsusstäbe, die wir auf alten Denkmalen so häufig

in den Händen der Bacchantinnen und der übrigen Begleiter des Weingottes finden, aufser der feierlichen Bestimmung, die sie in Anspielung auf den kriegerischen Triumphzug des Dionysus bey jenen festlichen Aufzügen und Bacchusprocessionen hatten, auch noch den zufälligen Nutzen gewährten, den vom Lauf und Jubel erhitzten Mänaden und Bacchusverehrern Schatten und Kühlung zu verschaffen.

Bald lernte man die natürlichen Blätter der Bäume, besonders der Platanen, zu eben diesem Endzwecke künstlich nachbilden, und in diese Klasse gehören nun die Fächer, die wir hier in einem neuen Fache unsers niedlichen Fächermagazins zusammengelegt finden. Man findet sie oft auf Denkmalen der alten Kunst, wo die Erklärer zum Theil auf sehr abenteuerliche Deutungen verfallen sind. 1) So sehen wir sie auf den Gemälden der Aldobrandinischen Hochzeit, 2) und auf mehrern geschnittenen Steinen mit der Vorstellung eines von Genien bedienten und abgekühlten Hermaphroditen. 3)

Mit den Pfauen, die erst im 5ten Jahrhundert vor Christi Geburt im eigentlichen

Griechenland bekannt wurden, 1) kam aus den Pracht und Üppigkeit liebenden Küstenländern des kleinern Asiens, und besonders aus Phrygien, auch der Pfauenwedel, als eine ganz neue und prächtige Art von Fächern, zu den griechischen Damen. In einem noch vorhandenen Trauerspiele des Euripides erzählt ein phrygischer Verschnittener, er habe nach phrygischer Sitte mit einem rund umfiederten Wedel die Locken und Wangen der schlummernden Helena gefächelt; 2) und in spätern griechischen und römischen Schriftstellern kommen diese Pfauenwedel so häufig vor, dafs sie da, wo vom weiblichen Putze die Rede ist, fast nie fehlen. 3) Auf einem Gemälde der Herkulanischen Alterthümer 4) trägt ein junger Mensch einen solchen Pfauenwedel, (Fig 2.) und in den Abbildungen der zwölf Monate, wie sie der gelehrte Bibliothekar Lambecius aus einem alten Calender gegeben hat, 5) ist neben dem Genius des Augustmonats gleichfalls ein Pfauenfächel der Art aufgehangen. Da aber die bloßen Federn zu nachgiebig und biegsam waren, und, um die Luft in hinlänglichem Maße aufzufangen, eine gewisse Steifung und

Widerstand forderten, den sie durch sich allein nicht erhalten konnten: so verfiel ein von Dädalus Geist beseelter Artist auf den glücklichen Ausweg, zwischen den einzelnen Schwungfedern des Pfaus dünngespaltene hölzerne Brettchen oder Blätter einzuziehen, wodurch zugleich diesen gefiederten Fächern eine längere Dauer zugesichert wurde. Solche Fächer sind zu verstehn, wenn die römischen Liebesdichter, Ovid und Propers, von den Kühlungen reden, die durch Täfelchen den schönen Mädchen zugefächelt wurden.*) Und wir finden gerade diese Art von gefiederten Tafelfächern besonders in einer Klasse alter griechischer Kunstwerke, den Gemälden auf alten Vasen, so häufig, und in so grofser Mannigfaltigkeit und Abwechslung,**) dafs man darauf schwören sollte, die Fächermoden hätten vor 2000 Jahren bey den griechischen Damen im untern Italien und Sicilien eben so häufig gewechselt, als bey den Modepriesterinnen im Pariser Frascati und Tivoli, im Berliner Thiergarten oder im Wiener Prater. Nur darf ich zur Ehre dieser heutigen Fächerträgerinnen nicht unbemerkt lassen, dafs sie selbst bey diesem Artikel

ihrer Toilette weit bescheidener und anspruchloser sich benehmen, als jene stolzen Griechinnen und Römerinnen. Umringt mit Sklavinnen, die ihren gnädigen Gebieterinnen jede Bewegung der vornehmen Hand zu ersparen suchten, liefsen sich jene Frauen des Alterthums, wo sie öffentlich erschienen, Sonnenschirm und Fächer von besonders dazu bestimmten Sklavenmädchen, die schon beym alten Lustspieldichter Plautus [1]) eine eigene Benennung haben, (*flabelliferae*) nebenher tragen, und gegen Sonnen- und Mückenstich gleich geschaftig sichern. [2]) Daher finden wir gerade in den eben angeführten Gemälden auf alten Vasen so oft vornehmere Frauen von solchen Fächelträgerinnen begleitet. Ja man hatte sogar, wie wir auf diesen Vasen bemerken, [3]) eigene Körbchen dazu, in welchen diese Fächer, so lange sie nicht gebraucht wurden, von den Sklavinnen gleichsam in Parade getragen wurden.

Indessen scheint unter allen Facherarten des Alterthums die, wo blofse Pfauenfedern über und in einander gesteckt, und entweder in einem runden Büschel zusammengebunden, oder in einen dünnen Halbkreis

ausgespreizt waren, am häufigsten und längsten im Gebrauch geblieben zu seyn. Diese Fächer aus Federn erhielten sich auch durch das ganze Mittelalter bis in die neueren Zeiten, ja bis zum 17ten Jahrhundert herab in Italien, Frankreich und England, nur mit dem Unterschiede, dafs es immer mehr Federbüsche als Federwedel waren, die von den Damen in diesen Zeiten zum Schmuck und zur Bequemlichkeit getragen wurden. Venedig und die andern Handelsrepubliken Italiens waren damals die Marktplätze, wo besonders die aus Alexandria und andern Levantischen Handelsstädten in unglaublicher Menge eingeführten Straufsfedern verkauft, und auf die künstlichste und mannigfaltigste Weise zubereitet wurden. [1]) So wurden also auch die Fächer aus Straufsfederbüschen zusammengesetzt. In einem alten italiänischen Kleiderbuche, das in einigen hundert Blättern die Kleidertrachten der ganzen Welt, besonders aber der Lombardischen Staaten seit dem 11ten Jahrhunderte, vorgeblich sogar nach Zeichnungen des grofsen Tizian enthält, [2]) finden sich diese Büschelfächer der italiänischen Frauen aus dem

zten und folgenden Jahrhunderten sehr häufig und in den seltsamsten Zusammensetzungen. Die Federbüsche stehn gewöhnlich auf einem schön verzierten und zierlich umwundenen Stiel befestigt, welcher häufig aus Elfenbein, oft auch mit Gold und Edelsteinen eingelegt war. Dafs man sich aber zu diesen Büschen nicht blofs der Straufsfedern bediente, sondern auch, nach Sitte der Alten, Pfauen, indische Raben, Papagaien und andere buntgefiederte Vögel ihres schönsten Schmucks zu dieser Absicht beraubt habe, liefse sich theils aus vielen andern alten Gemälden aus jenen Zeiten, theils ganz besonders aus einem kleinen Bändchen niedlich illuminirter Gemälde von alten italiänischen Modetrachten beweisen, das in der Wolfenbüttler Bibliothek aufbewahrt wird, und zur Geschichte der Moden sehr interessante Beyträge liefern könnte.

Man trug damals, statt der Scherpen und Leibbinden, häufig schon durchbrochene und vollwichtige, goldene Ketten um den Leib, woran die Damen zierlich gearbeitete Schlüssel und andere weltliche oder geistliche Spielsachen herabhängen liefsen. So wieder-

fuhr auch diesen Federfächern sehr oft die Ehre, an den Hüften einer schönen Frau mit einem Kettchen, das von der grofsen Leibkette herabhing, angeschlossen zu seyn, und es befand sich daher am Ende des Fächerstiels gewöhnlich ein grofser Ring, durch welchen jene Kette gezogen wurde. Und so vertraten also die Stelle der englischen Uhrketten, womit sich die Damen noch vor zehn Jahren schmückten, damals Genuesische oder Venetianische Fächerketten, und wo man späterhin die goldene Uhr herabhängen liefs, hing damals ein grofser, zierlich in einander gekräuselter Federbusch, dessen buntes Federgemisch mit den geblümten Irrgängen, die auf den damaligen Gewändern zu sehen waren, sehr gut zusammenschmolz, und sich völlig zu einem asiatischen Tulipanenparterre, dem grofsen Muster aller weiblichen Kleiderpracht im Zeitalter der Kreuzzüge, qualifizirte. Doch thun wir auch noch einen Blick auf diese obern Kästchen!

Wir erblicken hier einen Fächer zu den Zeiten der Königin Elisabeth in England

Der Stiel war damals gewöhnlich von Silber, und gehörte also zu den Bijouterien und Kostbarkeiten von beträchtlichem Werth, durch deren Entwendung ein Gauner eine reiche Beute machen konnte. Hierdurch wird eine Stelle in Shakespears lustigen Weibern von Windsor deutlich, wo Falstaf zu seinem Diebsgesellen Pistol sagt: Da Frau Brigitte den Stiel ihres Fächers vermifste, verbürgte ich mich mit meiner Ehre, dafs du ihn nicht gestohlen hättest. Malone, einer der gelehrten Erklärer jener Stelle, bemerkt aus den Scholien des Marston, dafs in den Zeiten der Königin Elisabeth zuweilen ein solcher Fächer mit 40 Pfund bezahlt worden sey. Die Königin Elisabeth erhielt einmal einen solchen Fächer, dessen Stiel mit Diamanten reichlich besetzt war, zum Neujahrsgeschenk, wovon der gelehrte Nichols in seinem Werke über die Reisen dieser Königin[1]) eine Abbildung gegeben hat. In einem alten englischen Lustspiele: Die Frau mufs ihren Willen haben, vom Jahre 1616, ist die eigenwillige Heldin des Stücks auf dem Titelblatte mit einem ähnlichen Fächer abgebildet.

So weit die Fächerantiquitäten der Griechen und Römer, und ihrer neuern Nachahmungen. Ein anderer mag das zweyte Fächerkästchen aufschliefsen, welches die neuesten Alterthümer in diesem Fache enthält.

Anmerkungen.

S. 465. 1) Älian *Hist. An.* XV, 14. p. 843. führt unter den Geschenken, die man den Indischen Königen brachte, auch die Ochsen an, ἐξ ὧν καὶ τὰς μυιοσόβας ποιοῦσι, woraus sie die Fliegenwedel bereiten. Sie sind, wie wir aus Sonnerat und andern Reisebeschreibungen wissen, in Indien noch sehr gewöhnlich. Dafs man sich in Rom der Schweife zu feinen Bürsten bediente, ist aus Martial XIV, 71. bekannt, wo eine der ältesten Handschriften die Überschrift *Muscar* als das eigentliche Wort für solche Wedel hat. Denn gewifs bediente man sich dieser Schweife auch gegen die Fliegen, und daher erkläre ich den, selbst von Casaubonus ganz anders gedeuteten, Vers des Persius IV, 15. *candam iactare popello*, wo von Demagogen die Rede ist, die (wie in Aristophanes Rittern) dem Demos oder dem Volke, durch die niedrig-

sten Sklavendienste schmeicheln, und also auch die Fliegen wegwedeln.

S. 466. 1) So wußte Pocock diesen Blattfächer auf einem griechischen Relief, wo eine Figur, die einer andern liegenden damit Kühlung zuwedelt, abgebildet ist, für nichts anders als ein medizinisches Kraut zu halten. *Description of the East* T. II. p. 29. So verlieren sich die Erklärer zu den *Pitture d'Ercol.* T. IV. *tab.* 21. p. 96 in den seltsamsten Muthmaßungen über ein Blatt in der Hand einer geputzten Frau, indem sie ausdrücklich erklären, *non par che possa dirsi adoperata per flabello, non corrispondendo la forma.* Und doch ist es gewiß ein Blattfächel. Zuweilen konnten freylich, wie Winkelmann *Description des pierres gravées du B. de Stosch* p. 101. bemerkt, auch wohl wirkliche Blätter zu ganz andern Absichten (man denke an die Nymphäa und Lotos in den Isisfiguren) in den Händen alter Bildwerke angenommen werden. Aber das Dreyeckigte eines auf der einen Seite immer etwas einwärts gebogenen Blattes ist stets ein Fächel. Vergl. Paciaudi *de umbellae gestatione* p. 12.

S. 466. 2) Bartoli *Admiranda Rom* Tab. 61. Montfaucon *Antiq. expliquées* T. III. p. II. p. 129.

S. 466. 3) Diese wollüstig hingestreckten Hermaphroditenfiguren gehören zu der Lieblingsvorstellung der alten Glyptik. Die zwey berühmtesten Steine sind die in der vormaligen königlichen Sammlung in Paris bey Marietto *Pierres gravées* T. II. pl. 26. (nebst einer alten Glaspaste darnach im Stosch. Cabin. p. 101. mit dem Kupfer) und der im *Cabinet du Duc d'Orleans* T. I. pl. 25. Vergl. *Mus. Florent.* T. I. *tab.* 72. 4. 5. In allen diesen und in den drey kopirten Steinen, die Raspe in Tass. *Catalogue n.* 2514 - 18. anführt, fächelt ein Genius den Hermaphroditen Kühlung mit einem Blattfächel zu, den Raspe für ein Weinblatt erklärt, der mir aber mehr die Form eines Platanenblatts zu haben scheint. Auf dem berühmten Cameo des Cardinals Carpegna fächelt ein Genius die Ariadne mit diesem Fachel, wozu Bonarotti *sopra alcun. medaglioni* p. 415. noch andere Beyspiele anführt. Vergl. *Pitture d'Ere.* T. II, *tav.* 26. 34. Der von einem Amorino

gefächelte Hermaphrodit ist nach der Stoschischen Paste auf der hierzu gehörigen Kupfertafel Fig. 1. abgebildet worden.

S. 467. 1) Wir wissen aus dem Athenäus XIV, 20. p. 655. dafs die Pfauen zuerst in Samos in den Tempelhofen der Samischen Juno gehalten, und von da nach Athen und ins übrige Griechenland gebracht wurden. Dort liefs man sie anfangs als grofse Seltenheit für Geld sehn. Älian *Hist. An.* V. 21. Blofs darum, weil die Pfauen aus Asien zuerst zur Parade nach Samos in den Tempel der Juno kamen, wurden diese Vögel in der Folge der Juno heilig, ersann man die Fabel vom Argos u. s. w. Der Typus der Samischen Münzen ist auch der Pfau. Ekhel *Doctrin. Num.* II. 569.

S. 467. 2) S. Euripides Orestes 1428. wo Musgrave mehrere Stellen der Griechen angeführt hat p. 452.

S. 467. 3) Man mufs mit Casaubonus zum Athenäus einen doppelten Gebrauch

des Pfauenwedels unterscheiden: entweder zum Verscheuchen der Fliegen; dann hiefs er bey den Griechen μυιοσόβη, (wozu Pollux X. 94. mehr alte Fragmente angeführt hat) bey den Römern *muscaria pavonina*, Martial XIV. 67.; oder zum kühlenden Fächeln; dann hiefs er ῥιπίς, und die Handlung selbst ῥιπίζειν, *ventilare*, ψαύζειν, (s. Hesychius und Hemsterhuys zu Pollux p. 1267) oder καταψύχειν. Mit letzterem Worte ist das ψύγμα Φωκαϊκὸν im Fragment des Clearchus beym Athenäus VI. p. 257. B. (c. 70. p. 485. Schweigh.) zu vergleichen, d. h. ein Pfauenwedel aus Phocäa. Gewöhnlich liefs man sich von schönen Knaben Kühlung zufächeln, wodurch auch die bekannte Stelle im Ter. Eun. III. 5. 50. ihr Licht erhält, womit man besonders ein Fragment des Antiphanes beym Athenäus VI p. 257. F. zu vergleichen hat. Die spätere römische Sprache machte ein eigenes Wort für diese Sklaven, und nannte sie *flabarios*. S. Pauer. *Observ. linguae Romanae* c. VII. p. 58. Die ganze Sache haben Casaubonus zu Suetons *Aug.* c. 80. und Burmannus Secundus *ad Antholog. Latin.* T. II. p. 570. 71. am besten erläutert.

S. 467. 4) *Pitture d'Ercolano* T. III. *tav.* XXXV. S. Figur 2 auf der Kupfertafel.

S. 467. 5) P. *Lambecii Commentariorum Appendix libr.* IV. p. 284. oder auch im *Montf. Suppl.* T. I. pl. XII. vergl. *Anthol. Lat.* V. 84. T. II. p. 369.

S. 468. 1) Die Stutzer und süfsen Herren zu Ovids Zeiten machten ihren schönen Göttinnen mit solchen Fächern Kühlung. Daher sagt Ovid A. A. I, 161. *Profuit et tenera ventum movisse tabella*, vergl. *Amor.* III, 2. 37. An beiden Orten kann *tabella*, wie N. Heinsius zur ersten Stelle unläugbar darthut, nichts anders bedeuten, als Fächer aus dünnen Brettchen, oder Täfelchen zusammengesetzt, und daraus mufs auch die streitige Stelle im Properz IV, 9, 50. wo er dem der Omphale dienenden Herkules einen solchen Fächer, *tabellam*, in die Hände giebt, verbessert und erklärt werden. S. Burmann zu Properz p. 834. und Döring *ad Edog. Poët. Latinorum* p. 110.

S. 468. 2) S. Passeri *Picturae Etrusc. in Vascul.* T. I. *tab.* 16. 28. 65. 67. Tisch-

beins *Engravings* T. I, 18. und T. III, 22. T. III, 51. steht eine solche Figur auf einer bleyernen Säule, während die Gebieterin sich noch schmückt.

S. 469. 1) Plautus Trin. II. 21.

S. 469. 2) S. die Stellen in *Paciandi Syntagm. de umbellae gestatione* c. VII. und die Abbildung einer solchen Fächelträgerin steht auf einem Hamiltonschen V. — in Tischbeins *Engrav.* T. I. pl. 18. woraus sie auf der Kupfertafel Fig. 3. nachgebildet ist. Hier sieht man auch eine der gewöhnlichsten Gestalten des mit dünnen Brettern gestreiften Federfachels.

S. 469. 3) *Passeri Picturae in vasculis* T. I. tav. 24. und auf der Kupfertafel Fig. 4.

S. 470. 1) S. Beckmanns Waarenkunde Th. I. S. 437. f.

S. 470. 2) *Habiti antichi, overo Raccolta di figure delineate dal gran Titiano e da Cesare suo Fratelli — conforme alle nationi del mondo.*

In Venetia 1664. 8. S. besonders p. 61, 130, 134 und 170.

S. 472. 1) *The progresses and public Processions of Queen Elisabeth — by John Nichols. Vol. II. p.* 106.

I

Register

über die Schriftsteller.

A.

Achilles Tatius 191.
Addaeus 292.
Aelianus 465. 478.
Aeschylus 36.
Afranius 363.
Alciphron 219.
Ammianus Epigr. 510.
Ammianus Marcellinus 370. 454.
Anaxandrides 278.
Antoninus Philosophus 318. 448.
Apicius 209.
Apulejus 194. 200. 265. 300. 324. 527. 374. 441. 447. 455.
Archigenes 42.
Argentarius 395.
Aristophanes 210. 258. 333. 335. 439.
Arrianus 37. 240. 305.
Artemidorus 198. 241. 532.
Athenaeus 36. 195. 231. 237. 240. 304. 305. 310. 314. 316. 332. 445. 2. 478. 479.

C.

Cato 92. 120.
Catullus 87. 172. 444.
Cicero 33. 38. 52. 196. 207. 271. 304. 445. 450.
Claudianus 86. 170. 363. 370. 402. 419.
Clemens Alexandrinus 10. 34. 38. 50. 215. 300. 317. 405. 411.
Columella 52. 213. 305. 367.
Criton 42. 126. 214. 370.
Curtius 444.

D.

Demodocus 445.
Demosthenes 124.
Dio Cassius 44. 127. 308. 317. 324. 406.
DioChrysostomus 324.
Diogenes Laërtius 231. 240. 276. 321. 326.
Dioscorides 52.

E.

Ennius 33.
Epictetus 31. 37. 231. 374.
Eubulus 237.
Euripides 420. 467.
Eustathius ad Dionysium Perieg. 150.

F.

Festus 45.
Florentinus 214.

G.

Galenus 50. 267. 277.
Gellius 310. 372.

H.

Hero 304.
Herodotus 40.
Hesychius 124. 197. 440. 479.
Homerus 168. 170. 436.
Horatius 88. 89. 104. 121. 124. 170. 202. 207. 208. 255. 300. 315. 319. 334. 377. 379.

I.

Inscriptiones Latinæ 32. 52. 151. 256. 320. 324. 368. 378. 402. 443.
Isidorus 130.

J.

S. Joannes 70.
Joannes Chrysostomus 277.
Julianus Ægyptius 15.
Julianus Imper. 220. 314.
Juvenalis 33. 34. 40. 88. 89. 121. 191. 197. 200. 212. 217. 251. 262. 263. 266. 300. 312. 319. 408. 412. 413. 420. 442. 444. 446. 455.

L.

Lampridius 234. 241. 304.
Livius 326.
Longinus 316.
Lucanus 305. 457.
S. Lucas 365.
Lucianus 7. 32. 106. 122. 123. 189. 211. 217. 219. 235. 268. 271. 304. 310. 311. 315. 320. 321. 322. 325. 330. 377. 411. 413. 447. 451. 455.

M.

Macrobius 218. 404.
Martialis 25. 29. 35. 51. 92. 111. 118. 119. 125. 125. 129. 197. 218. 219. 220. 264. 294. 307. 315. 319. 320. 323. 324. 335. 336. 364. 369. 370. 373. 376. 404. 412. 430. 440. 446. 447. 448. 449. 452. 453. 457. 458. 466. 475. 479.
Meleager 193.

N.

Nemesius 252.
Nonius 50. 363. 367.

O.

Ovidius 30. 41. 45. 52. 74. 88. 90. 94. 115. 120. 121. 122. 127. 129. 132. 141. 172. 200. 205. 248. 249. 256. 271. 272. 276. 321. 365. 367. 370. 374. 417. 419. 452. 468. 480.

P.

Palladius 213.
Pandectae 30. 129. 363. 403. 408. 410.
Pausanias 169.
Persius 306. 324. 475.
Petronius 32. 37. 58. 60. 51. 263. 272. 275. 314. 318. 350. 364. 366. 378. 410. 445. 449. 457.
Phaedrus 30. 301. 324. 327. 373.
Phanias 336.
Philo 301.
Philodemus 329.
Philostratus 270. 447.
Plautus 42. 334. 335. 363. 409. 469.
Plinius I. 30. 39. 43. 44. 45. 53. 87. 90. 94. 109. 125. 132. 192. 193. 196. 197. 198. 202. 206. 208. 210. 213. 214. 220. 233. 236. 257. 258. 275. 276. 302. 305. 306. 316. 319. 320. 372. 377. 379. 413. 476. 407. 408. 410. 411. 450. 451. 453.
Plinius II. 416. 441.
Plutarchus 37. 90. 100. 105. 207. 283. 317. 288. 326. 332. 334. 363. 404.
Pollux 124. 130. 276. 274. 302. 309. 319. 327. 333. 334. 335. 364. 366. 470.
Propertius 30. 131. 200. 265. 268. 270.

272. 307. 317. 367. 442. 450. 451. 468. 480.

Q.

Quintilianus 315. 317. 368. 416.

R.

Rufinus 193. 269.

S.

Scholiastes Juvenalis 455.
Scholiastes Theocriti 30.
Seneca 87. 117. 132. 273. 276. 278. 302. 303. 327. 367. 370. 391. 400. 410. 419. 442. 446. 448. 453. xxii.
Servius 120. 267.
Sophocles 36.
Statius 325.
Strabo 306. 313.
Strato 257.
Suetonius 272. 300. 313. 316. 329. 367. 372. 404. 407. 454. 457. 458.
Suidas 440.
Synesius 42.

T.

Tacitus 127. 318.
Terentius 479.
Tertullianus 10. 245. 369. 373. 375. 405. 407.
Theocritus 30. 169. 172. 196. 210. 226. 239.
Theophanes Nonnus 43. 53. 123. 274.
Theophrastus 213. 451.
Theopompus 196.
Tibullus 336.

V.

Valerius Maximus 268.
Varro 19. 50. 233.
Vellejus Paterculus 306.
Virgilius 209. 276. 366.
Vitruvius 365.
Vulcatius 207.

II.

Sach- und Wortregister.

A.

Abaci 326.
Abundantia 110. 152. XIX.
Ἀχίτων 311.
Acus discriminalis 127. 143.
Adonis 80. 95. Adonisfest 225. fgg. 258. fg. Garten des Adonis 228.
Adoration der Götter 325.
Aediculae 204.
Aegypten das Vaterland der Blumisten 198.
Affenliebhaberey der Römerinnen 216.
Agraffe, den Mantel zusammenzuhalten, 64. 86. XX.
Ἀναριγμός 303.
Ἀναρρυχία 274.
Alabastervasen 67.
Alae 365.
Alquifoux 48.
Alcibiadis pueri 300.
Alata 373. fg.
Amicire 376. 398. 416.
Amictus 416.
Amor auf einem Löwen reitend 394.
Amor citharoedus 414.
Amorverkäuferin 257.
Anchusa tinctoria, Gebrauch derselben zur Schminke 47.
Annus 265.
Antulae 275.
Apfel, angebissner, ein symbolisches Liebesbriefchen, 190. 219. Apfel der Venus geheiligt 342.
Apium 182. fgg. 210. fg. 213.
Ἀπονυχίζειν 335.
Apophoreten 218.
Arculae 370.
Aretalogus 319.
Argentum vetile 305.
Armillae 411.

Armillati 458.
Armspangen 502. fg. 415. fg. 415. 430.
Arquifouz 48.
Ärzte. Verschiedene Klassen der ägyptischen Ärzte 17. 40.
Asche, Gebrauch derselben zur Färbung der Haare 120.
Asiatia 447.
Astragali XXIII.
Asteria, Toilette derselben 58. fg.
Ἀστραγαλωτὸς 264.
Ate 155.
Athem, riechender, Mittel dagegen im Alterthume 186. fg. 214.
Atrium 353.
Aufgeschürzte Knaben 300. 302.
Augenbraunen und Augenwimpern, Schwärzung derselben 22. 48. 49. fg.
Ausstattungs-Geräthe einer Römerin 77.
Authepsae 303. fg.

B.

Backenstreiche 2-8.
Barbatorius 330.
Barbierer und Barbierstuben des Alterthums 330. fgg.
Bart. Krauseln desselben 64. Geschichte desselben 331. Bart der Stoiker und Cyniker etc. 310. 314.
Bacia 324.
Bergkrystalle 452. fg. 451.
Bergkrystallkugeln als Abkühlungs-Mittel 452. 470.
Bernstein 452.
Bernsteinkugeln als Abkühlungs-Mittel 452. 454. 452.
Beryll der Alten 500. 407.
Βίβλος σεφανωτὶς 195.
Bimsenstein, dessen Gebrauch zur Zahnkosmetik 24. 53.
Bleyglanz, dessen Gebrauch zum Schwärzen der Augenwimpern u. Augenbraunen 22. 49.
Bleyweifs, e. Schminkmittel 21.
Blumen. Sprache durch dieselben 197. fg. Blumen zu Kränzen 103. künstliche Blumen 206.
Blumenflechte-Kunst 101. fg. 193.
Blumisten, Ägypten, das Vaterland derselben 198.

Bocksharre 511.
Bohnenmehl, dessen kosmetischer Gebrauch 33.
Bombycina 376.
Bonawirys 214.
Bracelets 392. 413.
Bracteae caelatae 196.
Braut, feyerliche Heimführung derselben ins Haus des Bräutigams 65. fg. 86.
Brautführer 86.
Braut-Schmückungen 31.
Brenneisen 146.
Brotkrume, Maske aus angefeuchteter 302.
Buchhändler des Alterthums 327.
Bücherrollen, Behältnisse derselben 70. fg. 73. 88.
Bücherwesen des Alterthums 327.
Bürsten der Alten 465. 475.
Bulla XIX.
Bullengelag 36.
Busen 380.
Busenbinde 162. 172. 376.
Busengeschmeide 418.
Busenkränze 181.
Byssus 367. 375.

C.

Calamistrum 124.
Calanti a 123.
Calathiscus 176. XIX. XXIV.
Calceus 372. 374. fg. XX.
Calida 308.
Calliblepharon 23. 50.
Callistruthis 305.
Canusinae 448.
Canusinatus 448.
Capsarius 88.
Capsula 71. 370.
Carnifices 263.
Carpentum 455.
Carruca 315.
Cataplasma 19.
Cataplus 206.
Catasta 447.
Catheder der römischen Frauen 29. fg. 66.
Caudam jactare populo 475.
Cellae familiaricae 365.
Centauren 86.
Cervical 455.
Cestus 163.
Cheironomie 277. 271.
Chlamys 64. 85.
Choaspes, Wasser desselben 212.
Cinerarius 120.
Ciniflones 124.
Circenses ludi 449.
Cirkus, Faktionen desselben, Lieb-

lingsfarben nach ihnen 448. fg.
Cilium 315.
Citrei orbes 305.
Citronenholz 305. fgg.
Clavus 377.
Clepsydrae 440.
Clio 191.
Colaphus 278.
Componere 416.
Concordia XIX.
Cornua abundantiae 216.
Corollae 192.
Coronae plexiles, subtiles, 208. *Coronas bibere* 210.
Coronamentum 211.
Coronariae herbae et flores 193.
Coronarii 199.
Corybantenblut 183. 186. 215.
Corymbion 127.
Costum 108. 125.
Crobylus 127.
Crocodilenmist, pulverisirter, kosmetischer Gebrauch desselben, 47.
Crotala 410. XIX.
Crystallus 451.
Cubicularii 263.
Cursores 457.
Cynocephalus 217. XVIII
Cypassis 108. 127.

D.

Daduchen 86.
Daktyliotheken 392.
Dentifricium 53.
Dentiscalpium 51.
Diadem 113. fg. 130. 137.
Διαμασήματα πρὸς δυσωδίαν 214.
Diana, schöne Finger derselben 256. 269.
Διασκαυδικίζειν 210.
Dibaphon 359.
Dichter, poetische Wettkämpfe derselben bey öffentlichen Spielen 72.
Digitis concrepare 34. *Digitorum crepitus* 454.
Διπροσωπος 301.
Dilinum 406.
Διφραξ 30.
Distorti 316.
Domina 7. 31. fg.
Drachen, epidaurische, 435.
Drapperie 399. 416.
Ducere 86.

E.

Edelsteine in den Augenhölen der Statuen 94.
Electrum 452

Elenchus 409. fg.
Elephantidos libelli 339.
Ἔνδυμα 376.
Ἥκατα συκωτά 319.
Ephemerides 191.
Eppich 182. fgg. 210. fg. 213.
Eppichkränze 182. fg. 211.
Ergastulum 426.
Eselsmilch, ihr kosmetischer und medicinischer Gebrauch 11. 19. 42. fg.
Essen, Tagesordnung desselben bey den Römern 303.
Essenzen 19. 126. 148.
Essenzenfläschchen 75.
Εὐγε 325.

F.

Fackel-Trägerinnen bey den Hochzeiten der Römer 68.
Fächer 455. 468. fgg. XXII. XXIII.
Fächerträger, Fächerträgerinnen 469. 479.
Falten in den Gewändern der Alten 369. Lagen derselben 416. Faltenwurf 399. 416.
Fard 45.
Farda 45.
Fartores 319.
Fascia 136.
Federn als Zahnstocher 52. Federaufsätze als Kopfputz 138.
Feigen 284. 310. 321. Angebissene Feige, ein symbolisches Liebes-Briefchen, 190. Feigen aus Chios 220. Feigen eines der gewöhnlichsten Geschenke an gute Freunde 280. Vorhalten einer Feige 321. Feigenmast 319.
Festons 192.
Finger, schöne Form derselben 256 symbolische Bewegungen derselben 257. 271.
Fingerreife 258. 273.
Flabarii 479.
Flabelliferae 469.
Fliegenwedel 475.
Foetor, fortere, 214.
Folium 125. 206.
Forceps 267.
Forcipula 267.
Forfex 267. fg.
Forficula 267. fg.
Forum Romanum in Rom 83.
Fruchtbarkeitsamulete 216.
Fruchtschnuren 192.

Frühstück der Römer 283. *fg.* 302. *fg.*
Furax 47.
Fuligo 22. 49.
Furien, woher ihr Bild entlehnt worden 265.
Fuss. Symbole desselben 314.
Fussbander 360. 371. 378.
Fusseisen der Sklaven 425.
Fussschemel 438.

G.

Gänselebern, gestopfte, 319.
Gans in mythologischer Rücksicht und als Opferthier 217.
Garderobezimmer in den Pallasten der vornehmen Römer 354.
Garten des Adonis 228.
Gartenkunst der Griechen und Römer 211.
Gastmahl der Römer; die Männer lagen dabey, die Frauen hingegen sassen XXII
Gausape 364.
Gemmen 302. *fg. Gemmae astriferae* 415.
Getränk, warmes, der Alten 309.
Giessbännchen 70.
Glas. Alle kostbaren Glasarbeiten wurden in Ägypten gemacht 452.
Glaskugeln als Abkühlungsmittel 433.
Glaucoma 275.
Glykera, berühmte Kranzflechterin, ihr Wettstreit mit dem Mahler Pausias 192.
Gold durfte in Rom dem Todten nicht mitgegeben werden 52.
Goldstaub als Haarpuder 141. 146.
Goldstickerey den Alten unbekannt 379.
Gorytus 274.
Gothische Bauart, Grundlage derselben 85.
Graearii 312.
Graeculi 311. *fg.*
Grazien, Anzahl derselben 169. 169.
Griechische Benennungen der Putzartikel in Rom 18. Griechische Namen der Sklavinnen daselbst 18.
Griffe an Waffen und Geräthschaften des Alterthums 80. *fg.*
Gürtel 162. 370. 380.

Guirlanden von Laub und Blumen 192.

H.

Haare. Flechten und Zöpfe der römischen Damen 64. Goldgelbe Haare bey den Römerinnen beliebt 103. 140. Färbung der Haare 104. fg. 218. fg. 123. Salben der Haare 106. 148. Haarputz 106. fgg. Falsche Haare 262. Pythagorisches Verbot in Rücksicht der abgeschnittenen Haare 276. Abscheeren der Haupthaare 330. Abtrocknung der Hände etc. mit Haupthaaren 364. fg.
Haarfarberinnen 18.
Haarnadeln 101. 109. 127. fg. 148. fg.
Haarnetze 123. fg.
Haarpuder, aus Stärke zubereitetes, den Römerinnen unbekannt 246. woher ein Gebrauch herzuleiten 247.
Haarputzerinnen 18.
Haarschmücker-Kunst 109.
Haartrachten der Römerinnen 135. fgg.
Hände und Händchen als Handhaben 78.
Halsbänder von Perlen 405. fg.
Halskränze 181.
Handhaben an Vasen der alten Künstler 80. fg. 95.
Handschuhe 258. 272. fg. 433.
Handtücher 364.
Hemde der Alten 375. Hemden aus ägyptischer Leinwand 300.
Hemicyclium 29.
Herbarius 213.
Herculanum; wahrer Zeitpunkt der völligen Verschüttung dieser Stadt 28.
Hermaphroditen 466. 477.
Hexephoros 429.
Hochzeit - Gebräuche, alte, 84. Hochzeitprocessionen im Orient 86.
Hunde, gerettete, auf alten Denkmählern abgebildet 323.

I.

Ibis XVII.
Indischer Handel im Alterthume 126.

Induere 376.
Indumentum 416.
Indusium 375.
Infibulation 302.
Institia 378. xx.
Intersia 375.
Ἰσνολίβης 304.
Ἰσνολεβητιον 300.
Isis 203. 205. *Isis Campensis* 200. Isisdienst in Italien 139. 194. 199. fgg. 204.
Isisklapper 204. fg.
Isiskränze 177. fg. 194.
Issulus 323.
Issus 323.

J.

Janitrices 39.
Juden im alten Rom 212.

K.

Kämme 146.
Κάλαμις 124.
Κάλλος 171.
Καλος, Καλη, Aufschrift auf alten Denkmählern, 322. 346.
Kanephoren 201.
Kappadocier im Alterthum verachtet 444. fg. als Sesselträger 400. 420. 444. fg. ihre Sprache 447.
Karmion 267.
Karyatiden 79. 93.
Καταπλάσματα ἀρωματικὰ ἱματίων 370.
Καταψύχειν 479.
Κεφρύφαλος 124.
Κεντητὸς 374.
Ketten der Sklaven 425. Ketten um den Leib 471.
Κιτλίζειν 210.
Kleider der Alten kamen fast fertig schon vom Weberstuhle 368. Bey der Kleidung der Alten ist das Anziehen vom Ueberwerfen und Umnehmen sorgfältig zu unterscheiden 358. 376. 398. 416. Kleidung der römischen Matronen 355. 359. fg. 372. farbige der Hetären 356. 370. fg.
Kleider - Falterinnen 355.
Kleider - Macherinnen 354.
Kleiderpressen 355. 370.
Kleopatra, Art ihrer Vergiftung 127.
Klotz, Verbrecher daran zu schliefsen 426. 442.
Knaben, aufgeschürzte, 300. 302.

Kniebeugung, Arten derselben 171. Kniebeugung auf alten Denkmählern 161. fg. 171.
Knut-Meister und Knut-Meisterinnen im Alterthume 262. 265.
Koch-Maschinen im Alterthume 303. fg.
Koische Kleider 376.
Κόλπος 323.
Κόνδυλος 278.
Kopf. Vasen in der Form schöner Mädchen- und Frauenköpfe 79. 93.
Kopfputz der römischen Damen 137.
Korbträgerinnen 201.
Korinthische Bronze 38.
Κορυκλάθοι 236.
Kosmeten 18. 214.
Kosmetik der Alten 18. 41.
Κουκκούμια 303.
Κουρεύς 330.
Kränze 176. fgg. 192. fgg. Ägyptische 196. Kränze auf dem Haupte 206. um den Hals 206. fg. Klassifikation derselben 208. Gesetze des Wohlstandes beym Bekränzen 201. fg. Gebrauch der Kränze bey Opfern und andern Feierlichkeiten 136. halbverwelkter Kranz ein symbolisches Liebesbriefchen 190. 219. Symbolischer Gebrauch der Kränze 198. Kränze in die Becher gepflückt und so mit getrunken 210.
Kranzblumen 195.
Kranzflechtekunst, s. Blumenflechtekunst.
Kranzgalanterieen 219.
Kronen, metallene, 196.
Krystalle, s. Bergkrystalle.
Krystallkugeln, s. Bergkrystallkugeln.
Kufshändchen 324.
Kutschen, Gebrauch derselben in Rom XXIII.

L.

Läufer der Römer 438. 456. fg.
Lamina 379.
Lanipendia 366.
Latris 132.
Lectica, s. Tragesessel.
Lecticariola 447.

Lectüre der römischen Damen 73. fg.
Lectulus lucubratorius 30.
Leinwand, pelusische, 457.
Lemniſci 196. fg.
Lentiſcus 51.
Leuchterhandhabe 73.
Libertinae 371. 390.
Libraria 89.
Liburnier 453.
Liebkosungen wurden in Rom griechisch ausgesprochen 197.
Ligulae 92.
Limbi 360.
Linea 405. fg.
Lingula 92.
Linum 405.
Livreen in Rom 431.
Loculi 90.
Löffelchen, ein Toilettenartikel, 77.
Lomentum 33.
Lorarii 262. 442.
Lotus 202. fgg. Lotusblumen als Kopfputz 138.

M.

Μάχαιρα 333. *μία, διπλὴ μάχαιρα* 333. *μάχαιρα τραγοσουρική* 311.
Μαχαιρίδια 333.
Maculae 306.
Mahlerey, enkaustische, der Alten 232. 236.
Mahlzeiten der Griechen 36.
Malteser - Hündchen 313. fg.
Mamillare 376.
Mantel, ein Theil der Matronal-Kleidung, 361. 367.
Mantelia 364.
Manulearii patagiarii 378.
Mappa 320.
Margaritu tribacca 410.
Marmor - Staub als Zahnpulver 24. 53.
Masken der Sänger und Sängerinnen 72.
Μάσιγες ἀστραγαλωταὶ 264.
Μαστίχη 50. fg.
Mastix. Gebrauch desselben zur Erhaltung und Reinigung der Zähne etc. 23. 50. fg. Verfälschungen desselben 52. Mastix - Bäume in Chios, Italien, 51. fg. Zahnstocher aus Mastixholz 51. Mastixholz widersteht den Motten 52.
Matronalkleidung der Römerinnen 355. 359. fg. 371.

Mazyken 457. 458.
Μύλη 50.
Melitenser-Hündchen 313. fg.
Menander, dessen Lustspiele eine Lieblingslectüre der Römerinnen 74.
Messer und Gabeln im Alterthume beym Essen nicht gebräuchlich 234.
Milesische Mährchen 74. 90. 328.
Mitraria 303.
Minerva, schöne Hände derselben 256. 269.
Monile 405.
Monolinum 406.
Monopodia 326.
Mundus muliebris 77. 91.
Murrhina vasa 58. Murrhiniten 307.
Murex 475.
Muscaria 479.
Musen, artistische Kennzeichen derselben 72. 89.
Μυροθήκη 475. 479.
Myrtenzweige 64.

N.

Nachttöpfe 55. fg. 58. fg. Nachttopf-Sklaven 24. 36. fg.
Nadeln, s. Haarnadeln.
Nägel, schöne, 270. Mittel, die rauhen Unebenheiten und Neben-Auswüchse der Nägel abzuglätten und wegzubringen, 258. 273. Geheime Kräfte der abgeschnittenen Nägel 259. 275. fg. Pythagorisches Verbot in Rücksicht derselben 276. Kunstmäfsiges Verschneiden und Abglätten derselben 254. fgg. 334. fgg. Färbung derselben 274. durften nicht an einem Markttage beschnitten werden 276. Nägelpflege der Alten 274.
Ναΐσκοι 204.
Nani 316.
Nardenfläschchen 77.
Nartheria 20. 40. 67. 76. 90.
Naukratische Kränze 196.
Νεφέλια 274.
Nestnadel 127.
Nilwasser, Eigenschaften und abergläubischer Gebrauch desselben 184. 211. fg.

Nimbus 230.
Nodus 108. 127. 139.
Nymphæa Nelumbo 203.

O.

Octophoros 429. 455.
Oelfläschchen 67.
Oetypum 47.
Ohrgehänge 390. fg.
Ὠιδάλιον 334.
Ὀνυκίζειν 335.
Ὀνυκιστήρια 335.
Onyx 270.
Onyxkännchen 67.
Orbes citrei 305.
Orient, kein Wechsel der Moden daselbst 49.
Ornatrix ab auricula 402. *a tutulo* 131.
Ornatus 91.
Orseille, Gebrauch derselben zur Schminke 46.
Os præbere 279.
Ostiarii 327.
Ostium 327.
Ovids Kunst zu lieben, Werth dieses Lehrgedichts 40.

P.

Pädagogen 302.
Paedagogia 311. fg.
Paedagogianus puer 302.
Paenulati 448.
Pagen der alten Römer 301. fg.
Palankin der Römer, s. Tragesessel.
Palla 397. 416. 417. fg. xx.
Pancarpi 192.
Papageyen 296. 325.
Papyrus, Gebrauch desselben zu Kränzen 195.
Παραλέγεσθαι 334.
Parallel-epipedische Form bey den Meubeln und Gebäuden der Alten 83.
Παραπετάσματα 37.
Parasiten 312.
Parony bia 256. 273.
Pastilli 216.
Patagiarii 378.
Patagium 377.
Patellen, silberne, 77.
Patera 79. 81.
Peitho 168.
Pensum 307.
Πέπλος 416.
Περάτρια etc. 440.
Περιβόλαιον 376.
Περιδέρραια 364.
Perlen, Benennungen derselben 406. Perlen als Haarschmuck 138. Luxus der Alten mit Perlen 379. fg. 404. Perlen der Cleopatra 386. 404.

Perlengehänge etc. 389 fg. 405. Perlenschnuren an Goldfäden gereiht zum Nachtgebrauch 15. 39.
Perücken 262. der Römerinnen 104. 121. fg. 141. 145. der alten Schauspieler 140. fg.
Pervigilium 179.
Pfau 78. fg. 87. 466. fg. 478.
Pfauenwedel 423. 437. 455. fg. 466. fgg. 469 fg. 478. fg.
Pferde, Brust- und Stirnschmuck derselben 363.
Phalerae 363. 457. fg.
Phaleräti 457. fg.
Philosophen. Hausphilosophen der vornehmen Römer 285. fg. 312. Kapuzinerkostum der strengern philosophischen Sekten 310. 313.
Philyra 208.
Pinus pronuba 87.
Plastes 234.
Pluteus XXIII.
Ποικίλιαι 506
Pomade den Römerinnen unbekannt 146.
Pomadentöpfchen 75.
Pompeji, wahrer Zeitpunkt der völligen Verschüttung dieser Stadt 28.
Poppaeana 33.
Prandium 302.
Prasinus 450.
Prela 370.
Pressoria 370.
Promulsis 305.
Pronuba pinus 87.
Φαινόζειν 479.
Φαλίς 333.
Pisces 106. 125.
Psyche von der Venus bestraft 265. 441.
Ψύγμα Φωκαικόν 479.
Pterygia 273.
Pugillares XIX.
Pumili 316.
Puppenbildner im Alterthume 223. 236.
Purpur, zweymal gefärbter, 350.
Putz-Kästchen, s. Schmuck-Kästchen.
Putzzimmer der römischen Damen 66.
Pyramidal-Form in Kunstwerken des Alterthums 62. fg. 83.
Pyxis 87.

Q.

Quasillariae 366.
Quasillum 366.
Quinquennalien 89.

R.

Radix 125.
Reda 315.
Reduvie 256. 273.
Reifs, dessen kosmetischer Gebrauch 33.
Respektsperlen 409. fg.
Rica 317.
Riechfläschchen 77.
Ringe 253. 273. 302. 411. fg. besondere Garnituren von Ringen für jede Jahrszeit 302. fg. 412. Ring zum Versiegeln 403. Magische oder physische Ringe. 415.
Ῥιπίζειν 479.
Ripis 479.
Ῥόβυκες 274.
Ῥιζοτόμος 214.
Romerinnen, Lectüre derselben 73. fg.
Romane des Alterthums 74. 90. 328. fg.
Rosatum 209.
Rosen von Pästum 181. 209.

S.

Sabbater 212.
Sänften, s. Tragsessel.
Sänftensklaven, Sänftenträger, s. Sesselträger.
Säulen. Verzierungen der Säulenschafte in den spätern Zeiten 66.
Σακκοφόρος 124.
Salben 19. 106. fgg. 126. 148.
Salbenkästchen 67.
Sandalen 372.
Sarcinatrices 367.
Sarkophage, alte, 83. fg.
Sartrices 367.
Saturnalien 217. fg.
Saum, faltiger, der Matronal-Kleidung 369.
Savillum 92.
Sabritia unguium 275.
Saxhia 39.
Schaafe, kosmetischer Gebrauch des Schmutzes der attischen Schaafe 47.
Schaale, silberne, 79.
Schachspiel der Alten 277.
Scheere im Alterthume nicht üblich 267. fg. Ursprung unserer Scheere 533.
Schlange. Favoritschlange der römischen Damen 453. fg. 453 fg. XXII.
Schleier der römischen Damen 317. fg.

Schleife, ein Theil des Haarputzes, 114.
Schleppe der römischen Tunika 378. 380.
Schleppkleider 399. 417.
Schminkärzte 214.
Schminken 20. 21. 46. fg.
Schmuckkästchen 62. 66. 69. 87. 383. 402.
Schnippchenschlagen, 34. fg. 435. 454.
Schön-Schreiberinnen 74.
Schreibetisch bey den Alten nicht gebräuchlich 29.
Schuhe der Alten 371. fgg. Unterschied zwischen Schuhen und Schnürsohlen 372. fgg. Gestickte Schuhe 374. Verwechselung der Schuhe eine böse Vorbedeutung 357. 571.
Schuhsohlen, Befestigung derselben im Alterthume 275.
Schwanzfächel 465. 475
Scissura 273.
Scrinia 88.
Segmenta 379.
Seifen 19. **Seifenkugeln** 146.
Sella 444.
Semizona 376.
Serapis XXI. **Serapisdienst** in Italien 139. **Serapiskopf** 396.
Serta 192.
Servietten der Alten 320.
Sesam 320.
Sesselträger 400. 428. fg. 444. 446. 448.
Siegelring 403.
Sigillaria 218.
Sigillarien 217. fg.
Sigillarii 236.
Sigilliariarii 236.
Silber. Alterthümer in Silber 61. Zierrathen etc. aus Silber in Marmor oder Bronze eingelegt 79. Silber mit einer Unterlage von Gold 116.
Sindon 301.
Sinus 380.
Sistrum 204. fg.
Σκάνδιξ 210.
Σκηνή, αι ἐκ σκηνῆς 215.
Sklaven, Betragen der Römer gegen dieselben 34. 246. fgg. 276. fg. 425. fg. 442. **Sklavinnen** der vornehmen Römerin-

nen 7. 17. 41. Sklavenmarkt in Rom 446. fg.
Smaragd der Alten 390. 407.
Smegmata 19.
Soccus 375. xx. *Socci obaurati* 374.
Sohlen, s. Schuhe.
Solaria 440.
Soleae 372.
Sonnenschirm 423. 437. 456. 469.
Sonnenuhren 440.
Spatale 402.
Speichel, kosmetischer Gebrauch desselben 20. 45.
Sphärus, der Stoiker, Anekdote von ihm 229. fgg.
Σφενδόνη 130.
Spickenarde 108. 125. fg.
Spiegel der Alten 67. 114. fgg. 400. 419. fg. Spiegel der Lais 326.
Spiele. Poetische Wettkämpfe der Dichter bey öffentlichen Spielen 72.
Spiefsglas, dessen Gebrauch zum Schwärzen der Augenwimpern und Augenbraunen 23.
Spina argentea 51.
Spinnkorb - Mädchen 353. 366.
Spinnliedchen 365.
Spinnmeisterin 366.
Spinnstube in den Pallästen der vornehmen Römer 353.
Spuma Batava 118. *Spuma caustica* 119.
Stabiä, wahrer Zeitpunkt der völligen Verschüttung dieser Stadt 28.
Stalagma 409.
Stammbäume der Kostbarkeiten 387. 404.
Stangen der Tragesessel, s. Tragesessel.
Statuen, Köpfen derselben 145.
Στέμματα 192.
Στεφανίσκοι, στέφανοι, 192.
Stephanoplokie 191. fg.
Sterngemmen 415.
Stibium 23. 40.
Stickerinnen 354.
Stilponen 317.
Stimmi 23. 49.
Στιμμίζειν 50.
Stoiker, Lieblingsausdrücke derselben 318.
Stola 370. xx.
Straufsfedern 470.
Strenae 218.

Strophiarii 172.
Strophium 73. 162. 172. 376.
Stroppi 196.
Strümpfe, den Alten unbekannt 275.
Studierbetten 506.
Stunden, Ansagen derselben 440.
Subucula 375.
Suburra 82.
Succinctus 300. 457.
Succollare 450.
Surmé 22. fg.
Συκωτὰ ἤπατα 310.
Symbolensprache des Alterthums 198.
Sympathetische Kuren 275. fg.
Συνθηματιαῖος σίφανος 197.
Συνθηματικὰ γράμματα 198.
Syrer in Rom 446.
Syrmata 417. fg.

T.

Tabella 480.
Täfelchen zum Fächeln 468. 480.
Taenia 136.
Taenidion 162.
Talismane 396. fg. 415.
Tapeten von den Alten anstatt der Thüren gebraucht 37. 327
Taschen 523. 580.
Taurea 251.
Technologie des Alterthums 331.
Teig von Brot, mit Eselsmilch zubereitet, ein Schönheitsmittel 11.
Teller, silberne, 77.
Tentipellium 45.
Textrina, *textrinum*, 365.
Thermopolia 308.
Θρόνος 30.
Thüren fehlten meistens im Innern der Gebäude der Alten 37. 327. Thürvorhänge 37. 327.
Thyia 307.
Θυώεντα εἵματα 370.
Thyrsusstäbe 465 fg.
Tischgebräuche der Griechen 36.
Toga 368. wenn der Gebrauch derselben aufhörte 85.
Toilette der römischen Damen 66. der Römerin Asteria 58. fgg.
Toilettenkästchen, s. Schmuckkastchen.
Tonsor 330.
Tonstrina 332.
Torrutik 253.
Tori, *toruli coronarum* 196.

Tragesessel 426. fgg. 443. fg. XXIII. Stangen derselben 78.
Trilinium 206.
Tritonen 86.
Tropfen als Ohrgeschmeide 409
Tunica 358. fgg. XX. ihre Schleppe 378. 380.
Tutulus 131. XVI.

U.

Uhrknaben etc. 423. 440.
Unguenta 386. 390.
Urin, Gebrauch desselben zur Zahnkosmetik 24.

V.

Vasen als Preise bey den heiligen Spielen 72. geliebten Knaben und Mädchen geschenkt 342. 341. mit Zeichnungen und Gemälden 341. fgg.
Velarii 37. 327.
Velum 327
Venditio 446.
Ventilare 479.
Venus, artistische Vorstellungen derselben 64. fg. 85. *Venus anadyomene* 70. fg. Venus mit der Amphitrite verwechselt 85. Die von den Grazien geschmückte Venus 154. fgg.
Vergoldungen, in den spätern Zeiten herrschender Geschmack 65.
Verstiegeln 402.
Vestalinnen, ihre Tracht das Vorbild der römischen Damen 137.
Vestiarium 356.
Vestificae 368.
Vestiplica 368.
Vestipli a 363.
Vexatae rosae 220.
Vielecke vom guten Geschmacke verworfen 71.
Vinula 373.
Virgarum saevitia 263.
Vitta matronalis 137.
Vorleserinnen 73. fg.

W.

Wachsbildnerey 236. Wachs-Blätter, Wachs-Blumen, Wachs-Figuren, Wachs-Früchte, 180. 218. 223. fgg. 236. fg. 241.

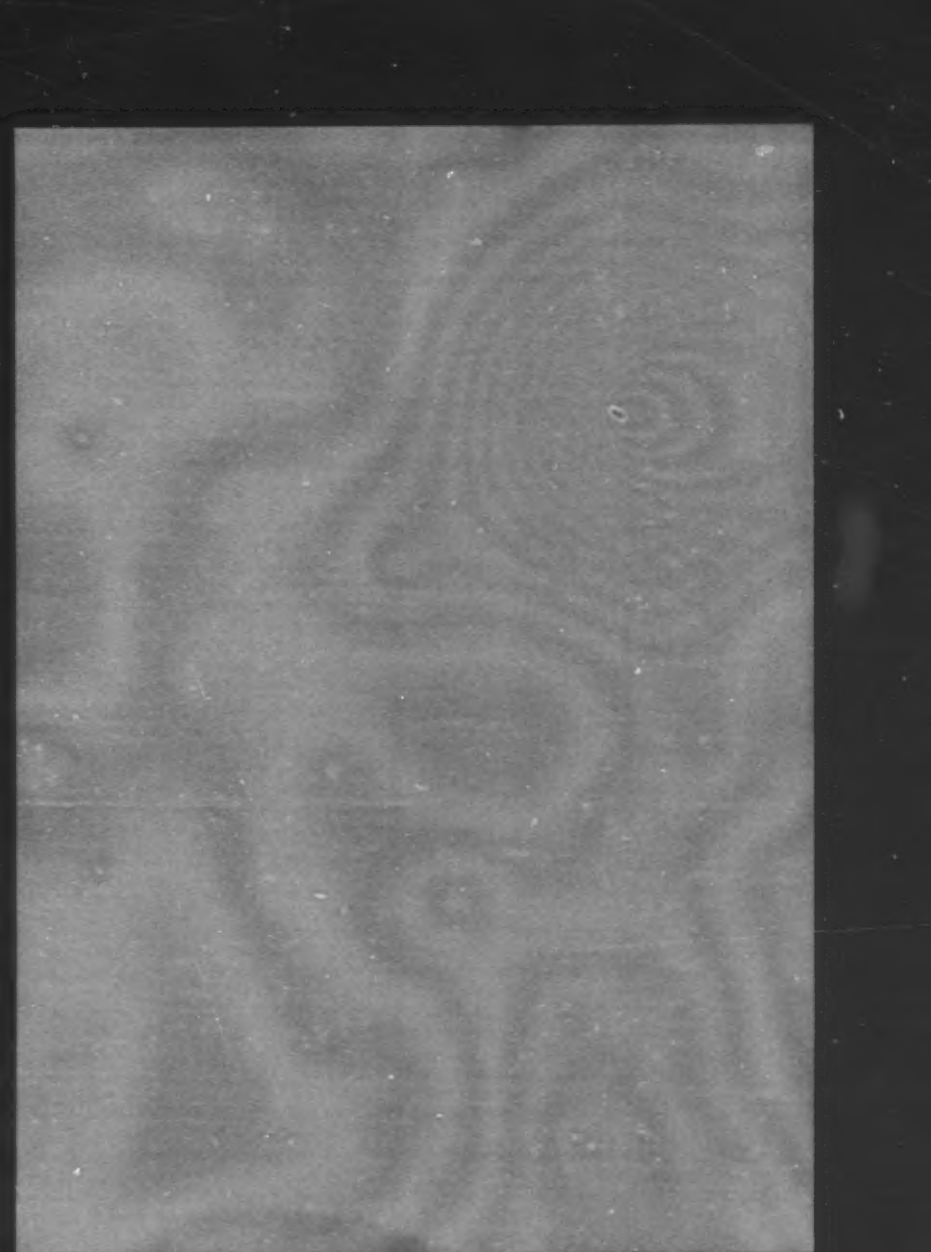
Wachsfirniſs 236.
Wagen der Römer 315. 427. 455.
Waschgefäſse 67. fg.
Wasseruhren der Alten 423. 440.
Weberey der Alten 368.
Weberinnen 363.
Weberstube in den Pallästen der vornehmen Römer 355.
Weihkessel und Weihwedel im Alterthume 212.
Weihnachtsfeyer, Ursprung derselben 239.
Wein, Sitte mit demselben Buchstaben auf den Tisch zu schreiben, 272. glühender Wein 284. 308.
Wiſsmuth, Gebrauch desselben zum Schwarzen der Augenbraunen und Augenwimpern 23.
Wolf, der ein Häschen packt, xxi.

Y.

Ὑποδήματα 372.
Ὑποζυμιάδες, ὑποζυμίδες, 207.

Z.

Zähne, erborgte, 24. 51. fg.
Zahnpulver 24. 53.
Zahnputzerinnen 23.
Zahnstocher aus Mastixholz 51. aus Silber 51. aus Federn 52.
Zauberringe 396. fg. 415.
Ζωὴ καὶ ψυχὴ 197.
Zona 376.
Zwerge, Liebhaberey der Alten an denselben 315. fgg. Arten derselben 316. Mittel, künstliche Zwerge zu erschaffen, 316.



Archaeologische

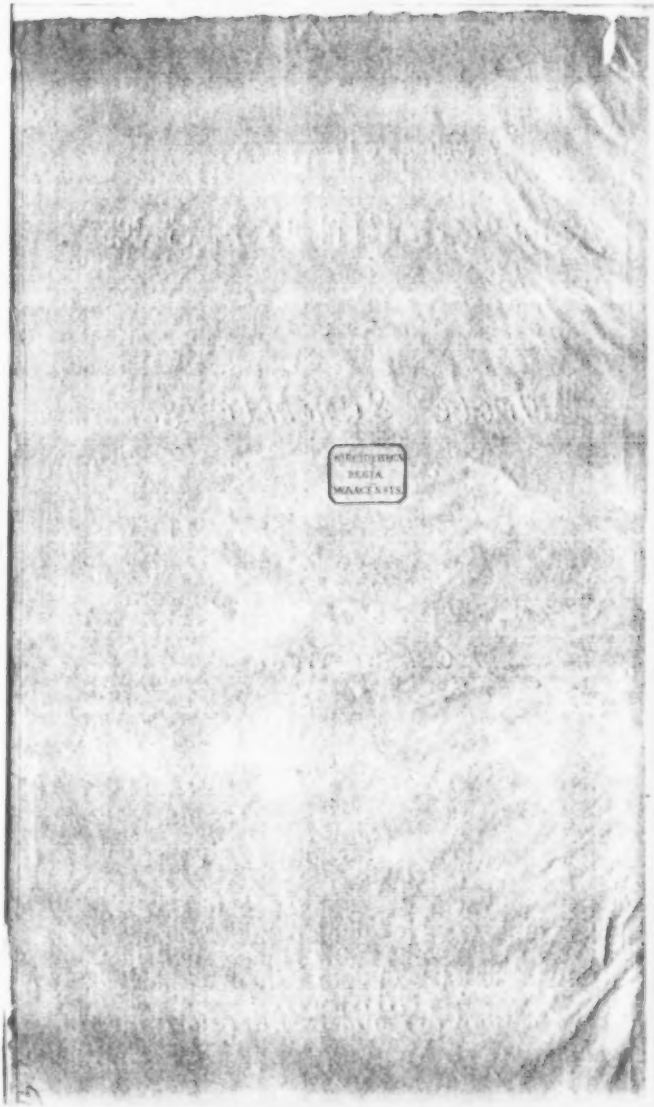
AEHRENLESE.

Erste Sammlung.

Von

C. A. Böttiger.

Dresden, 1808.
Im Verlage der Waltherischen Hofbuchhandlung.



Vorerinnerung.

Ein glücklicher Zufall brachte einige zu ganz andern Zwecken gestochene Kupfertafeln, welche Abbildungen nach wirklichen Antiken enthielten, in meine Hände. Mit Vergnügen benutzte ich diese Hermaeen, um einige Bemerkungen dadurch zu versinnlichen, die ich in meinen archäologischen Vorlesungen von der Malerei der Alten vorgetragen hatte. Die nachstehende kurze Erklärung mußt gleichfalls nur dartuch beurtheilt werden, daß sie für die, welche mich mit ihrer Gegenwart bei den Vorlesungen erfreuten, die Stelle eines Erinnerungsdieners, wie ihn die Alten zuweilen in ihrem gelehrten Haushalt bestellten, vertreten möchte. Indeß finden diese erste Sammlung, der zu einer andern Zeit eine zweite wohl folgen könnte, auch anderswo vielleicht eine nachsichtsvolle Aufnahme. Von den Antiken, die hier abgebildet wurden, befanden sich die, welche auf den ersten sechs Tafeln zu sehen sind, vordem im Königl. Antiquarium zu Berlin, und wurden schon von Lorenz Beger im Brandenburgischen Thesaurus, freilich nur sehr mangelhaft, aufgeführt und erklärt. Die letzten zwei Tafeln enthalten Vasengemälde aus mehreren kostbaren Vasensammlungen, welche mein vieljähriger und erprobter Freund, Hr. Millin in Paris neuerlich in dem Prachtwerke: Peintures de vases antiques, mittheilte.

Dresden, den 3. April 1811.

Böttiger.

Erklarung.

Tafel 1. Zwei kleine Osiris-bilder in ihrer natürlichen Größe von Steingut (nicht Porcellan) mit einem blauen Email überzogen. Man fand sie sonst zu Hunderten in den Mumien-brunnen bei Sakara, entweder als Mumienwächter um das Fußgestell der Mumienkisten herumgestellt (S. *Shaw Voyage en Barbarie*, T. II. p. 159) oder auf der Brust der Mumien in den Bandagen selbst mit eingewickelt. Da alle Mumien durch äußere Gestaltung dem Herrscher im Todtenreich Osiris so ähnlich, als möglich, gebildet wurden: so sieht man in diesen Idolen auch die Muster-form aller Mumien und Mumien-kisten. Die heilige Haube (die *Calantica*) ist das Vorbild aller Frauenhauben, die durch die ägyptischen Nonnen zuerst ins neuere Europa gekommen sind. In den gekreuzten Händen hält Osiris die Geissel, im Orient das furchtbare Zeichen der Herrschergewalt und, nebst dem Strich zum Fischermetze, das älteste Ackerinstrument Aegyptens (la houe), wie es Cretet in den *Memoires de l'Institut d'Egypte*, T. III. p. 160 zuerst richtig erklärt hat. Denn es ist weder ein Schäfer- oder Augurstab, noch, wie Kircher träumte (*Oedip. Aegypt.* III, 490), ein Haken, womit die Leiche des erschlagnen Meisters (des Osiris) von der Isis aus dem Wasser gezogen wurde. Die Gesichtszüge dieser Bilder geben die ächte ägyptische Nationalphysiognomie, die breite, aber nicht nubreemäßig flache Nase, die wulstig aufgeworfenen Lippen und die gerade, hochstehenden Ohren. S. *Blumenbach von den Mumien* im Gotting. Magaz. I, 112. Der falsche in Zöpfchen geflochtene Bart deutet auf jene frühe Zeiten, wo alle Aegyptier noch Barte trugen. S. *Zoega de Obeliscis*, p. 229. Not. 7.

Tafel 2. Drei Isis-bilder. Die Büste der Isis war aus einem schwarzen Thon, und also dem schwarzen Stein, woraus ein Nil so viele Bildsäulen gemacht wurden (under Prif-stein, Basanites, wie Caylus glaubte *Recueil T. I.* p. 9. und auch noch *Wed. Familia Aegypt. p.* 7. noch

weniger Basalt, der, nach Bottmann's scharfsinnigen Untersuchungen, im Alterthume unter dieser Benennung nie existirte) nachgeahmt. Sie ist ebenstreitig von einer ganzen Statue abgebrochen, wie sie Montfaucon *Supplément*, T. II. pl. 76. nach einer aus ähnlichem Stein gebildeten Statue des Bianchini mitgetheilt hat. Die vierflügelige Elementen-Kugel ruht auf ihrem Kopfe. Ueber der Stirne liegen die Flügel des afrikanischen Perlhuhns (Numida meleagris Linn.), womit die Isisköpfe so oft erscheinen. S. Pignori *ad tabulam Isiacam*, p. 45. Statt der herabhängenden Haarlocken fallen ihr Kettchen von einander gereiheten Lotoskelchen auf die Brüste. Mit diesem Haarschmuck erscheint sie auch in andern Bildwerken, z. B. bei Montfaucon *Suppl.* T. II. pl. 78. 2. und auf einigen Münzen von Malta bei D'Orville in den *Sicula* Tab. XX. und Hunter tab. 76. 23, 24. die Eckhel fälsch auf die Ionia bezieht. Ueber den vollen Brüsten der Allmutter sieht man noch einen Theil des ägyptischen Brustschmucks (pectorale). Den merkwürdigste an dieser auch durch die ägyptische Physiognomie ausgezeichneten Büste ist die Eidechse über der Stirn, die Caylus *Recueil* T. III. p. 159. sich nicht erinnerte, auf einem ägyptischen Denkmal gesehn zu haben. — Die kleine Bronze in der Mitte stellt uns die älteste Form der den Horus säugenden Isis vor. *Sie diente* wahrscheinlich als Umpfänge oder Amulet einer schwangren Frau. — Die dritte große Bronze hat kaum etwas als die gestreifte Tunika, worein man eine zur Isis umgeformte Römerin erkennen möchte. So stellte also diese Tafel die deutsche Freude der ägyptischen Kunstformen dar. Die kleine Isis in der Mitte gibt die alt-ägyptische Form, die Isisbüste die grecisirende, die Figur mit der Kugel in der Hand die romanisirende Form.

Tafel 3. Eine Mumienmaske aus Cotton-carton mit Gold und andern Farben eingemalt. Zu einer eigentlichen Mumienlade scheint dieß zierliche Stück nicht bestimmt zu seyn, vielmehr aber zu einer Art von Maske bei Processionen, wie die regelmäßigen Oeffnungen für die Augen und Augenbrauen beweisen. Vielleicht diente sie zu ähnlichen Zwecken, wie jene hölzernen Mumienbilder bei Herodot II, 73. vergl. Heyne *Specileg.* de mumiis in *Commentatt. Gotting.* T. III. p. 59. Allen ist ziemlicher und weniger steif, als auf gewöhnlichen Mumienbildern. So die von der eigentlichen Haube sehr abweichende Kopfverschleierung. Die Physiognomie hat den ächten ägyptischen Charakter. Der Bart fehlt hier. Doch zeigt der leere Platz unter dem Kinn, daß er dort angebracht seyn sollte. Er findet sich noch an einem selbst bis auf die Gesichtszüge ähnlichen Kopfe bei Montfaucon *Supplément* T. II. pl. XXXVIII, 3. Das merkwürdigste bleiben die vier sich durchaus auf beiden Seiten ähnlichen Felder, die von oben herab laufen. Das erste Feld enthält eine auffallendste Mumie. Die Undeutlichkeit der verschiednen Malereien könnte leicht zu der irrigen Ansicht führen, als seyn es ein Doppelwesen mit zwei Thierköpfen, welches aber ein für die ganze ägyptische Hieroglyphe unerhörtes Monstrum gäbe. Rechts und links steht der Todtengeleiter Anubis mit dem Hundekopfe, wie auf so vielen andern Mumiendecken, z. B. auf der bei Middleton *Antiquitates Monumentis* tab. XXIII. Auf diesem Felde wird die Mumie eingesargtet, wie die Gebarung mit den Händen der Beistehenden zeigt. — Auf dem zweiten Felde erscheint statt der Europrechtin Isis einer der die eingesargten weiblichen Genien (eine Camilla) mit den schirmenden Flügelblocken, die wir am besten auf der Isistafel kennen lernen. Vergl. das oberste Feld des Gemäldes auf dem Mumienkasten bei Niebuhr *Reisen* Th. I. Taf. 39. mit Zoega's Auslegung in *Obelisc.* p. 309. not. 24. Statt den Augen des Osiris steht man hier nur den diesen Affen, den Cebus, Cynocephalus (*Simia maura*, Linn.), der auch auf dem Gemälden der ägyptischen Papyrusrollen, welche das Todtengericht vorstellen, seine dienstbare Stellung spielt. — Auf dem dritten Felde halten die Wächter des Todtenreiches, die Osiris-wölfe, ihre Wache. Der Dreieck über ihrem Rücken ist nur der Ueberrest der Osirispeitsche, die sie, wie die römischen Lictoren ihre Beilbündel, zum Zeichen der Gewalt auf andern Mumiengemälden mit ausgestrecktem Vorderfuß halten. So z. B. auf der Leipziger Mumie nach Bottiger's mangelhafter Abbildung. Vor ihnen steht wieder der heilige Affe. — Auf dem vierten und untersten Felde beten 4 Knaph-schlangen, Uräus zum Hinterhaupt der Unterwelt. Sie stehen hier, wie die Cynocephalenkugel auf ihrem Kopfe beweist, statt der vier Camillen oder Osirisgenien, die sich auf ähnlichen Denkmalen so oft beisammen finden, S. Zoega p. 304. 320. 329. Wir finden sie zu ähnlicher Bestimmung auch auf der weiblichen Mumiendecke der hellenisirenden Mumie des Della Valle in Dresden. — Die gegitterten Verzierungen ganz unten, die dem zierlichsten Cambrik von Glasgow Ehre machen würden, zeigen ein feines ägyptisches Cotton-muster, wie wir es auch auf der Mumiendecke bei Montfaucon *Supplemento* T. II. nach Taf. XXXVII. und auf der Baukunst der Leipziger Mumienzeugen als eingeschlungenen Gewinde der Isis sehen. Die im mittlern Streifen herumlaufenden Durchschnitte und Verzierungen finden wir gerade so, nur durchaus verdoppelt, auf dem von Caylus in *Recueil* T. V. pl. 9. behauen gemeinem Mumien-

dirte. Sie sind *auf den Münzen* selbst imprimirt und wie an der Denarius Munzie zu sehn ist (Bucher *Augustus* Th. I. S. 19 ff.) mechanographisch aufgedruckt. Die Kügelgen sind oft weiter Kügelgen von einer emaillirten Masse gewesen.

Tafel 4. Diese kleine bronzene Opfer-tellerchen (patella, nicht Patera, wie Caylus *Recueil* T. VI. p. 35 f. richtig bemerkt) stellt uns in den Figuren, die auf seiner Vorseite eingegraben sind, die in den sogenannten hetruskischen Schalen stets fortgepflanzte ursprüngliche Manier der Bilderproduzenten oder *Zeichner*, d. h. bloßer Linienumrisse vor Augen, vergl. Hirts Vorlesung *sur les différentes méthodes de peindre chez les anciens, p. 4.* Sie befand sich in den Florentiner Antiquen Gori Sammlung, ist von Bellori (im 1ten Theil von Gronovs Thesaurus) und de la Chausse, obgleich von beiden sehr mangelhaft abgebildet, wahrer aber in Lanzi's Saggio T. I. tav. XII, 2. weit richtiger nachgestochen worden. Es ist die vielfach bekannte Geschichte des Paris, welche auch hier abgehandelt wird. Merkur verhandelt dem Paris den Beschluß des Jupiter, daß er Schiedsrichter seyn soll. Paris hat der phrygische Hirtenmelkt, eine Polarisirung mit der phrygischen Mütze. Sein Hund (Bergot im *Thesaur. Antiquitat.* T. II. p. 423 nimt ihn für einen Ochsen ꝛc.) bezeichnet den Jäger und Hirten *auf Ida*, welcher Waldgötter auch durch den Baum hinter der Hand des Götterbote angedeutet wird. Nur die ionische Säule (nach Lanzi's Abbildung) macht uns verwirrt. Lanzi nimmt in seiner Erklärung T. II. p. 220. seine Zuflucht zu einem Tempel der Dindymene oder Cybele, der sich in diesen Gegenden befunden habe. Näher hätte es dem Erklärer gelegen, an die Schiedsrichter zu denken, wo die Abentheuer des Paris zu gute gemacht wurden. Sophocles hatte sie in vier Satyr-handlungen durchgeführet, wovon wir die erste (das Urtheil, Ἰρις, herausst. v. Sophocles *Fragmen.* p. 627 ff. Brunck) noch in Lucians Gespräch, das Götterurtheil, dem Hauptinhalte nach finden. Wer erinnert sich nicht an die Pantomime Paris im Apuleius? Auch die zweite Seite der Namensüberschrift bei jeder Figur ist bei diesen Schalen-monogramm beibehalten. Die von der rechten Hand aus gehende hetruskische oder vielmehr altitalische Schrift heißt MIKVEIOS (welches das alte Ϙ, das Koph, zu bemerken ist, wovon das Lateinische Q entstand) und ALIXENTRoM (des Alexanders). Denn Paris hieß eigentlich Alexander.

Tafel 5. Eine excellentliche Vase (diota, etwa wie auf einigen Münzen von Chios) nämt Boden mit einer weiblichen Portraitfigur auf jeder Seite, auch genannt (Monochrom) auf schwarzem Grund. Beger macht einen Elementarfehler darüber und erblickt daher im Frauenkopf eine schöne Flora, in dem Thor. *Brandenb.* T. II. p. 467. Allein es ist ein skythisches Gesicht, einer mythischen oder wirklichen Braut zum Andenken verehrt und *die* ins Grab mitgegeben. Man denke nur an die vielen Vasenvorstellungen von gewalten Frauen, Neapl. vases ist Millin in seinen neuesten Vasenerklärungen. Wir finden häufig *auf* alten Vasen weibliche Portraitköpfe, z. B. in d' Hancarville *Vases Etrusques & Hamilton* T. I. n. 75. 76. 101. auch oft auf den großen Prachtvasen neuern aus einem Blumenkelch hervorblühend. Warum sollte man gelehrten Frauen nicht auch auf Vasen, wie schönen Jünglingen durch die Schönste Aufschrift (ΚΑΛΟΣ) zuhauchende und doch nie zerbrechene Liebeslaute zum Andenken gewidmet haben? Daß der hier in Monochrom gebildete Kopf Portraitfigur sey, lehrt der erste Anblick. Man muß dabei die um den Kopf geschlungenen Binden von dem Reich der Blume, die hinten herauswächst, genau unterscheiden. Vergl. Pasteri *Picturae in Fascolis* T. I. tab. XLVIII.

Tafel 6. Diese auch schon beim Passeri T. III. tab. 253. abgebildete Vase von der etrurischen Gleichenform hat wirklich *auf* der hier nicht abgebildeten Rückseite die drei Mänadfiguren. *Auf* der Vorseite erblicken wir einen jungen Bacchus, das heißt, einen Jüngling, der in der Bacchusweihe (Bacchi mutatus Liv. XXXIX, 9.) jetzt den Bacchus repräsentirte, *auf* einem Prachtsofa beim Opfermahle liegend und den zweigestaltesten Bacchuspocal (κανθαρος) haltend. Ein junger Satyrisk steht knieend vor ihm eine gewalte Amphora. Ein zweiter Satyrisk im Hintergrunde spendet stehend den Wein aus einer Schaale. Eine Harfenspielerin sitzt dem jungen Bacchus gegenüber und spielt das etrurische Instrument, das Nablium, (das auch nach verschiedenen Abweichungen in Form und Saitenzahl Ναβλιον, ψαλτηριον, τριγωνον hieß, s. die Hauptstelle beim Athenäus IV. p. 175. c. 76. 77. p. 638. T. II. Schweigh) durch Zusammenschlag mit den Bacchanalen Stabe ertönt erläutert, X. p. 422. B. Oben hängen noch zwei korbförmige Muskeln (cistella s. ea Virg. II. Georg. 389.) Selten ist der bei wenigen Vasen schattene Deckel, *wie* auf der vorliegenden. Auch hier vergißt ein Bacchant den Rand des Deckels. So viel

sich bei der Kleinheit und Undeutlichkeit der Figuren beurtheilen läfst, ist es ein bacchischer Tanz der ausgelassenern Gattung mit Pantomimen verbunden. Der alte bärtige Bacchus (der indische genannt) präsidirt in der Mitte auf dem Throne. Diese *meisterhafte* Vase ist dadurch lehrreich, daſs sie beide Gattungen der Vasen-monochromen zugleich darstellt, die ältere, rohere, mit silhouettenartigen, schwarzen Figuren auf rothem Grund oben um den Rand des Deckels, die spätere, edlere, mit elegantern Formen, rothen Figuren auf schwarzem Grund unten auf dem Umkreis der Vasen-glocke. Auch kann man durch die Betrachtung eines solchen Vasengemäldes das symbolische der ganz alten Darstellung bemerken. Dem Maler genügt es, nur die Figur selbst in ihren zweifelten zierlichen Umrissen hingestellt zu haben. Er giebt sich nicht die Mühe, das Gestelle, worauf der im Genuſs trunkene Bacchus jüngling mit seiner Panther-haut lagert, noch den Sitz, worauf die Psaltria, das musikalische Mädchen, sitzt, oder den Nagel, den Ast der Laube, woran die Wackelmasken hängen (denn man muſs sich die Szene in einer Laube, in einem Hypampelos, denken) auch nur anzudeuten. Nirgends ist eine perspektivische Stellung der Figuren zu ahnden. Nur symmetrische Linien kann man von einer Figur zur andern ziehn. Hat man diese Punkte richtig ins Auge gefaſst, aus welchen auch alle älteren Basreliefs allein beurtheilt werden müssen, so wird man der alten Malerei gewisse Forderungen erlassen, die ganz auſser dem Gesichtskreise jener alten Meister lagen, welche von unsrer dramatischen Gruppirung noch keine Vorstellung hatten. Endlich verdienen auch als verzierende Nebenwerke (Parerga) selbst die sogenannten Arabeskeneinfassungen am untern und obern Rande der Vase einen Blick. Die bekannte Verzierung à l' Etrusque verdankt diesen Einrahmungen der Vasenbilder ihren Ursprung. Die Eier-einfassung ist aus der Architectur bekannt, die untere wird durch den Ausdruck Mäander bezeichnet, wegen der Aehnlichkeit des aus Mangel der Abdachung so oft gegen sich selbst sich zurückwendenden Flusses in Phrygien. 3. *über die Arabeskenmalerei* in den *Vasengemälden* Th. I. S. 366 ff. Am gewöhnlichsten erscheint er, wie auch auf unserer Vase, einfach. Noch zierlicher zeigt er sich indeſs auf andern Vasen verdoppelt. 8. *Peintures de vases antiques*, T. II. pl. 2, 1.

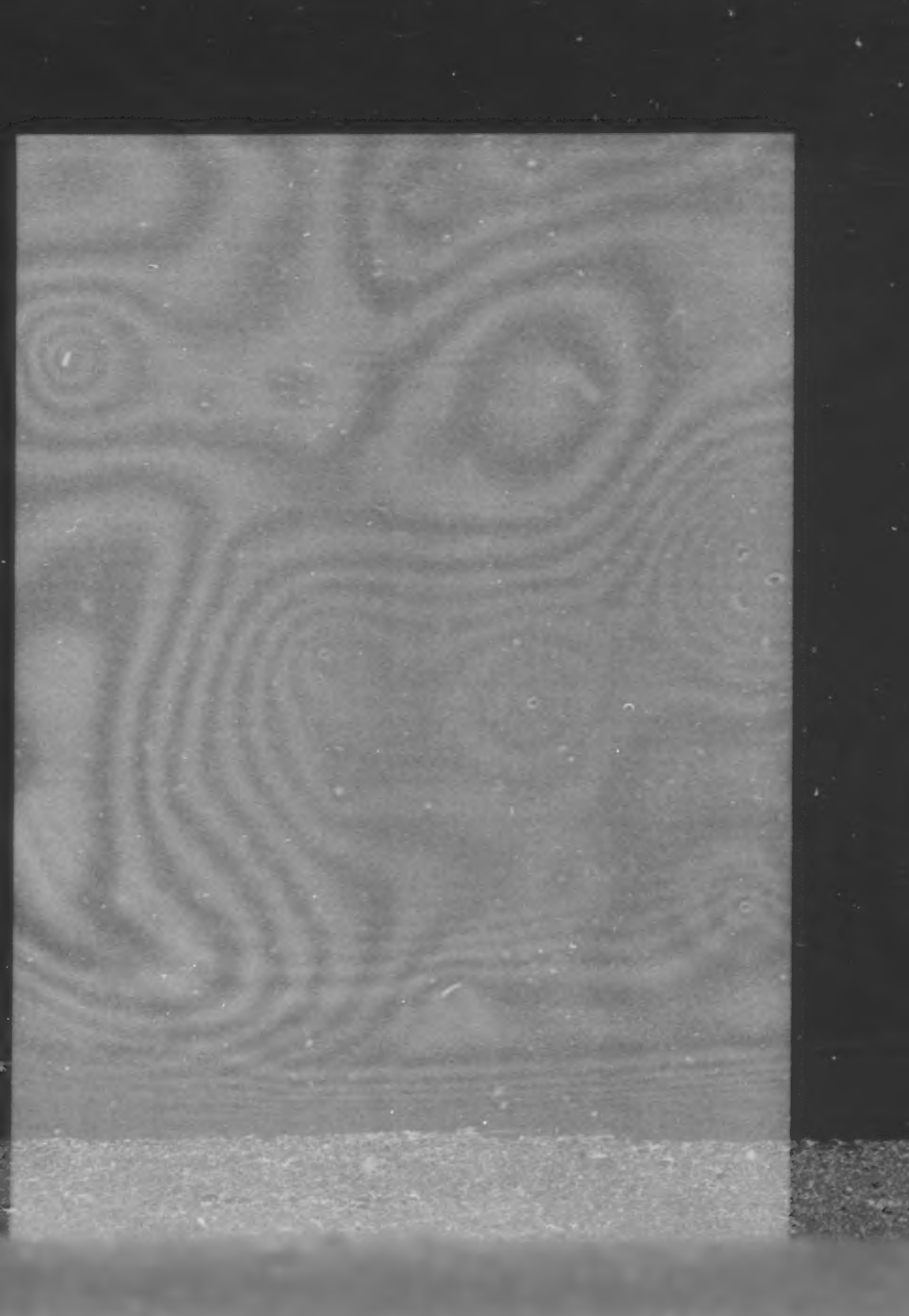
Tafel 1. Aufser den glockenförmigen mehr oder weniger vielumfassenden Vasen, mit schwarzen und rothen Monochromen darauf, giebt es auch eine ganze Reihe von bemalten flachen Schalen in gebrannter Erde, die gleichfalls in den Gräbern von Campanien und Groſs-griechenland gefunden wurden und oft die zierlichsten Compositionen aus den besten Zeiten der griechischen Kunst auf dem zerbrechlichsten und zugleich dauerhaftesten Stoff für ein Geschlecht, das einige Jahrtausende später lebte, treulich aufbewahrt haben. Das Gemälde einer solchen Schale, die sich in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris befindet und neuerlich von Millin (in den *Peintures de vases antiques* T. II. pl. 10.) in der Gröſse des Originals mitgetheilt wurde, erblicken wir auf vorliegender Tafel. Abgesehn von aller Ausliegerweisheit, wie meisterhaft ist die Zeichnung in der tragenden und getragnen Figur! wie charakteristisch der athletische Muskelbau der ersteren, und die im Taumel noch kräftige Mannheit der letztern! Scherzhaft und für einen bacchischen Mimus, (wie sie in den mit Possenspielen durchflochtenen Processionen in den dorischen Colonien Groſs-griechenlands wohl häufig aufgeführt wurden, σίκιννις genannt sie Aristoteles Poetic. c. 4. p. 10. *Herm.*), passend ist der hier gebildete Gegenstand. Hercules hat schwer aufgeladen! Was der vom saftesten Firnewein oder Nectar berauschte Gott auf dem Rücken des Allvermögenden in der Hand hält, ist offenbar kein Faul- sondern ein Trink-horn von ungewöhnlichem Umfange und dem Durst eines Gottes vollkommen angemessen. Aber wer ist dieser seiner eignen Füſse nicht mehr mächtige Zecher? Der Wolkenversammler, Vater Zeus selbst, ist die Antwort, wenn wir einem gewissen Archaeologus hören, der noch vor kurzem in einem fröhlichen Büchlein (*Almanach für Weintrinker.* Erster Jahrgang, 1811. Leipzig, Göschen) diels Vasengemälde als einen muthwilligen Einfall gedeutet hat, wobei Jupiter selbst nicht geschont und der muskelfeste Jupiterträger wohl gar mit dem Christophel in der Legende verglichen wurde. Allein so zweckmäſsig auch jene Deutung als Prolog zu einem *Almanach de buveurs* erfunden seyn mag: so leuchtet uns doch bald ein, daſs es dem Archaeologus mit seiner Auslegung nie wahrer Ernst gewesen seyn könne. Denn was hier nicht ohne sichtbare Anstrengung fortgetragen wird, ist niemand anders, als Bacchus, der Allbegeisternde, in eigner Person. Das, was dem ungeübtern Blick auffallen könnte, der Bacchus in bärtiger, aber noch jugendlich muntrer Mannsgestalt, gehört ganz eigentlich in die Vorstellungweise der dorisch-griechischen Italioten und Sicilioten. Der Gegenstand ihrer Verehrung und bildenden Darstellung war wenigstens in den früherern Zeiten nur der Bacchus-Iakchos, der bärtige Alte, „das Ideal der mit der Jugend vermischten Männlichkeit," wie Winkelmann diesen ältern Bacchus trefflich charakterisirt *Geschichte der Kunst* V, 1. 25. (Wercke IV, 92.) Ihm, dem sogenannten indischen Bacchus, blieb noch gemeiner, was die zur

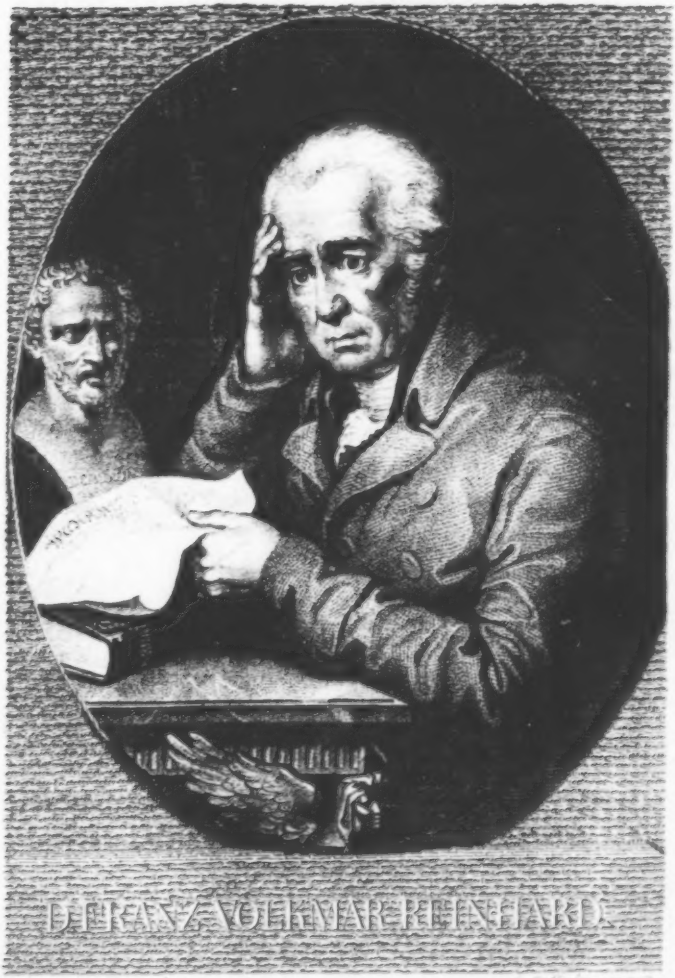
feinste Kunst der Griechen im Mutterlande bei ihrem verjüngten Bacchus, der zwischen Knaben und Jüngling innen steht, sich fast nie erlaubte darzustellen. Dieser zarte idealische thebanische Gott wird nie trunken, sondern herrscht auf seinem Triumphwagen, mit oder ohne seine Ariadne, in ruhiger oder weichlicher Genussfülle über die thierische Ausgelassenheit der ihn umgaukelnden Satyrn- und Bacchanten-sippschaft (den *Thiasus*). Es ist auffallend, dafs wir auf ächt campanischen Gefäfsen (die sicilischen machen schon öfterer Ausnahme) fast nie einen andern, als den bärtigen Bacchus, oft im höchsten Taumel des Rausches und der Lust (z. B. in der herrlichen Vase mit Schrift in den *Peintures de Vases* T. I. pl. 9.) erblicken; und es ist mehr als wahrscheinlich, dafs diese Szenen häufig nach der Natur selbst copirt werden konnten, indem bei den mystischen Mummereien und den Bacchanalien immer ein Priester diesen alten Bacchus selbst repräsentirte, so wie es auch angenommen werden darf, dafs irgend ein junger Athlet gewöhnlich dabei den Hercules personifizirte. Da hätten wir also die natürlichste Auslegung unserm Schalengemälde. Es wird dargedichtet, Hercules bringe den bis zum Uebermafs durstigen Weingott so zur Ruhe. Zur Erläuterung vergleiche man in Passeri's Vasenwerk T. III *tab.* CCXVI., wo der alte bärtige Bacchus mit einem eben so geräumigen Trinkhorn thronend sich eine eingeweihte, im mystischen Prunkgewande eingekleidete Frau, eine Neophyte, vorstellen läfst. Aber wenn noch ein Zweifel übrig wäre, so würde er durch eine Vaticanische Vase, die gleichfalls schon Passeri gebildet hat, T. II. *tab.* CIV. gewifs berichtigt. Auch da trägt Hercules den trunkenen Gott, mit dem grofsen Trinkhorn, auf dem Rücken, ganz so wie auf unsrer Schale. Aber die Composition ist reicher. Mercur eilt voran. Ein alter Satyr-schalk treibt lustigen Spott über den Aufzug. Eine sitzende Bacchantin sieht dem Zug verwunderungsvoll nach. Hier ist also alles lokalisirt. Man sieht, es kann nur von einem Bacchanale die Rede seyn. Der ehrliche Passeri nennt gutmüthig das ganze Bild eine Apotheose des Bacchus! Der Scherz aber auf der Vaticanischen Vase wird dadurch vollständig, dafs der ganze Zug, wie die zu Füfsen schwimmenden Fischlein anzeigen, mitten durchs Wasser geht. So parodirte ein geistreicher Witzling von Maler die so oft dunkel gescholtene, oft von der nüchtern erhaltenden Mischung des Wassers mit Wein allegorisirte, Stelle in der Iliade VI, 135. — da floh Dyonisos und tauchte

Unter die Woge des Meeres und Thetis nahm in den Schoofs ihn!

Tafel 5. Ein bacchisches Gastmal, das Ende und die Vollendung jeder Einweihungsfeier und jedes Bacchanals, oder, um mit Livius zu sprechen in der merkwürdigen Stelle von den ausgearteten Bacchanalen in spätern Zeiten XXXIX, 8: „religioni additae voluptates vini et epulerum." Das Gemälde findet sich auf einer Vase in der kaiserlichen Bibliothek in Paris, woraus es Millin *Peintures de Vases* T. I. pl. 35. abgebildet hat. Die Sitte des Liegens beim Male, die zugleich mit der Absonderung der Geschlechter aus Asien kam, wird durch einen einzigen Blick auf ein solches Trinkgelag, wie die Vasen uns in grofser Zahl vorführen (S. die Citate bei Millin in der *Description* T. I. p. 75. *not.* 1.) sogleich deutlich. Die mit reichen Ueberzügen geschmückten Polster-kissen (*cervicalia, στρωμνάσια*, S. das Fragment des Clearchus beim Athenaus VI, 69. T. II. p. 479, welches Schweighäuser in den Anmerkungen T. III. p. 514 für keine Erdichtung hatte halten sollen), die zarten, purpurumsäumten Decken, die Laube (hypampelos), unter welcher das Mal gehalten wird, alles athmet die Sybaritisch-sicilische Weichlichkeit der Küstenländer, wo diese Vasen einheimisch waren. Dafs die Hauptfigur hier, wo eine Weihungs-vase gemalt wurde, wirklich den bärtigen Bacchus vorstellt, so wie der hinter ihm liegende Jüngling einen Neu-eingeweiheten, mag kaum bezweifelt werden. Wozu diente auch sonst der nur bei Weihungen erscheinende hermaphroditische Genius (von Millin mit Recht *le genie de mystères* genannt)? wie befremdend wäre der bei gewöhnlichen griechischen Symposien nie gehörte Takt des phrygischen Handtrommel, die wir von einem zweiten Jüngling auf dem zweiten Tischbette schlagen sehn? — Doch wer ist die weibliche Figur hier in der Mitte unter den zechenden Männern? Eine Libera, eine Ariadne, antworten uns Millin. Wäre es möglich! Wir halten sie lieber für ein zierlich geschmücktes Flötenmädchen. Freilich hat sie hier noch ein anderes Geschäft erhalten, als die Doppelflöte zu blasen, womit sie auf mehreren ähnlichen Vasen dem bacchischen Schmause höhere Lust und Begeisterung zuhaucht (z. B. bei Passeri T. III. *tab.* 229. 241.) Sie hat die Liebe des Gottes erregt und liebkosend hat er das holde Geschöpf, das sich zärtlich um seinen Hals schmiegt, zu sich aufs Tischbette gehoben. Dergleichen Liebkosungen bemerken wir oft in den Symposien der Alten, indem die Flötenspielerin zur Erhöhung der Fröhlichkeit da selten fehlen durfte, wo nur Männer zu Tische lagen. Man denke nur an die lustigen Auftritte, die uns Lucian in seinem Gastmale schildert, *Conviv.* c. 46. T. III. p. 419, oder gar an die muthwillige Aufgabe beim Saturnalienfeste, wo einer zur Busse das Flötenmädchen ums Haus herum tragen soll. Saturn. c. 4. T. III. p. 580. Dafs der Gegenstand dieser Umarmung kein anderer ist, als eine Flötenspielerin,

netzt schon ihre Kleidung außer allen Zweifel. Diese Mädchen suchten durch einen langen enganschliefsenden Leibrock vom zartesten Gewebe, mit Purpurstreifen malerisch durchwirkt (eine Art von *Syrma*) ihre Reize zu erhöhen. S. *Peintures de Vases* T. I. pl. 56. mit Millins Commentar p. 58 f. Ein Blick auf eine zweyte Vase in Millins neuester Sammlung T. II. pl. 16., wo das Mädchen gleichfalls ohne Flöte, aber in einem prachtigen Gewande angethan, sich der Umarmung eines liebetrunknen berauschten Jünglings nähert, mufste auch den hartnäckigsten Zweifler von der Wahrheit unserer Auslegung überzeugen. Wir erlaubten uns daher das Vasengemälde dadurch zu ergänzen, dafs wir dem bacchischen Genius, der von oben zu dieser Szene herbei geflogen kommt, in unserm Nachstich die Doppelflöte selbst in die Hände gaben, wodurch alle Zweideutigkeit auf einmal gehoben wird. Noch eine zweite Ergänzung entstand daraus, dafs der Jüngling hinter dem bartigen Bacchus auf unserm Nachstich das zierlich-gewundene Trinkhorn in die Hand erhielt, woraus wir ihn auf sinnlichen Lectisternien oder heiligen Gastmalen so oft die Süfsigkeit des Nectars in kleinen Zügen schlürfen sehn. Man vergleiche z. B. in den *Peintures* T. II. pl. 35. Das Wagestück, eine alte Vase so zu ergänzen, mag manchem als ein Kunstfrevel erscheinen; wir glauben aber bei den Kennern, die durch Vergleichung ihren Blick übten, dennoch Verzeihung zu erhalten. Zwei Bemerkungen erlauben wir uns zum Schlufs noch anzufügen. Man verdamme nicht zu voreilig die hier durchschimmernde Licenz jener Bacchuweihen. Die Rolle der musicalischen Mädchen (φαιτριαι) bei den Bacchanalen wurde nur von gewozenen Sclavinnen oder Ausländerinnen übernommen. Welch ein Abstand zwischen diesen und den sittsamen Hausfrauen und Jungfrauen bei allen griechischen Völkerschaften, selbst bei den freiern des dorischen Stammes? Was nach Jahrhunderte langen Verhüllungen endlich in schamloser Ausgelassenheit uns Jahr Roms 569 in Rom und Italien auszubrach, war eine verpestete Ausgeburt unbewachter geheimer Zusammenkünfte beider Geschlechter und beider auf die Zeiten, wovon wir aus unsern Vasen Kundschaft erhalten, schwerlich eine gerechte Anwendung. Socrates selbst nahm mit innigem Wohlbehagen, wie der züchtige Xenophon uns erzählt im Sympos. c. 2 fl., an dem Ohren- und Augenschmause Theil, den ein herumziehender Syracusaner mit seiner niedlichen Tänzerin und Flötenspielerin und mit seinem schönen Knaben beim Gastmal des Callias zum Besten gab, wo, wie immer, nur Männer die Geladenen waren; und die sinnlich-frohe Religion der Griechen verschmähete selbst den Dienst cointhischer Hetzoduln nicht. Zweitens: der Grieche, an die durch die plastische Kunst bedingte Nacktheit gewöhnt (*Graeca res nil velare*) opferte schon darum weniger der verführerischen Sittenlosigkeit und wollte durchaus nicht, oder doch in wenigen Ausnahmen, deren Verkehrtheit auch damals schon lauten Tadel fand, zur Wollust reizen. Unter einigen tausend bis jetzt bekannt gewordenen Vasen finden sich kaum 6 Spintrien. Man sehe Millin *Peintures de Vases, Introduction* p. XIII f. und vergleiche über die ganze rein-naive Tendenz der nichts verhüllenden griechischen Kunst Becker's treffendes Urtheil im *Augusteum III. Bandes I. Heft*, S. 4. Um sich aber durch den Contrast von der naiven Unbefangenheit der alten, und der lockenden Lüsternheit der neuen Kunst noch mehr zu überzeugen, darf man nur die nach einem Gemälde des Professor Caucig in Wien von Benedetti ganz meisterlich gestochene Szene: Demetrius Poliorcetes mit der Flötenspielerin Lamia (nach Plutarch in Demetrio c. 27. oder p. 901 C.) in Frauenholz Kunstverlag, und die dem Bacchus umarmende Flötenspielerin auf unserer Vase mit einander vergleichen.




D. FRANZ VOLKMAR REINHARD.

D. Franz Volkmar Reinhard,

gemalt

von

Georg von Charpentier,

literarisch gezeichnet

von

C. A. Böttiger.

Ebräer 13, 7.

Nebst zwei Kupfertafeln.

Dresden, 1813.
im Verlag der Arnoldischen Buch- und Kunsthandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorerinnerung.

Viele wünschten ein Bild des Verewigten aus der letzten Zeit seines Lebens zu besitzen. Man hat diesem Wunsche nach Möglichkeit zu gnügen gesucht. Was der Buchstabe hinzufügte, ist gleichsam nur Unterschrift oder eine anspruchles gegebene, freundlich aufzunehmende Beilage. Vollständigkeit darf also hier niemand fodern. Dafür werden andere sorgen. Wenig Wochen nach Reinhards Tod erschien von mir eine Skizze seines Lebens und seiner Verdienste in der Allgem. Zeitung. Sie ist häufig in andere Blätter übergegangen. Warum sollte ich sie nicht selbst wieder zum Grunde legen?

Aber von dem, dem Wahrheit über alles galt, wahr zu sprechen, war der heiligste Vorsatz auch bei der Zeichnung dieser unvollständigen Skizze. Nicht weil Reinhard mein Freund war, sondern weil er in jeder Stunde, die ich mit ihm seit 1804 in ununterbrochenem, engen Verhältnisse zu durchleben so glücklich war, mir so und nicht anders erschien, mußte ich so über ihn sprechen. Seltene Thätigkeit, reine Religiosität waren die Grundfäden im Gewebe seines Lebens, das bei aller seiner Zartheit doch dicht und fest war. Denn unwandelbare Consequenz in seinen Ueberzeugungen und Handlungen hielt bis zur Stunde, wo sein Auge brach, alles zusammen. Wäre es auch nur in Etwas gelungen, es wahrscheinlicher zu machen, daß die wahre Triebfeder seiner Thätigkeit nicht Befriedigung eines zu regen Ehr-

triebs — einer eigennützigern hätten ihn wohl ſelbſt ſeine bitterſten Gegner nicht beargwohnt — ſondern ſtets der gewiſſenhafteſte Eifer für die Sache Gottes und der Menſchheit geweſen ſey: ſo iſt der Zweck dieſer oft erwogenen Zeilen vollkommen erreicht. Mögen andre, die ihn früher oder tiefer zu erforſchen Gelegenheit hatten, nun auch ihren Befund eben ſo rein ans Licht bringen. Einer iſt über uns, der Richter über Lebendige und Todte! — Dabei aber bleibt es: Lehre und Leben war bei ihm eins. Er hatte nicht zwei Röcke und zwei Geſichter, eins fürs öffentliche, das andre fürs Privatleben. Er ſagte nicht alles, aber wie er ſprach, ſo dachte er. Ich habe nie eine geheime Falte an ihm bemerkt. Menſch war auch er. So hat auch er Mißgriffe gethan. So hat auch er geirrt. Aber Liebe und chriſtliche Demuth durchdrangen ſein Innerſtes und bewahrten den in halb Europa Gefeierten auch vor dem leiſeſten Uebermuth. Am Ende aber hat auch uns der tiefe Menſchenkenner Tacitus ein beherzigenswerthes Wort geſprochen, wenn er von dem Preiſe des Neueſten redet: „Auch Ruhm und Tugend haben ihre Gegner. Denn ihre allzugroße Nähe macht dem Entgegenſtehenden Vorwürfe.“ (Etiam gloria et virtus infensos habet, vt nimis ex propinquo diversa arguens. IV. Ann. 33.)

Dresden, den 13. April 1813.

B.

Franz Volkmar Reinhard,

geb. den 1ten März 1753.
geſt. den 6ten Sept. 1812.

Den 6. Sept. früh um 5 Uhr hörte der wahrhaft hochwürdige Oberhofprediger D. Reinhard auf, unter den Leidenden zu ſeyn. Denn Leben hieß ſchon ſeit vielen Monaten bei ihm, dem ſchmerzlich und lang Geprüften, Leiden. Das ſchnelle und ſchmerzloſe Entſchlummern, das auch dem Weiſen eine erwünſchte Himmelsgabe iſt, weil es ihn nie überraſcht, die Euthanaſie, wegen welcher er neulich noch den verewigten Henne glücklich geprieſen hatte, ward ihm nicht zu Theil. Jene Miſchung, womit die Bilder des Todes und des Lebens ſich uns überall aufdringen, und die er uns ſelbſt in einer ſeiner heiligen Reden ſo lehrreich ausdeutet, (1) ſie konnte in ihm ſelbſt dann noch, als er ſich augenſcheinlich dem Tode näher gerückt fühlte, nur den Wunſch erhöhen, jede Schmerzensſtunde noch durch nützliche Thätigkeit zu bezeichnen. Er flehete keineswegs, wie wohl auch öffentlich behauptet worden, im bekümmernden Gefühl täglich abnehmender Hinfälligkeit, wo er ſich kaum mehr aufrecht erhalten konnte, zu Gott um ſeine Auflöſung. Wirken im weiten Kreiſe ſeiner hohen Berufspflicht, Arbeiten war ihm Lebensſtoff und Lebensbedingung, war ihm Oel in des Lebens Lampe und, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, Himmelsbrot in der Wüſte. Darum hörten die ihm nahe ſtanden, auch noch in den letzten Tagen die Aeußerung aus ſeinem Munde: er wolle alle Schmerzen und körperliche Leiden gern ertragen, wenn er nur dabei noch fortarbeiten, die Kanzel beſteigen und nach, wie vor, wirken könne.

Ueberhaupt hielt der chriſtliche Weiſe nie etwas von der herrſchenden Mode, großmüthig zu ſterben, noch von der geprieſenen Entfeſſelung aus dem Lebenskerker, weil ſich, wie er glaubte, dem Chriſten weit tröſtendere Ausſichten eröffnen; (2) und nur dann mochte er ſein Hinſcheiden für das Begehrungswerthere halten, wenn ihm die Unmöglichkeit, ferner, wie bisher, wirken zu können, zur völligen Gewißheit wurde.

Endlich winkte der Bote des Friedens. Eine überirdiſche Heiterkeit hatte, nachdem er verſchieden war, vom abgezehrten Geſicht alle Spuren des langen Leidens weggewiſcht. Die Heiterkeit des Himmels, die ſtets in ſeiner Bruſt wohnte, verklärte ſeine Miene, lächelte auf ſeinen nun erſt auf immer verſtummten Lippen. Von ſeiner letzten Krankheit nur ſo viel:

Hartnäckige Hämorrhoidalübel hatten in der Mitte des Jahres 1811 ſo überhand genommen, daß er ſich einer ſchmerzhaften und gefährlichen chirurgiſchen Operation, in welcher der kundigſte Wundarzt, der Königliche Leibchirurgus Hedenus, ihm nicht

nur seine vielerprobte Kunst, sondern auch ausdauernde Freundestreue und Liebe bewieß, sich zu unterwerfen den bedenklichen Entschluß faßte. Der glücklichste Erfolg schien Anfangs seinen Muth krönen zu wollen. Aber die nicht getilgte Schärfe warf sich nur zu bald auf edlere Theile. Unter den heftigsten Schmerzen übte er jedoch nicht nur seine übrigen Amtspflichten, sondern predigte auch fast jeden Sonntag unausgesetzt, bis ihn gegen Ende des Winters 1812 eine, dem Schein nach, gichtische Schwächung am rechten Fuß auf lange Zeit für alle öffentliche Thätigkeit lähmte. Die Kanzel bestieg er seit dem Bußtage, dem 28. Februar, nie wieder, so unaussprechlich auch gerade diese Unmöglichkeit ihm ans Herz griff, der dem Predigerberuf, jener Seele des Protestantismus dem Priesterthum gegenüber, jedes andere Berufsgeschäft gern unterordnete; aber er hielt, da sich die Geschwulst am Fuß legte, nach Ostern die vierzehn Tage nach einander dauernden Kandidatenexamina, und zündete da zum letztenmale in der Brust sächsischer Jünglinge, die solcher Prüfungsweihe sich wohl aufs Leben erfreuen werden, mit der ihm eignen Kraft die Flamme hoher Begeisterung für die Lehre, welche zwei Welten verknüpft, hörte und beurtheilte, nicht ohne vielfache Anstrengung, ihre Erstlingsversuche im Predigen, besuchte auch wieder, wiewohl nicht ohne die schmerzlichsten Beschwerden, jede Sitzung des Kirchenraths und Oberkonsistoriums.

Doch immer verzehrender grub sich der Schmerz in die empfindlichsten Theile, und reizte sein altes Blasenübel. Voll neuer Sehnsucht, sein theures Vaterland, die Oberpfalz, noch einmal zu begrüßen, die er im Jahre 1804 von Töplitz und Carlsbad aus zum letztenmal besucht hatte, hoffte er sich durch den in so manchen chronischen Uebeln schon heilsam erfundenen Gebrauch der Eselsmilch zu dieser Reise zu stärken, und verlebte, um in ländlicher Abgezogenheit dies ungestörter zu thun, fünf Wochen in dem anmuthigsten Badeort in Dresdens Umgegend, in Tharant. Einen neuen Reiz für den Kranken erhielt dieser Aufenthalt durch den Umstand, daß er sich dort täglich des erheiternden Besuchs und weisen Raths eines durch die zarteste Bande der Freundschaft und gegenseitiger Hochschätzung mit ihm verbundenen Arztes erfreuen konnte. D. Kapp, ein durch Wissenschaft, Erfahrung und Lebensweisheit gleich ehrwürdiger Greis, verlebte hier im Kreise der Seinigen, umscherzt von muntern Enkeln und, wo er erschien, wie jener Lucianische Demonax, bewillkommt, die Sommermonate in ländlicher Ruhe und stillem Selbstgenuß. In den Unterredungen mit ihm fand Reinhard den süßesten Ersatz für die erzwungene Unthätigkeit, die unter allem, was Gott ihm aufzulegen beschlossen hatte, ihm wohl am schwersten zu ertragen fiel. Ein regnerischer, unfreundlicher Sommer gestattete übrigens nur wenig Erquickung und nur seltenes Sonnenbad. Die durch den pünktlichsten Gebrauch der Eselsmilch nur eingewickelte, nicht getilgte Schärfe warf sich in die bisher stets frei gebliebene Lunge. Ein schwindsüchtiger Husten

raubte ihm alle Ruhe. Selbst der übrigens schmerzlose Schlaf hatte beim Erwachen nur größere Ermattung zur Folge. So sank denn der durch eine lange Kette von körperlichen Leiden ganz abgezehrte Körper immer sichtbarer zusammen. Die ältesten und erfahrensten Aerzte Dresdens, ihm alle durch die innigste Freundschaft verbunden, wovon wir hier nur den trefflichen Jubelgreis D. Pezold, den Königlichen Leibarzt Hofrath Kreisig, und den Leibchirurgus Hedenus anzuführen uns verpflichtet halten, hatten ihre Kunst völlig erschöpft. Auch gehorchte ihnen Reinhard mehr aus reinem Pflichtgefühl, als aus Ueberzeugung von der Wirksamkeit der von ihnen oft nach langer Ueberlegung zuletzt noch ausgemittelten Arzeneien.

Er selbst berechnete mit dem sichern, prophetischen Vorgefühl, das ihn auch bei seinen politischen Divinationen nie verlassen hat, jetzt aber durch seine Krankheit, wie gewöhnlich bei nüchternen Seelen, noch mehr geschärft zu seyn schien, sein nun unvermeidliches Ende. Mit Sehnsucht gedachte er seiner gewohnten Lebensordnung, seiner heimischen Umgebungen, seines Arbeittisches, und eilte vom Lande in seinen lieblichen Gartensitz in einer der nähern Vorstädte Dresdens zurück, wo er unter vertrauten Lieblingen des Pflanzenreichs sich so gern noch an jedem mildern Sonnenstral im Freien erwärmte, und da ihm die äußerste Ermattung das Gehen nicht mehr gestattete, wenigstens im frischumgrünten Gewächshaus noch um die Mittagsstunde sich erquickte. Wer ihn dann so sitzen sah, und mit Lebhaftigkeit an jeder öffentlichen und freundschaftlichen Verhandlung Theil nehmen hörte, fühlte sich oft mit neuen Hoffnungen belebt. Nur er selbst widerlegte alle seine, so gern noch hoffenden Freunde mit bedenklichem Kopfneigen und berief sich auf den Augenschein.

So groß aber auch seine Erschöpfung war, unthätig blieb der durch Kampf zum Sieg gewöhnte Dulder auch hier nicht, ob gleich der Geist über den Körper nur noch in abgebrochenen kurzen Zeiträumen siegen konnte. Er stand noch immer zur frühen Morgenstunde auf, ob gleich eine Stunde später, als sonst, weil er gerade gegen den Morgen noch am ruhigsten schlummerte, kleidete sich an und saß am liebsten und häufigsten an seinem Arbeittisch. Nur in den letzten vierzehn Tagen gab er dem dringenden Zureden derer, die ihm am theuersten waren, in so weit nach, daß er im bequemern Nachtkleide öfter auf seinem Sopha sitzen blieb. Aber sich bei Tage ins Bette bringen zu lassen, konnte er bis zum letzten Tag nicht von sich erhalten; so groß war die Herrschaft des inwohnenden Geistes über einen Körper, der doch fast alle Dienste versagte. Die edelmüthigen Stände des Königreichs hatten beim Landtage 1811 einen außerordentlichen Zuschuß für die Fürsten- und Landschule zu St. Afra bewilligt. Ein neuer Bau war dort begonnen worden. Ein guter Genius gab auch dem innern, geistigen Bau eine neue Gestalt. Da schrieb Reinhard noch mitten in seiner Schwäche zu dem indeß zur Reife

gediehenen Lehr-Plan der ihm so theuern Lehranstalt treffende Bemerkungen, und ward durch dieß und manches Frühere auch für diese berühmte Pflegemutter eines Gellert und Lessing, was er sonst schon für Pforte gewesen war, ein väterlich rathender Freund. (3) Wenige Tage noch vor seinem Tode entwarf er das Gebet, was in der evangelischen Hofkirche, bei dem am 13. Sept. zu eröfnenden ständischen Ausschußtag, der für Sachsens öffentlichen Kredit und Wohlfahrt wichtige Entschlüsse herbeiführen mußte, von der Kanzel vorgelesen werden sollte, welches er auch noch mit eigner Hand abschrieb. So bekämpfte er auch noch öfter die Entkräftung, schrieb noch 2 Tage vor seinem tödtlichen Hintritt an einen Freund in Wittenberg, revidirte noch einen Drucktogen vom 5ten Theil seiner Moral und laß, oder ließ sich vorlesen. Eine der letzten Schriften, die er mit Aufmerksamkeit und Beifall ganz durchlaß, war der 3te Theil von Heerens Ideen. Auch jetzt ertheilte er noch Rath und Beihülfe schriftlich und mündlich in naher und ferner Berührung, nahm auch an den verhängnißschwangern Zeitverhältnissen, von welchen er völlig so urtheilte, wie sein gleichgestimmter und biederer Freund Johannes Müller, (4) bis zum letzten Tage seines Lebens den lebhaftesten Antheil und beharrte selbst standhaft bei den Gesinnungen, die er noch zuletzt in der siebenzehnten Predigt von 1811 in der brüderlichen Zurechtweisung derer, die an der göttlichen Weltregierung irre werden wollen, so begeistert und ergreifend ausgesprochen hatte.

Dafür erlebte er aber auch noch in den letzten Tagen seines nur körperlichen, nicht geistigen Unvermögens noch manche Freude. Er erfuhr von einem seiner Verwandter, der als Verleger seiner Predigten, seiner Geständnisse und Dogmatik zu den achtbarsten Buchhändlern Deutschlands gehört, und der die weite Reise von Sulzbach bloß darum gemacht hatte, um seinen Freund und Wohlthäter noch einmal von Angesicht zu sehn, daß eine Schrift, die ihm in seiner Krankheit 1811 zugeschickt worden war, und die er nur mit einem kurzen, doch kräftigen Vorwort eingeführt hatte, noch in demselben Jahre, wo sie zuerst erschien, eine zweite Auflage erlebte, (5) und also gewiß schon auf manchen Acker unvergänglichen Saamen gestreut habe. Vor allen jedoch erquickte ihn die Nachricht, daß der König den im Jahr 1810 durch eine doppelte Anwesenheit königlicher Commissarien, zu welchen er selbst gehörte, vorbereiteten, und seitdem durch manche Läuterung gegangene Organisationsplan der Universität Leipzig im Ganzen genehmigt, und dadurch ein Werk gekrönt habe, an welchem auch Reinhard's unbezwingliche Beharrlichkeit sich vielfach erprobt hatte.

Es hatte sich seit einigen Tagen der Schlucken immer heftiger eingefunden. Doch hielt er selbst seine Auflösung noch nicht so nahe. Am Nachmittag, der seiner Todesstunde voranging, ließ er sich, den Wünschen seiner Gattin folgend, aus seinem Garten

in die Amtswohnung zurückbringen, von allen dort hinterlassenen Schriften und Briefschaften nur das noch übrige Manuscript zum 3ten Theil seiner Moral mitnehmend, und hörte, als er eben vorbeigetragen wurde, zum letztenmal das wohlbekannte Glockengeläut der evangelischen Hofkirche, wo sich das Schillersche: zum herzinnigen Vereine versammelt sich die liebende Gemeine, durch Reinhard's erhabene Vorträge, nicht bloß in dieser Kirche vernehmbar, nun fast 21 Jahr erprobt hatte. Er änderte auch an diesem Abende nichts in der gewohnten Lebens- und Tagesordnung, las selbst noch mit ungebrochener Stimme aus dem 3ten Theil von Lichtensteins Reisen vor, und ging zur gewohnten Stunde zu Bette, wo ihm auch noch auf einige Stunden ein ruhiger und selbst als er schon einmal erwacht war, auf kurze Zeit zurückkehrender Schlaf zu Theil wurde. Nach Mitternacht konnte er nicht mehr aushusten. Lebt wohl, lebt alle wohl! Das waren seine letzten oft wiederholten Worte. (*) Sie galten und erklangen auch den Abwesenden von der Aar bis zur Düna, und überall, wo Reinhard sich eine unsichtbare, doch fest an Offenbarung und Evangelium haltende Gemeine gebildet hatte, wird dieser Abschied, als ein Ruf aus einer andern Welt, immer mit dankender Sehnsucht aufgenommen und aufbewahrt werden bis zur Stunde, wo auch uns der Bote des Friedens ruft. Er galt allen. Denn der fromme Mann betete ja stets und alle Abende laut für alle seine Brüder und was er in seiner herrlichen Himmelfahrtspredigt im Jahre 1801 schon so herzerhebend ausgesprochen hatte, wo er von der wohlthätigen Wirkung der Christen auf diese Erde nach ihrem Abschied von derselben handelt, das mag ihm aus allen Ländern von allen, die seine Rede zum Himmel führte, billig zurückgegeben und in fröhlich und immer frölicher tönender Antiphone zugerufen werden: „Du bist es, edler Freund der Wahrheit und des Guten, der in Allen „wirkt, die durch dich erleuchtet und gebessert worden sind; scheide unbekümmert, wenn „Gott dich ruft, deinen Einfluß hemmt der Tod nicht; von Geschlecht zu Geschlecht „pflanzt sich das Licht fort, das du angezündet hast und verstärkt sich in neuen Stralen; „und den Sinn, den du geweckt, die Tugend, die du gepflegt, die Religiosität, die „du befördert, die ächte christliche Frömmigkeit, die du verbreitet hast, sind reiche, nie „versiegende Quellen unaussprechlicher Segnungen und werden sich von Geschlecht zu Geschlecht ergießen, wenn man deinen Namen nicht mehr kennt.“ (*)

Der ehrwürdige Dulder gab seinen Geist in die Hände des Vaters, seiner Barmherzigkeit um Jesu willen vertrauend. Denn jenen neunten Brief seiner Geständnisse, der so vielen Rationalisten eine Thorheit schien, und jene hart angefochtene Bekenntnisse von der freien Gnade Gottes, die wir allein der Vermittlung Jesu und seinem versöhnenden Tode zu danken haben, in der, bald mit mitleidigem Achselzucken, bald mit bitterer Verunglimpfung verurtheilten Reformationspredigt, (*) um welcher willen der nach sich

selbst urtheilende Weltsinn den muthigen Bekenner lieber gar zu einem Heuchler gestempelt hätte, beide hat er auch während seiner letzten Krankheit durch sein: Standhaftigkeit und sein Bekenntniß bis zum Tod besiegelt.

Eben so rührend als belehrend waren die Aeußerungen dieses sich selbst nie genügenden Mannes, dessen ganz vollendete Moral die ungeschriebene seines innern Lebens war, im Kreise seiner Freunde, wenn sie ihm, ihren eignen Wünschen folgend, zu beweisen suchten, daß sein unmittelbarer Wirkungskreis für Mitwelt und Nachwelt noch nicht geschlossen seyn könne. Gott ist an kein Werkzeug gebunden, war dann seine Antwort, wenn er mich nicht mehr braucht, so wird er ein anderes zu finden wissen. Auf das, was er geleistet, blickte er mit unerkünstelter Bescheidenheit, als auf etwas sehr Unvollkommnes. Der Säemann, meinte er, könne nicht stolz seyn auf das Gedeihen, welches Gott in das Saamenkorn gelegt und mit Sonnenschein und Regen gefördert habe. Am Abend des Lebens sich des gelungenen Tagewerks, wie ein Held, freuen zu wollen, schien ihm fast an Vermessenheit zu gränzen. Möchten andere sich in solchen Vorstellungen sonnen und wärmen. Er könne es nicht. Denn so wie er selten oder fast nie mit einer seiner gelungensten Predigten ganz zufrieden war, und er daher oft selbst in ungeheucheltes Erstaunen gerieth, wenn ihm von der weiten Verbreitung seiner Predigten die schmeichelhaftesten Beweise häufig aus weit entlegenen Gegenden zukamen; so blieb auch seine strengste Pflichterfüllung noch weit, weit hinter den Foderungen, die er selbst an sich machte, zurück.

Wer so strenge gegen sich selbst ist, darf es gegen andre seyn. Dieß mochte freilich manchem, der sich selbst für jede halbe Kraftäußerung schon eine ganze Belobung ertheilt, sehr unbequem erscheinen. Daher manche Klage, ja wohl entschiedene Abneigung gegen einen Mann, der übrigens seine Foderungen an andere gar wohl zu mäßigen verstand, und sich über die in Zeiten allgemeiner Erschlaffung und Arbeitsscheu so zahlreiche Classe von bloßen Genuß- und Gefühlmenschen überall, wo nicht Amtspflicht das Strengere zu sagen gebot, höchstens nur einen harmlosen Scherz oder eine Vergleichung mit den homerischen Phäaken erlaubte. (*)

Aber auch nur aus dieser sich nie etwas nachsehenden Strenge gegen sich selbst, verbunden mit der gewissenhaftesten Lebensordnung und weisesten Mäßigung in allen Genüssen, möchte das Räthsel sich lösen lassen, wie ein Mann bei einer von Jugend auf sehr zarten und reizbaren Leibesbeschaffenheit, bei den härtesten Entbehrungen und Selbstaufopferungen auf der Universität, bei der rastlosen Geschäftsthätigkeit in den wichtigsten Lehrämtern, bei einem fortdauernden Kampf gegen körperliche Schwäche und Schmerzen, wo er besonders in den letzten acht Jahren seines Lebens kaum eine Nacht eines ganz ununterbrochenen stärkenden Schlafes genoß, bis in sein 60stes Jahr bei allem Ernst

des Lebens und der That, auf keinen Augenblick seinen Gleichmuth, seine innere Fassung und Heiterkeit und die nur daraus erklärbare Thatkraft verlieren, sondern nach allen Seiten hin so segenvoll wirken und so allbethätigend eingreifen konnte. Fassen wir daher den Ehrwürdigen darüber noch auf einige Augenblicke genauer ins Auge.

Selbstbekämpfung und Anspannung waren ihm gleichsam zur zweiten Natur geworden. Schon während seines Studierens auf dem Gymnasium in Regensburg, von 1768 an, lag er an einem hitzigen Fieber zweimal todtkrank, und seine Gönner widerriethen ihm, wegen seiner Schwächlichkeit, die Bestimmung zum Predigtamt. Sein ganzes Universitätsleben war ein unausgesetzter Kampf gegen Armuth, oft genoß er Tage lang keine warme Speise. Er hatte ja damals täglich nur einen Groschen, wovon er lebte. Auch als er schon Adjunkt der Fakultät und außerordentlicher Professer geworden war, ging der arme Körper, bei dem reichen Gastmahle, das dem Geist täglich dargeboten wurde, nur zu oft leer aus. An klingenden Erwerb dabei so nicht zu denken. So regelmäßig also auch übrigens seine Lebensart und selbst seine Studienweise im Ganzen seyn mochten, so wurde doch unstreitig durch jene Entbehrungen und Anstrengungen schon damals der Keim zu den hartnäckigen körperlichen Uebeln gelegt, die er Jahre lang im Stillen ertrug, bis sie durch einen höchst unglücklichen Beinbruch auf einer Berufs-Reise durchs Erzgebirge im Jahr 1803, der ihn ein eilfwöchentliches Krankenlager in der Superintendentenwohnung in Chemnitz zuzog, (*) immer heftiger und endlich auch die Ursache seines Todes wurden.

Wäre es nun wohl ein Wunder gewesen, wenn bei einer solchen körperlichen Beschaffenheit ihn früh schon Hypochondrie und mürrische Reizbarkeit unfreundlich und ungesellig gemacht hätten? Aber nie hat er bei aller seiner Kränklichkeit die Furie unsers nervenschen Zeitalters, die Hypochondrie, gekannt. Durch frühe Uebung erworbene Herrschaft über sich selbst, strengageregelte Arbeitsamkeit, fromme Mäßigkeit, hatten ihn gegen diesen Dämon gesichert und werden jeden sichern, der so, wie Reinhard, lebt. Und darin zeigte sich eben die seltene Größe dieses Mannes, daß er bei einem so gereizten und widerspenstigen Körper (wie er ihn oft selbst nannte), bei so unerbittlicher Strenge gegen sich selbst, doch darum nie ein unzugänglicher, ungeselliger Freudenhasser, nie ein in sich gezogener sträflicher Rigorist, ein finsterer Grämling gewesen ist.

Freilich legte er es nie auf das Erobern und Gewinnen der ihm sich nähernden Menschen an. Man konnte ihn sogar wortkarg in den abgebrauchten Höflichkeitsformeln nennen, und manche, die ihn in wichtigen Angelegenheiten zu sprechen hatten, sahen bloß darum Misbilligung auf seiner Stirn, weil sie ihm, dem Bestimmtheit und Kürze des Ausdrucks viel galt, durch leeres Wortgeklingel eine kostbare Minute raubten. Noch mehr! Der Mann von tiefer Menschenkenntniß, der viel gezweifelt und selbst die heim-

lichsten Falten des menschlichen Herzens mehr noch durch strenge Selbstbeobachtung, als durch Umgang mit andern erspähet hatte, trug das so entweihete Wort Freundschaft nur selten auf seinen Lippen und der Schein offener Hingebung, womit der Weltmann nur zu oft täuscht, lag nicht in seinem Charakter. Nicht vergeblich hatte er in jener so arg gemisdeuteten Predigt, die wohl zu den vollendetesten gehört, welche die Beredsamkeit der Neuern irgendwo hervorgebracht hat, mit entschlossener Besonnenheit gezeigt, daß jeder Mensch seinen Preis habe, weil jeder an seiner schwachen Seite dem Versucher eine Handhabe darbiete. (11). Nicht umsonst hatte er eine unablässige Aufmerksamkeit, deren Früchte uns in einer der anziehendsten Schriften in der Erfahrungsseelenkunde und Moral mitgetheilt wurden, auf den Einfluß der Kleinigkeiten gerichtet, wodurch bald die Eitelkeit, bald der Geiz, bald die Weltlust, bald die Trägheit, bald der Aberglaube und die Frömmelei schwacher Menschen sich zum Werkzeug der Bosheit erhandeln und misbrauchen ließen. Auch ihm flüsterte, wie dort dem Cicero, der Sicilische Dichter seinen Spruch stets ins Ohr:

Wach' und lerne, nicht zu trauen! denn dieß ist der Klugheit Nerv! (12)

Aber stets verachtete er es, diesem Mistrauen die glatte Maske des Weltmannes vorzuhalten. Und dieß alles that seiner reinen, sich, sobald er geprüft hatte, herzlich und heiter hingebenden Güte und Arglosigkeit (die nur dem möglich ist, der selbst reines Herzens ist) so wenig Eintrag, daß er vielmehr den edelsten und frölichsten Eindrücken offen, keiner wahrhaft geselligen Tugend ermangelte und jede Würze des Lebens zu geben und hinzunehmen verstand. War auch Ernst der vorherrschende Zug seines Lebens und seiner Miene, so wollte er doch nie durch diesen Ernst andre zurückschrecken oder die Freude verscheuchen. Wie hätte sich auch so etwas mit seiner, das ganze Geschlecht umfassenden, beim Ergreifen jedes Zeitungsblattes oft stark bewegten Menschen- und Bruderliebe, mit seiner gefühlvollen, stets regen Theilnahme an allem, was Mitbürger, Gelehrte, Freunde betraf, mit seiner Lebendigkeit im Auffassen und Darstellen der großen Menschenfabel (13) verschmelzen und vereinigen können!

Er war der geistreichste Gesellschafter und Gesprächführer. Die Waffen der Dialektik, die er bei prüfenden Unterredungen und, wo sie dem Redner nützen, mit so glänzendem Erfolg zu führen wußte, standen ihm auch sonst zu scherzender Belehrung und Bekehrung siegreich, doch ohne Verwundung, zu Gebot. Er war der witzigste Erzähler, mit dem treuesten Gedächtniß, das ihm für jede Begebenheit des Tages ähnliche Züge in Menge darbot und durch die Lectüre des Neuesten wie des Aeltesten täglich angefrischt, vor jedem Rückfall des sich selbst wiederholenden Anekdotengeschwätzes stets bewahrte. Er war der angenehmste Scherzredner und er verschmähete selbst, bei öffentlichen Veranlassungen, ein

wohlzugespitztes, treffendes Witzwort nicht, deren er stets mehrere in seinem Köcher hatte, ohne sie zu verbrauchen. Denn er blieb dabei in den Schranken seiner Würde und, war es zur Würze des Tafelgenusses, innerhalb der Grenzen des feinsten Weltons. Denn da er auch beim reichsten Male nie die Vorschriften seiner strengen Lebensordnung übertrat und Schüsseln und Credenzteller am häufigsten bei sich vorüberziehen ließ, im vertraulichern Kreise auch wohl das alte Wort wiederholend: er esse nur, um zu leben, lebe aber nicht, um zu essen; so blieb ihm zum Menschlichsten, was durch den Mund geht, zur Rede mehr als anderen Zeit und er war stets, was Cicero von sich rühmet, ein Gast von weniger Speise und vielem Scherze. Sein Haus war ein Tempel ächter, nicht prunkender Gastfreundschaft. Da im kleinen Kreise beim sokratischen Abendmal in seinem Hause — denn er folgte ungern fremden Einladungen, auch um des davon unzertrennlichen Zeitverlustes willen — war es vorzüglich, wo herzliche Offenheit und Fröhlichkeit, die von ihm selbst ausging, alles erheiterte. Luthers (oft gemisbrauchte) Tischreden hätten hier manches, freilich verfeinerte Gegenstück gefunden.

Seine Tagesordnung war die regelmäßigste und für den Gewinn des kostbarsten, was der Mensch sich aneignen und mit einem ewig-dauernden Stempel bezeichnen kann, der Zeit, aufs sorgfältigste berechnet. Stets — auch der Winter gebot hier keine Abänderung — stand er, ohnfehlbar erwachend, pünktlich um 6 Uhr früh auf, und diese erste Morgenstunde war in der Ordnung seinem schwersten, aber auch heiligsten Geschäfte, dem Auswendiglernen der Predigt gewidmet, die er zunächst zu halten hatte, und woran er immer schon an dem Tage, da er gepredigt hatte, zu denken anfing. So wie er in sein Studierzimmer trat, recitirte er vor sich, was schon gelernt war, um das folgende sogleich daran zu knüpfen. Indem er dieß überlaß, nahm er eine Schaale Caffee. Der Bediente trat ein, um ihm die Haare zu machen, die mit einer Perücke zu vertauschen, so viel auch dagegen anfangs manche eifrige Remonstranten einzuwenden hatten, er nie von sich hatte erhalten können. (14) Indem dieß geschah, wurde immer weiter memorirt, bis der für heute bestimmte Abschnitt vollendet war. Dabei ist zu bemerken, daß die Predigt, welche er jetzt lernte, schon vor 8 Tagen niedergeschrieben und für ihn gleichsam etwas neues und frisches war. Mögen andere dieß schwieriger finden, ihm war es durch die Gewohnheit das Leichtere geworden. Der Hauptgrund aber war Sicherung vor jeder unberechneten Störung, die durch diese Maasregel fast unmöglich wurde. Nach dem Frisiren kleidete er sich sogleich an und auch während des Ankleidens wurde die Gedächtnißübung noch fortgesetzt. Er bekleidete sich selbst und gestattete dabei Niemanden eine Beihülfe. Denn er behauptete gern seine frühere Lebensweise und fand in allem diesen, was schon die Griechen an ihren Fürsten im Heroenalter lobten, (15) die größte Unabhängigkeit. Ein Abschnitt aus der Bibel in der Grundsprache, öfterer aus

dem neuen Testamente, wurde nun in bestimmter Ordnung gelesen. Damit heiligte er sein Tagewerk. Sie war ihm ja wirklich Wort Gottes und oft verband sich damit das Gebet, wie es sich in der Seele dieses Mannes in Geist und Wahrheit gestalten konnte. Seine Lieblingsbücher in den Schriften des alten Bundes blieben stets die Psalmen und der Prophet Jesaias. Unterstützt von seiner tiefen Kenntniß der ebräischen Sprache und der verwandten Dialekte las er sie mit eben dem beziehungsvollen, mannigfaltigen Genuß, wie der Philolog einen seiner Lieblinge unter den griechischen oder römischen Dichtern zum 5ten oder 10ten mal lesen mag. Aber das Göttliche darin erwärmte und begeisterte ihn zugleich, und erhob diese Lectüre zur wirklichen Andachtsübung. Nun folgten sogleich die unmittelbaren Berufsarbeiten, entweder die Meditation und das Niederschreiben der neuen Predigt, ein Geschäft, welches gewöhnlich mit dem Donnerstag früh begann und am Sonnabende beendigt war, da er an diesen beiden Tagen keiner Sitzung beiwohnen durfte und also den Morgen ziemlich frei hatte; oder das Lesen der Acten für den Kirchenrath und für das Obereonsistorium. An den drei Sessionstagen war der übrige Morgen den Sitzungen im Collegio gewidmet. An den zwei frühern Wochentagen, wo keine Sitzungen statt fanden, hatte er in der letzten Vormittagstunde seine festbestimmten Sprechstunden. Die neuesten politischen Zeitungen wurden schnell, gewöhnlich während der kurzen Mittagmalzeit, abgefertigt. Nach Tische wurde zweimal in der Woche durchgesehen, was der Journal-umlauf zuletzt gebracht hatte. An andern Tagen war diese Zeit, in welcher so viele dem Schlafgott zum zweitenmale in die Arme sinken, hauptsächlich einer historischen Lectüre gewidmet. Er unterschied übrigens bei allem neuen, was er las, Durchlesen von Durchblättern. Was er des aufmerksamen Durchlesens werth hielt, davon bemerkte er die Titel stets in einem eigenen Verzeichnisse, welches er regelmäßig bis zu seiner letzten Krankheit fortführte; das, was er bloß in Eil durchlief, blieb unangemerkt. Nur selten merkte er sich etwas aus seiner Lectüre an, wenn dieß einen Beleg für seine Moral darbot. Andere Excerpte hatte er nie gehabt, theils aus Zeitersparniß, theils auch im Zutrauen auf sein unvergleichliches Sachgedächtniß. Gegen 3 Uhr ging es wieder an den Schreibe- und Arbeittisch. Gestattete es seine Gesundheit, so machte er sich in einer spätern Nachmittagstunde eine Bewegung in der freien Luft, die er selbst bei ungünstiger Witterung nur ungern aussetzte, aber dazu oft, um Zeit und Augen zu schonen, die Abenddämmerung wählte. Er fühlte sich dadurch auf mannigfaltige Weise gestärkt, und bereitete sich durch diesen Genuß der Luft einen wo nicht ganz ungestörten und schmerzlosen, doch erträglichern Nachtschlaf. In Wittenberg, wo er sich selbst Pferde und Wagen hielt, holte er gewöhnlich seinen treuen Freund Schröckh in einer der Nachmittagstunden zu einer kleinen Lustfahrt ab. In Dresden pflegte er in seinen frühern Jahren, der ärztlichen Vorschrift gehorsam, auch wohl das von Klopstock

so gepriesene Universalmittel, das Reiten an die Stelle des Gehens zu setzen, wozu er aus den Königl. Ställen ein sicheres Pferd erhielt. Allein nach jenem unglücklichen Beinbruch im Jahr 1807 getraute er sich nie wieder, ein Pferd zu besteigen. Hätte er auch nur ein Jahr vor seinem Tode der Aufforderung eines geliebten Schwagers, des General-Lieutenants Baron von Thielmann, der ihn bei dieser Bewegung zuweilen selbst zu begleiten versprach, Gehör gegeben, vielleicht wären gewisse Uebel nie tödtlich geworden.

Im Sommer, wo er seinen eigenen Garten in der Wilsdruffer Vorstadt bewohnte, denselben, den nach dem siebenjährigen Kriege zu seinem Sommeraufenthalte einst Rabener gewählt hatte, widmete er die 6te oder 7te Stunde gewöhnlich dem Auf- und Abgehn in den lieblich einladenden Gängen dieses Gartens. Hier umwehten ihn monatlich wechselnde Blumengerüche. Sein auch für Naturschönheiten sehr empfänglicher Geist verweilte dann gern bei Flora's erlesensten Kindern, die aus allen Erdstrichen sich hier versammelt hatten und auf bequemen Gestellen zur stillen Beschauung anlockten. Besonders vergnügte ihn die stets neue Mannigfaltigkeit in der Tulpen- und Nelkenflor. Kleine stets lebendige Wasserleitungen und schirmende Schatten boten Kühlung. Unfern der Gartenwohnung wölbte sich ein schlank emporgehobener Pappelkranz zum Laubdach, in dessen Mitte ein erfrischender Springquell sich befand, im Vorgrund ein kleines Gebüsch mit Eros dem Nachtigallfütterer in Terra cotta und auf der andern Seite in gehöriger Entfernung eine kleine Bienenrepublik. (15) Dieß war der Versammlungsplatz, wohin oft der Theetisch einige Freunde und Freundinnen zu traulicher Unterredung in wärmern Sommerabenden berief. Nachbarlich bot ein leicht durchwärmtes Cabinet, als Theil eines geräumigen Gewächshauses, in kühleren Jahreszeiten ein freundliches Sprechplätzchen dar. Mußte er während des Winters in der beengendern Amtswohnung, wo er im kleinen Cabinet neben dem stets geöffneten Wohnzimmer bei der höchsten Ordnung in allen seinen Papieren stets Platz hatte, (16) auf diese Erheiterungen verzichten, so hatte er dafür seine reiche, mit dem Köstlichsten, was erschien, stets vermehrte Bibliothek dann mehr zur Hand, und das Hinaufsteigen zu dieser in einem obern Stockwerk befindlichen Schatzkammer vertrat selbst die Stelle einer stärkern Bewegung. Wurde er durch gemeldete oder unangemeldete Besuche in den Abendstunden nicht weiter unterbrochen, so studierte er schreibend, lesend, nach fast unwandelbarer Ordnung, bis um 3 Uhr das frugale Nachtmal ihn abrief. In dieser Zeit schrieb er auch gewöhnlich seine wichtigern Briefe — für die laufenden Geschäftsbriefe wußte der Meister in der Zeitsparkunst solche Zeitabschnitte zu finden, die fast jedem andern unbenutzt entschlüpfen. — Zwar sind die Zeiten vorbei, wo einer seiner berühmtesten Vorgänger unter den sächsischen Oberhofpredigern theologische Bedenken ausstellte, die nach und nach zu ganzen Bänden anwuchsen. Aber viele Briefe, die Reinhard natürlich von dem Briefwechsel zu sondern wußte, der bloße

Gesuche und Amtsgeschäfte betraf, waren doch auch bald theologische, bald literarische Gutachten und, um sie schreiben zu können, mußte er oft ganze Stunden einer Lectüre aufopfern, die weder durch Belehrung anlockend, noch durch Unterhaltung erheiternd für ihn seyn konnte. In dem Kreise des Wissens, den Reinhard, der Forscher und Lehrer, umspannte, wurden ihm aus allen Gegenden kleine und größere Schriften mit Briefen von den Verfassern zugeschickt, und es war ihm ein unverbrüchliches Gesetz, jedem ein billigendes oder freundlich zurechtweisendes Wort darüber zu schreiben. (**) Denn an kritischen Instituten nahm er, seit es ihm zukam, über einige derselben selbst mit eine Oberaufsicht zu führen, nicht mehr Theil. Sachsens alter Ruhm, auch in den theologischen Wissenschaften Gründlichkeit mit Scharfsinn zu vermählen, weckte stets, sowohl in academischen Lehrern als in beamteten Geistlichen, häufiger, als in irgend einem Lande, die Lust zur Schriftstellerei. Nur selten wurde in den letzten zwei Jahrzehenden diese Lust zur That, ohne daß Reinhard, darüber befragt oder wohl gar um vorläufige Durchsicht gebeten, dabei thätig eingegriffen und jene Dienste geleistet hätte, wegen welcher sich Sokrates auf seine Mutter berief. Doch dieß erstreckte sich auch auf viele ausgezeichnete Schriftsteller im Auslande. Willkommen war ihm, ohne Rücksicht auf Vaterland oder Bekenntniß, wer nur im Reiche der Wahrheit oder Wissenschaft etwas Neues hervorbrachte, das auch gut war. Es werden viele, die dieß lesen, in und außer Sachsen, bekennen müssen, daß sie auf ihrer literarischen Laufbahn von Reinhard väterlich berathen, geleitet und ermuntert wurden. Viele, worunter wir nur den würdigen Lüdecke in Berlin nennen wollen, sind ihm auch in jene stille Wohnung des Friedens vorangegangen. Nur fremde Predigten laß und beurtheilte er ungern, es müßte denn sein Beruf ihm, dem theologischen Censor in Dresden, dieß zur Pflicht gemacht haben. Und doch wurde er mit dieser letzten und wohlfeilsten Art von Schriftstellerei oft zur Ungebühr heimgesucht. Denn wer Meusels 7000 Mann starke Legion lebender deutscher Schriftsteller auch sonst um keinen Kopf vollzähliger zu machen vermag, läßt doch irgend einmal eine Antritts- oder Erndtepredigt ausgehn. — Rechnet man zu allem Obigen noch so manchen Gewissensrath, der nicht selten von Personen des ersten Ranges von ihm verlangt wurde, so manche Anfrage über gelehrte und kirchliche Einrichtungen in auswärtigen Gegenden, die er alle ausführlich und gewissenhaft beantwortete und oft, wie im Badischen, schöne Früchte davon erlebte, so wird begreiflich, wie vielumfassend und zeitfodernd auch dieser Theil seines Tagewerkes gewesen sey. — Eben so einfach, als sein Mittagtisch, war sein stets in der 5ten Stunde genommenes Abendbrot. Ein Glas Wein mit etwas Wasser war sein einziges Getränke und selten aß er mehr als von einer Schüssel, wenn auch der Tisch mit mehrern besetzt war: denn hier sprach und scherzte er am liebsten mit seinen Freunden, hier sah er gern durchreisende Fremde, die

ihm bekannt oder empfohlen waren. Das Wort der Danksagung, dieß war sein Glaube, heilige, das Wort der Frölichkeit würze jede Schüssel. War kein Besuch da, so pflegte er gleich nach dem Abendessen einige Gänge auf einem Flügelinstrument zu spielen, welches in seinem Wohnzimmer stand. Er überließ sich aber dabei gewöhnlich seinen eigenen Fantasien, ohne jedoch schöne Lieder-Chorale davon auszuschließen, die er auch wohl mit Gesang begleitete, wie er denn überhaupt auf geistliche Lieder den größten Werth setzte, und bei der Auswahl der Gesänge zu seinen Predigten die vertrauteste Bekanntschaft mit ihnen bewieß. Ein solches Spiel auf dem Clavier war Abklang und Nachhall seiner tiefsten Empfindung oder auch einer ihn eben jetzt stark beschäftigenden Ideenreihe. Doch begegnete es ihm auch zuweilen, daß wenn ihm beim Nachdenken und Niederschreiben etwas nicht klar genug wurde und er mit sich selbst nicht recht einig werden konnte, er schnell aus seinem Studierzimmer ans Clavier trat. Es bedurfte da nur weniger Griffe, um Licht ins Dunkel zu rufen und die erwünschte Stimmung in seiner Seele hervorzubringen. Auch wenn er gepredigt hatte, erquickte er sich wohl durch einige geistvolle Fantasien auf dem Instrument. Das schnelle Denken zeigte sich auch hier in kurzen abgebrochenen Sätzen. Er hatte in seiner Jugend in Regensburger Privatconcerten die zweite Violine gespielt und von dem damals sehr berühmten Fürstl. Thurn und Taxischen Kapellmeister Küstner in Regensburg, dessen Sonaten noch jetzt bei Kennern gefunden werden, gründlichen Unterricht auf dem Clavier erhalten. Bald traten indeß ernstere Beschäftigungen ein, die für die kunstgerechte Uebung weder Zeit noch Lust übrig ließen. — Eine leichte, bloß erheiternde Lectüre, wobei er selbst vorlas oder sich von seiner Gattin vorlesen ließ, gewährte den Vortheil, daß alle Aufspannung wich und das Schlafengehn angenehm vorbereitet wurde. Nur in höchst dringenden und also außerordentlichen Fällen setzte er nach dem Abendessen noch einmal die Feder an und alles Studieren bei der mitternächtlichen Lampe war aus seiner harmonischen strenggeregelten Lebensordnung gänzlich verbannt.

Ob er gleich nie eigene Kinder gehabt hatte, so zeigte er sich doch bei jeder Veranlassung als den gefühlvollsten Kinderfreund. Einige seiner Predigten, besonders einige seiner Bußtags- und Landtagspredigten, enthalten goldene Sprüche über die ächtchristliche Kinderzucht, wiewohl er aus begreiflichen Ursachen manche pomphaft angekündigte Methode der neuesten Pädagogik nur belächelte und selbst gegen die Pestalozzische Methode mit einigem Mistrauen, wenigstens in Absicht auf die Allgemeinheit ihrer Anwendung, erfüllt war. Alle fleißige Zöglinge der Fürstenschule Pforte, die er überhaupt mit wahrer Vaterliebe umfaßte, nannte er seine Söhne. Mehr als einem Jünglinge, auf Schulen und Universitäten, leistete er fortdauernd treue Vaterpflege und liebte, wie alle ausgezeichnet gute und große Menschen, den reinen Frohsinn und die Spiele munterer

Kinder. Nur wenige Tage noch vor seinem Tode drückte er einem holden Knaben, der, ihm nahe verwandt, fast unter seinen Augen empor wuchs, mit zärtlicher Sorgfalt fromme Lehren in die Brust, da er ein Jahr älter geworden war. Gegen Hülfsbedürftige war er in hohem Grad freigebig. Vielfach und nie unbefriedigt war der Anspruch Nothleidender, die seiner selbst auf Plätzen erwarteten, über die ihn sein Berufsweg führte. Aus der Beisteuer, die an gewissen Tagen, wo er predigte, in die Becken vor den Kirchthüren flossen, hatte er eine schon begründete Armenspende so ansehnlich vermehrt, daß daraus über 120 Hausarme eine Unterstützung erhielten. Sie war ihm sehr theuer, diese kleine Hülfskasse, und er verstärkte sie selbst durch manche außerordentliche Beiträge. Bei keiner Unterzeichnung zu einem wohlthätigen Zwecke fehlte sein Name und er unterzeichnete reichlich. Doch beschränkte sich seine Wohlthätigkeit nicht bloß auf den ihn unmittelbar umgebenden Kreis der Nothleidenden. Nach allen Seiten hin gingen Beiträge. Denn von allen Seiten her erhielt er dringende Veranlassungen dazu. Manche mochten selbst in Zudringlichkeit ausarten. Er gab doch! Undank machte ihn nicht irre. Er gab ohne Unterlaß. Ueber Würdigkeit oder Unwürdigkeit der Empfänger ließ er sich selten in tiefe Forschung oder Untersuchung ein. Er bedarf's jetzt! das genügte ihm. Denn er hörte die rechnende Nachforschung an dem Buchhalter und Verwalter öffentlicher Wohlthätigkeitsanstalten, nicht an dem Geber. Wo eine Sammlung veranstaltet wurde, wo im Inland und Ausland ein großer Unfall schnellen Beistand foderte, da war er einer der Ersten. Der Brand von Regensburg im Jahre 1809, die Pulverentzündung in Eisenach 1810 erregten sein thätigstes Mitleid. Aber zu Luthers Monument steuerte er ungern und nur Ein Goldstück, weil dieß jedes wiederkehrende Reformationsfest, ja jeder Vers seiner Bibelübersetzung überflüssig mache. Ja er sagte das Schicksal dieser Sammlung, die mit und in Magdeburg verloren ging, recht prophetisch voraus. Vor allem aber trug er gern zur Unterstützung bestehender oder zur Stiftung neuer Schulen und Lehranstalten bei, und wo er erfuhr, daß ein fleißiger Jüngling darbte, da griff er ein, ohne jedoch das eigentliche Stipendienwesen im Ganzen, weil des Mißbrauchs und des heuchlerischen Unwesens so viel damit getrieben werde, jetzt noch für etwas sehr Verdienstliches zu halten. Aber er selbst vertheilte jährlich bedeutende Summen an arme Studirende, die seine Pathen oder ihm sonst empfohlen waren.

Eigennutz, dieser Rost kleinerer Seelen, war dem großherzigen Mann so fremd, als Partheilichkeit in Beförderungen, selbstische Vorgunst und Abgunst. Ja man hörte ihn zuweilen mit Vergnügen davon sprechen, daß er selbst kinderlos und als Ankömmling aus fremden Landen auch von dem leisesten Verdacht begünstigender Verwandtenliebe losgesprochen werden müsse. Wer sich ihm als der Geschickteste und Würdigste darstellte — denn ein Herzenskündiger ist ja nur allein Gott — war stets sein Lieb-

ling. Diesen bereich er, unterhielt fortgesetzten Briefwechsel mit ihm, empfahl, half, wo ers vermochte. Nur höchst selten nahm er für eine geistliche Amtsverrichtung Geld an, die er am liebsten und fast ausschließlich seinen nächsten Collegen an der evangelischen Hofkirche überließ. Kaum einen geringen Preis ließ er sich für seine gelesensten Schriften von den Verlagshandlungen zahlen, und nahm auch dafür oft nur Druckschriften in Abrechnung. Nur wünschte er, daß die Buchhändler seine Schriften nun auch um billigere Preise verkaufen möchten. Sie thaten es auch, und um so empörender ist jeder, auch jetzt wieder, davon angekündigte Nachdruck. Vieles gab er ganz umsonst oder bedingte sich höchstens eine kleine Beisteuer für seine Armenkasse dafür. Die für jede Landtagspredigt ihm verfassungsmäßig zukommende Summe von 300 Thalern verwandte er stets zu einem frommen Zweck, die letzte vom Jahre 1811 zu einem kleinen Prämienfond für fleißige Alumnen zu St. Afra. Als ihm für die Predigt, die er am dritten Adventsonntag 1808 in der Leipziger Universitätskirche hielt, mancherlei geboten wurde, zog er es vor, ein Werk dafür zu wählen, welches der Universitätsbibliothek fehlte und von dem Verleger dahin gegeben werden sollte. Daß davon nie gesprochen werden durfte, versteht sich von selbst.

Faßt man nun, was hier aus langer und genauer Beobachtung bemerkt wurde, zusammen, so tritt die kindliche Güte und Liebenswürdigkeit seines innern Wesens ganz unleugbar hervor und es stellt sich uns als das ächtcharakteristische dieses großen Mannes dar, daß er so streng gegen sich und so mild gegen andere war. Der ächte Christensinn durchdrang sein Innres. Er war wie Johannes in der Liebe, wie Paulus im Eifer und in der Festigkeit. Alles galt ihm eine unverbrüchliche Geradheit und Untadelhaftigkeit im eignen Wandel. Denn ein wahrer Geistlicher, sagte er wohl zuweilen, müsse, wie der Rock des Heilands, keine Nath und kein Flickwerk haben. Folgerechte Consequenz im Handeln nach unwandelbaren Grundsätzen und jene von Cicero so schön gepriesene Gleichheit in unserm ganzen Leben (*) war von früh an auch seine Richtschnur. Seiner Natur entgegen waren daher im Kleinen, so wie im Großen, alle halbe Maßregeln (selbst in liturgischen Verbesserungen), widerwärtig alle nur nach dem Wärmemesser aufwallender Gefühle zu bestimmende Tugendanfälle, verdrießlich jede Weltschweifigkeit, die Pflichten und Zusagen umschleicht, verhaßt, wie die Pforten des Hades, jede thatlose Trägheit. Vor Gott und Menschen demüthig und von der Mangelhaftigkeit aller menschlichen Bestrebungen, so wie der seinigen, überzeugt, wollte er nur Eins — wirken, weil es Tag ist und damit es Tag bliebe.

In allen Bezeigungen und Aeußerungen seiner durch Grundsätze geleiteten Herzensgüte, in allen das Leben erheiternden und die Menschheit schmückenden Tugenden standen ihm während seines Lebens zwei Genien zur Seite, ohne welche die Ausübung derselben

ihm wohl unmöglich gewesen wäre, zwei treffliche Gattinnen. Nicht umsonst hatte sein geistlicher Ahnherr und sein Vorbild Luther, dessen Schriften in der Walchischen Ausgabe ihm als Handbuch geläufig waren, die goldnen Worte gesagt: „Die höchste Gnade und Gabe Gottes ist es, ein fromm, gottesfürchtig, freundlich und häuslich Gemahl haben, mit der du friedlich lebst, der du darfst all dein Gut und was du hast, ja dein Leib und Leben vertrauen.“ (20) Auch er war der beredte Lobredner eines keuschen und innigen Ehebundes (21) aus eigner Erfahrung. Seine erste Gattin war die Wittwe seines Lehrers und Freundes, des gelehrten, durch die Anwendung seiner französischen Sprachkunde auf die Theologie und durch die Vertheidigung des Canons der biblischen Schriften auch im Auslande wohlbekannten (22) Theologen Christian Friedrich Schmid in Wittenberg. Er war Famulus desselben gewesen und verdankte seinem Umgang und seiner ausgesuchten Bibliothek mannigfaltige Erweckung und Belehrung. Als Schmid daher 1778 starb, fand die hinterlassene Frau Wittwe, eine geborne Matthesius aus Leipzig, den unbemittelten, aber schon beim Anfange seiner academischen Lehrvorträge sich glänzend hervorhebenden und in strengster Pflichtübung und Reinzucht musterhaft sich auszeichnenden jungen Professor allein würdig, mit ihm durchs Leben zu gehen und ihre damals nicht unbedeutenden Glücksgüter mit ihm zu theilen. Doch dieser glücklichen Ehe war keine lange Dauer beschieden, da Reinhard diese Gattin schon im zweiten Jahre seiner Verpflanzung nach Dresden durch den Tod und bald darauf auch den ihm sehr theuer gewordenen, früher von ihm selbst mit großer Gewissenhaftigkeit unterrichteten Stiefsohn verlor. In einem schwächlichen Körper wohnte ein sehr gebildeter und geprüfter Geist. Bei wahrem Seelenadel besaß sie ein sicheres Urtheil über Menschen und Verhältnisse, und kam dem reinen Theoretiker oft durch die feinste, weibliche Beobachtung zu Hülfe. (23) Ihr verdankte er auch noch nach ihrem Absterben größere Unabhängigkeit und Sicherheit in solchen Verhältnissen des Lebens, die ihn, der in diesem Fall wohl zuweilen dem Horazischen Demokrit glich, (24) überhaupt nur sehr oberflächlich berührten, aber bei Kindern dieser Welt stets als Hauptsache angesehen wurden. Zur zweiten Gattin wählte er die Tochter des als Oryktognost und Metallurg in Freibergs Annalen und in der Geschichte der Bergbaukunde stets unvergeßlichen Berghauptmanns v. Charpentier; aus einem Hause, wo deutsche Biederkeit und Gastfreundschaft im Bunde mit dem feinsten Kunstsinn wohnten und wo sich damals die geistreichsten Männer aus dem nördlichen und südlichen Europa zusammenfanden. Diese liebenswürdige, seelenvolle, mit Vorzügen des Geistes und Körpers gleichherrlich geschmückte, sich ihm ganz anbildende, ihn ganz verstehende Frau verannehmlichte und verschönerte durch den lieblichsten Kranz weiblicher Tugenden sein mühevolles Leben, verließ ihn fast nie in den Stunden seiner häuslichen Beschäftigung, sondern war ihm auch da die treu bewachende, zärtlich

aufmerkende aber nie unterbrechende Nachbarin, indem sein stets geöffnetes Studirzimmer eigentlich nur eine Abtheilung ihres Wohnzimmers ausmachte, war nie einsam, wenn sie um ihn war, war bald sein Bibliothekar, bald sein Briefordner, bald sein lieber Reisemarschall, (25) ergötzte den Ermüdeten bald durch Gesang, bald durch Saiten- und Harmonikaspiel, bald durch Vorlesen, und wartete den Kranken bis zur Todesstunde mit der zärtlichsten, rastlosesten Pflege, fast ohne Zuthun irgend einer fremden Hülfeleistung, zu jeder Tages- und Nachtstunde mit williger, ihr, wie es schien, gar nichts kostender Verzichtung auf alles andere Vergnügen. Wohl mit Recht nannte Reinhard daher diese Selene seinen Schutzengel; und wenn Tausende sich seiner verlängerten Wirksamkeit freuen, wenn die häusliche Andacht überall, wo man mit deutscher Zunge redet, in dem unerschöpflichen Schatz seiner Predigten Worte des Lebens und des dorthin begleitenden Trostes findet, so sey von allen der Name Ernestine Reinhard mit Dankgefühl und Ehrerbietung ausgesprochen. Denn nur ihren kaum zu ermessenden Anstrengungen verdanken wirs, menschlicherweise zu sprechen, daß Reinhard seit dem Jahre 1803, wo der unglücklichste Beinbruch nur durch ihre Pflege überstanden wurde, (26) noch neun Jahre zum Segen Sachsens und der ganzen protestantischen Welt predigte, schrieb, wirkte. Dankbar pries er selbst Gott noch in den leidenvollesten Stunden vor seinem Ende für diese von Gott geschenkte, mit ihm betende, mit ihm leidende, holde Pflegerin, für diese ihn unaussprechlich liebende Lebensgefährtin! —

Doch es ist Zeit, noch etwas über Reinhard, den academischen Lehrer, den theologischen Schriftsteller und Oberhofprediger zu sagen.

Reinhards Geständnisse über seine Bildung zum Prediger sind in vervielfältigten Auflagen in aller Händen. Aus den ersten Briefen in diesem goldnen Büchlein mag jeder leicht erkennen, wie klassisch er schon im väterlichen Hause und dann auf dem Gymnasium zu Regensburg gebildet wurde. Ein seltner Vater, Pfarrer zu Wohenstraus im Herzogthume Sulzbach, war des Knaben einziger Bildner und Lehrer, bis er nach Regensburg kam, und so ist auch Reinhard wieder ein Beleg, daß der große Reformator, indem er die Ehelosigkeit des geistlichen Standes durch Lehre und Beispiel bekämpfte, dem Staat eine Pflanzschule der kraftvollesten Jugend sicherte, die stets aus den engen Wohnungen protestantischer Pfarrherrn, wo man entbehren und dulden lernte, am unverdorbensten hervorblühte und oft zu dem heiligsten, innersten Kreis des Hermes Logios drang. (27) Cicero und Virgil waren durch den verständigen Unterricht des Vaters, der sich mit dem lehrbegierigen Franz oft in den Abendstunden noch über das Gelesene unterhielt, dem heranreifenden Knaben schon vertrautere Lieblinge geworden. So war die Grundveste erbauet, auf welche allein, wenige originelle Schöpfungen einer wahrhaft begeisterten Fantasie abgerechnet, ein bleibender Schriftstellerruhm bei den Modernen

begründet werden kann. Eine nimmersatte Begierde, sich zu unterrichten, und eine unermüdliche Leselust war schon im Knaben vorherrschend, und während seine Geschwister mit Gärtnerei oder mit einem Spiele sich am Abende die Zeit verkürzten, suchte er stets ein entlegenes Plätzchen entweder mit dem Buch oder mit der Schreibetafel in der Hand. Denn schon damals schrieb er mancherlei auf, versuchte sich in kleinen Reden, Fabeln und Gedichten, wovon auch wohl bei seinen nächsten Verwandten in der Oberpfalz einzelne Ueberreste sich erhalten haben möchten, und zeigte darin viel natürliche Lebhaftigkeit und eine rege, stets geschäftige Einbildungskraft, die durch den hohen Ernst seiner spätern Bestimmung zwar streng geregelt, aber nie unterdrückt worden ist. (28) Mit dem herrlich in Erfüllung gegangenen Augurium: daß etwas aus ihm werden könne! starb sein kränkelnder Vater kurz vor seiner schon besprochenen Abreise nach Regensburg, wo er, vom Herbst des Jahres 1763 an, auf dem Gymnasio poetico, das auch den Vater gebildet hatte, sein Schulstudium fortsetzte.

Dort verdankte er viel dem treflichen Conrector des Gymnasii Friedrich August Töpfer, dem er in seinen Geständnissen ein unvergängliches Denkmal der Dankbarkeit stiftete, und der die Freude hatte, noch in spätern Jahren, den bis zu den höchsten Würden emporgestiegenen Schüler an seine Brust zu drücken, einem Manne, der nie als Schriftsteller auftrat, aber um so gewissenhafter lehrte und dabei die guten Köpfe, die er sogleich aus dem Haufen herausfand, auch besonders hervorhob und sich inniger verband. — Denn nichts unterscheidet den Miethlingssinn von verständigem Eifer deutlicher, als daß jener alles Holz gleich schlecht behobelt, dieser nur aus dem besten einen Mercurius schnitzt. — Und so hat auch Töpfer durch die Erweckung und Befähigung dieses Einen Zöglings der Welt mehr genutzt, als durch hundert Programme und erwerbsame Meßartikel. Ihm verdankte Reinhard jene, durch stets fortgesetzte Aneignung des ihm einzig theuern Cicero nachher vollendete klassische Latinität, jene überfließende Fülle und Gewandheit im Sprechen und Schreiben der römischen Sprache, worin es ihm kaum zwei andere Theologen unter seinen Zeitgenossen gleich thaten. (29) Dankbar erinnerte sich Reinhard auch des damaligen Rectors Martini, den er später im Verein mit seinem theuern Töpfer die lehrreiche Rede über die Sokratische Methode feierlich zueignete; (30) weniger verdankte er seinen übrigen Lehrern, deren langsam fortschreitende Lehrvorträge den feurigen Jüngling nicht befriedigen konnten, das meiste seinem eigenen fünftehalb Jahr rastlos fortgesetzten Privatstudium. Dabei ward ihm das Glück, außer der Unterstützung von einigen in Regensburg einheimischen nahen Verwandten, so manche Beförderer und Gönnerinnen in einigen der ersten Häuser des damals so blühenden Regensburg zu finden, daß dem fast unbemittelten Jüngling nichts abging, was körperlicher Unterhalt oder die edlern Bedürfnisse eines lehrbegierigen Geistes erheischten. Daher

er auch ſich nie genöthiget ſah, die koſtbarſten Minuten geiſtiger Ausſaat durch unzeitigen Unterricht für Geld wegzugeben. Denn allerdings ertheilte er zu ſeiner eigenen Uebung und Ausbildung in einigen Familien an erwachſene Zöglinge Unterricht.

Der tüchtig vorbereitete Gymnaſiaſt und Auditor in Regensburg bezog nun im Jahre 1773 die Univerſität Wittenberg. Erlangen oder Altorf wären ihm näher geweſen und der Aufenthalt auf einer der beiden Univerſitäten hätte auch manche andere Erſparniß und Bequemlichkeit dargeboten. Allein die Achtung, die er von einem ſeiner Lehrer, dem Profeſſor Grimm, einem eifrigen Zögling und Vertheidiger der damals, beſonders im ſüdlichen Deutſchland, hochgehaltenen Cruſiuſiſchen Philoſophie, genoß, hatte ihn dem Legationsſecretär Mirus bei der ſächſiſchen Comitialgeſandtſchaft nachdrücklichſt empfohlen; die Söhne dieſes Mannes, wovon der Eine noch in Regensburg lebt, waren ſeine Mitſchüler geworden. So kam es, daß der Vater, gleichfalls ein eifriger Bekenner jener Philoſophie, wünſchte, den Jüngling von ſo ausgezeichneten Fähigkeiten den Fahnen zuzuführen, zu denen er früher ſelbſt geſchworen hatte. Mirus entwarf, da er ſelbſt einſt die Theologie ſtudirt und ſich mit ihren Haupt- und Hülfswiſſenſchaften genau bekannt gemacht hatte, einen Studienplan, den Reinhard auf dem wohlfeilern Wittenberg hauptſächlich unter Anleitung des dortigen Profeſſors Schmid, der ganz in Cruſius, ſeines Oheims, philoſophiſche und theologiſche Anſichten eingegangen war, befolgen, und nach deſſen Vollendung er nach Leipzig gehn und dort zu den Füßen des Meiſters ſelbſt ſich vollenden ſollte. Bei ſeiner Durchreiſe durch Leipzig wurde er auch dieſem durch ein Empfehlungsſchreiben von Mirus perſönlich bekannt und erhielt von ihm väterliche Rathſchläge. Indeß hatte ſich ſchon nach ſeinem erſten academiſchen Jahre in Wittenberg ſein Geſichtskreis ſo erweitert, daß er, wäre auch Cruſius nicht ſchon im Jahre 1775 geſtorben, um ſeinetwillen allein ſchwerlich nach Leipzig gegangen ſeyn würde. Doch blieb er, wenigſtens in den erſten zwei Jahren ſeines academiſchen Curſus, der Cruſiuſiſchen Lehre noch immer zugethan, da zumal engere Verhältniſſe zu D. Schmid, und deſſen gründliche Gelehrſamkeit ihn auch zu ſeiner philoſophiſchen und theologiſchen Lehrweiſe am meiſten hinzogen. Der glückliche Erfolg ſeiner erſten, ſeinen Beruf auf immer entſcheidenden Predigt zu Dietrichsdorf, ſeine erſt auf der Univerſität unter dem grundgelehrten, aber ermüdend weitläuftigen Grammatiker D. Dresde begonnene, fortan jedoch mit brennendem Eifer fortgeſetzte Erlernung der orientaliſchen Sprachen, und ſeine übrige ſelbſt in ihren angeblichen Lücken den ſelbſtdenkenden Forſcher hinlänglich beurkundende Studirweiſe iſt von ihm ſelbſt im 5ten und 6ten Abſchnitt ſeiner Geſtändniſſe zur Gnüge angedeutet worden. Nur der Umſtand dürfte vielleicht einer beſondern Erwähnung verdienen, daß er Schröckh's Vorleſungen über die Kirchengeſchichte, die er ſo glücklich war, in einem beſondern Lehrcurs bei ihm hören zu können, (31), von

nun an einen großen Einfluß auf seine freiere und von allen einzwängenden Beschränkungen einer besondern Schule völlig gelöſete Denkart zuſchrieb, und nicht nur den eigentlichen Lehrvorträgen, ſondern auch den vertrauten Geſprächen dieſes grundgelehrten, ſinnreich lehrenden und lehrreich ſcherzenden Mannes das Meiſte von dem, was ihm überhaupt mündlicher Unterricht damals gewährte, ſtets mit vieler Rührung verdankte. Mit ihm, als er zum Theil durch deſſen thätigſte Vermittlung, ſein College geworden war, unterhielt Reinhard eine faſt tägliche Berührung im Ideentauſch. Ihn allein ſprach er noch von Dresden aus zweimal in der anmuthigſten Nachbarſchaft von Wittenberg. (32)

Bekannt iſt, wie Reinhard, ſtatt in die Oberpfalz zurückzukehren, durch eigne Neigung und durch den Rath redlicher Freunde beſtimmt wurde, ſich 1777 durch die gehaltreiche Probeſchrift über die Anwendung der Alexandriniſchen Verſion auf die Critik des hebräiſchen Grundtextes zuerſt die Lehrfreiheit auf der Univerſität Wittenberg erwarb und wie er dann in kurzem zur philoſophiſchen und theologiſchen Profeſſur gelangte. Von Halbjahr zu Halbjahr wuchs ſein mächtiger, auf das unbeſtechliche Gefühl academiſcher Jünglinge feſt begründeter Beifall, aber auch ſein raſtloſer Eifer, ihn durch die gehaltreichſten Vorträge, die ſtets neu waren, weil ſie ſtets neuer Vorbereitung, nicht alternden Heften entquellen, aufs vollkommenſte zu verdienen. Es konnte kaum fehlen, daß nicht ein ſo ausgezeichneter Beifall auch Parteiung unter den Studirenden gemacht und manchen Widerſpruch erregt haben ſollte. Allein unwiderſtehlich wirkte die Kraft ſeiner Vorträge auf die jungen Gemüther. Denn fühlbar wurde jedem, daß der gewiſſenhafteſte Lehrer, der ſtets das friſcheſte Ergebniß ſeiner mit höchſter Anſtrengung von ihm ſelbſt erſt erkämpften philoſophiſchen und theologiſchen Ueberzeugungen ihnen vortrug, immer das Beſte gebe, was er habe. Mit Achtung nennt jetzt Deutſchland die Namen mehrerer, die als philoſophiſche und theologiſche Schriftſteller glänzen und die ſich einſt in Reinhards Schule bildeten. Einige davon ſollten uns wohl auch eine eigne Bekehrungsgeſchichte zu erzählen wiſſen. Denn es geſchah nicht ſelten, daß auch hier ein Polemon zum Xenokrates kam. Reinhards, des academiſchen Lehrers in Wittenberg, Wirkſamkeit zerfällt in zwei Hauptperioden, in die philoſophiſch-theologiſche von 1778 bis 1784, wo er der philoſophiſchen und theologiſchen Lehrkanzel zugleich angehörte und in die theologiſch-homiletiſche von 1784 bis 1792, wo er als Probſt neben ſeinen theologiſchen Collegien auch in der Regel alle Sonn- und Feſttage in der Univerſitätskirche zu predigen hatte. Reinhard war ein geborner Lehrer. Der ſeligſte Genuß, der ihm zu Theil werden konnte, war das Leben und Wirken unter ſeinen Schülern. Lehren war ihm, nach einer bekannten Parodie, Leben in höherer Potenz. (33) Sein Univerſitätsleben war auch der helleſte Punkt in ſeinen ſpätern Erinnerungen. Darum mag davon auch hier noch etwas ausführlicher die Rede ſeyn.

Wie heilig ihm in allen Verhältnissen des academischen Lehrers das war, was wir auf dem Blatte geschrieben lesen, welches ihm der sinnreiche Maler seines Portraits in die Hand gegeben hat, durch welche Zweifel und Kämpfe er sich Festigkeit in seinem System errungen und wie er als Theologe alles auf das Buch begründete, dessen göttliche Kraft er täglich an seinem eignen Herzen empfand und das daher der Maler seines Portraits mit großer Bedeutsamkeit jenem Blatte unterlegt hat, das muß jeder in seinen Geständnissen lesen. Als Reinhard in Wittenberg auftrat, war in der philosophischen Fakultät manche sehr empfindliche Lücke bemerkbar. Hier ergänzend einzugreifen war sein erstes Bestreben. Hiller, in des großen Bergers Schule gebildet und, in blühenden Jahren, ein mit Recht beliebter Lehrer für philologische und philosophische Vorlesungen, war doch in der Philologie über die Racemationen zum Tacitus, in der Philosophie über Wolf und Baumeister nicht weit hinausgegangen. Sein jetziger Beifall galt fast nur dem Stipendiaten-Ephorus. Reinhards Vorträge in beiden Fächern empfahlen sich sogleich durch anmuthige Klarheit und vielseitige Gründlichkeit. Unter den Vorlesungen jener frühesten Periode zeichneten sich, den einstimmigen Aussagen seiner damaligen Zuhörer zu Folge, besonders die philologischen über einige Dialogen des Plato und die exegetischen über die Psalmen aus, wobei er auch nach jeder Erklärung eines Psalms eine rhythmische deutsche Uebersetzung vorlaß. (34) Die vollkommen ausgearbeiteten Hefte zu diesen Vorlesungen finden sich noch in Reinhards literarischem Nachlaß. Vor allem aber wurden seine Vorlesungen über einzelne Theile der Philosophie, die in verschiedene Lehrcurse zerfielen, mit stets wachsendem Eifer der Zuhörer besucht und ihre Resultate gingen bald auch in mehrere Druckschriften über. Er selbst charakterisirt sich darin als einen Eklektiker. Da er selbst stets hinzulernte, konnte er nie bewogen werden, ein Lehrbuch darüber oder auch nur einen kurzen Leitfaden in den Druck zu geben. (35) Vollständig und mit den scharfsinnigsten Urtheilen begleitet war die jedem Satze beigefügte Literatur, am anziehendsten der Theil, welcher die Psychologie behandelte. Reinhard ging von der strengen Crusiusschen Philosophie zu der des Plato und der alten Akademie, von dieser zur Leibnitzisch-Wolfschen über, zwischen welcher auf einige Zeit die reine Skepsis inne stand, dann aber erweiterten sich seine Blicke immer mehr und auch die kritische Philosophie, die damals alles ergriff, blieb ihm so wenig fremd, daß er kurz vor seinem Abgange nach Dresden eine besondere Vorlesung dafür unter dem Titel: Uebersicht des Eigenthümlichen und der vornehmsten Resultate der Kantischen Philosophie, ausarbeitete, wovon sich das vollständige Manuscript noch in seinem literarischen Nachlasse befindet. Die Art des Vortrags unterschied sich hier in nichts von der Lehrweise, wie er sein eignes System vortrug. Er war in diesem Augenblick ganz Kantianer, und erlaubte sich dabei keine Gegenerinnerungen, ob gleich seine innere Ueberzeugung

damit in jener Zeit noch weit weniger übereinſtimmte, als ſpäter, wo er die berühmte Vorrede zu ſeiner Moral ſchrieb und wo er allerdings ſchon tiefer eingedrungen war. Zwar wurden mehrere ſeiner Zuhörer, beſonders die, welche von Jena aus Reinholds Schule kamen, dadurch nicht befriedigt, aber die Hauptabſicht, auch hier zum Selbſtforſchen und eignem Unterſuchen zu reizen, wurde vollkommen erreicht. Da ſeinem Forſcherblick keine neue Erſcheinung im Felde der philoſophiſchen und theologiſchen Literatur entging und jede der ſorgfältigſten Prüfung von ihm unterworfen wurde, ſo nahm er keinen Anſtand, die Reſultate, die er da gefunden hatte, auch in kritiſchen Blättern, die damals erſchienen, auszuſprechen und wurde ſo aus Beruf Recenſent. Sein Erſtlingsverſuch, die Recenſion von einer Semlerſchen Schrift, machte ein ihm ſelbſt befremdendes Aufſehn und ließ ihn fühlen, wie viel zuweilen durch ein unpartheiſches und gründlich unterſtütztes Urtheil gewirkt werden könne. Damals gaben die zwei Helmſtädter Literatoren Henke und Bruns die unter dem Namen der Helmſtädter Annalen bekannte und ihres Vollgehalts wegen noch jetzt mit Recht geſchätzte Monatsſchrift in lateiniſcher Sprache heraus. Sie war an die Stelle der von 1776 bis 1781 in einzelnen Bogen erſchienenen Ephemeriden getreten und erlebte durch die großmüthige Unterſtützung des Herzogs von Braunſchweigs, der die Koſten deckte, 5 Jahrgänge. Durch Henke's Auffoderung zum Mitarbeiter an dieſem Recenſions-Inſtitute gewonnen, bereicherte Reinhard dieſe kritiſche Zeitſchrift mit einer Reihe der gründlichſten Recenſionen und beharrte dabei, bis ſie im Jahre 1787 ihre Endſchaft erreichte. Dieſe Recenſionen beſchränken ſich indeß faſt alle nur auf Werke im Gebiete der ſpeculativen und practiſchen Philoſophie und ſtreifen nur ſelten in die Grenzen der Theologie. Einige davon ſind ſo erſchöpfend und ausführlich, daß ſie für kleine Abhandlungen gelten könnten. Alle aber verdienten in einer eignen Sammlung Reinhardiſcher Opuscula beſonders aufbewahrt und abgedruckt zu werden. (*) Durch dieſe thätige Theilnahme an den Helmſtädtiſchen gelehrten Jahrbüchern, ſo wie durch den in ganz Deutſchland ſich verbreitenden Ruf ſeiner ausgezeichneten Lehrgaben und Schriften bewogen, empfahl der Braunſchweigiſche Geh. Rath Mahner ſeinem für die Julia Carolina ſo väterlich beſorgten Herzog Reinharden als einen tüchtigen Theologen für die Helmſtädter Academie. Und ſo erhielt er völlig unerwartet im Jahre 1790 den Ruf nach Helmſtädt mit einem Gehalt, der den ſeinigen in Wittenberg ums Doppelte überſtieg und überdieß mit der nächſten Anwartſchaft auf die Abtei Königslutter verbunden war. Da der Kirchenrath in Dresden lebhaftere Vorkehrungen, ihn feſter an Sachſen zu knüpfen, nicht zu treffen ſchien; ſo war alles ſchon in Helmſtädt berichtigt und ſogar auch die Wohnung dort gemiethet. Doch kamen endlich die dringendſten Vorſtellungen von Dresden. In Reinhards eigner Bruſt ſprach viel für ſein geliebtes Wittenberg. Er blieb, machte ſichs aber dabei zur

ausdrücklichen Bedingung, daß weder von einer Gehaltzulage noch von einer Verringerung seiner vielfachen Amtsgeschäfte die Rede seyn dürfe. Man hat oft gesagt, daß ihm bei dieser Veranlassung eine Aussicht auf die oberste geistliche Stelle in Dresden geöffnet worden sey. Allein den Ungrund dieses Vorgebens wird jeder selbst ermessen können, der es weiß, mit wie viel Vorurtheilen und Schwierigkeiten seine endliche Ernennung zu jener Stelle zu kämpfen hatte und wie viel Widerspruch der edle Conferenz-Minister Graf v. Schönberg dabei zu besiegen fand.

Mit seltner Begeisterung denken alle seine damaligen Schüler an ihren unvergleichlichen Lehrer in Wittenberg. Aus einiger wackern Zeugen Bericht (37) stehe hier noch folgende Schilderung seiner damaligen Art zu lehren und zu seyn.

Reinhard vereinte genau alle die Erfoderniße in sich, die viele Jahre später der in Anerkennung des deutschen Verdienstes und besonders der Reformation sich so muthig auszeichnende Villers im Bilde eines ächten Lehrers auf protestantischen Universitäten aufgestellt hat. (38) Durch Inhalt und Vortrag gleich gediegen und abgewogen waren seine Vorlesungen. Vier, oft fünf Stunden laß er täglich Collegia. Für jede dieser Vorlesungen hatte er seine völlig ausgearbeiteten Hefte in Bereitschaft. Doch ging jeder einzelnen Stunde stets noch die gewissenhafteste Vorbereitung vorher. Darum war auch, was er sagte, stets neu, und, wie er es sagte, stets weckend und anreizend. Er trug nach Sätzen vor, die er oft im voraus zum Abschreiben mittheilte. Bei den Vorlesungen selbst war sein Vortrag so eingerichtet, daß die Nachschreibenden ihm ohne Uebereilung folgten. Dieß schadete aber keinesweges der Annehmlichkeit seines Vortrags. Er wußte es durch anmuthige Declamation, durch eingestreute Erläuterungen, Anekdoten, Widerlegungen und witzige Bemerkungen so einzurichten, daß ihm die meisten doch lieber mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten, indem sie, wie billig, Nachschreiben vom Aufschreiben unterscheidend, sich erst bei häuslicher Wiederholung das Wichtigste aufzeichneten und so die einzig gedeihliche Methode befolgten, die aber freilich geübtere Zuhörer und — man erlaube uns den Ausdruck — zum Gelingen des Gespinstes eine gut gekrempelte Wolle fodert. (39) Uebrigens machte bald das Abschreiben seiner nachgeschriebenen Collegienhefte, die fleißig vervielfältigt und verschickt wurden, einen eigenen Erwerbzweig, demjenigen ähnlich, den später in Dresden zwei bis drei Schnellschreiber mit seinen Predigten sich zu verschaffen wußten.

Vorherrschend war in allen seinen Vorträgen Anstand und Würde. Sokratische Ironie war ihre Würze. Ueberall war es ihm um Ueberzeugung durch Wahrheit und um Erweckung zur eigenen Prüfung und zum Privatstudium zu thun. Nachbeten und blindes Schwören auf die Formel entblößte und züchtigte er bei jeder Gelegenheit. Scherz und Ernst saßen zugleich auf seinen Lippen. So bedurfte er, um seine Hörsäle zu füllen,

keine jener Künste, durch deren widrige Anwendung so mancher neue Hippias den rauschenden Beifall der ihn umströmenden Menge zu erhaschen sucht. Die Fechterstreiche der Polemik, die oft halbjährig wiederkehrende Witzjagd und Beifall-erbettelnde Posse, die buhlende Gefallsucht entadelten nie seine Vorträge. Mit Achtung ward von den Gelehrten gesprochen, die er als Zeugen belobte. Bei Widerlegungen fehlte auch der Stachel des Spottes nicht. Doch traf er stets die Sache, nicht die Person. Nur im Fall ehrenvoller Erwähnung sprach er namentlich von seinen Collegen in Wittenberg. Seine Collegia gab er frei. Zwar schlug er sie, um das Gesetz zu erfüllen, halbjährig um den geringen Preis von drei Thalern an. Allein der Zahlenden waren, wie er selbst einmal scherzend sagte, nicht einmal so viel als der Ausflüsse des Nilstroms. Von Armen nahm er nie etwas und nie ist auch der Reichere von ihm um Zahlung gemahnt worden. So hielt er es auch schon, als er selbst noch mit schmerzlichen Entbehrungen zu kämpfen hatte. Er war, wo und wie er es nur seyn konnte, ächter Sokratiker. Dazu gehörte aber ein engeres, traulicheres Verhältniß mit den empfänglichsten seiner Schüler. (45) Um eine Auswahl derselben treffen zu können, war eine Prüfung der Geister nöthig, wie sie der bloß lesende Professor nie anstellen kann. Den sichersten Maßstab gaben regelmäßige Disputirübungen und in den spätern Jahren ein Predigercollegium, die er beide als Meister stets ordnete und belebte. Von ihnen nicht noch bestimmter zu sprechen, hieße den frischesten Zweig für Reinhard's Kranz zurücklegen.

Zweimal wöchentlich versammelte sich eine Auswahl seiner Zuhörer, um unter ihm zu interpretiren und zu disputiren. Es wechselte stunden- oder wochenweis. Beim Interpretiren ward eine Stelle aus einem griechischen, römischen oder biblischen Schriftsteller von einem Mitgliede des sich selbst stets durch strenge Wahl ergänzenden Kreises von 12 ordentlichen und 12 außerordentlichen Mitgliedern erklärt. Die erstern hatten gewöhnlich das Geschäft des Censirens, Opponirens und Interpretirens, die letztern interpretirten nur und opponirten. Ueberall vertheilte Reinhard die Rollen, ob er gleich die Wahl des auszulegenden Schriftstellers gern überließ. So wurden Plato's Criton und Alcibiades, so zu einer andern Zeit das Evangelium Johannis, so auch Virgil's Georgica und Seneca's Briefe gewählt. Der Meister hatte sich aber ein solches Ansehn erworben, daß, ungeachtet ein jeder nicht ohne Bangigkeit seiner Entscheidung entgegensah, doch keiner der zugetheilten Aufgabe je auch nur durch eine Verspätung untreu wurde. Lieber trennte sich, wer nicht Muth in sich fühlte, oder wen das Gewissen rührte und der Witz scheuchte, womit der Meister Aufgeblasenheit und jugendlichen Uebermuth zu geißeln pflegte, ganz. Wenn der Interpret den Inhalt der Stelle bestimmt angegeben, die Richtigkeit des Textes erwogen, aus Sprachgebrauch, Geschichte, Philosophie und Denkart so des Schriftstellers, wie des Zeitalters erläutert hatte, gab der Censor so streng, als möglich,

seine Kritik. Da war Reinhard stets der Anwald des Angegriffenen. Am Schlusse aber unterwarf er Kläger und Beklagten seinem eigenen Urtheil, wo er, was er nur exegetisch vertheidigt hatte, selbst zurücknahm, alles auf die 4 Hauptregeln bezog: man denke und erkläre in die Seele des Autors; jeder Schriftsteller erklärt sich aus sich selbst; der Philosoph kann nur im Sinne seiner Schule, der biblische Schriftsteller nie nach der Richtschnur der Dogmatik erklärt werden: und nun selbst zeigte, wie wenig oft die Stellen durchdrungen worden, die ganz leicht geschienen hatten, und wie oft einzelne Worte, welche man für überflüssig gehalten, den tiefsten Sinn bargen. Wehe dem, der es wagte, Stellen des Autors oder anderer Schriftsteller ohne Genauigkeit oder bloß auf fremde Gewähr anzuführen, der sich bedünken ließ, mit Gelehrsamkeit ohne Gründlichkeit zu pralen. Mit bewundernswürdiger Schnelligkeit des Gedächtnisses und Ueberblicks musterte er die falsch oder zwecklos angeführte Stelle, vernichtete ihre Beweiskraft, indem er den Beweispunkt (nervus probandi) abfragte und zwang so seine Schüler zum tiefsten Eindringen und zur bestimmtesten Klarheit. Die alte Welt, sagte er, habe mündliche Satzung und Verhandlung gehabt, die neue lehre, richte, heile nach dem Buchstaben. Richtige Auslegung sey also jedem Fakultätsgenossen unentbehrlich. Wirklich befanden sich auch in diesem Uebungskreise oft eben so viel der Rechts- und Arzeneikunde befliessene, als Theologen, und da die heiligen Urkunden hier nur rein menschlich erklärt wurden, hatte Alles für Alle gleiche Wichtigkeit. Beim Disputiren erhielt man das Thema jederzeit 14 Tage voraus. Politik, Philosophie und Theologie wechselte mit geschichtlichen und philologischen Gegenständen. Ein Quästor hielt Buch darüber und das Verzeichniß muß noch vorhanden seyn. Die geschriebene Dissertation wurde Dienstags oder Mittwochs censirt und dann, wenn sie schon in jener Feuerprobe geläutert worden war, durch die Opponenten angegriffen. Mit Sehnsucht erwartete man des Meisters Endurtheil und Weisung über Beschaffenheit der gegebenen Definition, Bündigkeit der Beweise, Eintheilung, Sprache. Oft warf er das ganze Machwerk über den Haufen, zeigte das Bessere und entwickelte daraus eine Menge der trefflichsten Ansichten. Da wars, als breche auf einmal die hohe Sonne durch dichte Wolkenschleier. Gewiß war der Gegner möglichst vorbereitet. Manche glaubten dem Meister seine Künste abgelernt zu haben. Der Kampf ward heftig. Allein bald war auch der Hartnäckigste durch Fragen, die zum Eingeständniß des Unsinns (ad absurdum) führten oder durch irgend eine logische Regel, z. B. des zu viel Beweisens, entwaffnet und gezwungen, zuzugeben was er nicht wollte. Oft warf er mitten in die wohlgeordneten, in voller Schlachtordnung anrückenden Beweisglieder des Gegners eine Bemerkung von drei Worten, die auf einmal alles durchbrach und auflöste. Wagte sich ein solcher Streiter in jugendlichem Vorwitz und Kraftdünkel an heilige Wahrheiten oder ehrwürdige Namen, so hatte er gewiß den

härteſten Kampf zu beſtehen und dann übergoß ihn zur Strafe für ſeine Vermeſſenheit der Meiſter mit den beißendſten Sarcasmen. Einige Zeit hielt er auch mit den ordentlichen Mitgliedern vierzehntäglich noch eine beſondere Sprechſtunde. Da galt die innigſte Mittheilung über theologiſche Gegenſtände. Die ſchwierigſten Schriftſtellen (z. B. 2 Moſ. 32, 24—32. 1 Cor. 11, 10.) wurden beſprochen, die merkwürdigſten Bücher herbeigeholt. Doch ehe dieß Inſtitut ſich gehörig geſtaltete, unterbrach es ſeine Berufung nach Dresden. Ein monatlicher Beitrag von 2 Groſchen von jedem Mitgliede bildete eine Geldanlage, wovon nach gedruckten Probeſchriften unter Reinhard von Zeit zu Zeit disputirt wurde. Der Geiſt des Meiſters wohnte in allen. Einige hat er ſich ſelbſt in ſeinen Opusculis vindicirt. Die andern zeigen es auch deutlich, daß der Jünger durch ſelbſtgewählte Einkleidung ihnen den Körper zugebildet habe. Ein ſittlich untadelhaftes Benehmen war unerläßliche Bedingung für jeden, der dieſem geiſtigen Bunde auf längere Zeit angehören wollte. Darauf konnte der Meiſter auch um ſo unerbittlicher dringen, als klingender Erwerb hier nie in Betrachtung kam. Uebrigens je feuriger der Kopf, je geläufiger die Zunge, die aber nie ſchwatzen durfte, deſto willkommner der Schüler. Nur Scharfſinn und Gelehrſamkeit galt. Aber alles leitete der Vorſteher, der eben ſo gut zu zügeln als zu ſpornen verſtand, zum einzigen, heiligſten Ziel, zur Wahrheit. Welche Reibungen, welche Funken, die oft aufs ganze Leben in heiligen Flammen fortbrannten. Noch jetzt ſegnet dieſe ächt academiſchen Uebungen im alten Sinne des Worts in der klaren Erinnerung, wer je zu dieſem Kreiſe der Erwählten gehörte!

In ſeiner zweiten Univerſitätsperiode von 1784 bis 1792, wo das Predigen ihm heilige Amtspflicht wurde, war es ihm auch Gewiſſensſache, den dringenden Bitten der Studirenden zu homiletiſchen Uebungen ſich nicht länger zu entziehn. Sein Predigercollegium beſtand aus 16 ordentlichen und einer Ueberzahl außerordentlicher Mitglieder. Von den eigentlichen Mitgliedern mußte, wen die Reihe traf, eine Dispoſition und wenn dieſe durchgegangen war, 8 Tage darauf über dieſen Entwurf eine fleißigſt ausgearbeitete Predigt einreichen. Von den außerordentlichen Mitgliedern wurden bloß Dispoſitionen nach beſtimmter Ordnung übergeben. Bald hatten die Ordinarii über die evangeliſchen, bald über die epiſtoliſchen Perikopen zu disponiren und auszuarbeiten. Häufig gabs auch Aufgaben zu Caſualpredigten, z. B. bei allen Unfällen, wogegen wir in der Litanei beten, oder wenn ein neues Geſangbuch einzuführen, oder eine Dankpredigt nach reicher Erndte. Die zwei Tage früher dem Präſes eingereichten Ausarbeitungen ging er Montags Abends von 5 bis 6 Uhr durch. Es war ein Feſt, dieſe Critik. Oft waren an 200 Zuhörer gegenwärtig, auch treue Verehrer der Themis und Hygiea. Die laut vorgeleſenen Dispoſitionen wurden zuerſt zergliedert. Die Verfaſſer traten vor und wurden mit Sokratiſcher Kunſt entbunden, wo noch etwas dunkel und unerörtert geblieben war. Selten

wurde eine Dispoſition ohne Verbeſſerung zurückgegeben, oft ſtand eine ganz neue zur Seite geſchrieben. Durch ſeine wichtigen und ſcharfſinnigen Inſtanzen ward jede Gegenrede, die ſie vlangt un: gefordert wurde, bald beſchwichtigt, bald berichtigt. Richtige Schlußfolge, ſtreng zuſammenhängender und logiſch gegliederter Periodenbau, natürlich edler, nicht geſchminkter Ausdruck waren die Haupterforderniſſe, auf welche bei der Beurtheilung der ausgearbeiteten Predigt geſehen wurde. Da laß er oft eine zu lange, verworrene Periode ſelbſt vor und zeigte, wie unmöglich es ſey, ſie gehörig zu declamiren. Hauptregeln waren: Das Exordium ſteige durchs Einzelne zum Allgemeinen des Thema; kein Gebet voran, als bei beſondern Gelegenheiten, wo die Gemeinde ſchon wiſſe, wovon man ſprechen werde; in keinem Gebete dem Allwiſſenden etwas vorerzählen; das Thema vermeide alle Zweideutigkeit und ſey ſo individuell als möglich, weil es nur dann erſt erſchöpfend und anziehend iſt; jedem dogmatiſchen Satz müſſe die practiſche Seite abgewonnen werden; nur bezweifelte oder doch Zweifeln ausgeſetzte Sätze beweiſen wollen; das Thema muß ganz im Text, aber nicht gleich vor Augen liegen, evangeliſch, nicht ſpitzfindig ſeyn; die Theile müſſen natürlich auf einander folgen und im Fortſchreiten ſich unterſtützen und aufhellen; die Unterabtheilungen nie aufzählen, damit dem Zuhörer nicht vor der Menge bange; der Schluß müſſe möglichſt erhebend und rührend ſeyn, vorher Licht, aus dem Lichte Wärme. Auch wurden manche der Beherzigung werthe Winke ertheilt, als wenn er alle Hypotheſen von der Kanzel verbannt und nie aus einem apokryphiſchen Buche einen Beweis entlehnt wiſſen wollte, weil dieß der Augsburgiſchen Confeſſion entgegen ſey, ſo wie ſich denn auch in keiner ſeiner gedruckten Predigten eine Hinweiſung auf eines dieſer Bücher findet. Höchſt anziehend war alles, was er pſychologiſche Klugheit nannte, wenn er z. B. beim Predigen über die Sünde der Wolluſt dem Redner mit herzlichem Wohlwollen und Bedauern zu ſprechen antrieth, weil man den Weichling am leichteſten durch eine herzliche Sprache gewinne, durch Drohungen aber zum Davonlaufen, wenigſtens mit den Gedanken, nöthige. Mit dieſem Predigercollegio war zugleich eine Leſeanſtalt geordnet, wozu jedes Mitglied monatlich nur einen Groſchen ſteuerte. Die Bücher, theologiſchen, philoſophiſchen und hiſtoriſchen Inhalts, wurden von Reinhard, dem nichts Neues entging, wenn es gut war, geprüft, gewählt und wöchentlich 50 an der Zahl in Umlauf erhalten. Doch die vollendenden Schlußſteine für dieſe Predigtübungen waren Reinhards muſterhafte Kanzelvorträge, die er als Probſt alle Sonntage und Feſttage unausgeſetzt in der Univerſitätskirche hielt. Die Vorſchrift, die er in jenen Uebungsſtunden mit höchſter Klarheit und verſinnlichender Lebendigkeit theoretiſch ertheilt hatte, übte er nun ſelbſt durch Ausarbeitung und Vortrag, Action und Declamation ſo aus, daß keinem etwas zu wünſchen übrig blieb. Und man kann ermeſſen, wie befliſſen jeder war, ſeinen Maaßſtab an ihn ſelbſt anzulegen.

Wer auf Bildung Anſpruch machte, kam gewiß zu Reinharvs Predigten, die Studirenden drängten ſich herbei und es war eine Seltenheit, daß einer der academiſchen Lehrer darin fehlte. Groß und oft fürs ganze Leben fortdauernd war der Eindruck, den dieſe ſeelenvollen Vorträge durch individuelle Beziehungen und ſpecielle Anreden bald auf dieſe, bald auf jene Claſſe ſeiner Zuhörer und insbeſondere auf die Studirenden machten, welchen auch die leiſeſten Beziehungen nicht entgingen. Oft war es, als wenn alle auf einmal von einem electriſchen Schlage getroffen würden. (41) Reinhard, nie gegen andere, nur gegen ſich ſelbſt ſtreng, hat über dieſe Predigten ein viel zu hartes Verdammungsurtheil gefällt. Predigten vor ſolchen Zuhörern in einer Univerſitätskirche gehalten, dürfen, ja man möchte wohl ſagen, müſſen eine andere Behandlung und Anwendbarkeit haben, als die in jeder andern Gemeinde geſprochen werden. Darum möchten die ſämmtlichen davon noch vorhandenenen Concepte, wovon in allem nur 13 dem Druck übergeben worden ſind, in der wählenden Hand eines tüchtigen Herausgebers, der ſie einſt ſelbſt mit anhörte, wohl noch für viele fruchtbar werden können.

Doch nicht bloß in ſeinen Predigten, überall war er Muſter und Beiſpiel. Seine ächt religiöſe Gewiſſenhaftigkeit wirkte ſichtbar auf alle ſeine Zuhörer. Wenige Worte von ihm waren hinreichend, oft ſehr ſtürmiſchen Auftritten vorzubeugen! Nie opferte er auch nur Eine Lehrſtunde ſeinem Vergnügen auf. Wenn er geſund war, predigte er gewiß alle Sonn- und Feſttage, die dritten Feiertage und die Sonntage nach Buß- und Feſttagen ausgenommen, hielt ſeine Vorleſungen beſtimmt und keine irdiſche Rückſicht konnte in dieſe feſte Ordnung einen Einſpruch thun. Erſt meine Pflicht, dann mein Vergnügen, pflegte er zu ſagen, wenn er jede Erheiterung, jedes Gaſtmal ausſchlug, was ihm zur Unzeit angeboten wurde. Und wie weit trieb er ſeine Thätigkeit! Wenn man erwägt, wie er nebſt jenen Predigten, die er eben ſo ſorgfältig ausarbeitete als lernte, außer dem Predigercollegio und Disputatorio, noch 4 Collegia, oft zum Verdruß ſeiner bequemern Collegen, laß; wie gewiſſenhaft er dabei ſeinen übrigen academiſchen und ſchriftſtelleriſchen Geſchäften und den Conſiſtorialarbeiten oblag (denn er war auch Beiſitzer des Wittenberger Conſiſtoriums); wie er ſeinem Stiefſohn und andern, die es begehrten, noch Privatunterricht ertheilte, welchen weitläuftigen Briefwechſel er unterhielt und wie eifrig er ſelbſt fortſtudirte, ſo mag man wohl nur das Eine unbegreiflich finden, wie ſein zarter Körperbau dieſen unausgeſetzten Anſtrengungen nicht ſchon damals völlig unterlag. Dabei die hohe Unſträflichkeit und Einfachheit in ſeinem Charakter und in ſeiner Lebensweiſe. Aermerer Studenten nahm er ſich vorzüglich an. Er verwendete aus eignen Mitteln jährlich keine kleine Summe, um ſie in ihrer Dürftigkeit zu erquicken. Hatte auch ſein Blick durch Kränklichkeit und anhaltende Anſtrengung in den ernſthafteſten Unterſuchungen etwas Strenges angenommen, ſo empfing er doch jeden Bittenden

mit ungeheuchelter Leutseligkeit. Aber er versprach nie, was er nicht halten konnte. Daher stand er in Wittenberg selbst bei den übrigen Bewohnern der Stadt in allgemeiner Achtung. Auch sein häusliches Leben war musterhaft. Als Student und Privatdocent hatte er die strenge Göttin Penia zur unzertrennlichen Hausgenossin gehabt, und als er schon Vorlesungen hielt, war noch immer ein Glas Wasser sein Frühstück, Caffee sein Mittagsmal und eine einzige warme Speise sein gewiß mäßiges Nachtmal. Aber auch nach seiner Verheirathung blieb er im Ganzen seiner frugalen Lebensweise treu. Bis um 7 Uhr Abends arbeitete er, die kleine Spazierfahrt in seinen Garten vor dem Thore ausgerechnet, unausgesetzt. Dann las er bis 8 Uhr Zeitungen, Journale, erheiternde Schriften oder unterhielt sich mit Freunden, die ihn öfters um diese Zeit besuchten und das Abendbrot bei ihn genossen. Punct 10 Uhr gingen sie und nun legte er sich zur Ruhe. So genoß er bei einer höchst geregelten Lebensart, der einzigen Bedingung seiner fast unglaublichen Thätigkeit, doch auch des stärkenden Umgangs mit weisen und guten Menschen und vorzüglich der innigen Liebe und Theilnahme seiner ihm zärtlich ergebenen Gattin, bis bei seinem Abschied aus Wittenberg ihm tausend Thränen des Dankes und der Verehrung flossen. Denn er hatte daselbst als christlicher Weiser und thätiger Menschenfreund gelehrt und gelebt. Das war Reinhard in Wittenberg!

Und nur im innigsten Zusammenhange mit dem hohen, geistigen Erwerb, den er in seiner 14jährigen academischen Laufbahn für sich und andere errungen und, um mit Thucydides zu reden, zu einem bleibenden Eigenthum bereitet hatte, muß nun auch seine 21jährige Wirksamkeit in der ersten geistlichen Stelle des Königreichs Sachsen gewürdiget und beurtheilet werden. Ohne einer solchen Vorschule des Lehrens und Predigens, der schriftstellerischen Erfahrung und Geschäftsthätigkeit hätte Reinhard schwerlich der vollendete, stets neue und unerschöpfliche Kanzelredner; der prüfende Erforscher der Jünglinge und Männer, die zu geistlichen Aemtern, als Prediger und Seelsorger, und zu academischen und scholastischen Lehrstellen, als Doctoren und Professoren berufen werden sollten; der wachsame überall redlich und klug eingreifende Mitvorsteher der wichtigsten Lehranstalten und Stiftungen des Landes; der alles früher begonnene herrlich hinausführende und meist vollendende Schriftsteller und der väterlich mitfühlende, warnende, anmahnende, bessernde, erweckende Rathgeber für Tausende im Inlande und Auslande werden können. Auf dieser früheren Basis seines Universitätslebens besteht alles Spätere. Zwar auch er wuchs täglich an Reife, Einsicht und Vollkommenheit in allem, wo das Erkenntniß- und Urtheilsvermögen fortschreitet. Aber der Kern des innern, geistigen Menschen, das was ihn wahrhaft hochwürdig und zum Muster für seine Zeitgenossen macht, seine Consequenz, seine Gewissenhaftigkeit und Abgeschlossenheit mit und in sich selbst, sein Muth in der Wahrheit, seine Demuth in der Frömmigkeit litt eigentlich

keine Veränderung oder Vermehrung weiter in seinen neuen Ehrenstellen und Aemtern. Es sey das Geschäft eigener Biographieen, denen wir hier nicht vorgreifen wollen, dieß ausführlicher zu entwickeln, wie es denn auch, besonders in Beziehung auf seine Bildung zum Theologen und Mitvorsteher der theologischen Anstalten in Sachsen, mit reifer Erwägung einzelner Umstände hier und da schon geschehn ist. (42) Hier mögen schon Andeutungen hinreichend seyn, um jene Behauptung zu rechtfertigen.

Eine der wichtigsten Obliegenheiten, die mit der Stelle eines Kirchenraths in Dresden verknüpft sind, waren die Prüfungen im Oberconsistorio. Hierbei kamen ihm nun seine academischen Uebungen in den vorher beschriebenen Disputatorien und Prediger-Collegien ungemein zu statten. Daher waren auch bei den von ihm gemeinschaftlich zu haltenden halbjährigen Prüfungen mit den Studirenden, die sich zum Predigtamt examiniren ließen, und bei den oft sehr lebhaften Probeunterredungen mit den Superintendenten, die Zimmer, worin diese lateinischen Verhandlungen vorfielen, stets gedrängt mit Zuhörern angefüllt, die Reinhards Wohlredenheit bewunderten und seinem Scharfsinn im Abfragen und Entwickeln der Begriffe auch dann noch ihren Beifall nicht versagen konnten, wenn sie die oft sehr stark angeregte Lebhaftigkeit seiner ganzen Prüfungsweise wohl nicht ganz billigen zu können glaubten. (43) Wer 16 Jahr hindurch als Professor und Präses mit Geist und Liebe ein Disputatorium dirigirt und an dialektische Formen sich gewöhnt hat, wie Reinhard in Wittenberg, der kann sich nicht leicht enthalten, die gewohnten Formen anzuwenden, sobald Pflicht und Amt Gelegenheit dazu darbieten. Reinhards lebhafter Ton in diesen Consistorialunterhaltungen entsprang gewiß nicht aus einem kleinlichen Bestreben, der horchenden Menge zu gefallen oder gar aus Mangel der Selbstbeherrschung, sondern war die natürliche Folge seines hellen und schnellen Ueberblicks und muß als Fortsetzung seiner lebhaften Disputirmethode in Wittenberg beurtheilt werden. Es war ihm überall bei der nur spärlich zugemessenen Zeit zu einer solchen Prüfung nur darum zu thun, die Geister zu prüfen, wozu alles auswendiggelernte Formularwesen nimmermehr führen kann. Daher fragte er weit weniger nach dem Dogma als nach den Einwendungen der Gegner, die er wohl selbst zuweilen dem Scheine nach zu den seinigen machte, stellte häufig zweifelhafte Fälle in Frage und suchte, weit entfernt, seine eigene Ueberlegenheit zeigen wollen, vielmehr jedem ihm gegenüberstehenden Gelegenheit zu geben, sich zu zeigen. Und Freude wars ihn, wenn sich jeder von der besten Seite zeigte. Da seine Unterredung stets einen sehr bestimmten logischen Gang nahm, so wußte auch Jeder, woran er war, und geschickte Männer freuten sich stets auf seine Prüfungen. Nur die Unwissenden zitterten vor ihm und schrieen, wie überall nach schlechtbestandener Probe, über Mangel an Schonung. Wohl dem Lande, dessen oberste geistliche Censoren mit Kenntniß und strenger Gerechtigkeit die anzustellenden Lehrer so prüfen, wie ein

Tittmann und Reinhard. Aber beiden ward auch die Universitätslaufbahn zur vollendenden Vorschule.

Und wie nöthig war gerade für diese Stelle Reinhards klassische Bildung durch die Alten. Sachsens treflich organisirte Fürstenschulen bilden von früh auf fertige Lateinschreiber und Redner; auf den sächsischen Universitäten kann niemand auch nur einigermaßen sich auszeichnen, der nicht Fertigkeit und Eleganz im Reden und Schreiben der römischen Sprache besäße. Ein sächsischer Oberhofprediger, der allen diesen Anstalten und Prüfungen mit vorsteht, muß also, wenn er ist, was er seyn soll, ein vollendeter und ausübender Kenner in allem diesen seyn. Es war daher nicht bloß Schmuck, es war hohes Beruferforderniß, daß Reinhard sich eben so geläufig und schön in der gelehrten, als in der deutschen Sprache ausdrückte. Aber auch die Griechen waren seine Lieblinge. Es verging kein Jahr, daß er nicht zu seiner Erholung einmal die Odyssee, die er für die practische Ansicht und für das Privatleben natürlich der Ilias weit vorzog, und einige Reden des Demosthenes, einige Dialogen des Plato oder einen der griechischen Moralisten gelesen hätte, die er selbst in seinen Geständnissen sein Predigermagazin nennt. Doch war Polybius vor Allen sein Liebling. Die orientalischen Bibelsprachen trieb und forderte er streng, des arabischen selbst nicht unkundig. Die drei neuen Hauptsprachen Europa's laß er mit Fertigkeit. Doch alles dieß war ihm, dem Denker und Wisser, nur Werk- und Rüstzeug. Neben dem Cyclus der theologischen Wissenschaften, die er im weitesten Sinn umfaßte, war Philosophie und Geschichte ihm die wichtigste Angelegenheit des Forschens und Wissens. Wie er die erstere zum Predigen nutzte, darüber hat er uns in seinen Geständnissen selbst belehrt und niemand mag in Abrede stehen, daß die auch in seinen spätern Predigten nicht selten abgehandelten philosophischen Wahrheiten und philosophischen Beweisführungen eine preiswürdige Zierde derselben sind. Aber er verfolgte die Philosophie auch in allen ihren neuen und neuesten idealistischen, pantheistischen und naturphilosophischen Auszweigungen, und schrieb darüber in seinem Briefwechsel, wie zuletzt noch dem Professor Weiß in Naumburg über seine Schrift: von dem lebendigen Gott, die treffendsten Urtheile. Sein 1797 in der Vorrede zur dritten Auflage seiner Moral abgelegtes Glaubensbekenntniß zeigt die Grenzen, die er sich auf immer gezogen hatte. Oeffentlich hat er kein Urtheil weiter darüber abgegeben. Nur in Unterredungen äußerte er sich zuweilen mit Unwillen über die Phantasiespiele, Verirrungen und Mysticismen, die jenem Boden so oft, wie geiles Unkraut, entsprossten. Doch darf man auch das Vorwort zu v. Crells Pyrrho und Philathes hier nicht ganz übersehen. Er ließ gewiß jedem System, jeder Speculation gern Gerechtigkeit widerfahren, wenn sie nur wahre Frömmigkeit nicht ausschloß und den Jünglingen durch Sophistenkünste den Kopf nicht verwirrte. Zwei der scharfsinnigsten und beredtesten Lehrer

der Philoſophie in Leipzig und Göttingen, Krug und Schulz, beide ſeine Schüler, werden dieß bezeugen und aus ihren eigenen Lehr- und Lebenserfahrungen würden, wenn ſie in dieſer Beziehung niedergeſchrieben werden ſollten, ihrem unvergeßlichen Lehrer und Freunde die ſchönſten Denkmale erſtehen. Doch war eigentlich Pſychologie ſein Lieblingsſtudium und alles, was darauf nur die entfernteſte Beziehung hatte, erregte ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Als D. Gall im Sommer des Jahres 1805 ſeine Vorleſungen in Dresden hielt, war er ſein aufmerkſamer Zuhörer und bezeugte wenigſtens der reichen Fülle von Beobachtungen, die der phantaſiereiche Mann einſtreute, ſeinen Beifall, wenn er auch bei einzelnen Folgerungen den Kopf ſchüttelte. Natürlich hatten pſychologiſche Erfahrungen für den Verfaſſer einer Moral, wie ſie Reinhard begründete, die wichtigſten Beziehungen und für einen Kanzelredner, der nie etwas ſuchte, als was bei jedem Zuhörer heim gehen und zum Blick in den eigenen Buſen führen möchte, die vielſeitigſte Anwendbarkeit.

In der Geſchichte aller Zeiten und Völkerſyſteme wohnte er mehr als mancher Profeſſor der Geſchichte. Sein treues Sachgedächtniß kam ihm dabei treflich zu ſtatten. Er hatte dazu als academiſcher Lehrer die fleißigſten Vorſtudien gemacht, hatte bloß zur Vollendung ſeiner Abhandlung über den Kleinigkeitsgeiſt die Plutarchiſchen Biographien ganz durchgeleſen und die Mutterſtadt und Hauptweſte aller modernen Geſchichtskunde, die Kirchengeſchichte, mit ſeltener Anſtrengung aus den Quellen ſtudirt. Schröckh war ſein Lehrer, bald auch ſein trauticher Freund geweſen. In den letzten Jahren ſeines Lebens befreundete er ſich herzlich mit Johannes v. Müller, deſſen ungeheuchelte Religioſität ihm ein wahrer Gewinn für die gute Sache ſchien. Er hatte ihn zuerſt bei einer Reiſe nach Wien im Jahre 1802 als einen Herrſcher in ſeinem Reiche, das heißt, auf der kaiſerlichen Bibliothek kennen gelernt und an ihn ſogleich einen politiſchen und geiſtlichen Glaubensbruder gefunden. Seitdem ſtanden beide Männer in ununterbrochenem Briefwechſel mit einander. Müller beſuchte Reinharden im Sommer 1806 zum zweitenmal in Dresden (44) und verſprach ihm, da er ihn damals gerade über die Verbeſſerung der menſchlichen Natur predigen hörte, bei der Herausgabe der allgemeinen Geſchichten darauf Rückſicht zu nehmen. Denn Reinhard behauptete, daß das Fortſchreiten des Menſchengeſchlechts mit dem Glauben an die Verbeſſerlichkeit des Individuums aufs Genaueſte zuſammenhänge, und daß, wer die letztere bezweifle, kein Chriſt ſeyn könne. Die Geſchichte war ihm die dritte Offenbarung und die menſchlichſte Verkünderin der großen Haushaltung Gottes. Er würde unter andern Verpflichtungen, Verhältniſſen und Umgebungen ſelbſt ein vortreflicher Geſchichtſchreiber geworden ſeyn, und beklagte es oft mündlich und brieflich, daß ihm nie eine Gelegenheit ward, dieſen Wunſch zu befriedigen. (45) Um ſich davon zu überzeugen, darf man nur ſeine, ſo vielfach verbreitete, Tauſenden zur Befeſtigung geſchriebene Schrift über den Plan Jeſu ins Auge

faſſen. Dieſe Schrift, deren Plan neuerlich niemand ſeiner aufgefaßt und gerechter gewürdigt hat, als der geiſt- und gemüthvolle D. Bleſſig in Strasburg, (45) iſt ſchon längſt von Kennern nicht nur wegen der innern Kraft und überzeugenden Beweisſtellung, ſondern auch wegen der ächt hiſtoriſchen Kunſt, die ſich in Auffindung und Anordnung aller Vergleichungspunkte offenbart, und wegen der Neuheit der Anſichten und Folgerungen aus ſehr alten Thatſachen für die beſte Apologie des Chriſtenthums, wie ſie die neueſte Zeit foderte, erklärt worden. Durch dieſelben Angriffe auf den Stifter des Chriſtenthums, die auch Eberhard's Amentor um dieſelbe Zeit den Urſprung gaben, veranlaßt, hatte Reinhard die erſten Grundzüge dieſes Werks in einer akademiſchen Schrift vorgelegt. Es kamen bald von allen Seiten dringende Aufforderungen, die hier nur angedeuteten Ideen zur Erbauung und Belehrung aller gebildeten Leſer weiter auszuführen und ſo erſchien im Jahre 1781 die erſte Ausgabe des Buchs, das in der vierten vom Jahre 1798 gewiß noch nicht die letzte erlebt hat. Merkwürdig iſt beſonders der in der vierten Ausgabe neu hinzugekommene Abſchnitt, worin bewieſen wird, daß ſich Jeſus zur Ausführung ſeines Plans keiner geheimen Geſellſchaft bedient habe. Die gerade damals in dem preußiſchen Staate den Thron ſelbſt üppig umſchlingende Schmarotzer-pflanze eines geheimen myſtiſchen und magiſchen Bundes bewog den auf die Zeichen der Zeit genau merkenden Verfaſſer recht laut davon zu ſprechen, wie ſo ganz anders der darüber gedacht habe, der dazu in die Welt gekommen war, um offenkundiges Zeugniß von der Wahrheit zu geben. Seit dieſer Zeit ergriff auch Reinhard jede andere Gelegenheit, die ſich ihm darbot, über das zweideutige Dunkel myſtiſcher Bündniſſe ſeine Misbilligung unverholen auszuſprechen und erklärte, ſeinem Urtheile treu, auch gegen die harmloſeſten Geſellſchaften, deren Inneres zu prüfen er nicht vermochte, offenen Tadel. Er hatte aber beim erſten Entwurf ſeiner Schrift über den Plan Jeſu ein ganz anderes, weit umfaſſenderes Werk darüber auszuarbeiten ſich vorgenommen, eine populare und hiſtoriſche Würdigung aller Beweiſe für die Wahrheit des Chriſtenthums. Einen Anfang dazu machte ſein pſychologiſcher Verſuch über das Wunderbare und die Verwunderung, wovon aber nur der erſte Theil (Wittenb. 1782) in Druck erſchienen und eben wegen dieſer unvollendeten Geſtalt vom größern Publikum viel zu wenig beachtet worden iſt. Es war ihm dabei eigentlich nur um die Religionswunder zu thun, deren einſeitige Würdigung ihm vorzüglich daraus entſtanden ſchien, daß man ſie aus der ganzen Gattung des Wunderbaren herausgehoben und ſich ſo immer mehr von der Denkart der alten Welt entfernt hätte. Auch dieſe Schrift enthält trefliche Belege ſeines hiſtoriſchen Sinnes. Schade nur, daß gerade der ſechste und wichtigſte Abſchnitt über das Wunderbare im Verhältniß zur Religion dem zweiten Theil, der nie erſchienen iſt, aufbewahrt bleiben mußte.

Ein anderer Beweis ſeines pragmatiſchen Sinnes für große Weltbegebenheiten läßt ſich aus der ganzen Reihe ſeiner Reformationspredigten, aus dem hiſtoriſchen Geſichtspunkte betrachtet, führen. Tief ergriffen von dem begeiſternden Anblick der Gräber, die bei ſeinen früheren Reformationspredigten in der Schloßkirche zu Wittenberg ihm ſtets vor Augen waren und die ſelbſt ein ſiegtrunkener Carl zu ſchonen befohlen hatte, (*) durchdrungen vom Geiſte Luther's und des Wittenberger Pfarrherrn Bugenhagen's, ſuchte er in jeder einzelnen Predigt über dieſe wichtige Weltbegebenheit aus der Menge der ſich ihm darſtellenden Geſichtspunkte immer die fruchtbarſten und zweckmäßigſten zu wählen. Bald ſprach er warnende Misbilligung gegen den leichtſinnigen Weisheitsdünkel aus, womit man die Grundfeſte des erneuerten evangeliſchen Lehrgebäudes ſo gern untergraben und für unhaltbar erklärt hätte; bald trat er als Schutzredner gegen die Vorwürfe auf, womit man den Proteſtantismus auch neuerlich wieder verdächtig zu machen ſuchte, bald zeigte er, im Geiſte Heeren's und Villers, die Frucht dieſes göttlichen Werks, mit Kraft und Wahrheit. Dieſe letztern organiſch geordnet zuſammenzuſtellen und mit geſchichtlichen Exkurſen und Nachweiſungen zu begleiten, war ſein oft erneuerter Vorſatz, der auch jetzt noch durch einen geſchichtkundigen, ſeine Anſichten gern theilenden Mann zweckmäßig ausgeführt, die ſegenreichſten Folgen haben und des Verfaſſers Scharfblick vollkommen rechtfertigen wird. (**) Daher aber auch ſelbſt in vielen andern ſeiner gelungenſten Predigten die oft nur leiſe anklingende Beziehung auf mancherlei Weltverhältniſſe, an welchen er noch einen ganz andern Antheil nahm, als die gewöhnlichen Zeitungsleſer.

Einen ſolchen Umfang von Kenntniſſen, dem eigentlich nichts fremd blieb, mußte der Mann in ſich vereinigen, der ein Syſtem der chriſtlichen Moral ſo aufſtellen konnte, wie es in den vier, in jeder neuen Ausgabe ſtark bereicherten Bänden, die davon erſchienen ſind, vor uns ſteht. Es iſt das Werk, welches ſeine Unſterblichkeit als Schriftſteller begründet, und dem ſchon darum eine fortwährende Dauer zugeſichert iſt, weil es nicht auf die transſcendentirende Spekulation irgend einer Schule, ſondern auf dem Common sense aller kultivirten Völker des alten und neuen Europa's begründet, mit einer unermeßlichen Fülle pſychologiſcher und hiſtoriſcher Bemerkungen ausgeſtattet und durchaus vom Geiſte des lautern, ſchriftmäßigen Chriſtenthums aufs Innigſte durchdrungen iſt. Bekanntlich iſt auch dieſes Werk die Frucht ſeiner vielmals wiederholten Vorleſungen und ſeiner gewiſſenhafteſten Prüfungen in Wittenberg. Auch erſchienen die erſten zwei Theile noch während ſeiner Amtsführung in Wittenberg. Das große Geſetz und Mittel der Veredlung unſerer Natur iſt, man kann es kühn behaupten, vor Reinhard ſo noch nie ausgeſprochen und durchgeführt worden. Der Zweck der chriſtlichen Sittenlehre, den Menſchen vollkommen zu machen, wie der Vater im

Himmel auch iſt, mußte einen Haupttrieb der menſchlichen Natur, den Trieb nach Vollkommenheit und Reife vorausſetzen, und ſo iſt Reinhards ganze Moral zwar auf kein Ding an ſich, aber um deſto ſichrer auf den pſychologiſchen und bibliſchen Grundſtein erbaut, ein Meiſterwerk in ſyſtematiſcher Conſequenz, das ſelbſt bei ganz abweichenden Anſichten anderweitiger Spekulation, in Anwendbarkeit für Predigerſtuhl und Lehrkanzel allen chriſtlichen Confeſſionsverwandten auf alle Zeiten hinaus einen unerſchöpflichen Reichthum zur Belehrung und Erbauung darbieten wird. Bündigkeit gattet ſich mit Klarheit, die reifſte Beleſenheit mit dem helleſten Blick ins Räthſel unſers Selbſt. Gewiſſenhaftigkeit gegen die frühern Ankäufer hinderte ihn ſtets in der urſprünglichen Anordnung ſelbſt weſentliche Veränderungen zu machen, und es war daher in den ſpätern Theilen hie und da eine nachbeſſernde Wiederholung faſt unvermeidlich; allein das Ganze gleicht doch einem Pallaſt, deſſen Baumeiſter ſchon bei der Anlage des Hauptgebäudes auf jeden Fortbau beider Flügel vorſichtig gerechnet hat. Ihn nicht ganz vollenden zu können, dieſen Bau, und ihm nach Durchführung aller ſpeciellen chriſtlichen Tugendmittel den letzten Kranz nicht aufſetzen zu können, war allerdings der letzte Schmerz des Mannes, dem Predigen für ſeine erſte und oberſte Pflichterfüllung, die zahlloſen Berufsarbeiten, die ihm als Kirchen- und Konſiſtorialrath des Königreichs zukamen, für ſeine zweite, mündliche und ſchriftliche Berathung der Hunderte, die Weiſung und Belehrung bei ihm ſchöpften, für ſeine dritte, und die Schriftſtellerei, ſo ſüß ſie ihm auch wenigſtens für ſeine Moral war, erſt für ſeine vierte Sendung galt. Ueber dieſe Vollendung vorläufig nur ſo viel: Die erſten zwei Hauptfragen der chriſtlichen Moral, was der Menſch iſt und was er werden ſoll, waren in den erſten 3 Theilen abgehandelt worden. Nun war noch die Beantwortung der dritten Frage übrig, wodurch der Menſch das werden könne, was er werden ſoll, oder mit einem Wort die chriſtliche Aſcetik, die Reinhard anfangs im vierten Theil zuſammenzufaſſen ſich vorgenommen hatte. Aber bald fand der zur erſchöpfenden Vollſtändigkeit überall hin ausgreifende Mann, daß die ihm zuſtrömende Fülle in einem einzigen Band nicht umſchloſſen werden könne. Erſt mußte die ſo oft bezweifelte Verbeſſerlichkeit der menſchlichen Natur bewieſen werden. Mit dieſem Beweis beginnt der vierte Theil ſeiner Moral, wo über das Problem, welches Herdern in ſeinen Ideen ſo vielfach beſchäftigte, ob die Weltgeſchichte dieſe Verbeſſerlichkeit erweiſe, die befriedigendſten Aufſchlüſſe mitgetheilt werden. Auch hier beurkundet Reinhard ſeine Weihe zum Geſchichtſchreiber. Aber zu dieſer Verbeſſerlichkeit gehört eine höhere Hülfe, wie ſie das Evangelium lehrt. Hier mußte die ganze, durch Myſtiker und Vernünftler ſo oft misverſtandene Lehre von den Gnadenwirkungen des heiligen Geiſtes von ihrer practiſchen Seite gezeigt werden. Darauf die hier zum erſtenmal ſo vorgetragene Lehre von den Motiven und Beweggründen zum Guten. Und nun erſt, nachdem 5 Grundſätze

zur Beurtheilung der Tugendmittel angegeben worden waren, die lichtvolle Aufſtellung und Beurtheilung derſelben im Einzelnen. Mit der Hererzählung dieſer Tugendmittel tritt nun der Verfaſſer in die eigentliche moraliſche Uebungslehre und Gymnaſtik ein, das heißt in die wiſſenſchaftliche Erklärung aller der Mittel und Regeln, welche man zur Ausrottung des Böſen und zur Erlangung des Guten, nach den Vorſchriften der Vernunft und des Evangelii von jeher gebraucht hat oder noch brauchen könnte. Welch ein Feld von Erſcheinungen und Verirrungen innerhalb und außerhalb des weiten Gebietes der Mönchsascetik und der Myſtik thut ſich hier auf! Durchwandert man an der Hand dieſes kundigen Myſtagogen die ganze wunderbare Gallerie dieſer oft an ſchwärmeriſchen Wahnſinn, oft an die erhabenſte Selbſtverläugnung gränzenden Beſtrebungen, ſo wird man zweifelhaft, ob man mehr die tiefe Beleſenheit oder den practiſchen Blick oder die beſonnene Darſtellungsgabe des gelehrten und frommen Verfaſſers bewundern ſoll. Der Haupteintheilung in Mittel, denen etwas ſinnliches beigemiſcht iſt, und in reingeiſtige Tugendmittel getreu, verfolgt der Verfaſſer bis zu Ende des 4ten Theils alle die ſinnlichen Tugendmittel, welche in der Natur gegeben ſind. Der fünfte und letzte Theil, von welchem beim Abſterben des Verfaſſers wirklich ſchon 12 Bogen abgedruckt und auch von ihm noch revidirt worden waren, fängt mit den ſinnlichen Beförderungsmitteln der Tugend an, welche durch die chriſtliche Religion ausdrücklich empfohlen und vorgeſchrieben werden, wo über den Gebrauch der heiligen Schrift, den öffentlichen Gottesdienſt und die beiden Anſtalten der Taufe und des Abendmals die letzten geprüfteſten Anſichten, gleichſam ſo viel Vermächtniſſe an Mitwelt und Nachwelt, aufgeſtellt ſind. Dann kommen in einer zweiten Abtheilung alle ſchon früher (§. 430) angegebenen reingeiſtigen Tugendmittel, die ſich theils auf uns ſelbſt beſchränken, (Sammlung des Geiſtes, Selbſtprüfung, Selbſtbeobachtung, Selbſtgenuß,) theils auf andere Gegenſtände gerichtet ſind, (fromme Contemplation), theils ganz allein auf Gott ſich beziehn, (fromme Stimmung des Gemüths und Gebet.) Den Beſchluß machen für die Beſſerung des Willens das Feſthalten fruchtbarer Grundſätze und Lebensregeln, die willkührliche Uebung der Selbſtverläugnung und das ſorgfältige Wachen über uns ſelbſt. So weit geht auch die Handſchrift des Verfaſſers, nur daß freilich die letzten Bogen weder die letzte Feile in der Reinſchrift, noch die erläuternden Anmerkungen, die er allezeit erſt dem ſchon zum Druck fertigen Manuſcript am Rande beizuſchreiben pflegte, erhalten konnten. Denn in dieſem Geſchäft unterbrach ihn der Ruf in höhere Welten. — Nun läßt ſich auch leicht überſehn, was im Plane des Verfaſſers noch ganz unausgeführt blieb. Durch die Bearbeitung der ſinnlichen und geiſtigen Tugendmittel, womit der Verfaſſer die Feder niederlegte, war doch nur der erſte Haupttheil ſeiner Ascetik die Uebungslehre oder moraliſche Gymnaſtik, vollendet. Der zweite Haupttheil, der vollendende

Schlußſtein des ganzen kunſtreich geordneten Gebäudes, die moraliſche Pädagogik und Erziehungslehre, iſt ganz in der Idee des Verfaſſers geblieben. Hier ſollte hiſtoriſch verfahren und die innere Geſchichte eines ſich beſſernden und zur Vollkommenheit aufſtrebenden Geiſtes nach den Hauptveränderungen, welche dabei einzutreten pflegen, (45) entworfen werden. Ja hier ſollte gleichſam das Ideal eines chriſtlichen Weiſen aufgeſtellt und, wenn der Ausdruck geſtattet wird, gewiſſermaßen eine Beſſerungs-ſcala gegeben werden, um immer genau zu wiſſen, wie weit man mit ſich ſelbſt gekommen ſey und auf welchen Grad die ſtünden, an deren ſittlicher Beſſerung eben jetzt zu arbeiten unſer Beruf iſt. Ein kühnes Unternehmen fürwahr, das nur einem ſolchen Meiſter auf einem ſo hohen Standpunkte eigener Prüfung und Beobachtung nach einem 30jährigen täglichen Studium und Nachdenken über dieſe Materie zur Zufriedenheit gelingen konnte, auf deſſen Ausführung er ſich aber ſehr freuete und auf das er zuweilen in vertrauten Unterredungen, als auf das letzte Ziel ſeiner Wünſche, ſehnſuchtsvoll blickte. Was einſt von dem unvergeßlichen Zollikofer geſagt wurde, als er die Predigt von dem Manne, der in keinem Worte fehlte, gehalten hatte, würde auch von Reinhard bei dieſer ſchweren Aufgabe gegolten haben. Nur eigne Unbeſcholtenheit vermag dem, der ſolche Vollkommenheit als erreichbares Muſter aufſtellt, von dem Verdacht der Uebertreibung und eines zweckloſen Fantaſieſpiels loszuſprechen. Möge irgendwo ein Meiſter aufſtehn, der hier die letzte Hand anzulegen würdig erfunden ſey!

Dieſes Moralſyſtem iſt zugleich als das fruchtbarſte Repertorium ſeiner ſchon jetzt, alles zuſammengerechnet, an 3, Bände betragenden Predigtſammlung anzuſehen, auf die auch überall mit großer Bedeutſamkeit hingewieſen, und dadurch ihr practiſcher Gebrauch fürs chriſtliche Lehramt ungemein erleichtert wird. Unſtreitig ſind dieſe Predigten das herrlichſte, fruchtbarſte Vermächtniß des großen Mannes: das lebendigſte, in das Zeitbedürfniß unſerer Tage und in die Würdigung unſrer falſchen und ächten Aufklärung am kräftigſten eingreifende Erbauungsbuch aller Deutſchen, die es mit Gott und ſeiner heiligen Offenbarung an das zu beſſernde Menſchengeſchlecht wahrhaft gut meinen. Ja, wer ſie eine geiſtige, auf jeder Sproſſe ſichere Himmelsleiter, die zwei Welten verbindet, zuerſt nannte, ſagte durch dieſes Bild nichts ungereimtes. Sie werden ſo lange geleſen werden, als unſere Kernſprache ſelbſt beſteht; und ſelbſt für dieſe in ſpätern Zeiten — das Campeſche Wörterbuch nahm zu ſeinem Schaden keine Kenntniß von ihnen — als die vollgültigſte Autorität angeführt werden, da in Propriety, Angemeſſenheit und Reinheit des Sprachgebrauchs dieſer Redner keinen über ſich hat. Ueber Erfindung und Ausführung derſelben hat der Meiſter ſelbſt in ſeinen Geſtändniſſen zur Gnüge geſprochen. Wächter, Gräfe, Schott, Greiling, D. Bleſſig in Strasburg und viele andere in und außer Sachſen haben auch über den Periodenbau und die Rhetorik

dieſer Predigten viel Treffendes bemerkt. Auch hat D. Tſchirner in ſeinen Briefen, veranlaßt durch Reinhards Geſtändniſſe, mit Freimüthigkeit ſeine eigenen Anſichten darüber mitgetheilt, und (S. 90) das Eigenthümliche der Reinhardiſchen Beredſamkeit als ausübender Kenner zuſammengefaßt.

Seine Predigten werden ſtets als Muſter eines unerſchöpflichen Reichthums in der Erfindung, einer beneidenswerthen Leichtigkeit und Natürlichkeit in der Entwicklung aus dem vorliegenden Texte, einer lichtvollen, ſich von Satz zu Satz unterſtützenden und bis ans Ende der Predigt in Ueberzeugungskraft fortſchreitenden Anordnung und einer ſehr keuſchen in allen Gliedern ſymmetriſch gemeſſenen Beredſamkeit, die nur ein geiſtreicher Lehrling des Demoſthenes und Cicero ſo bilden konnte, nach Inhalt und Form im ſtrengſten Gericht eine hohe Stelle erhalten. Er bildete ſich nach keinem neuen Muſter, wird aber für Tauſende ein lehrreiches, doch in dialektiſcher Kunſt und innerer Kraft unerreichbares Muſter bleiben. Nicht ohne Lächeln hörte er, als auf einer ſeiner Reiſen in einer nahmhaften Stadt er den Gottesdienſt beſuchte, eine ſeiner Predigten mit an, misbilligte aber laut jede allzuängſtliche Nachahmung und Beſtrebung, in ſeiner Manier zu predigen. Was ſeine Predigten vor allem andern der heilbedürftigen Menſchheit ſo theuer macht, das iſt das innere Feuer eigener Andacht, der unwiderſtehliche Ueberzeugungszwang, der aus jedem Wort derſelben für die wahre Chriſtuslehre ſpricht, der Geiſt, der in ihnen wohnt, und den nur der ihnen einhauchen konnte, der ſelbſt mit dieſer Gelehrſamkeit und dieſem Licht in ſeiner Gelehrſamkeit nach allen Kämpfen des Zweifelns zur vollſten, innigſten Ueberzeugung, daß die Lehre von Gott ſey, gelangt war. Aus der Bibel und auf ſie ſind dieſe Predigten erbauet. Sie werden dauern, ſo lange die Bibel der Troſt der bedrängten und nach Erquickung lechzenden Menſchheit ſeyn wird. Sie ſind auch größtentheils in die holländiſche, däniſche, ſchwediſche, und einige auch in die engliſche Sprache überſetzt, dem Verfaſſer zugeſchickt worden; eine ſehr angefochtene und bitter angefeindete Reformationspredigt hat in der franzöſiſchen Ueberſetzung ſein Geiſtesverwandter, Bleſſig in Strasburg, mit einer köſtlichen Zugabe begleitet. Aber die höchſte Kraft, die heiterſten, beſten Stunden ſeines Lebens weihete auch der Redner dieſen heiligen Reden. Ihm koſtete jede derſelben gleiche Mühe. Von dem Jahre 1800 an begann in Sachſen eine neue Ordnung evangeliſcher Texte. Reinhard erhielt im Jahre 1803 den allerhöchſten Auftrag, für zwei Jahrgänge neue Texte auszuwählen, die dann mit den ſchon herkömmlichen, evangeliſchen Texten und Epiſteln einen regelmäßig zurückkehrenden Perikopen-kreis fürs ganze Königreich bilden ſollten. Ja der evangeliſchen Hofkirche wurde über dieſe Texte zuerſt und allezeit ein Jahr früher gepredigt. So mußte alſo für dieſe Kirche noch eine dritte Reihe von Texten auszuwählen werden, über welche im Jahre 1811 dort gepredigt wurde, damit ſich die Hofkirche im

Jahre 1812 mit allen übrigen Kirchen zum Gebrauche der gewöhnlichen Perikopen wieder vereinige. So erhielt Reinhard Veranlaſſung, über drei ganz neue Reihen von Texten drei Jahre nach einander zu predigen und nach Anleitung der von ihm nach einem treflichen Plan gewählten bibliſchen Stellen manches zur Sprache zu bringen, was in den gewöhnlichen Perikopen kaum berührt werden konnte. Darum ſind die letzten 3 Jahrgänge ſeiner Predigten von beſonderer Wichtigkeit, ſo wie Reinhard überhaupt durch dieſe höchſten Orts genehmigte Text-Reihe ſich für das ganze Predigtweſen ein bleibendes Verdienſt vielleicht auch außer Sachſen erworben hat. Beſonders angenehm waren ihm die hiſtoriſchen Texte, die er gleich für die erſte Text-Reihe nach einer dem Ganzen des Kirchenjahrs zuſprechenden Ordnung gewählt hatte. Dadurch erhielten wir jene ſiebzehn Predigten über die gemeinnützigſten Erzählungen in der Apoſtelgeſchichte, die uns im Spiegel jener erſten Chriſtusgemeinden zur Stärkung und Befeſtigung in unſern Tagen ſo viel Göttliches erblicken laſſen. Uebrigens war dieſe ganze neue Auswahl, die durch den laut ausgeſprochenen Beifall aller Verſtändigen längſt gerechtfertigt iſt, nur reines Zeitbedürfniß, nicht ſein eigenes. Er hätte über die alten Evangelien noch zwanzig Jahre neu predigen können. Dies beweiſen die von ihm ſelbſt in ein eigenes Buch eingetragenen, noch nicht gebrauchten Sätze zu jeder alten Perikope des Kirchenjahrs. Hätte es der Vorſehung gefallen, ihn noch länger am Leben zu erhalten, ſo würde der Jahrgang 1812, wo er über die alten Evangelien die intereſſanteſten Themata abzuhandeln angefangen hatte, den augenſcheinlichſten Beweis davon geführt haben. (*)

Schwerer, nicht leichter wurde ihm übrigens mit jedem Jahre die Ausarbeitung ſeiner Predigten. Denn er hatte den ſchwierigſten Vorgänger, ſich ſelbſt, zu übertreffen. Bei der Gewiſſenhaftigkeit, womit er jeden Vortrag gleich eifrig behandelte, war es ihm auch nicht möglich, eine ihm oft angemuthete Auswahl des Beſten zu treffen. Er gab ja ſtets das Beſte, was er nach vorliegendem Texte und Umſtänden zu geben vermochte. Indeß zeichneten ſich die Predigten an gewiſſen beſtimmten Feſt-Tagen im Jahre durch ihre wiederkehrende feierliche Veranlaſſung allerdings aus. Von den Reformationspredigten iſt ſchon die Rede geweſen. Seine Landtagspredigten hatten ſtets außer der kirchlichen auch eine politiſche Weihe. Aber auch die Predigten an den drei Bußtagen, die jährlich in Sachſen angeordnet werden, waren größtentheils ächtevangeliſche Vaterlandsreden. Denn Buß- und Beſſerungstag, im gemeinen Sinn, müſſe jeder Sonntag ſeyn. An ſo außero dentlichen Bettagen gezieme ſich eine außerordentliche Aufforderung an alle Bürger des Vaterlandes zum Gemeinwohl, das nur durch Religion begründet und befeſtiget werden könne. So ſtanden die Predigten am Michaelistage faſt immer in Beziehung mit dem unſichtbaren Reiche Gottes in der Geiſterwelt, (*) die am Feſte der Reinigung Mariä waren oft Anweiſungen zur chriſtlichen

Kinderzucht. Vor allen aber waren die Abendmals-predigten am grünen Donnerſtage voll lebendiger Kraft und zeitgemäßer Belehrung über dieſe erhabene Anſtalt. In allen dieſen Predigten wäre alſo ſchon Stoff genug für eine beſondere Auswahl. Doch läßt ſich auch noch aus andern Geſichtspunkten eine ſehr gelungene Sammlung des Erwählteſten auffaſſen und veranſtalten. (12) Nur iſt zu wünſchen, daß nicht ungewaſchene Hände an dieſem heiligen Vermächtniſſe ſich vergreifen, oder ſchnöde Erwerbluſt unter dem Vorwand, den Unbemittelten zu Hülfe zu kommen, dieſe herrliche Gebilde, in denen kein Wort zu viel, kein Satz ohne organiſchen Zuſammenhang mit dem Ganzen iſt, auseinanderreißen, zerſtören oder mit unfertiger Zergliederungskunſt in entfleiſchte Gerippe verwandeln möge. Wer uns durch ſolche Verſtümmelungen einen Reinhard in der Nuß zu geben verſpricht, wird dem Tadel eines unberufenen Büchermachers kaum entgehen. Er bedenke, daß er etwas thut, was der Unvergeßliche ſelbſt ſtets misbilligte, wozu er in Abſicht auf ſeine eigene Predigten ſelten oder doch höchſt ungern die Einwilligung gab — die unter ſeinen Augen verfertigten Auszüge können nicht hieher gerechnet werden — und was er, wo auch davon die Rede ſeyn mochte, ſtets mit jener Brücke verglich, über welche nur die trägeſten Thiere zur Weide getrieben werden. Endlich möge jeder, der hiezu die Feder ſpitzt, den Umſtand beherzigen, daß die rechtmäßige Verlagshandlung ſelbſt für ein allerdings ſehr wünſchenswerthes Repertorium und Generalregiſter zu ſorgen und bei dem erſtern auf die noch ungedruckten Predigten Rückſicht zu nehmen verſprochen hat. — Nur auf Einen Jahrgang unter den bereits Erſchienenen ſey es uns erlaubt, noch beſonders aufmerkſam zu machen. Mit ungemeiner Vorliebe arbeitete Reinhard die Homilien über die epiſtoliſchen Texte im Jahrgang 1806 aus, deren Werth erſt ſpäter noch ganz erkannt werden dürfte.

Den höchſten Kraftaufwand koſtete ihm übrigens das Memoriren, wobei er oft über die Kunſtgriffe einer Mnemonik lächelte, die für ihn wenigſtens nicht da war, aber auch mit Recht unwillig auf die wurde, die aus Dünkel oder Bequemlichkeit weder genau concipirten noch memorirten. Denn dies führe ſtets und ohne alle Ausnahme zur ſeichteſten Oberflächlichkeit. Und konnte ein Reinhard in ſeinem Geſchäftskreiſe Zeit dazu finden, wer hat die Stirn, ſeine Trägheit mit allzudrückender Geſchäftslaſt zu entſchuldigen? Es bleibt wirklich wunderbar, wie er bei ſolchen Anſtrengungen fürs Ausarbeiten und Lernen zuweilen in acht Tagen dreimal predigen und in jeder dieſer Predigten er ſelbſt ſeyn konnte. Da betete er, und Gott ſtärkte ihn mitten unter Schmerzen, ſchlafloſen Nächten und geſchäftvollen Tagen. Daß es endlich dieſen Vorträgen, die er, wenn er auch noch ſo krank die Kanzel beſtieg, ſtets mit dem Feuer hielt, als fände er da nur Geneſung, nicht an ächter Gemeinfaßlichkeit fehlte, beweiſt der Umſtand, daß mehr als die Hälfte ſeines gedrängt zahlreichen Auditoriums aus den Bürger-Klaſſen

beſtand, die er ſich ſelbſt angebildet und gleichſam erzogen hatte, wie er denn überhaupt von dieſer Pflicht des Kanzelredners, ſich ſein Publikum zu erziehn auf dem Lande, wie in der Stadt, gar kräftige Worte zu ſprechen wußte und über den Miethlingsſinn ſo vieler, die nur von Pfarre zu Pfarre eilen, ſich oft bekümmerte. Mehrere Geſchwindſchreiber bemächtigten ſich ſeiner Vorträge auf der Stelle. Ihre durch ganz Sachſen verſendeten Abſchriften ſtimmten mit den ſpäter erſt gedruckten faſt in jedem Worte überein.

War nun auch ſein Oberhofpredigerberuf ihm ſelbſt der heiligſte und erſte; (*) ſo war er doch bei weitem nicht der Einzige. Er hatte nur noch einen geiſtlichen Collegen im Kirchenrathe und Oberconſiſtorium, den durch ſeltene Verdienſte um Gelehrſamkeit und Kirche gleich ehrwürdigen D. Tittmann. Aber auch dieſer hat ſchon als Superintendent und Ephorus der Arbeit ſo viel, daß nur ein Mann von ſo ſeltener Pflichttreue und Geſchäftkunde ſie in ihrem faſt ungemeſſenen Umfang ſo vollenden kann. Auf beiden ruhete alſo vorzüglich die Mitberathung des Univerſitäts-, Schul- und Kirchenweſens im Lande, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß ſie das Glück genoſſen, in ausgezeichneten Präſidenten, wie zuletzt noch v. Noſtiz und v. Ferber, raſtlos-thätige Chefs und lichtfördernde Mitarbeiter, und in den ruhmwürdigen Miniſtern, von welchen alles Kirchenweſen in Sachſen abhängt, erleuchtete Vollſtrecker und Beförderer ihrer Plane zu haben. Sachſen hütete ſich ſtets vor übereilten Maaßregeln und Neuerungen, und ward daher oft beſchuldigt, es klebe am Alten. Allein wenn die höchſte Gewiſſenhaftigkeit und Rechtlichkeit, die von dem allverehrten Monarchen ſelbſt ausgeht, es gern im Staat und Kirche im Allgemeinen bei der Verfaſſung ließ, bei der man ſich ſeit Jahrhunderten wohl befand, ſchloß dieß doch nie zeitgemäße Verbeſſerungen aus, die man mit ſtiller Ueberlegung, bedächtigen, doch ſicheren Schritts, ausführte und dabei lieber handelte, als ankündigte. Verfuhr man dabei nach dem Urtheil der vorgreifenden Raſchheit langſam; ſo verſperrte man doch auch dem böſen Epimetheus, aber nie dem Lichte, das nur kein Irlicht war, den Zugang. Und ein Mann dieſes Lichtes war Reinhard. Er hatte ſelbſt gezweifelt, geprüft und alles Menſchenwürdige umfaßt. Er duldete, achtete, faßte jeden Andersdenkenden. Der wahre Rationaliſt war ihm ſogar in einem gewiſſen Sinne ehrwürdig. Nur alle halbe Maaßregeln und alſo auch alle halben Aufklärer waren ihm verächtlich. Die Deutler und Krämer im Tempel mochte er nicht haben, und ihnen allen, glaubte er, gelte was dort dem Engel der Gemeine zu Laodicea geſchrieben wird. Der erhabene erſte Reformator von Wittenberg war in dieſem und vielem andern ſein Vorbild. Zu irgend einer Verfolgung oder harten Maaßregel gegen Andersdenkende iſt es, ſo lange Reinhard etwas galt, nie gekommen. Wer nur immer ſeine Lektion gut lernte, war ihm ſchon angenehm. Ueber das Innere richte nur Gott! Darum iſt ſein Anſehn und ſein Einfluß in

Sachſen eben ſo ſehr nach dem, was er verhindert, als nach dem, was er gefördert hat, zu meſſen. Denn nicht immer und bei allen herrſchte gleiche Schonung und chriſtliche Klugheit. Er war eine Stütze des Proteſtantismus; aber er haßte alle Polemik, die nie bekehrt, ſtets erbittert. War er den Vereinigungsverſuchen, die in unſern Tagen wieder ſo oft und ſo laut zur Sprache kamen, abgeneigt, ſo geſchah auch dieß, weil der weltkluge Mann in den Zeichen der Zeit noch keine Hoffnung zu einem wahren Henotikon entdeckte, in den meiſten Annäherungen nur ſtarre Gleichgültigkeit oder leichtſinniges Fantaſieſpiel erblickte, und dabei völlig der Ueberzeugung ſeines genau unterrichteten Freundes Bleſſig in Strasburg war, daß bei allen dieſen Vorſchlägen bei der entgegengeſetzten Partei nicht von Vereinigung, ſondern von Wiedervereinigung die Rede ſey. (54) Er begleitete der Licht liebenden und fördernden Katholiken, Carl und Leander van Eß, Bibelüberſetzungen ſelbſt mit ſeinem empfehlenden Vorwort, ermunterte in ſeinen Kanzelvorträgen laut zu freundlicher Schonung andersdenkender chriſtlichen Brüder, (55) hatte aber auch die Freude zu ſehen, daß fromme katholiſche Prediger und geiſtliche Schriftſteller aus fernen Gegenden kamen, um ihn zu ſprechen und predigen zu hören. Es blieb ihm nicht unbekannt, daß der Abſatz ſeiner gedruckten Predigten und ſeiner Moral eben ſo ſtark bei Römiſch-Katholiſchen, als bei ſeinen Glaubensverwandten ſey, und daß noch heute im geiſtlichen Seminarium zu Wien ſeine Schriften vorgeleſen werden. Natürlich! der Vorwurf, der doch wohl manchen redlichen Proteſtanten ſchon in Verlegenheit ſetzte, daß unſere Religion der Mündigen aller beruhigenden Grundveſte ermangle, traf ihn nicht. Denn er hatte ja ſtets eine feſte Glaubensnorm vertheidigt und an den bibliſchen Lehren und den darauf erbaueten ſymboliſchen Büchern nicht gekünſtelt, noch davon abgedungen. Und auch hier hatte der beharrlich-ausdauernde Mann, der noch vor wenig Jahren wegen einer Predigt, die aus ſeiner innigſten Ueberzeugung floß, manches harte Urtheil in kritiſchen Blättern erfahren mußte, die ſanfte Genugthuung, viele der Verirrten und vom Neuerungsſchwindel Ergriffenen zur feſtern Baſis zurückkehren zu ſehen und in vielen kritiſchen Blattern eine ganz andere Stimmung zu erleben. Wo es frommte, wo es den Unbeſonnenen warnen oder den Thoren beſſern konnte, ſagte er ſtark und unverholen ſeine Meinung. Sonſt leitete höchſte Beſonnenheit und umſichtige Behutſamkeit ſeine Schritte. Daher war er ſtets ein vortreflicher Unterhändler und glücklicher Geſchäftsführer, wozu es ihm bei ſo vielen Berufungen tüchtiger Männer zu wichtigen Univerſitäts- und Schulſtellen, die ihm oft aufgetragen wurden, bei Vermittlung und Ausgleichung mit andern Behörden, bei Umgeſtaltungen und Reformen der wichtigſten Lehranſtalten des Landes, bei Reviſionen dieſer Anſtalten, bei der ſpeciellen Aufſicht über die zwei Landſchullehrer-Seminarien in Neuſtadt-Dresden und Weißenfels, bei liturgiſchen Veränderungen, bei Gutachten und Rathſchlägen, die ihm

auch aus andern protestantischen Ländern wegen neuer Einrichtungen und kirchlichen Verbesserungen abgefordert wurden, bei einer höchst ausgebreiteten und gehaltreichen Korrespondenz, an fast täglicher Veranlassung gar nicht fehlte. Vor allen lag ihm die Bildung der Jugend am Herzen, daß sie besser werde für bessere Zeiten. Für die gelehrte Erziehung, meinte er, sey durch die drei Fürstenschulen und eigenen Alumneen in Leipzig, Dresden, Budissin, Schleusingen u. s. w. hinlänglich gesorgt. Und da war ja auch, nicht selten durch seine Mitwirkung, vieles den Fortschritten der Zeit aufs zweckmäßigste eingerichtet worden. Mit Freuden blickte er auf das Gedeihen der Seminarien der Landschullehrer in Sachsen und ermunterte die Männer, die durch Beruf oder freien Entschluß hier aufs thätigste eingriffen. Möge ein Dinter, ein Frisch darüber öffentlich Zeugniß ablegen. Ohne Geräusch waren die kärglichen Besoldungen vieler Landschullehrer verbessert, mit Nachdruck war der bisherigen unverantwortlichen Vernachlässigung des Schulbesuchs gesteuert, durch ausgesprochenen Beifall und schnellere Beförderung war die Mitwirkung der Geistlichen an jedem Orte bethätigt worden; und es bekümmerte ihn oft, wenn er vernehmen mußte, daß Amtleute und Obrigkeiten hier gewissenlos und saumselig verfuhren. Nur mit den eigentlichen Bürgerschulen in größern und kleinern Städten sey es, das äußerte er unverholen, noch nicht zum Besten bestellt; das Beispiel der treflich organisirten Dresdner, Leipziger, Naumburger Bürgerschulen sollten wenigstens ein Dutzend Städte in Sachsen, deren Lyceen und lateinische Schulen nur fortkränkelten, nachahmen. Aber es müsse bei guten Wünschen bleiben, da bei den eifersüchtig bewachten Patronatrechten so etwas nur von den Vätern der Stadt selbst ausgehn könne. Erwartungsvoll blickte er auf die neue Schöpfung in Zittau, mit Sehnsucht sah er den so dringenden Verbesserungen des weiblichen Unterrichts in der Hauptstadt und in der Provinz entgegen. So wirkte er überall und unablässig in Geduld, Hoffnung, Liebe. Und diesen treuen Eifer bis in den Tod erkannte und schätzte auch sein König, der, als Reinhard vom Preußischen Hof im Jahre 1808 einen sehr glänzenden Ruf erhielt und ihn bescheiden und uneigennützig ablehnte, seine wahre Zufriedenheit mit seiner Amtsführung auf eine ausgezeichnete Weise erklären ließ. — Bei der redlich errungenen Wahrheit felsenfest beharren, sich selbst stets gleich bleiben, nach jenem alten Simonideischen Spruch an Händen, Füßen und Sinn ein kubischer Mann seyn, (10) das war sein Stolz und sein Charakter. Daher hielt er auch bei der Freundschaft treu und fest; und es hielt sehr schwer, wenn er einem Manne, den er erkannt und geprüft zu haben glaubte, diese aufkündigen sollte.

Harmonisch geordnet und im strengsten Ebenmaaß war bei ihm alles. Seine einzige Liebhaberei war, sein Wissen zu berichtigen und zu vermehren und darum, nicht zur Schau, war seine eben so zahlreiche als erlesene Bibliothek, aus der er immer wieder

das Unnützgewordene ausschied, ihm das liebste unter seinen leblosen Umgebungen. Rastlose Thätigkeit und Arbeitsamkeit war sein Lebensprinzip und die Lebensluft, in der allein die Flamme sich bewegte, die wir Seele nennen. Sie verglomm, als jene Thätigkeit aufhören mußte, um an einer Sonne, die über alle Sonnen ist, sich auf immer wieder zu entzünden. —

Wär' es uns gelungen, durch alles, was gesagt worden ist, einen auch nur mittelmäßig gelungenen Versuch zur Lösung des Räthsels zu machen: wie Reinhard bei solchem Arbeitsdrang und mit einem so schwächlichen Körperbau sein 60stes Jahr erreichen und mit ungeschwächter Heiterkeit und unzerstörbarem Gleichmuth bis zum letzten Hauch ausdauern konnte: so wäre die Absicht dieser Blätter vollkommen erreicht.

Lasset uns munter werden in seinem Andenken zur christlichen Thätigkeit, Demuth und Standhaftigkeit. Denn das ist die Ehre der Todten, die in uns fortleben und durch die wir fortleben, daß wir an ihrer Stärke auch erstarken und uns vollenden, wie sie vollendet wurden!

Es sind dem Hinweggegangenen viel Thränen geflossen, viele rührende Todtenopfer gebracht worden, und einige fromm gedachte, schön ausgeführte Stiftungen werden, mit seinem Namen bezeichnet, in Segen auch auf die Nachkommen fortwirken. Den 10ten Sept. früh um 7 Uhr wurde D. Franz Volkmar Reinhard, was sterblich an ihm war — so laß man auf der Metalltafel des Sargs, die seine Hülle umschloß — in die Rathsgruft des Böhmischen Kirchhofs beigesetzt. Zwischen einer Doppelreihe innigbetrübter Zuschauer ging der Zug von seiner Amtswohnung bis zur Grabstätte. Die drei ehrwürdigen Staats- und Conferenzminister, die Grafen v. Hopfgarten, v. Hohenthal und Hr. v. Nostitz folgten zu Fuße dem Sarge. Ihnen der Präsident v. Ferber, die Mitglieder des Obereonsistoriums, die Geistlichkeit und was sonst zunächst sich anschließen konnte. Höchst gemüthvoll und in jedem Wort bedeutsam war die am Grabe von seinem treuesten Freunde und nächsten Collegen an der evangelischen Hofkirche D. Hacker gesprochene Rede, die auch sogleich gedruckt wurde. (*) In öffentlichen Blättern erklangen Stimmen des tiefsten und beredtesten Schmerzes, die, gesammelt, ein ganzes Bändchen Parentalien, oder, in der Sprache eines frühern Jahrhunderts zu reden, einen ganzen Cypressenhain bilden würden. Der alles Gute klug fördernde Superintendent der Weißenfelser Dioces, M. Schmidt, feierte, als Chorus des Schullehrerseminariums zu Weißenfels schon am 23. Sept. Reinhards Andenken im schönen Betsaale des Seminargebäudes durch angemessene Gesänge und Anreden in Gegenwart aller gebildeten Einwohner der Stadt. Die wohlgeordnete Feier hinterließ gewiß in den Gemüthern aller Anwesenden, besonders aber der 43 Jünglinge, die zuletzt mit dem Superintendenten in feierlichem Zuge das Bild Reinhards in ihrem Lehrsaale weiheten, gute Entschlüsse in dankbaren Erinnerungen. „An deiner Urne, unvergeßlicher Reinhard, geloben wir alle, und Gottes Geist stärke uns, so wie du zu denken und zu leben!“ (**) Nie werden diese Worte in der Seele eines jener Zuhörer verklingen. — Einige Tage später,

den 27. Sept., veranſtaltete der hochverdiente Rector der Fürſtenſchule Pforte D. Ilgen im großen Bet- und Verſammlungsſaale jener ehrwürdigen Erziehungsanſtalt von 160 Jünglingen, die man wohl mit Recht die Blüthe des Königreichs nennen mag, mit Theilnahme aller Lehrer und ihrer Familien ein rührendes Erinnerungsfeſt an dieſen väterlich geſinnten Wohlthäter, deſſen Theilnahme ſie ſogar ihre Wiedergeburt mit verdankte. Der Muſikchor ſang zuerſt in langſam feierlichen Gängen den alten klöſterlichen Geſang: ecce quomodo moritur justus, der für jeden Portenſer, wenn ſein Tod dort verlautet, abgeſungen wird. Dann recitirten zwei wackere Zöglinge des Inſtituts, mit untermiſchten paſſenden Muſikſtücken, von ihnen ſelbſt gedichtete Elegien, Wagner eine lateiniſche, Ackermann eine deutſche. Iſt das euer Helicon? Dieſe von Reinhard einſt bei einem Beſuch in Pforte ausgeſprochne Frage an die Alumnen, klang auch in dieſen elegiſchen Liedern zurück. (55) Durch Veranſtaltung des ſchönen Bundes von Menſchenfreunden, der Geſellſchaft zu Rath und That in Dresden, deren Mitſtifter und thätiger Unterzeichner Reinhard geweſen war, ward am 9. Nov. in der zu muſikaliſchen Vereinen ſo ſchicklichen Neuſtadt-kirche dem Vielbetrauerten eine muſikaliſche Todtenfeier von den Mitgliedern der Dreißigſchen Singacademie und der philharmoniſchen Geſellſchaft geweiht. Es mochten gegen 180 Ausübende, gegen 2000 Zuhörende verſammelt ſeyn. Kaufmanns himmliſchtönendes Harmonichord vom Altar her, Schichts herzerhebende Compoſition des Gellertſchen Liedes: nach einer Prüfung kurzer Tage, Mozarts Andacht-beflügelndes Requiem, mit Präciſion von dem ſchwarzbehangnen Orgelchore vorgetragen, erfüllte die Zuſchauer, die alle ſchwarz gekleidet erſchienen waren, mit ſtiller Rührung. Ein Geiſt wehete durchs Ganze. (56) Die Einnahme, durch nachgetragene Subſcription auf 1000 Thaler erhöht, wurde nach der Abſtimmung der Mehrzahl zur Stiftung einer mit Reinhards Namen belegten Freiſtelle im Friedrichſtädter Erziehungsinſtitute, wodurch die Freimaurerei in Sachſen ihre wohlthätige Wirkſamkeit beurkundet, angewendet. — In Leipzig trat M. Dyk in Verein mit mehreren ehrenwerthen Männern auf, die ihre Namen unter die Ankündigung ſetzten, um eine Todtenfeier auf Reinhard und in Reinhards Geiſt zu veranſtalten. Sie fand am Schluß des Kirchenjahrs den 28. Nov. wirklich ſtatt. Im Concertſaale des Gewandhauſes wurde eine vom Capellmeiſter Weber in Berlin früher und für einen andern Zweck geſetzte Trauermuſik nach einem neu untergelegten Text unter dem Titel: die Grabſtätte Reinhards, von den Mitgliedern beider Leipziger Singakademieen vor einer ſehr zahlreichen Verſammlung in großer Vollkommenheit aufgeführt, wobei im Ton und ſeelenvollen Vortrag Luthers Zuruf, ſo wie die Solopartien des erſten Recitativs und die Arien ſich auszeichneten. Nach der Ouverture zu Handns ſieben Worten prieß der Profeſſor D. Zſchirner Reinhards Verdienſte als Kanzelredner mit angemeſſener Beredſamkeit. „Ein bleibenderes Denkmal, ſo ſchloß ſich dieſe Rede, als wir ihm zu ſtiften vermögen, hat der Vollendete ſich ſelbſt gegründet, in dem Guten, das er ſtiftete und in den Werken ſeines Geiſtes. — Was wir in Reinhard liebten, achteten und bewunderten, iſt unvergänglich und ewig.“ Man hatte auf eine Einnahme gerechnet, die wenigſtens 1000 Thlr. reinen Ertrag gäbe und die Subſcription betrug, da mehrere Auswärtige bereitwillig Theil nahmen, ſogar 1180 Thaler. Die Zinſen des in den Staatsanleihen angelegten Kapitals von 1000 Thalern bilden einen Prämienfond für die beſten Ausarbeitungen über einen von der theologiſchen Fakultät in Leipzig aufzugebe-

den Text zu einer Predigt, wobei alle sächsische junge Theologen sich auszeichnen können. Die Preisvertheilung dieser Stiftung zur Erinnerung an Reinhard den Kanzelredner wird stets an seinem Sterbetag den 6. Nov. statt finden und ein eigener Comité aus Männern der Universität und des Magistrats führt die Obhut über diese Reinhardische Stiftung. (**) Auch in Chemnitz ward in den Abendstunden des letzten Adventsonntages am 20. December durch Vereinigung edler Männer, an deren Spitze der mit Wort und That wirksame Superintendent M. Unger stand, zu Reinhards Andenken in der Kirche, neben welcher er im Jahre 1803 eilf Wochen lang eine so schmerzliche Prüfung ausgehalten hatte, durch Mozarts Requiem eine sehr zweckmäßige Todtenfeier begangen. Es war ein glücklicher Gedanke, an Reinhards Urne Reinhards eigenen Aufruf hören zu lassen. So wie man einst an Klopstocks Sarge in der Kirche zu Ottensee nur eigene Worte Klopstocks hörte, so ward hier aus Reinhards Himmelfahrtspredigt (Jahrg. 1801. Th. 1. S. 445.) dem Verewigten durch ihn selbst parentirt. Uebrigens erhielt auch die bei dieser Feier empfangene Summe eine würdige Bestimmung im Geiste dessen, dem dieß wohlgeordnete Erinnerungsfest geweiht wurde. Manches andere fromme Todtenopfer ward ihm an andern Orten in und außer Sachsen dargebracht, manches wird noch in der Zukunft gebracht werden. Wer aber eine seiner Predigten mit Andacht liest und beherzigt und darnach thut, der bringt ihm heute noch die gefälligste Todtenweihe.

Nur wenig von den ungezählten Verehrern Reinhards konnten den Mann, in dessen Predigten sie Worte des Lebens fanden, von Angesicht sehen. Um so verzeihlicher der Wunsch, sein Bildniß zu besitzen. Seine Erfüllung ist zu verschiedenen Zeiten mit ungleichartigem Erfolge versucht worden. Der unvergleichliche Seelenmaler und Veteran, Prof. Graff in Dresden, den Reinhard als Künstler und Mensch hochhielt und auch wohl zum Abendbrot und Tischgespräch zu sich einzuladen pflegte, malte ihn schon im Jahre 1795 mit charakteristischer Wahrheit. Dieß Portrait ist in kleinerm und größerm Format, in Linear- und punctirter Manier so oft in Kupfer gestochen worden, daß es gleichsam stehender Typus wurde. Zuerst und am vorzüglichsten von Pfeifer in punktirter Manier für des wackern Nürnberger Kunsthändlers Frauenholz Portraitreihe merkwürdiger Männer; dann von Lips, auch sehr brav, in Linearmanier für Tellers Magazin, wieder von einem andern Künstler vor dem 3ten Band der neuen allg. deutschen Bibliothek und wo sonst nicht? Nach einem spätern Miniaturgemälde von Demiani durch Krüger gestochen steht es vor dem ersten Band seiner Opuscula. Doch ist wenig Aehnlichkeit in den zuletzt genannten Stichen. In Aquatinta ist er von Günther in Dresden und Hassel in Nürnberg (letzteres in der Seidelschen Buchhandlung zu Sulzbach) gestochen. Allein Reinhard hatte in den letzten Jahren durch anhaltende Kränklichkeit gealtert, oder doch ernstere Züge erhalten. Vor 3 Jahren malte ihn daher sein geliebter Schwager, der jetzige Kreiscommissarius Major v. Charpentier, ein Kniestück in Lebensgröße in Oel, welchem das einstimmige Urtheil aller Freunde wegen der sprechenden Aehnlichkeit des Mannes, so wie er sich uns zuletzt darstellte, gern den Preis zuerkannte. Nach diesem hat der rühmlichstbekannte Dresdner Künstler Chr. Fr. Stölzel den Kupferstich verfertigt, dem dieser Nekrolog zur Begleitung dient. Benagt war die Zeit, die dem Künstler zu diesem Stich vergönnt werden konnte. Er hat geliefert, was nach den Umständen nur

immer möglich war. Den begeisterten Blick des ernsten Denkers, wie ihn der Maler faßte, vermochte freilich kein Kupferstich ganz wiederzugeben. Was dem geweiheten Denker durch die Bibel, worauf seine Hand ruht, aufgeschlossen, das Heiligste war, sagt das aufgerollte Blatt. Sein Blick scheint übrigens im Urbilde nichts düsteres noch zweifelndes zu haben. Es ist vielmehr, als ginge in dem Moment, den der Maler faßte, der Glaube zum Schauen über und als wolle er rufen: Ja, du bist die Wahrheit! Bei einem denkenden Künstler ist selbst in den Umgebungen nichts ohne Bedeutung. Reinhard hatte die Büsten Luthers und Klopstocks in seinem Studirzimmer, beide von Schadow's trefflicher Arbeit. Die des Demosthenes vor sich stehn zu haben, hätte dem wahrhaft bescheidnen und anspruchlosen Mann viel zu anmaßend geschienen. Aber dem Maler mußte es gestattet seyn, dem deutschen Redner, der in Demosthenes ungeschminkter Einfalt und männlichem Nerv der Ueberredung nach seinen eignen Geständnissen (S. 52) sein höchstes Muster erkannte, in sinnvoller Andeutung diese Büste an die Seite zu stellen. (*2)

Eine zweite als Zugabe gewiß willkommene Kupfertafel bringt uns in der Mitte das Fac Simile der Reinhardischen Handschrift vor Augen. Man wählte absichtlich den Anfang einer Predigt, die er in Wittenberg 1786 hielt (gedruckt im 9ten Theil des Prediger-Magazins), theils um die Form seiner Predigtconcepte darzustellen, die er bis zuletzt beibehielt — es waren immer 6 Quartseiten mit einem etwa daumenbreiten Rand — theils um seine Handschrift aus der Wittenberger Periode kenntlich zu machen. Die gleichsam officielle Unterschrift ist nach einer Quittung genommen, die er ein Jahr vor seinem Tode ausstellte. Er schrieb in den ersten Jahren seines Lehramts in Wittenberg oft zur Bewunderung fein und enge, vergrößerte und erweiterte aber in der Folge, um seine schon sehr angegriffenen Augen zu schonen, seine Handschrift. Unten ist die Gedächtnißmünze, welche der Münz-Graveur Krüger der Jüngere 1804 in Silber auf ihn ausprägte, wozu ihm der Bibliothekar und nachmalige Hofrath Daßdorf, ein treuer Freund Reinhards, das Horazische Motto gab. Da der Stempel dazu nicht mehr vorhanden ist, gehört schon jetzt diese Münze zu den Seltenheiten. Oben ist in leichtem, doch treuem Umriß die Büste angedeutet, welche auf Veranstaltung des auch den Todten noch mit Liebe umfassenden hochverehrten Conferenz-Ministers Grafen v. Hohenthal-Königsbrück durch den Inspector des Mengsischen Museums, den Bildhauer Matthäi, nach einer Form, die über dem Todten genommen wurde, und nach ergänzenden Porträtvorstellungen mit sprechender Aehnlichkeit und Wahrheit gebildet worden ist, ein wünschenswerthes Besitzthum für manchen Hörsaal und für alle, die auch außer Sachsen in Reinhard den deutschen Mann und christlichen Redner ehren. (*3) Endlich glaubte man auch sein Familiensiegel hinzufügen zu müssen, welches unten zwischen den Münzbildern zu sehen ist. Reinhard hatte darüber von seinem Vater folgende Ueberlieferung empfangen. Sein Urgroßvater habe als Stallmeister eines Pfalzgrafen und Herzogs von Sulzbach seinem Herrn auf der Jagd das Leben gerettet und dafür den heiligen Georg mit dem Lindwurm zum Wappen bekommen, der seitdem das Familiensiegel wurde. Früher führten seine Vorfahren einen Fuchs im Wappen, auf den ein Blitzstrahl herabfährt, also eine sogenannte Devise parlante. Denn offenbar hatte die Familie ursprünglich mit Renard einerlei Namen. Dieß war aber auch der Grund, warum sich unser Reinhard, der erste in seiner Familie, wieder mit dem d schrieb, da er (Geständnisse S. 18) die Schreibweise seiner näch-

ſten Verfahren, die ſich Reinhart ſchrieben, ſo auf den Urſprung zurückführen zu müſſen glaubte. — Unter ſo vielen andern, zum Theil auch wohl misrathenen Verſuchen, Reinhards Bildniß zu vervielfältigen, mögen endlich auch noch die von den Dresdner Graveurs Höckner und Tettelbach d. J. ſehr ſauber geſchnittenen Ringſteine mit Reinhards Profilbildniß (wovon ein Cornïol fertig geſchnitten mit 4 Ducaten bezahlt wird) und die von dem kunſtreichen Glasmaler Mohn auf Gläſer und Taſſen gemalten, ſehr ähnlichen Silhouetten wohl noch einer empfehlenden Erwähnung verdienen. Doch eitel iſt aller Bilderdienſt, wenn wir das Bild ſeiner Tugenden und das Wort, das er ſo rein verkündigte, nicht in unſern Herzen tragen! Erinnern wir uns, was dort, freilich bei einer ganz andern Veranlaſſung, die tiefgekränkte Agrippine dem römiſchen Imperator zurief: nicht in die ſtummen Bildniſſe iſt der göttliche Geiſt übergegangen, (non in effigies mutas divinum spiritum transfusum, Tacit. Ann. IV, 52).

Anmerkungen.

1) Predigten 1804. Th. II. S. 104 ff.

2) S. Reinhards Moral, Th. V. S. 185 f.

3) Die mit neuen Wohnzimmern und Saken verſehene, mit 4 Collaboratoren und einem neu hinzugekommenen Profeſſor erweiterte und großentheils nach dem Muſter von Schulpforte eingerichtete Auditorienſaale zu St. Afra wurde am 17. Nov. 1812 durch einen feierlichen Actus eingeweiht. Am 17. Dec. veränlaßte der Adjunctus des Rectorats M. König eine würdige Todtenfeier auf Reinhard zu St. Afra.

4) Joh. v. Müllers Werke VIII, 236. 260. 263. Briefe an ſeinen älteſten Freund in der Schweiz (Zürch, Fueßly 1812.) S. 269.

5) Porro und Philalethes, Sulzbach, Seidel 1812. Ein ehrwürdiger Greis, der geh. Bergrath und Ritter v. Crell in Göttingen, ſpricht hier am Ende ſeiner rühmlichen Laufbahn noch einmal ſeine Ueberzeugungen aus, die in Abſicht auf Thnicotheologie und teleologiſche Beweiſe mit den von Reinhard auch anderwärts geäußerten (Moral IV, 491. V, 163) völlig übereinſtimmen. Der Verf., der Anfangs ſeinen Namen durchaus nicht genannt wiſſen wollte, hat uns erlaubt, ihn nun öffentlich auszuſprechen.

6) In die auch öffentlich bekannt gewordenen Erzählungen iſt manche Unrichtigkeit eingefloſſen, deren Ungrund jeder leztlich fühlen muß, der es weiß, wie abgeneigt Reinhard aller Repräſentation und Empfindſamkeit war. Man denke z. B. an den zärtlichen Abſchied von ſeinen Pappeln, an die Lectüre in Klopſtock u. ſ. w. Wir ſind jetzt über dieß alles durch einen im Morgenblatt 1813. N. 25. abgedruckten Brief der verehrten Gattin des Verewigten völlig ins Klare geſetzt. Auch dürfen wir von ſeinem ihm am nächſten ſtehenden Collegen, dem Hofprediger D. Hacker darüber noch mancherlei Aufſchlüſſe hoffen.

7) Jahrg. 1801. Th. I. S. 449. Auch dieſe Stelle wurde in Reinhards Todtenfeier zu Chemnitz den 22. Dec. 1812 nicht ohne wahrbare Rührung ausgeſprochen.

8) Einem Fortſeger von Walchs Religionsſtreitigkeiten möchte dieſe Predigt (Jahrg. 1800 II, 269) wohl einen eigenen Artikel dargeboten haben. Das Hauptſächlichſte findet man zuſammengeſtellt in der Schrift: Sieg der aufs neue angefochtenen Lehre von der freien Gnade Gottes, Leipz. 1804. wozu später noch ein Anhang erſchien. Die offizielle Publicität dieſer Predigt hatte Reinhard weder verlaſſen noch gemieden. Man leſe und erwäge den Eingang! Heilige Gewiſſensſache wars ihm, an dem Tage ſich einmal über den Lehrſatz auszureden, dem unſere Kirche vornehmlich ihr Daſeyn verdankt. Reinhard war ein Mann von der höchſten moraliſchen und politiſchen Conſequenz. Er konnte nun einmal ſeiner Ueberzeugung nach am Reformationsfeſte nur im Sinne der erſten Reformatoren ſprechen, wußte aber ſo gut als Teller in ſeinem Briefe an Reinhard über die Grenzen der göttlichen Gnade, Leipzig 1800. daß der Ausdruck freie Gnade ſelbſt älteren Orthodoxen mißfiel. Wenn nur der Unverſtand nicht ganz andere Motiven bei dieſer Predigt gewittert hätte!

9) Daher aber auch vorzüglich die lauten Vorwürfe: er ſey ſtolz und ehrgeizig geweſen. Hätte doch jeder, der dieſen Tadel ausſprach, die unerkünſtelte Beſcheidenheit beobachten können, womit er ſich über das, was er ſchrieb und lenkte, ausdrückte, und wie wenig er ſich in allem ſelbſt gnugte. Freilich wenn man ihm unreine Abſichten zutraute, wenn Schüler über ſeine Werke zu Gericht ſaßen, blieb er nicht ſtillos. Seine Geſtändniſſe wurden durch eine Kritik in der Hall. Lit. Zeit. veranlaßt. Aber wie zeigt er in dieſen

ſelbſt, wie gelaufig ihm das alte Winzerwort, das propria vinea caedere ſey! Doch das wars auch nicht, was jenen Zorn veranlaste. Allein der Mann, der nur der Pflicht lebte und alles mit ganzer Kraft machte, konnte Trägheit, Halbheit, Mittelmäßigkeit, Kriecherei, Beutelwerkzeug durchaus nicht ausſtehen und konnte die Verſtellungskunſt nicht, welche die falſche Duldſamkeit, die Nachſicht giebt, um ſie zu erhalten, ſo wohl ſtil ſpendet. Schwarz hies bei ihm nicht grau. Alles was ſich also einraumen laſt, in das er ſchriftlich und mündlich die Staatliche anderer zu wenig ſchonte und überhaupt die Kunſt nie üben wollte, die jetzo Paſſeual die konventionelle Lüge des Lebens heist.

10) Predigten, Jahrgang 1804. I, 2 ff.

11) Jahrg. 1793. I, 249. vergl. die Vorrede zur 2ten Ausgabe S. VIII. Dieſelbe Ueberzeugung ſpricht er ſeiner Morgl. Die wohl eins mit ſeiner unwandelbaren Verehrung von der Sittlichkeit und Schwäche des Menſchen im ungeſchwächten Zuſtande.

12) Νῦν καὶ μέχρις ἀνθεῦτεν ἄρρητα τοῖσι ἔργοισιν. ad Att. I, 19. S. Schweighäuſer zum Polybius Vol. VIII. p. 373. Das ἄρρητα durch wache überſetzt werden muſte, lehrt Suidas v. v.

13) Hanc quasi fabulam eventorum nostrorum. Cicero ad Div. V, 12, 19.

14) Reinhard gab der ſächſiſchen Geiſtlichkeit den Gebrauch des eigenen Haares zurück. Der Mangel einer Perücke erregte bei ſeinem Eintritt in die Kollatur in Wittenberg lautes Murren. Er wies auf die Bildniſſe der erſten Reformatoren und zeigte das Unſchickliche dieſer Haarverunſtaltung aus der Geſchichte. Schade, das er damals noch nicht Nicolai über die Perrucken S. 93 ff. anführen konnte.

15) τὴν αὐτουργίαν, τὴν αὐτοδιακονίαν.

16) Dem Verfaſſer dieſer Skizze ſey es erlaubt, einige Zeilen aus einem Gedicht anzuführen, was er dem Verewigten zur Feier ſeines Tages (zum letztenmal!) am 12. März 1812 darbrachte:

Pomone, Floraeque decus, regina que perenni
Fonte, suburbani gloria magna soli,
Horrus odoriferas Te blande imitat ad umbras
Vere novo, Zephyris si vinet herba novis,
Hic habitus, cum fugit hiems, clamosque vitans
Vitis limosae turpia, murmur aquis.
Murmur aquae puraeque, qua se fugiensque sequensque
Nympha loquax undas proicit atque rapit. —
Scansilibus lignis extructa sedilia surgunt
Ad latus, innumero vascula flore rubent
Explicat hic calyces, populis quos dicit ocellos,
Pictis arte comis caryophyllus hians,
Mellificae volucres hic stipant cerea tecta,
Delicias dominae quas herus esse iubet.

17) Ein wackerer Dresdner Künſtler Kerſting hat ſein ſchon anderweit erprobtes Talent in der Malerei der großen Niederländer eines Smageland, Terburg u. ſ. w. durch eine Darſtellung von Reinhards Studirſtube mit allen Umgebungen, den Bewohner ſelbſt an ſeinem Arbeitstiſch nicht vergeſſend, ſehr gut bewährt. Er wird gern Beſtellung darauf annehmen.

18) Möge es allen, die mit dergleichen ſagenreichen Briefen von Reinhard erfreuet wurden, gefallen, der gläubigen Mitwelt davon an die Seidenſche Buchhandlung in Sulzbach zu ſenden, damit davon in der von dort aus zu veranſtaltenden Biographie ein dankbarer Gebrauch gemacht werden könne. τὸ γὰρ γέρας ἐξ ἑαυτῶν.

19) Omnino, si quidquam est decorum, nihil est profecto magis, quam aequabilitas vniversae vitae. Cicero de Off. I, 31.

20) S. Bredow's Katharine von Boren in der Minerva aufs Jahr 1813. S. 327.

21) S. die köſtliche Predigt vom Sinne für die Häuslichkeit, Jahrg. 1801. I, 74. Hierher gehört aber auch die bis jetzt noch ungedruckte Predigt vom 2ten p. Epiph. 1793, wo er auf Veranlaſſung des Evangeliums von der Hochzeit zu Kana von der Würde der Ehe nach den Erfahrungen des Chriſtenthums ſpricht. Das der Abſchnitt über die Ehe in ſeiner Moral III, 303—401. vergl. IV, 634. zu den gelungenſten gehöre, iſt längſt erkannt worden.

22) Saxii Onomasticum, T. VII. p. 222 ff.

23) Gervis dachte er an ſie, als er die ſchöne Stelle ſchrieb: animadverti feminas — celeritate indicii viris non raro et multum antecellere. S. Opusc. Acad. II, 177 sqq. Er ſagte wohl auch, daß er in Anerkennung des weiblichen Scharfſinns, als echter Nachkommling der alten Germanen, noch recht gern an die Weiden und Arimen glaube. S. Anton's Germanen. S. 108 ff.) Eben daher ſeine Aeußerung, das ſich eine ganz neue Welt- und Menſchengeſchichte ſchreiben laſe, wenn man dabei nur auf den Einfluß und das Getriebe der Frauen Rückſicht nehmen wolle.

24) Miramur, si Democriti pecus edit agellos Cultaque, dum peregre est animus, sine corpore velox. I Ep. 12, 15.

25) Reinhard schätzte und übte das in psychischer und ascetischer Rücksicht auch von ihm selbst empfohlene (Moral IV, 618 ff.) Erneuerungs- und Verjüngungsmittel des Reisens. Er machte während der gesetzten Ferien im Sommer auch außer seinen eigentlichen Berufsreisen, vom Jahre 1795, wo er sich zum zweitenmale verheirathet hatte, bis zu jenem unglücklichen Ereigniß im Jahre 1801 fast jährlich eine Reise, stets in Gesellschaft seiner liebenden Gattin und treuen Pflegerin. Im Jahre 1794 hatte er die Brüdergemeinde in seinen lieben Verwandten in der Oberpfalz erfreuliche er in Regensburg seine Jugenderinnerungen. Eine liebe Schwester zu besuchen, die in Niedersachsen an einen würdigen Geistlichen, dem Pastor Meyer in Russe bei Lübeck verheirathet ist, unternahm er über Helmstädt, Braunschweig, Magdeburg eine Reise nach Hamburg und Lübeck. Mit vorzüglichem Wohlgefallen aber erinnerte er sich seines dreiwöchentlichen Aufenthalts in Wien 1802. In den letzten Jahren sprach er immer von einer Reise in die Schweiz durch das liebliche Schwaben, brachte es aber nur zu gebotener, nicht erholsamer Badereise nach Teplitz und Carlsbad und zu einigen Berufs- und Revisionsreisen innerhalb der Landesgrenzen.

26) Er selbst hat der heldenmüthig ausharrenden Pflegerin während jenes qualvollen zweiwöchentlichen Krankenlagers in der Superintendur in Chemnitz, wo unter unsäglichen Schmerzen der beim Ausspringen aus dem Wagen, da die Postpferde durchgingen, gebrochene Fuß zum zweitenmal eingerichtet werden mußte, und wo er Tag und Nacht nur von seiner Gattin bewacht und unterstützt wurde, in der herrlichen Seelsorgspredigt (Jahrg. 1804. I, 16) öffentlich ein Denkmal gestiftet.

27) S. Galens Protrepticon c. V. p. 9. ed. Willer.

28) Wenn R. sich wohl selbst zuweilen im Scherz den Beruf zur Dichtkunst gänzlich absprach und in Schrift und Rede nur als der schlechteste Privatler angesehen seyn wollte, so geschah dies oft, in der auch ihm eigenen sokratischen Ironie im Gegensatz zu der toll gewordenen Prosa, die auch wohl in Predigten noch immer ihre Bewunderer finder. Einige metrische Uebersetzungen der griech. Anthologie, die er zuweilen als Badegast zur Erheiterung geschrieben hatte, stehen im N. T. Merkur. Wie rege seine Fantasie im Knabenalter gewesen, erhellet aus dem, was er selbst erzählt Opusc. Acad. II, 273.

29) Den sprechendsten Beweis dazu liefern seine Universitätsprogramme, durch deren Sammlung in zwei Banden (Opuscula academica, Lipsiae 1808. 1809.) sich Prof. Polly, der Herausgeber, ein um so größeres Verdienst erwarb, als Reinhard sich zu einer solchen Sammlung von selbst nie entschlossen haben würde, nun aber die meisten noch mit sehr reichen Zusätzen ausstattete.

30) Opusc. Acad. I, 109.

31) Vergl. Ueber Schrockh's Leben und Schriften von D. Tzschirner S. XLI.

32) Ueber Schrockh's Abneigung von Erusius Philosophie s. D. Nitzsch über Schrockh's Studienwesen und Maximen S. 24. Als Reinhard und Schrockh Collegen geworden waren, gab ihnen sich in kleinen Handbüchern voll attischen Salzes, die sie oft täglich aus ihrem Studirzimmer mit einander wechselten. Wenn Reinhard predigte, schrieb Schrockh wie und kam dann, wie Reinhard noch in späteren Jahren zu erzählen pflegte, traulich zu ihm ins Bettstübchen geschlichen. Denn beide stimmten in ihren Ueberzeugungen von Bibelglauben und Offenbarung überein. S. Nitzsch S. 27 ff. Tzschirner S. XLI—XLV. Zweimal sprach Reinhard seinen geliebten Schrockh noch von Dresden aus in besonders verabredeter Zusammenkunft zu Wittig 1795 und 1798.

33) Non est vivere, sed docere vita nach Martial VI, 70.

34) Unter Reinhards handschriftlichem Nachlaß findet sich ein vollständig ausgearbeitetes Manuscript über Phädon, Kriton und de Rep. I. von Plato, nebst einer Menge philologischer Bemerkungen über Horaz, über Jesaias und die Psalmen alle in lateinischer Sprache und wie zum Druck ausgearbeitet. Zu den Psalmen fand sich aber auch eine vollständig räsonnirt deutsche Uebersetzung nebst Einleitung vor jeden Psalm. Die zweimal, wie die noch vorhandene frühere Handschrift beurkundet, von ihm bearbeitet und mit dem feinsten Sinn für Wohllaut und Ebenmaas ausgefeilt wurde. Nach der zweiten Bearbeitung wird diese Uebersetzung von D. Hacker nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben in Hartknochs Verlag in der Jubilatemesse 1813 erscheinen.

35) Auch von diesen Vorlesungen mit Einschluß des Naturrechts sind die vollständigen Hefte theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache vorhanden. Einer seiner würdigsten Schüler, der scharfsinnige Verfasser des Aenesidemus, damals Adjunkt in Wittenberg, hat uns durch seinen Grundriß der philosophischen Wissenschaften (Wittenb. 1788—1790) von der Reinhardischen Manier zu philosophiren den anschaulichsten Begriff gegeben.

36) Vielleicht ist es Manchem nicht unangenehm, die vorzüglichsten darunter kennen zu lernen. Denn nur wenige sind mit V. oder F. unterzeichnet. Im Jahrgang 1742 über Reid (stehend und ausführlich) der Wolf in Gießen, u. A. T. I. p. 293 vortrefflich). Im Jahrgang 1743 zeichnen sich die Beurtheilungen über Platner's Anfangsgründe und Hemsterhuys' philos. Schriften T. I. p. 107—130) als wahre Abhandlungen aus. Eine Moral für alle Stände wird mit besonderer Laune gerathen. Im Jahrg. 1744 sind einige Schriften von Pfleiderer, besonders aber sein Thun und Sokrates gelesen beurtheilt T. II. p. 593—311. Im Jahrg. 1745 und Eberhards vermischte Schriften recensirt. 1746 erhalten Klotzens Einladungsschrift und Ulrichs Philosophie ihre Abfertigung, aber die meisterhaften Recensionen von allen übrigen die vorzüglichsten Vorgänglichen T. II. p. 598—612 zu lesen. Auch viel kleine hier nicht bemerkte Anzeigen treffen das Gepräge des Feuers.

37) Mit Hochachtung und Dankbarkeit nenne ich hier als ehrenwerthe Gewährsmänner den Superintendenten in Herzberg M. Weise und den Archidiakonus in Weissen M. Kenzelmann. Beide standen in vieljährigen vertrauten Verhältnissen mit ihrem unvergeßlichen Lehrer, beide genossen auch bis an sein Ende sein ehrendes Zutrauen.

38) Quelle reunion de qualités distinguées n'est pas necessaire à celui qui occupe une charge à une Université protestante? Il faut, comme homme, que son caractere moral imprime la confiance et le respect; que comme savant il possede tout l'ensemble et les accessoires de sa science dans une superiorité de telle sorte qu'il puisse y orienter parfaitement ses auditeurs; comme maitre il lui faut une elocution aisée et agreable, claire et concision, un tact sûr et fin pour reconnoitre s'il est compris de ses auditeurs, ou s'il leur faut de nouveaux eclaircissemens; enfin il faut qu'il soit inventeur, ou qu'il ait perfectionné quelque point soit de la methode, soit du fond de sa science; nous avons dit qu'il falloit qu'il fut ecrivain, car ce n'est que par ses ecrits que sa renommée s'etendra au loin et lui attirera des auditeurs; et c'est en ecrivant qu'il s'habituera davantage à approfondir et à ordonner convenablement son savoir. Coup d'oeil sur les Universités de l'Allemagne protestante p. 88.

39) Man kennt ja das bekannte Wort: παρ' ἐμαὶ πόνος οὐ πάσεται.

40) Reinhard hat seine eigene Methode in Prüfung der Geister unter den Zuhörern und seine Ueberzeugungen, wie die Universitätslehrer den vertrauten Umgang mit esoterischen Schülern wohlthätig für die Erwählten, ermunternd für alle machen kennen, als Meyer ausgesprochen in dem Zusatze zu der Rede de methodo Socratica in den Opuscula acad. Vol. I. p. 354 sqq.

41) Dieß war z. B. der Fall in jener auf Verlangen auch in den Druck gegebenen Charfreitagsrede, die er 1799 Nachmittags über Johannes 17, 12. hielt, wo er davon sprach: wie glücklich wir scheiden den Schlußworten des zweiten Theils.

42) J. B. Ueber D. Franz Volkmar Reinhard's Leben und Bildung. Zwei Vorlesungen, gehalten von Professor Kothe in Jena. (Jena bei Frommann, 1812.)

43) Diese Mißdeutung muß oft gehört worden seyn, da ihr selbst D. Tzschirner in seiner Rede bei Reinhard's Gedächtnißfeier in Leipzig vor einer sehr feierlichen und zur regsten Anerkennung von Reinhard's Verdiensten gestimmten Versammlung Zunge und Publizität gegeben hat. Siehe Seite 34.

44) Vergl. J. v. Müllers Briefe an seinen Bruder in den Werken Th. VII. S. 41 und 214.

45) „Hätte ich meiner Neigung folgen dürfen, so würde ich kein Feld lieber angebaut haben, als das der Geschichte. Aber so gut ist es mir nie geworden. Die Verkettung der Umstände und das Schicksal meines Lebens hat mich stets zu Arbeit anderer Art hingezogen." So schrieb er noch im Jahre 1811 an den Prof. Kothe in Jena, als dieser ihm den ersten Heft des mit Dippold zugleich herausgegebenen Archivs der Geschichte zugeschickt hatte. S. Kothe über Reinhard's Leben und Bildung, S. 44.

46) Sur l'influence de la religion protestante — Sermon de Reinhard — avec une notice sur Mr. Reinhard (Strasbourg 1808; p. 50—55.

47) Zwar ist es längst widerlegt, daß Carl der Große in die Schloßkirche gekommen sey: (S. Pölitz in Heinrichs Handbuch der Sächs. Geschichte, II, 299.), indeß schließt doch dies die wohlbegläubigte Aeußerung des Vaters gegen die fanatische Wuth der Spanier und Ungarn in seinem Heere gar nicht aus. Diese Sache verdient auch jetzt noch eine genauere Prüfung.

48) Reinhard hatte Rogers's Life of Leo X in der geschmackvollen englischen Quartausgabe mit den zierlichen Holzschnitten vor jedem Kapitel mitgetheilt erhalten und würde dieser von ihm selbst mit besorgt gewünscht haben, wozu sich auch der einsichtsvolle Verleger, C. A. Seidel in Sulzbach, bei dem damaligen Stand des Buchhandels sehr bereitwillig finden ließ. Nach öffentlichen Ankündigungen wird der verstorbene Verleger der Schrockhschen Kirchengeschichte D. Tzschirner in Leipzig diese Sammlung veranstalten und mit den nöthigen Erläuterungen versehen.

49) Es ist die Veranstaltung getroffen, daß alles noch übrige Manuscript mit der genauesten Sorgfalt durchgelesen, aber in keinem Worte verändert oder durch irgend einen Zusatz verstärkt ganz so, wie es aus der Hand des Verfassers kam, gedruckt wird. Es würde als vier und letzter Theil der Reinhardischen Moral, ohne das neueste stammervolle Schicksal Wittenbergs, Ostern 1813 unfehlbar erscheinen. Ein eigner Registerausgearbeitet worden und wird so bald als möglich erscheinen.

50) Worte Reinhards in seiner Moral §. 360. Th. IV. 9 wo der ganze Plan dessen, was Reinhard vollendet und unvollendet ließ, deutlich vorgezeichnet wurde.

51) Die Herausgabe dieser letzten Predigten in Verbindung mit einigen andern, die Reinhard wohl ausgearbeitet hatte, aber durch Umstände gehindert nie halten konnte, übernahm der nächste College Reinhards an der evangelischen Hofkirche D. Hacker. Sie werden mit einer Nachricht von den letzten Lebenstagen den des Verfassers als Schlußband, oder vier Theil seiner Predigten im Verlage der Seidelschen Buchhandlung in Sulzbach zu Ostern 1813 schon erschienen seyn. Diesem mit den Ideen des Vollendeten genau

bekannten Freunde übergab auch die verehrte Gattin Reinhards die sämmtlichen noch ungedruckten Predigten in der Handschrift, um kurz eine vollständigen Jahrgang, hauptsächlich für die Kammerbauung berechnet — der Wunsch von Tausenden, die aber der Verfasser selbst zu befriedigen nie Zeit noch Lust hatte — gewissenhaft auszuwählen, welche in 4 Bänden (Subscriptionspreis zu 4 Thalern) noch im Laufe dieses Jahres bei der rechtmäßigen Verlagshandlung zu Sulzbach erscheinen wird. Zu besserer und treuere Hande hatte das ganze Unternehmen sicherlich nicht kommen können. Ihm gab ja Reinhard selbst bei seinen Lebzeiten seine Predigten in der Handschrift, und daraus die Auszüge für seine Andeutungen zur Benutzung der Reinhardischen Texte zu machen. Ihm theilte er zum Behuf seiner in 6 Büchchen erschienenen Formularien mehrere Tauf-, Trau- und Communienreden mit, die auch unter Reinhards Namen dort abgedruckt sind.

52) Und diese wird der hochverdiente D. Blessig in Strasburg in einer für die Verlagshandlung der sämmtlichen Jahrgänge zu veranstaltenden Auswahl nach seiner langst erprobten tiefen Einsicht in den Geist der Reinhardischen Predigten gewiß am richtigsten auffassen, die Winke, die Reinhard selbst in den Anmerkungen in seiner Moral häufig gegeben hat, mit Scharfsinn verfolgend, da, wo es nöthig ist, historische Erläuterungen anfügend und auf andere berühmte Kanzelredner, die denselben Gegenstand behandelten, zur mannigfaltigen Belehrung hinweisend. Reinhard selbst war dem ehrwürdigen Blessig von ganzer Seele zugethan. Ihm hatte er auch für dies Geschäft zugerufen: Tibi hanc lampada trado. —

53) Als daher in den letzten drei Jahren die Stimme aller Aerzte und Freunde sich vereinte, ihn dringend zu bitten, er möge seltener predigen, weil ihn dies am meisten angreife; als sogar das hochpreisliche Consistorium an ihn in dieser Absicht eine Zuschrift ergehen ließ, worin er aufgefordert wurde, sich zu schonen, erwiederte er stets: mein Titel sagt es, ich bin zum Predigen berufen.

54) „On ne s'enonce pas juste; on met en avant le mot d'union; mais tout prouve que c'est la reunion que l'on a en vue." Notice sur Mr. Reinhard, p. 62.

55) Man lese statt jedes andern Beweises seine herrliche Toleranzpredigt Jahrg. 1807. Th. II. S. 169 ff.

56) Ἄνδρα ἀγαθὸν μὲν ἀκούειν γενέσθαι χαλεπὸν, χαρίεν τε καὶ περὶ καὶ πάνυ παράλογον sagt Simonides in dem berühmten Fragment in Plato's Protagoras c. 72. wo Heindorf T. IV. p. 367 vergl., den trefflichen Commentar von Heyne in den Opusc. Acad. T. I. p. 134. u. ff. anzuführen.

57) Worte an Reinhards Grabe gesprochen von D. Hacker. Dresden, Arnold 1812. 14 Seiten.

58) S. Reinhard's Todtenfeier im Schullehrer-Seminario zu Weißenfels Seite 14.

59) S. Iusta cariſ Manibus Reinhardi persoluta a Schola Prouinciali Portensi (Weißenfels 8 S. in 4.)

60) S. Zeitung für die elegante Welt, 1812. Nr. 223. Weimarisches Journal des Luxus und der Mode, Januar 1813. S. 55 ff.

61) S. die Grabkantate Reinhards, eine lyrische Cantate von einem Verein Leipziger Musikfreunde aufgeführt. Leipzig, Dyk in S. in 4. Ferner: Rede, als Reinhards Gedächtnißfeier am 28. Nov. begangen ward, gehalten von D. G. Tzschirner. Leipzig, Dykische Handlung. 31 S. in 8. Und über die Stiftung selbst Leipziger Literaturzeitung, 1812. N. 288 324. 330.

62) Die Büste des Demosthenes ist genau nach dem Original gezeichnet, welches auch Visconti für das aechteste erklärt, im Museo Pio-Clementino T. VI. tav. 37. und in der Iconographie Grecque, pl. XXIX, 1. T. I. p. 249.

63) Reinhards Buste kostet mit dem marmorirten Unterlag bei dem Künstler selbst 12 Thaler. Man kann sie bronzirt oder auch ganz weiß behalten. Vergl. den Aufsatz darüber im Morgenblatt 1813. N. 10. 11.

Bayerische Staatsbibliothek München

Dresden, gedruckt bei Carl Gottlob Gartner.

am Sterbetage nach Mittag
Lage der N. d. L.

So manchmahl in zufälligen einsamen Augenblicken und spaziergängen und, M. z. Br. einen stillen Zuruf mir und zu machen, und mich zu erheben und zu stärken: so gewiß ist mir unsere Gemeinschaft und sie ist gewiß so innig, und wie es scheint so dauernd, als die Gemeinschaft der Engel im Himmel zu sein scheint, als die Gemeinschaft guter Geister ist. Gebet mir Stärke der Liebe, der Geduld, der Ausdauer, der Sanftmuth, der Besonnenheit, wenn mir diese noch fehlen, so wird es Euch nicht an Gelegenheit fehlen, mich zu üben.

J. Georg Volkmar Reinhard Ihr Gehorsamer und Dienstbereiter.

SABINA

ODER

MORGENSZENEN

IM PUTZZIMMER

EINER REICHEN RÖMERIN.

ERSTER THEIL

Ein Beytrag zur richtigen Beurtheilung des Privatlebens der Romer und zum bessern Verständnifs der romischen Schriftsteller.

VON

C. A. BÖTTIGER.

Mit 15 Kupfern.

Neue verbesserte und vermehrte Auflage.

LEIPZIG, BEY G. J. GÖSCHEN. 1806.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

IHRER

KAISERLICHEN MAJESTÄT

MARIA FEODOROWN

VERWITTWETEN

KAISERIN ALLER REUSSE

DER

ERHABENEN MUTTER DESSE

DER DIE FREUDE

DES MENSCHENGESCHLECHTS R

UND

DER HOLDESTEN DER TÖCHTI

IN TIEFSTER EHRFURCHT

ZUM ZWEYTENMAL GEWEIHET

Vorbericht

zur zweyten Auflage.

Das lesende und kaufende Publikum hat diese Schrift mit so viel Nachsicht aufgenommen, dafs schon seit einem Jahre alle rechtmäfsigen Abdrücke desselben vergriffen waren. Es war Pflicht, sie bey einer neuen Auflage, die man weder erwartete noch wünschte, einer strengern Durchsicht zu unterwerfen. Wer

es der Mühe werth finden könnte, beide Auflagen mit einander zu vergleichen, würde das eifrige Bestreben, überall nachzubessern und auszuglätten, wo es nur immer ohne Nachtheil des Ganzen geschehen konnte, dem Verf. gern zugestehn. *) Möge es ihm dadurch gelungen seyn, eine Schrift, bey der es ihm überhaupt weit weniger auf die

*) So ist auf die Erinnerungen der sachkundigen Recensenten in der Jenaischen Allgem. Lit.-Zeitung Th. II. S. 152. und in der Leipziger Lit.-Zeitung Th. I. S. 196. dankbare Rücksicht genommen worden. So schien, was über die diurna oder Zeitungs-Affichen des alten Roms, was über die abergläubige Sitte sich selbst anzuspucken (Th. II. S. 143. f.), oder über die

Einkleidung, gegen die sich immer erhebliche Zweifel erregen lassen werden, als auf die Sachen ankam, der ihr so vielfach geschenkten Gunst würdiger gemacht und die Schmach häfslicher Verstümmelung, die ihr ein bekannter Wiener Nachdrucker aufdrückte, dadurch von ihr abgewischt zu haben, dafs nun niemand mehr mit jenem Schmutz sich die Hände besudelte!

Noch immer kann der Verf. den Gesichtspunkt, aus welchem er vorzüglich diese Szenen angesehn und beurtheilt

Schminkpflästerchen für Herrn und Damen im alten Rom (Th. II. S. 173.) gesagt wurde, zur Vollendung des Gemäldes nöthig zu seyn.

zu wissen wünschte, die Schilderung des Übermuths, genährt durch das gefährliche Bewufstseyn, sich alles gegen die unterdruckte Menschheit erlauben zu können, nicht tadelhaft finden; ja es scheinen ihm sogar in den neuesten Weltbegebenheiten Veranlassungen genug zu liegen, die es wünschenswerth machen, dafs dieser Spiegel der Vorzeit, wenn er anders wirklich wahre Gestalten zurückgiebt, auch noch zu andern Beherzigungen führen möge. Man hat durch Zauberformeln die Schatten der Könige beschworen. Warum sollte uns nicht auch selbst aus dem Frivolesten des Alterthums ein warnender Genius erscheinen können?

Eben darum wird der Verf. in einer Fortsetzung dieser Szenen aus der alten Römerwelt nun nicht die Sabina, wie er sich früher vorgenommen hatte und diesen Vorsatz auch am Ende der Vorrede zur ersten Ausgabe andeutete, in die verführerischen Isis-Tempel und Bäder nach Bajä begleiten. Denn er ist fern davon, durch seine antiquarischen Schilderungen blofs reitzen oder gar kitzeln zu wollen. Eine solche Absicht würde sich weder mit dem Ernste seines äufsern Berufs, noch mit der Stimme in seinem Innern jemals in Einklang bringen lassen. Nein, er wünscht vielmehr dem grausam-wollüstigen Launenwechsel einer römischen Pandora die

frevelhafte Genufsgier eines römischen Trimalchio entgegen zu stellen und seine Leser da einzuführen, wo die raffinirteste Lust mit der gröbsten aller Sinnlichkeiten, der unersättlichen Effsbegierde, im engsten Bund erscheint, zu einem Saturnalien-Schmaufs des Sabinus. Da mehreres dazu schon vorbereitet ist: so wird es ganz allein von der aufmunternden, oder zurückweisenden Aufnahme, die dieser Vorschlag beym Publikum finden dürfte, abhängen, ob er früher oder später, oder auch gar nicht ausgeführt werden soll. An Parallelen zu jenen in ihrer Art freylich einzigen Schüsselfesten dürfte es in einem Zeitalter, das allen Semiotikern

der Zeit zu Folge täglich mehr versinkt, schwerlich fehlen. Wer kennt nicht ganze Jahrgänge der Almanachs des Gourmands und wer hat nicht mit Unmuth gelesen, was uns über die Tafelfreuden einer grofsen und herrschenden Nation (doch hoffentlich nicht in ihrem achtungswerthern und geistreichern Theil) in vertrauten Briefen neuerlich anvertraut wurde?

Dresden den 10. April 1806.

Vorrede.

Einige Abschnitte aus diesen antiquarischen Morgenszenen wurden schon vor mehrern Jahren in eine Zeitschrift eingerückt, die der Geschichte des Luxus älterer und neuerer Zeiten gewidmet ist. Der Zweck jenes Journals gestattete keine tiefer eingehenden Untersuchungen, sondern nur die einfachen Resultate derselben aufzustellen. Sie erscheinen hier ganz umgearbeitet und in den Anmerkun-

gen, die jedem Abschnitte beygefügt sind, durch nöthige Beweise unterstützt. Mehr als die Hälfte dieser Aufsätze ist ganz neu und vorher noch nie gedruckt gewesen. Durch das, was hier neu hinzugekommen ist, erhält erst alles den nöthigen Zusammenhang und eine gewisse Rundung zu einem Ganzen, das man nun auch als ein Bruchstück aus dem Leben einer reichen Römerin unter der Regierung des Kaisers Domitian, also zu Ende des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, betrachten, und daraus die ungemessene Verschwendung und Prachtliebe eines ausgearteten Zeitalters, das in der Weltgeschichte nur Einmal so angetroffen und sich zur Ehre

und Beruhigung der Menschheit wohl nie wiederholen wird, beurtheilen kann.

Wenn sich der Verfasser dieser Szenen aufser den jüngern Alterthumsliebhabern, für welche er diese Lectüre zunächst bestimmte, *) und um welcher willen er auch in den Anmerkungen die

*) Wer sie als eine Fortsetzung von Meierotto's zu seiner Zeit sehr brauchbaren Schrift über Sitten und Privatleben der Romer zu verschiedenen Zeiten der Republik ansehen wollte, würde vielleicht auch die Ursache finden, warum sie selbst in den Lesebibliotheken unserer Schulen eine Stelle erhalten könnte. Man setzt dabey freylich voraus, dafs diese Lesebibliotheken unter der leitenden Aufsicht

Beweise strenger führen zu müssen glaubte, auch andere gebildete Leser und unter diesen selbst Frauen zu denken wagte: so konnte ihm dabey doch nie der frivole Gedanke vorschweben, ein antikes Modenjournal auf den Putztisch einer modernen Laidion oder seynwollenden Neu-Griechin zu legen. Ein solcher Versuch würde in der That noch heute den Spott jenes Diogenes von

verständiger Lehrer stehn und auf Schulen statt finden, wo man die Autoren nicht nach jesuitisch-philanthropischen Grundsätzen in castrirten Ausgaben liefst, um — nur noch mehr zu reitzen. Zu diesem Gebrauch ist auch ein doppeltes Register beygefügt worden.

Sinope verdienen, der sich über die Philologen seiner Zeit oft lustig zu machen pflegte, weil sie die Unfälle des Ulysses durchbuchstabirten, und oft von ihren eigenen geplagt, oder wohl gar von Haus und Hof gejagt würden. Nicht ganz gleichgültig aber würde er gegen das Lob seyn, dafs man nach Durchlesung dieser Szenen manche Anspielung in den Werken unserer geistreichsten und beliebtesten Schriftsteller, die unsre neue Zeit gern durch eine Parallele mit der alten zu strafen oder zu trösten suchen, besser verstanden und sich überhaupt dadurch einen richtigern und tiefern Blick in das innerste Privatleben oder hinter die *Postscenia* eines Volkes verschafft

habe, dessen öffentliche Tugenden und Laster wir immer noch mehr, als wir sollten, nur nach seinen Verhältnissen zur allgemeinen Völker - und Weltgeschichte zu messen gewohnt sind.

Auf jeden Fall war es das redliche Bestreben des Verfassers, weder ein leeres Phantasiegespinnste abzuwickeln und etwa einen Beytrag zu den Reisen des Antenor und Pythagoras, oder zu den Leben der griechischen Buhlerinnen zu liefern, wie sie mit üppigem Wuchs an den Ufern der Seine gedeihen; noch aus bekannten, der Scheidung und Abklärung nur allzubedürftigen Quellen eine alte Compilation unter einem neuen Aus-

hängeschild zu liefern. Er darf vielmehr ohne alle Anmafsung versichern, dafs man es mancher Anmerkung von wenigen Zeilen kaum ansehn wird, wie viel mühsame, oft fruchtlose Forschungen vorausgehen mufsten, um diese oder jene Kleinigkeit — wiewohl es für den aufrichtigen Forscher nirgends eine Kleinigkeit giebt — aufs Reine zu bringen. Als Beyspiele der Art dürfen hier nur die Bemerkungen über das warme Getränke und die Kranzliebhaberey der Alten, über die wahre Drapirung ihrer Gewänder, über die Favoritschlange der römischen Damen, über ihre Lectüre u. s. w. angeführt werden. Selbst die zur Erläuterung beygefügten Umrisse

nach Antiken werden dem Leser manches deutlicher versinnlichen. Die auf der IIIten und IVten Kupfertafel abgebildeten Geräthschaften, die sich jetzt im Besitz des grofsen Kenners der Alterthümer, des Barons von Schellersheim in Florenz befinden, sind vorher noch nie dem Publikum mitgetheilt worden. Ohne Abbildungen davon zu geben, hatte Visconti blofs eine allgemeine Nachricht davon bekannt gemacht.

Eine Hauptidee läuft fast durch alle Abschnitte dieser Morgenszenen. Die zahllose Menge von Sklaven und Sklavinnen, womit sich der reiche Übermuth des sogenannten klassischen Alterthums

umringte, und durch welche er jede, auch noch so ungereimte oder empörende Laune seiner stumpfen Übersättigung zu befriedigen wufste, gewährte in jenen Zeiten, wo die gepriesenste Humanität mit der verworfensten Sklaverey Schritt halten durfte, der raffinirenden Sinnlichkeit Bequemlichkeiten und Befriedigungen, wohin die Modernen mit allen ihren mechanischen Künsteleyen und noch so sinnreichen Patent-Artikeln nie gelangen werden. Wer wollte aber das Alterthum um einen Vortheil beneiden, den ein Drittel des Menschengeschlechts nur durch blutige Schwielen und Sklavenketten der zwey übrigen Drittel erlangen konnte. Es mag allerdings Gesichts-

punkte geben, aus welchen die Sklaverey bey den gebildetesten und humansten Völkern des Alterthums in einem weit günstigern Lichte erscheint. Ja vielleicht wäre selbst das schnellere und saftigere Hervortreiben jener ewig bewunderten Blüthen am Baume der freygebornen Menschheit nicht einmal möglich gewesen, wenn der Boden nicht von gehorsamen Sklavenhänden gepflegt und gelockert worden wäre. Wenn aber dem frechsten und ausgelassensten Übermuth einer stolzen Domina zu frölnen, hundert arme, aus allen Gegenden der Welt zusammengekaufte und zu blofsen stummen Werkzeugen herabgewürdigte Geschöpfe ihrer menschlichen Bildung und

Bestimmung absagen, und vor der eingefleischten Furie täglich erzittern müssen: so wenden wir von dieser häfslichen Kehrseite der Medaille, deren schön ausgeprägte Vorderseite uns mit so bezaubernden Bildern anlockte, unmuthig die Augen weg, und ehren in unsrer verhältnifsmäfsigen Eingeschränktheit und Dürftigkeit dankbar die höhere Stufe, welche die Menschheit seit jenen Zeiten, unter mancher scharfen Zuchtruthe, doch endlich erstieg. Wir ehren sie, den Genius der Menschheit zugleich mit Inbrunst anflehend, dafs er den cultivirtesten Erdtheil doch ja vor jedem Universalreich bewahren wolle, als in welchem auch schon die Bedingung

ausgesprochen seyn würde, unter welcher ein Rückfall in jene Zeiten allein möglich seyn könnte.

Willkommen sey also dem Verfasser und brüderlich gegrüfst jeder Leser, jede Leserin dieser Szenen, deren Wange von Schaam und Unmuth erglühet, wenn sie die hier aufgestellten Schilderungen üppiger Grausamkeit und frecher Prunksucht lesen. Nichts ist hier übertrieben oder zu sehr ins Dunkle gemahlt. Jeder einzelne Zug wurde aus gleichzeitigen Schriftstellern getreu aufgefafst. Auch uns verständlich rufe in Herder's gerechtwägender Adrastea *) die holde

*) Pygmalion. Erster Gesang. In der Adrastea IV. S. 214.

XXIV

Psyche - Carita der stolz herrschenden Roma zu:

Erinnre dich, mit wie viel Thränen
Ward jedes deiner Wunder einst erbaut!
Von Sklaven, die sich nach der Freyheit sehnen,
In Kammern wohnend, deren Tiefe graut;
Von Völkern, deren Überwinder hohnen
Und jauchzen über ihre Ketten laut.
Von Seufzern, Schweifs und Blut der Nationen
Ward auferbaut, wo deine Götter wohnen.

In deinen Bädern, deinen Ehrensälen
Wie lebten die Heroen jener Zeit!
Vergöttert tranken sie aus Goldpokälen
Der Völker Schmach und sich Unsterblichkeit.

Gedrückte, die wohl niemand mochte zählen,
Sie dienten Einer grober Sinnlichkeit.
Für welche Herrn und für wie feile Gäste
Ersannst du Schmuck und Bäder und Palläste!

Die Gottgestalten, die der Künstler ehrte,
Nie milderten sie der Tyrannen Herz.
Was ihrem Übermuth und Frevel wehrte,
Selbst in der Kunst, war ihnen Tand und Scherz.
Wer Alles thun kann, was sein Herz begehrte,
Ihn kümmert keines Wundgedrückten Schmerz.

Findet dieser erste Versuch Beyfall und Unterstützung: so könnte leicht ein zweyter ihm zum Gesellschafter gegeben werden. Wir würden dann unsre Sabina

auf einer Lustpartie in die Seebäder nach Bajä begleiten, und im Vorbeygehn auch in einem Tempel der grofsen Mutter Isis, die ein Alter nicht ohne Ursache die kuppelnde Göttin nennt, einsprechen.

Weimar den 10. März. 1803.

ERSTE SZENE.

Sabina tritt aus dem Schlafgemach ins Ankleidezimmer. — Restaurazionen — Skaphion bringt die Eselsmilch, Phiale die Schminke, Stimmi die Augenschwärze, Mastiche die Zähne.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Im königlichen Museum zu Portici unweit Neapel zeichnen sich unter den alten Gemählden, die aus den verschütteten Städten Herculanum und Pompeji gegraben und dort aufgestellt worden sind, vorzüglich vier kleine Stücke aus, die nicht, wie die übrigen, auf die festen Wände selbst gemahlt, sondern besonders eingefafst, und also schon vor anderthalb tausend Jahren von ihren damaligen Besitzern als gröfsere Kostbarkeiten angesehen worden waren. [1]) Das dritte von diesen Stücken versetzt uns durch seinen Anblick in das Putzgemach einer Herculanensischen Dame. Einer der neuern Schilderer dieser Sehenswürdigkeiten drückt sich

folgendermafsen darüber aus: „Ein stehendes junges Weib läfst sich von einer Gespielin die Haare kräuseln. Eine dritte sitzt im selbigen Zimmer: neben ihr steht die vierte. Sie sind alle hübsch und wollüstig gekleidet.“ *) Ich würde nach einer wiederholten Betrachtung der Abbildung dieses schönen und nur von oben etwas beschädigten Gemäldes in den Herculanischen Alterthümern *) die Scene, die hier vorgestellt wird, lieber so fassen: Es is ein Familiengemählde einer Mutter mit ihren zwey Töchtern, die ihrer schönen Mutter vollkommen würdig und, wie Augenzeugen des Originals versichern, in gewissen Familienzügen auch ähnlich sind. Die Mutter sitzt auf einem etwas erhabenen und

*) *Pitture d'Ercolano t. II. tab. XLIII.* Die vorstehende Kupfertafel (Taf. 2.) ist eine verjüngte Kopie dieses Gemähldes.

mit einem Fufstritt versehenen Sessel, wie sie in den Zimmern der Frauen damaliger Zeiten als ein wahres Ziergeräthe aufgestellt waren, und durch Bildhauerarbeit, goldene Leisten und prächtige Decken und Matratzen diesen Namen auch vollkommen verdienten. [1]) Sie hält mit der rechten Hand ihre jüngere Tochter zärtlich umfafst, die sich in einer sehr anmuthigen Stellung zu ihr hinneigt und an sie anschmiegt. Auf der andern Seite steht die ältere Tochter und läfst sich von einer Sklavin etwas an dem Hintertheile ihres Haarputzes zurechte legen. Der Putz ist übrigens schon vollendet, die Haare sind mit einem doppelten Bande zierlich umschlungen, vorn mit Putznadeln, deren Köpfe man nur sieht, aufgesteckt, fliefsen sie hinten in nachlässig herabrollenden Locken über die Schultern. Das feine Gewand mit der schön gestickten Einfassung, Ohrgehänge, Armbänder,

alles deutet auf einen festlichen Tag. Vielleicht wird hier eine Braut zu ihrer Hochzeit geschmückt. *) Dabey liegen auf einem zierlichen Tischchen unter einem Schmuckkästchen eine weiße und eine hellblaue Binde, und einige grüne Zweige, wahrscheinlich zu einem Opferkranze. Über dem Tischchen steht eine schlanke, niedlich ausgebogene Giefskanne. Kurz das Ganze giebt uns eine Vorstellung einer Damen-Toilette aus einem Zeitalter und einer Gegend, wo Römische Prachtliebe mit Griechischem Geschmacke auf's reitzendste sich vereinigte.

Man hört so viel von der verschwenderischen Pracht und dem kostbaren Putze der Römerinnen in jenem Zeitalter sprechen, wo die Reichthümer und der Luxus einer ausgeplünderten Welt in Rom zusammengeflossen waren; wo die Erde von den stolzen Römern, und diese von

ihren noch stolzern Weibern beherrscht wurden. Mancher unserer Leserinnen dürfte daher doch wohl ein Blick auf die Morgen- und Toilettenstunde einer Dame aus jenen Zeiten eben so viel Unterhaltung gewähren, als die beliebte und belobte Lektüre eines Ritter- und Heldenromans aus den Tagen unserer turnierenden Vorväter, oder eines Gespenstermährchens im Geschmack der Dame Radcliff, in dem nur die Verfasserin selbst das Gespenst ist, das man fürchtet. Sie erinnern sich vielleicht bey dieser Schilderung einer Römischen Damen-Toilette etwas ähnliches in Barthelemy's Reisen des jungen Anacharsis gelesen zu haben. Aber dort ist nur die Rede von den auf häusliche Eingezogenheit beschränkten Athenerinnen. In Rom war diefs alles ganz anders. Was jetzt die stolzesten Fürstinnen, die hochgebietende Frau eines englischen Nabobs in Bengalen, und die lau-

neubafteste russische Kinesin kaum in der übermüthigsten Herrscherlaune von ihren Dienerinnen verlangen dürften, und mit allen ihren Schätzen kaum bezahlen könnten, diefs machte die Frau eines Römischen Senators, eines Römischen Ritters, der ganze Länder beraubt, Könige zu seinen Füfsen gesehen, und Hunderte von Sklaven und Sklavinnen aus den unterjochten Provinzen in seine Häuser und Landgüter nach Rom und Italien geschleppt hatte, alle Tage beym Erwachen in ihrem Hause möglich.

Ein ganzes Heer von Sklavinnen, wovon einer jeden ihr eignes Geschäft, ihr besonderer Wirkungskreis beym Ankleiden und Ausschmücken ihrer Gebieterin angewiesen war, warteten auf den Wink ihrer erwachenden Domina. So liefs sich die gnädige Frau von ihrem Hausgesinde sowohl, als ihren Liebhabern und allen denjenigen nennen, die ihrem dro-

henden oder erhörenden Blick auf Tod und Leben, Gunst oder Ungunst unterworfen waren. [1]) Der grofse Sittenmahler Lucian hat uns von dieser Szene ein so treues und lebendiges Bild geliefert, dafs ich mir den Dank manches Liebhabers gewifs zu verdienen hoffe, wenn ich diese Schilderung hier abschreibe, zumal da der verdienstvolle Übersetzer des Lucians in unserer Sprache aus wichtigen, doch nicht in dieser Stelle liegenden Gründen, diefs ganze Gespräch unübersetzt gelassen hat.

„Sollte jemand diese Damen, so spricht Lucian, in dem Augenblicke sehen können, wo sie sich endlich aus ihrem Morgenschlafe erheben, so sollte er sicher glauben, er begegne einer Meerkatze oder einem Pavian, mit welchem beym ersten Ausgange des Morgens zusammenzutreffen, wir im gemeinen Leben für eine sehr schlimme Vorbedeutung zu halten pflegen.

Darum schliefsen sie sich auch um diese Zeit so sorgfältig ein, dafs sie kein Männerauge erspähen kann. Nun treten sie in einen Kreis von dienstfertigen Mütterchen und Zofen ein, die sich alle um die Wette bemühen, die erstochenen Reitze auf dem Gesicht ihrer Gebieterin von den Todten zu erwecken. Sich den Schlaf aus den Augen mit frischem Quellwasser zu waschen, und dann rasch und munter an ein hausmütterliches Geschäft zu gehen, welch eine abgeschmackte, altvätterische Zumuthung! Nein, da müssen vor allen Dingen allerley Salben und Pulver aufgetragen, und Schönheitstincturen angestrichen werden. Das Ganze hat völlig das Ansehn eines öffentlichen Prunkaufzugs. Eine jede Zofe und Aufwärterin hat ein anderes Stück der Toilette herbeyzutragen. Die eine bringt ein silbernes Waschbecken, die andere eine Bequemlichkeitsvase, die dritte eine Giefskanne,

wieder andere Spiegel und Büchsen, so viel nur immer in einer Apotheke in Reih und Gliedern stehen können. Und in allen diesen ist nichts als Unrath, Lug und Trug enthalten, in der einen Zähne und Zahnfleischbeizen, in der andern schwarze Wimpern und Augenbraunen, und andere dergleichen Tünchereyen. Doch die gröfste Kunst und die meiste Zeit wird an den Haarschmuck verschwendet. Einige, die die Wuth haben, ihr natürlich schwarzes Haar in blondes und goldgelbes umzutauschen, färben es mit Salben, die sie dann in der Sonne am Mittag eintrocknen und einbeizen lassen. Andere, die sich ihr schwarzes Haar noch gefallen lassen, verschwenden daran das ganze Vermögen ihrer Männer, und lassen einem das ganze glückliche Arabien aus ihren Haaren entgegen wehen. Da werden Brenneisen bey einem schmögenden Feuer warm gemacht, um damit krause Löckchen zu

schaffen, die die Natur verweigerte. Da müssen die Haare weit in die Stirn herab bald bis in die Augenbraunen gezogen werden, damit der Tummelplatz für die Liebesgötterchen auf der Stirne ja nicht zu grofs sey. Hinten aber wallen in stolzen Buckeln die Locken über den Rücken herunter.“ 1)

Aber hat hier nicht Lucian die Farben zu stark aufgetragen, und den armen Frauen seines Zeitalters zu viel gethan? Ich dafte mich vielleicht, um die Glaubwürdigkeit des Satyrikers zu retten, der bey dem Reichthum seines Witzes überhaupt nur selten zu jenem Nothbehelf des Mangels und der Caricatur, der Übertreibung, seine Zuflucht nimmt, auf einige sehr ehrwürdige Kirchenväter des zweyten und dritten Jahrhunderts, besonders auf den Zuchtmeister des Clemens von Alexandrien, und auf den Tertullian berufen, der eine eigne, zur Be-

kanntschaft mit den hoffärtigen Uppigkeiten seiner Zeit ganz unentbehrliche Schrift über den Putz der Frauen geschrieben hat. Aber ich besorge auch hier den Einwurf zu hören: Das sind Strafprediger, und diese Herren nehmen, wie bekannt, in ihrem Eifer die Sache auch nicht immer so genau. So mögen es denn die Leserinnen ihrer eignen Hartgläubigkeit zuschreiben, dafs ich sie vielleicht länger bey dieser vornehmen Morgentoilette zu verweilen ersuche, als ihnen selbst lieb ist, und sogar ihre Augen hie und da mit gelehrten Citaten belästigen mufs.

Unsere Domina — sie mag, doch ohne Präjudiz aller Römischen und nicht Römischen Damen gleiches Namens, Sabina heifsen — konnte bey ihrem Erwachen aus dem letzten süfsen Morgenschlummer gar kein anderes, als ein höchst widerwärtiges und zurückschreckendes Ansehen haben. Freylich ist der

Ausdruck unseres Lucians mit der Meerkatzenphysiognomie eben nicht der zarteste und gewählteste. Aber man urtheile selbst. Sie hatte, nach damaliger Sitte, Abends vor Schlafengehen sich über das ganze Gesicht einen Teig von Brot, das in Eselsmilch aufgefeuchtet worden war, legen lassen. Die Erfinderin dieses Schönheitsmittels war die berüchtigte Poppäa, die Gemahlin des Nero, gewesen, und man nannte diese Brotinkrustation, wodurch die Haut ausserordentlich weich und zart erhalten wurde, nach ihrem Namen. Die Nacht über war natürlich dieser Schönheitsleister auf dem Gesichte eingetrocknet, und gab nun beym Erwachen ihrem Angesicht das Ansehen eines zersprungenen und zerborstenen Kalch- oder Gypsüberzuges, womit ihn auch der Römische Satyrendichter, dem wir die genaueste Nachricht hierüber verdanken, ausdrücklich vergleicht. 1)

Rechnen wir nun den Umstand dazu, dafs unsere Dame, wie wir bald genauer sehen werden, noch vor Schlafengehen einige sonst sehr wesentliche Bestandtheile des menschlichen Antlitzes, als da sind Augenbraunen, Zähne, Haare u. s. w. mit ihren übrigen Kleidern ausgezogen hatte, und also auch von dieser Seite mehr dem Todtenkopf einer schönen Frau, über den Hamlet dort in der Todtengräberszene so herzangreifende Betrachtungen anstellt, als dem lebendigen Modell einer Venus des Praxiteles glich, so begreift man auch wohl ohne meine weitere Erinnerung, dafs die Vergleichung Lucians mit einem Thiere, das schon der alte Dichter Ennius eine Caricatur des Menschen genannt hat, [1]) wo nicht die ausgesuchteste und galanteste, doch die treffendste und pikanteste war, die sich hier machen liefs.

Doch ehe Sabina noch zu ihrer Toi-

lette ältre, hat schon die vielgeplagte Smaragdis, ihr eigentliches Leib- und Kammermädchen, [1]) zur Verehrung der Göttin Cloacina einige Dienstleistungen vollendet, die der Übermuth jener alten Herrscherwelt von ihren Sklaven und Sklavinnen durch ein Schnippchenschlagen mit den Fingern forderte. [2]) Auffallend ist daher der Anblick, gleich hinter der Sabina, so wie sie die Vorhänge von dem Eingange ihres Schlafzimmers zurückschlägt, [3]) um in das Anputzzimmer zu treten, noch eine Sklavin heraustreten zu sehen, die in der rechten Hand ein Nachtbecken aus Murrhinit-Masse 4) trägt!

Indeß nun Sabina in ihr *Dressing-room* oder Ankleidezimmer selbst tritt, und von dem schon stundenlang auf sie wartenden Schwarm von Sklaven und Aufwärterinnen in Empfang genommen wird, winkt sie der Sklavin, die das Amt

der Thürsteherin vor ihrer Antichambre hat, [1]) und stellt selbst die Befehle, welche Kaufleute, Wahrsager, Unterhändlerinnen und Briefträgerinnen jetzt allein Zutritt erhalten können. Für jeden andern Besuch ist Sabina krank, oder noch nicht aufgestanden. Wer wollte sich auch in solchen Ergänzungen und Zubereitungen, als hier erst noch veranstaltet werden sollen, von uneingeweihten Augen belauschen und in einer solchen Blöfse erblicken lassen? Ist sie doch von jeher die gelehrigste Schülerin des grofsen Meisters in der Kunst zu lieben gewesen, und dieser rief auch ihr die klugen Vorsichtsregeln ins Ohr: [2])

Niemals komme das Töpfchen zur Schau, das die Schönheit bewahret,
Eurem Geliebten! es hilft nur die verheimlichte Kunst.
Ekelhaft ist die Hefe, womit dein Gesicht du bestreichest,

Wenn sie von Wärme gelöst dir von den Wangen entroff. —
Hirschmark in Gegenwart andrer zu nehmen, geziemt nicht den Mädchen,
Noch sich zu reiben den Zahn, wenn er der Glättung bedarf.
Alles dienet zur Schönheit. Doch ist's kein reitzender Anblick,
Das entstehen zu sehn, was nur entstanden gefällt.
Jene Statue, die mit dem Namen des künstlichen Myron
Prangt, war ein roher Stein, war ein unförmlicher Klotz. —
Besser ist's, wir glauben, du schläfst, indem du dich schmückest.
Nach vollendetem Putz stehst du, ein Meisterwerk, da.
Alles frommt nicht den Männern zu sehn. Das meiste von deinen
Sächelchen ekelt uns an, wird es von innen geschaut.

Gewifs auch Sabina weifs, dafs in diesen ersten Momenten der Schönheitsschöpfung der Toilettenbesuch von einem jungen Herrn die gefährlichsten Geheimnisse entdecken würde. Auch ihr ist von einer verschmitzten Alten nicht umsonst erzählt worden, dafs Amor davon flog, als ihn die allzuneugierige Psyche mit der verrätherischen Lampe beleuchtete.

Kaum ist die Domina in den zahlreichen, ängstlich harrenden Kreis ihrer Zofen und Schmuckbereiterinnen eingetreten, so tritt jede in ihre eigne Funktion ein, jede bestrebt sich, durch pünktlichste Beobachtung ihrer Pflichten und die gewandteste Behendigkeit ihrer Gebieterin auch nur einen huldreichen Blick abzugewinnen. Wie einst, nach der Aussage der alten Geschichtschreiber, in Agypten ein jeder einzelne Theil des menschlichen Körpers seinen eignen Arzt

hatte, [1]) so dafs die Ohrenärzte, Augenärzte, Zahnärzte, Clystierärzte, Fufsärzte u. s. w. ihre eignen, von keinem ihrer Halbkollegen zu überschreitenden Gränzen und Territorialgerechtsamen auf dem Flächeninhalt des menschlichen Körpers streng in Obacht nahmen: so ist auch hier für jedes Schmuckgeräthe, für jedes einzelne Putz- und Kleidungsstück, ja für jeden Theil des zu ergänzenden, auszuglättenden, anzumahlenden und aufzuputzenden Körpers eine eigne Sklavin bestimmt, die nie etwas anders als diefs Geschäft zu thun, aber auch bey der geringsten Vernachlässigung in demselben augenblickliche, strenge Züchtigung zu erwarten hat. Diefs ganze Heer von Sklavinnen ist, um der gehörigen Ordnung willen, wieder in kleinere Geschwader und Rotten abgetheilt. Sie treten jetzt gleichsam compagnienweise auf. [2])

Treten also zuerst in Reih und Gliedern hervor die Schminkmädchen, die Weifs- und Rothauflegerinnen, die Augenbraunmahlerinnen und die Zahnputzerinnen. Man begriff die sämmtlichen Geschäfte dieser Klasse mit dem Griechischen Kunst- und Modeausdruck Kosmetik [1]) Denn so wie an den Toiletten gewisser deutscher Damen noch vor kurzen nur das ächtgestempelt und schön war, was in der Sprache des Franzmanns ausgedrückt und von Paris benennt werden konnte, so affektirten die Römischen Damen durchaus alles, was zu ihrem Putz gehörte, griechisch zu benennen, die Aufwärterinnen und Putzmädchen hatten Griechische Namen, wenn sich auch ehliche Dörferinnen, im nächsten Vorwerke geboren und auferzogen waren, und eine Schminke hätte sich sehr schlecht empfohlen, die nicht in einem Schächtelchen oder Büchschen

mit einer Griechischen Aufschrift überbracht worden wäre. Also die Mädchen, von denen hier die Rede ist, heifsen Kosmeten, und sind von den Haarputzerinnen und Haarfärberinnen sehr genau zu unterscheiden, die wiederum eine ganz eigne, für sich bestehende Klasse ausmachen. Skaphion, [1]) ein Mädchen mit einem Becken, worin ganz frisch gemolkene, laue Eselsmilch [2]) befindlich ist, wäscht der Gebieterin mit einem Schwamme die übernächtigen Brotkrusten aus dem Gesichte. Was sie hier abwischt, heifst in der Kunstsprache Kataplasma; die Seifenkugeln und Essenzen, womit die Haut glatt und gleissend gemacht wird, sind hier unter dem Namen Smegmata [3]) gekannt. Die einzelnen Benennungen dieser Seifen und Schönheitsessenzen weitläufiger anzuführen, würde eine eben so trockne als undankbare Unterhaltung gewähren. So

viel ist indefs aus allen Nachrichten gewifs, dafs auch in diesem Stücke, so wie überhaupt in allen Salben und Specereien, die nicht durch chemische Zubereitungen ihre Vollkommenheit erhalten dürfen, die Alten an Erfindsamkeit unsern Zeiten durchaus nichts nachgegeben, sie aber in vielem noch weit übertroffen haben. Ein Zeitgenosse des Cicero, Varro, nannte in seinen Satyren eine solche runzelvertreibende Hautsalbe sehr komisch einen Lederspanner, womit die Schuster das Leder auszudehnen und über den Leisten zu schlagen pflegen. [1]) Phiale heifst die zweyte Sklavin, die das zweyte Geschäft der Schminke besorgt, und nun die rein gewaschenen und ausgeglätteten Wangen mit Weifs und Roth anmahlt. [2]) Doch darf sie diese kosmetische Operation nicht eher vornehmen, als bis sie vorher einen metallenen Spiegel angehaucht und

diesen der Gebieterin zum Beriechen dargeboten hat. Dadurch erkennt Sabina, ob das Mädchen einen reinen, wohlriechenden Speichel im Munde führt, und die ihm regelmäfsig vorgeschriebenen Pastillen fruh gekaut hat. Denn mit Speichel mufs Phiale nun die Schminke erst anreiben und so auftragen, wenn sie die gehörige Glätte und Dauer auf den Wangen der Domina erhalten soll. [1])

Die Schächtelchen und Muschelchen und der ganze Apparat, womit schon damals die Frauen Gottes Schöpfung verpfuschten, um mit Hamlet zu reden, ruhen in zwey Kästchen aus Elfenbein und Bergkrystall, die damals unter dem Griechischen Namen Narthekia ein kostbares Stück der weiblichen Toilette ausmachten. [2]) Gewifs werden meine Leserinnen mir nicht die Unbedachtsamkeit zutrauen, dafs ich hier öffentlich alles verrathen würde, was das Genie erfinde-

rischer Damen in diesen Büchsen und Kästchen so sorgfältig verborgen hielt. Man kennt ja das englische Volksmährchen, welches erzählt, dafs einem Handwerksburschen, der die schöne Lady Godiva, als sie nackend durch Coventry ritt, durch einen Fensterladen beguckte, die Augen, wie die alte Überlieferung sagt, den Augenblick ausfielen. [1]) Der guckende Thomas von Coventry *(the peeping Tom of Coventry)* sey jeder sträflichen Neugier ein warnendes und schreckendes Beyspiel. Nur so viel sey mir im Allgemeinen anzudeuten erlaubt, dafs aufser dem saturnischen, ätzenden Bleyweifs, welches auch schon damals ein sehr beliebtes Schminkmittel war, fast alle übrigen Schminken aus dem unschuldigeren Pflanzen- und Thierreiche genommen, [2]) und also weit weniger zerstörend und anfressend waren, als die berüchtigten Schönheitsmittel unserer

Tage, [1]) und so konnte nach der bekannten Fabel Psyche auch damals schon die Schönheit für ihre strenge Frau Schwiegermutter in einem Büchschen aus der Holle holen, wo solche Mixturen doch eigentlich nur gekocht werden sollten.

Während die geschäftige Phiale mit dieser Mahlerey alle Hände voll zu thun hat, wartet auch schon die dritte Sklavin, Stimmi ist ihr Toilettenname, mit einer Muschel in der linken Hand, worin eine feine Schwärze von gepülvertem Bleyglanz (*galene de plomb*), die wie Rufs aussieht und auch wohl schlechtweg Rufs (*fuligo*) genannt wurde, eingerieben und mit Wasser angemacht ist, und in der Rechten eine Art von Nadel oder Pinsel haltend. Was nämlich jetzt noch im Orient einen Hauptgegenstand der weiblichen Verschönerungskunst ausmacht, schwarze Augenwimpern und Au-

genbraunen, die in zwey schön gewölbten Halbkreisen an der Nasenwurzel eng an einander laufen und sich gleichsam begegnen, [1]) war auch schon bey den alten Griechinnen und Römerinnen ein unerläfsliches Erfordernifs einer schönen Frau, und so wie in den Harems der Türken die Frauen oft Stunden lang damit zubringen, mit einem schwarzen Staub, den sie Surmé nennen, sich Wimpern und Augenbraunen anzumahlen; [2]) so war diefs auch ein vorzügliches Toilettengeschäft bey den Römerinnen, und verdiente wohl, von einer eignen Sklavin besorgt zu werden. Sie heifst hier Stimmi, welches der Griechische Name der Augenschwärze ist, die bey den Römern, mit einer geringen Veränderung der Buchstaben, Stibium hiefs. Es war ein Pulver entweder aus Bleyglanz oder aus Spiefsglas oder Wifsmuth, so wie es jetzt

noch die Orientalerinnen zur Surmé brauchen, [4]) und wurde auch eben so mit zwey oben etwas krumm gebogenen Griffeln, deren sich noch jetzt die türkischen Frauen dazu bedienen, aufgetragen. Stimmi's geübte Hand hat mit dem köstlichsten Kallibleparon (so nannte die Toilettensprache zierlicher, was dem Droguisten Stimmi hiefs) ihre Gebieterin in eine farrenäugige Juno, um mit Vater Homer zu sprechen, umgeschaffen. [5]) Die Augenbraunen sind nun aufs zierlichste angepinselt. An ihre Stelle tritt Mastiche, die Zahnputzerin. Sie reicht der gnädigen Frau das, wovon sie selbst den Namen hat, Mastix aus der Insel Chios, welches die Damen alle Morgen gegen die Fäulnifs angefressener Zähne zu kauen pflegten. Neben den weifsgelblichen, durchsichtigen Körnern von der Mastixpistazie [5]) trägt Mastiche auf einem goldnen

Tellerchen, um bey dem ganzen Apparat von Zahntinkturen und Pulvern es an nichts fehlen zu lassen, auch in einem zierlich gedrehten Onyxfläschchen Urin eines noch ganz reinen und unschuldigen Knaben, und in einer niedlichen goldnen Muschelschaale auch fein pulverisirten Bimsenstein, der durch die Beymischung eines sehr fein zerriebenen Marmors in allerley Farben spielt. Doch diefs nur zum Schein. Die Zähne, die hier in einer niedlichen Kapsel verwahrt, von der klugen Zahnputzerin so eben in das zahnlose Fleisch eingereiht werden sollen, bedürfen dieser künstlichen Politur nicht, und die allenfalls noch vorhandenen Backenzähne können durch kein Zahnpulver in der Welt geglättet und gebleicht werden. Denn um der Zweifler willen sey es erinnert, dafs die Täuschung mit erborgten Zähnen von Elfenbein, die mit Gold ins Zahnfleisch ein-

gesetzt wurden, schon so alt ist, dafs sogar schon in den ältesten Gesetzen der Römer, den zwölf Tafeln, der Fall ausdrücklich erwähnt wurde, wenn eine Leiche falsche Zähne mit Gold eingesetzt habe. [1]) Aus den Sinngedichten des Martial schliefsen wir, dafs dieser Zahnbetrug zu seiner Zeit allgemein gewesen seyn müsse. [2]) So führt er einmal das Zahnpulver redend ein: (XIV, 56.)

Weib, was willst du von mir? Ich diene jungen
Mädchen: keine gekauften Zähne putz' ich.

Und so wäre denn überhaupt dieser erste Morgenbesuch beym Putztische einer galanten Römerin trotz des ungeheuern Gepränges, das sich in der Menge der sie umringenden und einzeln abgerichteten Sklavinnen zeigte, ein tröstlicher oder auch niederschlagender Beweis mehr, dafs

im gepriesenen Alterthum die Göttin Mode nicht allein eben so viele Verehrerinnen und Altäre gezählt habe als jetzt, sondern dafs ihr auch ungefähr mit demselbigen Weihrauch und mit derselbigen Andacht wohlgefällige Morgenopfer dargebracht wurden, womit noch jetzt an so manchem Putztische dieser allgebietenden Göttin gehuldiget und geräuchert wird. Auch damals hätte schon mancher Portraitmahler dieselbe Entschuldigung machen können, womit der berühmte Liotard, wie Lord Chesterfield erzählt, einst eine so übertünchte und zusammengeflickte Schöne, die sich von ihm mahlen lassen wollte, zurückwiefs: er habe nie ein anderes Werk kopirt, als was er und der liebe Gott gemacht hätten. [1])

Was der Römische Epigrammatist seiner Landsmännin sagt: [2])

Galla, dich flickt dein Putztisch aus hundert Lugen zusammen;
Während in Rom du lebst, röthet dein Haar sich am Rhein.
Wie dein seidenes Kleid, so hebst du am Abend den Zahn auf,
Und zwey Drittel von dir liégen in Schachteln verpackt.
Wangen und Augenbraunen, womit du Erhörung uns zuwinkst,
Mahlte des Madchens Kunst, die dich am Morgen geschmückt.
Darum kann kein Mann zu dir: ich liebe dich, sagen.
Was er liebt, bist nicht du! Was du bist, liebet kein Mann. —

das sagte sechzehn Jahrhunderte später la Bruyere auch den seinigen: [1]) „Ich habe die Stimmen der Männer gesammelt, und fast alle waren der Meinung, dafs es ihnen eben so verhafst sey, die

Weiber mit Bleyweifs auf dem Gesichte, als mit falschen Zähnen im Munde und mit Wachskugeln in den Kinnbacken zu sehen. Die Männer protestiren ernstlich gegen jedes Kunststück, das die Weiber zu ihrer Verhäfslichung anwenden. Sie behaupten, dafs sie vor Gott und Menschen daran unschuldig wären, und es für ein untrügliches Mittel hielten sie zu heilen, wenn sie an den Weibern krank lägen."

Anmerkungen.

Seite 3. 1) Die neuesten Bemerkungen, die der gelehrte du Theil dem Pariser Nationalinstitut über den wahren Zeitpunkt mitgetheilt hat, worin Pompeji, Herculanum und Stabiä völlig verschüttet worden sind, (nach Chr. G. 470) kann allerding die Ansicht sehr vieler für weit älter gehaltenen Gemählde und Antiken des Museum von Portici sehr verändern, und die bis zum Lächerlichen übertriebene Bewunderung derselben abkühlen, trifft aber auf keinen Fall diese schon aus weit frühern Zeiten abstammenden und schon im Alterthum aus einer andern Wand ausgeschnittenen vier Gemählde, die als Compagnons gedacht und erklärt werden müssen.

S. 4. 1) Reise in Deutschland, Italien und Sicilien von F. L. Graf von Stolberg Th. III. S. 88.

§. 5. 1) Die Catheder der Frauen. Bey den Römerinnen hiefsen diese etwas erhabenen Familiensessel in ihren Zimmern Catheder. Wenn der Epigrammendichter Martial einen Stutzer schildert, so sagt er IV. 79. er treibe sich den ganzen Tag zwischen den Cathedern herum, d. h. an den Putzstühlen und Toiletten der Damen. Wahrscheinlich nehmen manche junge Herren auf unsern Universitäten dies Wort noch in dieser ächt römischen Bedeutung. Es liefse sich auch nach Chimentelle *de honore bisellii* und Scheffer *de re vehiculari* II, 4. p. 64. ff. über die Catheder eine sehr unterhaltende Abhandlung schreiben. Ein englischer *Upholsterer* (Möblirer) kann über die passendste und eleganteste Form der neuesten Modestühle nicht mehr klügeln, als es die Römerinnen mit ihren *cathedris* thaten. Da man im Alterthum fast alles liegend auf den Knien schrieb und las, (weswegen es ein grofser Verstofs gegen das Costum ist, wenn neuere Künstler alte Dichter oder Schriftsteller an einem Schreibetisch sitzend vorstellen — Nur lehrend safsen sie auf einem *hemicyclio*. S. *Visconti* zu *Pio-Clementin. T. III. p.* 18. übrigens schrie-

ben sie alles liegend *in lectulo lucubratorio*), so war diese Positur den Damen etwas unbequem. Daher wurden die Armlehnen an den Cathedern so eingerichtet, dafs sie zugleich zu einem Sekretär, Schreibepult, dienten. Man sehe Passerat zum Properz IV, 5. 37. wo die Kupplerin den Unterricht an ein Buhlschwesterchen ertheilt, sie müsse, während der Liebhaber schmachtend da kniee, etwas zu schreiben scheinen: *posita tu scribe cathedra Quidlibet.* Dafs der Toilettenapparat darauf ausgelegt werden konnte, sieht man aus Phädrus III. 8. *ubi vid. VV. DD.* Da man sich auch darin tragen liefs, so mufsten sie Leichtigkeit mit Eleganz verbinden. Es scheinen daher die Rucken- und Armlehnen zuweilen auch aus zierlichem Flechtwerk oder aus Weidenzweigen korbartig gemacht gewesen zu seyn. Daher Plinius in einer Stelle, die jetzt noch aus Handschriften Verbesserung erwartet, XVI. 37. s. 68. von der Weidenruthe sagt, sie wäre: *in deliciis supinarum cathedrarum aptissimae.* Übrigens ist diese *cathedra* nur eine Abart des Griechischen **θρόνος**. Theocrit XIV. 39. nennt sie **δίφραξ**. Man vergleiche die Griechischen Scholien.

S. 6. 1) Brautschmückungen kommen besonders auf den Griechischen Vasengemählden sehr häufig vor, wo man diefs Sujet gewöhnlich für solche Vasen gewählt zu haben scheint, die der Braut zum Hochzeitgeschenke gemacht werden sollten. Man sehe z. B. in Tischbeins neuesten Sammlungen, *Recueil de gravures d'après les vases antiques T. I. pl.* 5. 47. *T. II. pl.* 34. 36. S. Böttigers Vasenerklärungen Heft I. S. 140 ff.

S. 9. 1) Die Mifs *in her teens*, oder die Tochter eines Römers von ihrem 14ten Jahre an wurde schon Domina, d. h. mein gnädiges Fräulein! genannt. Diefs lernen wir aus dem Griechischen Sittenbüchlein des Philosophen Epictet (*Enchiridion cap.* 62), der dabey die unartige Bemerkung macht, dafs man die Weiber blofs darum in der Titulatur zu Gebieterinnen mache, weil man ihre Ohnmacht nicht fürchte, und weil sie doch nur durch Kunst der Toilette gefallen und herrschen könnten. Fürwahr, eine solche Ungehörigkeit konnte doch nur ein bärtiger, ungeschliffener Stoiker über seine Zunge kommen lassen! Der Titel *domina* stieg bald

bis zur niedrigsten Volksklasse herab, und so grofs der Zwischenraum zwischen einer *ci-devant Madame Royale* und einer *Madame der halles* in dem vormaligen Paris war: so unermefslich und noch unermefslicher war der Abstand zwischen der Domina, wie die Kaiserinnen selbst auf Münzen und Inschriften genannt wurden, (S. Spanheim *de praest. numism. T. II. p.* 487.) und einer Domina, wie sie sich beym Petron (*cap.* 62. *p.* 330. *ed. Burmann.*) aus Überfüllung an einem Bärenbraten besp - - t. Vergl. Gruters *Inscrippt. p. DCCXL*, 8. wo ein ganz gemeiner Römer, wie es scheint, seiner seligen Frau zuruft: FAVE DOMINA. VALE DOMINA.

S. 12. 1) Aus dem Gespräche Lucians, *Amores* oder die Liebkosungen betitelt T. II. p. 440 ff. *ed. Wetten.* Man vergesse nur nicht, dafs Lucian in den meisten seiner Schriften keineswegs Griechische Sitten schildert, sondern die Sitten seiner Zeitgenossen in der Römischen Welt unter den Antoninen.

S. 14. 1) Juvenal VI. 467. nennt diese *Poppaeana* ganz bestimmt einen Kalchanwurf (*tectorium*).

Interea foeda aspectu, ridendaque multo
Pane tumet facies —
Tandem aperit vultum et tectoria prima reponit,
Incipit agnosci.

Man bediente sich aufser dieses fetten Teigs noch einer andern aus Bohnenmehl und Reifs gekneteten Masse (*lomentum*), durch die man die Haut zu entrunzeln und zu glätten suchte. Die Nachtmasken unserer Damen aus feinem Leder sind doch in der That gegen diese Kleisterüberzüge noch eine wahre Bequemlichkeitserfindung.

S. 15. 1) *Simia quam similis turpissima bestia nobis.* Beym Cicero *de nat. Deor. I.* 35.

S. 16. 1) In einer, wie es scheint, sehr lückenhaften Inschrift beym Gruter *pag. DLXXXI 1.* 5. kommt eine *cubicularia Zmaragdis* vor. Fabretti's Bemerkungen zu dieser Inschrift *ad column. Trajanam. p.* 184. begegnen noch gar nicht allen Schwierigkeiten dieses sonderbaren Gedächtnifssteins.

S. 16. 2) Nachttopf-Sklaven. Da die Frage, die der Satyrendichter Juvenal einer Romerin einmal in vollem Ernste thun lafst: Ist denn der Sklav' ein Mensch? überall als Grundmaxime ihres Betragens gegen die Sklaven, wo nicht mit Worten, doch durch Handlungen sich aussprach, so machte es einen Theil des herrischen Betragens im Alterthum aus, die Befehle an Sklaven blofs durch Winke und Zeichen auszudrücken. Daher denn der fromme Clemens von Alexandrien in seinem Zuchtmeister (*Paedagogus*) *II. 7. p. 174. Syl.* das Schmalzen mit der Zunge, das Pfeifen, und das Schnippchenschlagen mit den Fingern, wodurch man die Sklaven ruft (*οἱ διὰ τῶν δακτύλων ψόφοι, τῶν οἰκετῶν προκλητικοί*), als ein Betragen mifsbilligt, wodurch die Menschen, die doch mit Vernunft begabt wären, zu unvernünftigen Thieren herabgewürdigt wurden. Das Schnippchenschlagen (*digitis concrepare*), welches bey uns öfter ein Zeichen des Spottes ist, war bey den Alten überhaupt ein Ruf, ein Zeichen, dafs man kommen sollte. Siehe Broekhuys zu Tibull I, 2. 55. Aber eine ganz besondere Bedeutung

hatte es, wenn der Herr während der Mahlzeit oder des Nachts damit ein Zeichen gab. Dann kam der darauf abgerichtete Sklav dem natürlichen Ausleerungsdrang seines Herrn sogleich durch Unterhaltung eines Gefäfses zu Hülfe, das oft seinem Material nach eben so kostbar, als seiner Bestimmung nach unedel war. Die bekannten Worte aus dem Gastmahl des Trimalchio beym Petron c. 27. p. 97. *Burmann. Trimalchio homo lautissimus digitos concrepuit, ad quos signum spado matellam ludenti supposuit*, werden durch mehrere Epigramme Martials bestätigt. Die Stellen hat schon Ramirez de Prado zu III. 82. p. 278. gesammelt, wo ein Verschnittener *delicatae scitator urinae*, „der dem zarten Urin mit weisen Berührungen nachspürt", bey einem ähnlichen Gastmahle vorkommt. Am stärksten sagt es ein Epigramm des Dichters auf den Nachttopf, der selbst redend eingeführt wird XIV, 119.

Wenn das Schnippchen erklingt und der Sklav mich zu bringen gesaumt hat,
Fliefset dem Kissen oft zu, was nur der Schaale gehört.

Diese ganze Unsitte mufs übrigens in den Tischgebräuchen der Griechen ihre Erklärung finden. Es ging bey ihnen zu, wie bey den Engländern, wenn sich die Damen entfernt haben, und nun von den entfesselten Männern dem Bacchus geopfert wird. Bey den Griechen kam die ehrbare Frau gar nicht zur Männermahlzeit, bey den Britten entfernt sie sich, um das Bacchanal nicht zu stören. Da standen nun den Gästen auch Nachttöpfe zur Bequemlichkeit in Bereitschaft, wie jetzt noch bey den Bullengelagen (niedersächsisches Wort für Mahlzeit, wo blofs Männer speisen) in England. Schon Äschylus und Sophocles sprechen in ihren satyrischen Dramen von Nachttöpfen, die sich die Gäste einander an die Köpfe warfen, beym Athenäus I. 30. p. 64. *Schweigh.* Später nahm man nun noch von den üppigen Orientalen den wollüstigen Übermuth an, sich durch schöne junge Sklaven während des Trinkgelags auch hierin Handreichung leisten zu lassen. Aber auch die Alten fühlten das Emporende dieser Abwürdigung. Ein in die Sklaverey verkaufter Spartanischer Jüngling stürzte sich vom Dache, um dieses Dienstes überhoben zu seyn.

S. Plutarchs Lakonische Apophthegmen *in Variis* 35. *T. I. P. II. p.* 934. *Wyttenb.* Epictet untersucht in seinen Dissertationen beym Arrian I, 2. 8. sehr genau die kritische Frage, ob sich ein Sklav dazu entschliefsen könne, seinem Herrn den Nachttopf vorzuhalten, wo Upton's Anmerkung p. 29. *ed. Schweigh.* zu vergleichen ist. Aus einer andern Stelle dieser stoischen Unterhaltungen I, 19. 17. sieht man, dafs der Kaiser eigne Sklaven *ἐπὶ τοῦ λαβάνου* hielt. Das königliche Frankreich sah noch wunderbarere Dinge, eine Hofdame vom ersten Range dem Könige Ludwig dem Sechzehnten die Kammerdienste auf dem geheimen Kabinet leisten. S. Soulavie's *Memoires historiques du regne de Louis XVI. T. III. p.* 48.

S. 16. 3) Die Alten hatten im Innern der Gebäude fast nirgends eine Thür, sondern blofse Gardinen und Teppiche zu Vorhängen. Daher die umhängenden Tapeten auf alten Denkmälern (*παραπετάσματα*), um allerley Zimmer-Abtheilungen anzudeuten. Daher die *velarii* in grofsen Pallästen, die eine eigene Bedienung ausmachten. Die hierher gehöri-

gen Stellen hat aufser Sagittarius auch schon Pignori gesammelt *de servis p.* 227 *sqq.* vergl. Winkelmann *Storia delle Arti T. III. p. 69. ed. Fea.*

S. 16. 4) Gegen silberne Nachttöpfe, als eine sehr gewöhnliche Sache, eifert schon der Kirchenvater Clemens. Man sehe die Erklärer des Petron *c.* 27. *p.* 96. Man machte sie auch aus der köstlichen Komposition, die unter dem Namen korinthische Bronze im Alterthum bekannt war, und Cicero spottet daher schon über die damaligen Connoisseurs, die die ächte Composition an einem solchen Gefafs durch den oxydirten Geruch des Metalls erprobten. *Parad. V*, 2. Vergl. N. Teutscher Merkur 1800. Mai. S. 225. und Scherers Grundrifs der Chemie (Ausg. von 1800.) S. 518. Die *Vasa murrhina* sind nach der mit Recht bezweifelten Hypothese des Grafen von Veltheim in seiner Schrift *über die Murrhiniten*, in der Sammlung seiner Aufsätze Th. I. S. 195. ff. chinesische Speecksteine gewesen. Der Gebrauch, der hier davon gemacht wird, stände jener Behauptung nicht entgegen. Denn warum

sollte Sabina, die überall eine so grofse Freundin des Orientalismus ist, diese damals in Rom für äufserst kostbar gehaltene Masse nicht noch dem Silber vorgezogen haben? Übrigens bemerkt schon Ulpian in den Pandecten, dafs das Silber, was zu dem Nachtgeschirr der Damen (*scyphia*) gebraucht werde, nicht zum eigentlichen Silbergeschirr zu rechnen sey.

S. 17. 1) Sie hiefsen *Janitrices*. Siehe Pignori *de servis*. Die Mädchen waren auch sonst zum Horchen und zum Verschicken gut zu gebrauchen. Einer solchen bediente sich z. B. die Frau des Landpflegers von Judäa. S. Johannes XVIII, 16. 17.

S. 17. 2) Ovids Kunst zu lieben III, 209-230. Die von Strombechische Übersetzung (Gottingen 1795.) konnte wegen ihrer Härten nur wenig gebraucht werden. Übrigens verdienet diese Kunst zu lieben nebst der eben so geistreichen und noch moralischern Hausapotheke, den *remediis amorum*, wegen ihrer wahren Originalität und als das lebendigste Sittengemählde des Augusteischen

Roms gewifs einen weit höhern Rang unter dem wenigen, was die Camönen nicht blofs durch griechischen Mund den römischen Sängern offenbarten, dafs nur eine übertriebene Ängstlichkeit bis jetzt eine classische Bearbeitung dieser in seiner Art einzigen Lehrgedichte verhindern konnte. Sehr fein und gegründet ist Manso's Bemerkung über den Zweck, der dem ganzen Plane des Gedichts zum Grunde liegt, Nachträge zu Sulzers Theorie B. III. St. II. S. 339.

S. 20. 1) Herodot II. 84. vergl. Sprengels *Geschichte der Arzneykunde T. I.* S. 78. neuere Ausgabe. Die Ägypter behandelten also den menschlichen Körper, wie die guten Fabrikanten ihre Fabrikoperationen. Herr Nemnich hat in seiner Reise durch England im Sommer 1799. sehr gut gezeigt, dafs die möglichste Vertheilung der einzelnen Theile des Fabrikats unter einzelne Fabrikanten, die ihr ganzes Leben hindurch nur diefs thun, die Hauptursache der Vortrefflichkeit englischer Fabrikate sey.

S. 20. 2) Man halte diefs ja für keine Übertreibung. Wer die bey Lorenz Pig-

nori in der gelehrten Schrift über die Sklaven der Römer (*de servis ed. II. Batav.* 1656.) S. 191-204., die Anmerkungen des Reinesius *Ad inscriptt. Cl. I. 89. p.* 125. und Gori zu dem im vorigen Jahrhundert erst entdeckten und beschriebenen *Columbarium Liviae Augustae* zu vergleichen und die daselbst angeführten Stellen zu prüfen Gelegenheit hat, wird zu allen die Belege finden. Eine Römische Dame aus den Zeiten, wo wir unsere Sabina hinversetzen, hatte mindestens 200 Freygelassene und Sklavinnen zu ihrer täglichen Bedienung.

S. 21. 1) Ovid hat eine Schminkkunst gedichtet, wovon aber nur die ersten hundert Verse auf unsere Zeiten gekommen sind. Die Kosmetik macht einen eignen Theil der alten Arzneykunde aus, worüber schon im Alterthum zwey Leibärzte, Archigenes am Hofe der Cleopatra, und Criton am Hofe der Plotina, der Gemahlin des Kaisers Trajans, ihren erlauchten Gebieterinnen eigne Werke zugeschrieben haben. S. *Fabricius bibliotheca Gr. vol. XII. 688 sqq.* Man vergleiche, was der gelehrte Arzt Triller

in Wittenberg in einer besondern Abhandlung gesammelt hat: *de remediis veterum cosmeticis eorumque noxis. Vit.* 1757. 4.

S. 22. 1) Das Wort heifst im Griechischen ein Becken: als Name eines Putzmädchens steht es in einem Lustspiele des Plautus: das Gespenst (*Mostellaria*) I, 3. wo eine Griechische Putzszene auf dem Theater vorkommt.

S. 22. 2) Eselsmilch, ein Conservationsmittel. Die Eselsmilch ist schon im Alterthum nicht blofs als ein Restaurationsmittel der Lungen, sondern auch der Haut angesehen worden. Man hatte über ihre Zartheit die sonderbarsten Sagen. So erzählt der christliche Sophist Synesius in einem Briefe, den uns Fabricius *biblioth. Gr. T. VIII. p.* 246. *ed. pr.* aufbewahrt hat, dafs sie sich, wenn man sie aufhübe, in wenig Tagen selbst verzehre. *Nullum celerius evanescit*, sagt schon Plinius XXVIII, 10. s. 65. Wider die Auszehrung verschrieben sie schon die alten Ärzte. S. die *Epitome* des Theophanes Nonnus *c.* 153. *p.* 419. *ed. Bernardi*, und

aus des Vigneuil Marville *Melanges T. II. p.* 129. ist bekannt, dafs der berühmte Arzt Guy Patin in Paris schon zu seiner Zeit die Bemerkung machte, dafs in Paris viele Personen durch eine jährliche Eselsmilchkur das achtzigste Jahr erreichten. Die Hauptstelle über die Eselsmilch, als kosmetisches Mittel, ist beym Plinius XXVIII, 12. 8. 12. *Cutem in facie cruguri et tenerescere et candorem custodire lacte asinino putant.* Dabey führt er den lächerlichen Aberglauben an, dafs einige Weiber sich gerade siebzigmal des Tages mit der Eselsmilch bäheten und wuschen, weil man diese Zahl auch im Alterthum für eine sehr vollkommne Stufenzahl hielt. Die Geschichte mit der Poppäa, die sich grofse Heerden von Eselinnen auf ihren Reisen nachkommen liefs, um sich in Badewannen voll Eselsmilch zu baden, ist aus dem Plinius XI, 41. und andern Schriftstellern bekannt. S. Reimarus zum Dio *T. II. p.* 1024. 146. Wir werden auch unsere Sabina davon Gebrauch machen sehen, wenn wir in der Fortsetzung dieser Szenen auf die Badebesuche kommen. Natürlich hat

man auch dies, wie billig, den Eseln zum Verdienste anzurechnen gewufst. So hat der gelehrte Pariser Professor Jean Passerat in seiner mit eben so viel Laune als Belesenheit geschriebenen Lobrede auf den Esel (*Encomium asini*) auch die Wundereigenschaften seiner Milch in Anschlag zu bringen nicht vergessen, und der in der Künstlerwelt berühmte Direktor der königlichen Akademie zu Neapel, W. Tischbein, hat in seiner komischen Thierepopee: Geburt, Schicksale und Tod eines Esels (eine Gallerie allegorischer Zeichnungen, worin das Leben eines Esels in allerley Situationen dargestellt wird,) auch eine Eselsmutter vorgestellt, die vor dem Hause eines reichen Kanonikus gemolken wird, um ihn zu den Liebkosungen der niedlichen Mädchen, die an seiner Hausthüre die gemolkene Milch in Empfang nehmen, noch länger Kräfte zu verleihen. Schade, dafs diese Zeichnungen sich immer noch blofs in den Portefeuillen des Künstlers befinden.

S. 22. 5) Saumaise zu den *Scriptt. hist. Aug. T. I. p.* 42.

S. 23. 1) Festus *s. v. tentipellium.*

S. 23. 2) Der Name Phiale, als einer schmückenden Zofe gehörig, kommt beym Ovid vor in den Metamorphosen III, 172.

S. 24. 1) Schminke mit Speichel. Die Alten hatten ein ganzes Receptbuch, wobey immer der Speichel des Menschen das Hauptingredienz war, besonders der Speichel einer nüchternen Frau. S. Plinius XXVIII, 7. s. 22. mit Harduins Anmerkung. Es ist merkwürdig, dafs das altfranzösische *fard*, welches Menage im *Dictionnaire Etymologique p.* 305. fälschlich von *fucus* ableitet, vom italiänischen *farda*, schleimichter Speichel, abgeleitet werden mufs, weil, wie Grandi in seinem Briefe an Ludolf sehr gut bemerkt, die Weiber den Merkuriussublimat, woraus die Schminke besteht, mit Speichel mischten. Daher sagt Ariost in seiner ersten Satyre:

Voglio che si contenti della faccia
Non sia ch'ad hiacca e farto col sudore

Delle Giudee ch' il vendon, ne con tempre
Di muschio ancor perde l'odor cattivo.

S. 24. 2) So nannte man nicht blofs die Salben - sondern auch die Schminkkästchen. Siehe zu Martial XIV. 75. Dafs in dem Museum zu Portici noch jetzt ein solches krystallenes Kästchen, durch welches die Schminke vollkommen wie *Rouge de Paris* aussieht, von den Fremden bewundert wird, ist bekannt.

S. 25. 1) Siehe Hüttners Beyträge zur Kenntnifs Englands St. VIII. S. 45.

S. 25. 2) Die Grundlage bey aller rothen Schminke machte ein Moos, woraus noch heutzutage am mittelländischen Meere das Lackmufs zubereitet wird, die Orseille, *Lichen roccella*, *Linn.* wovon Beckmann Geschichte der Erfindungen I. Seite 358. ff. sehr gelehrt gehandelt hat. Diefs Moos hiefs bey den Griechen und Römern *fucus*, und diefs wurde die allgemeine Benennung aller Schminke. Aufserdem bediente

man sich auch noch anderer Farbepflanzen, besonders der *Anchusa tinctoria*, *Linn.* Aus dem Thierreiche war besonders ein aus dem Schmutze der Attischen Schaafe, so wie er sich an einige schweifsige Theile der Wolle anklebte, abgekochter Extrakt, *Oesypum* genannt, (S. die Citate zum Hesychius T. II. p. 734.) und der pulverisirte Crocodilenmist aus Ägypten, der gegen die Hautausschläge und Sommerflecken gebraucht wurde, (S. die Erklärer zu Ovids *art. amand. III.* 270.) ein sehr beliebter Bestandtheil der Toilette.

S. 26. 1) S. den launigen Aufsatz im *European Magazine* 1797. *The adventures of Mercury p.* 307. *sqq.* Selbst die so gerühmten und als unschuldig empfohlnen Waschwasser haben mineralische und also korrosive Theile. „So viel ich derselben kennen gelernt habe, so enthalten sie alle Quecksilber oder Bley in feinerer oder gröberer Gestalt genug, die zwey schrecklichsten Gifte.“ Worte des menschenfreundlichen Hufeland in dem lesenswürdigen Aufsatz: Einige Schönheitsmittel nicht aus Paris.

in seinen *Gemeinnützigen Aufsätzen zur Beförderung der Gesundheit.* (Leipzig bey Göschen 1794.) S. 85. Des französischen Arztes Moreau's neuestes Werk über die Schönheitsmittel liefert die besten Belege dazu.

S. 27. 1) Die hierher gehörigen Stellen hat Fischer zum Anakreon XXVIII, 16. mit dem gründlichsten Fleifse gesammelt. Vor ihm hatte es schon Junius *de pictura III*, 9. gethan. Auch die Neugriechinnen haben diese Vorliebe für die schwarzen Augenbraunen und Wimpern beybehalten. S. Guys *Voyage literaire en Grece T. I. p.* 106. *ed. pr.*

S. 27. 2) Daher sagt ein Liebhaber in einem türkischen Liebesliede: er fürchte sich seine Geliebte zu küssen, wegen der Skorpionsscheeren, die sie über ihren Augen habe. Niemand hat uns neuerlich diesen Theil der orientalischen Toilette genauer beschrieben als Sonnini *Voyages dans la haute et basse Egypte T. I. ch.* 16. *p.* 290. *sqq.* In den Waarenverzeichnissen der Levante kommt auch Schminkschwärze häufig unter dem Namen

Alquifoux oder Arquifoux vor. Das Stimmi ist also die *galena fossulata*, der Bleyglanz, und keineswegs das Alkohol oder Spiefsglas, wie Grandi in seinem Briefe an Ludolf S. 117. glaubt. Dieser Grandi war ein Arzt zu Venedig im 17ten Jahrhundert, der alles, was sich aus dem Alterthum und aus dem Munde neuerer Reisender hierüber sammeln liefs, sehr fleifsig in diesem Brief zusammenstellte in den *Ephemeridibus Naturae Curiosorum Anni I I. Decur. II. p.* 81. *seqq. Append.*

S. 28. 1) *Dallaway's* (im Gefolge des vorigen englischen Gesandten Ainsley in Constantinopel) *Constantinople ancient and modern* (London 1794. 4.) *p.* 30. Man vergesse hierbey nicht, dafs in der Levante die Sitten der Vorzeit, besonders in den Harems, von Geschlecht zu Geschlecht unveränderlich erhalten wurden, und dafs in allen diesen dort kein Wechsel der Moden, wie etwa der Mondphasen, ist.

S. 28. 2) Die Hauptstelle ist im Juvenal von einem fanatischen Weichling: *Ille super-*

cilium madida fuligine tactum Obliqua producit acu pingitque trementes Attollens oculos. Petron c. 110. p. 505. nennt dieſs witzig: die Augenbraunen aus der Schminkbüchse holen, *supercilia proferre de pyxide.* Die ganze Zubereitung dieser schwärzenden Augensalbe hieſs bey den Römischen Damen, wie wir aus einem Fragment des Varro beym Grammatiker Nonius wissen S. 607. *Callilepharon*, Schönauge. S. Bernard zu des Nonnus Recepten oder *Epitome c.* 53. *p.* 219. Sie wurde mit einem besondern Werkzeuge aufgetragen. Was Juvenal *obliquam acum* nennt, heifst beym Galen, wo er die täglich sich stimmisirenden Weiber anführt (*αἱ ὀσημέραι στιμιζόμεναι γυναῖκες*) *μήλη*, d. h. *specillum*, eine Sonde. S. Foesius *in Oecon. Hipp. s. v. μήλη.*

S. 23. 3) Mastix-Käuen. Das Wort *μαστίχη*, Mastix, selbst beweist, dafs man dieſs Produkt von den frühesten Zeiten an gekäut (*μασᾶσθαι*, wovon noch *maxilla*, *machoire*) habe. Mastixkäuende Männer kommen beym Clemens von Alexandrien vor *Paed. III. p.* 222. D. und Weiber 251. D.

Die Sitte dauert in der Levante noch überall fort. S. Sonnini *Voyage dans la haute et basse Egypte T. III. p. 366.* Scio ist die reiche Mutter dieser Mastixbäume und des Harzes von der *Pistacia lentiscus.* S. Murray's *Apparatus medicaminum regni veget. T. I. p. 126. ed. II.* Noch jetzt mufs die Insel Scio einige tausend Pfund dieser Mastixkörner als Tribut nach Constantinopel liefern, wo die Frauen sie fleifsig kauen, um sich wohlriechenden Athem und weifse Zähne zu verschaffen. S. Tournefort *Voyage du Levant. T. I. p. 145.* u. Galand in Choiseuls *Voyage pittoresque en Grece T. I. p. 188.* Die Stellen der Alten giebt Bernard zu Nonnus, in der *epitome c. 109. p. 778.*, wo *ἡ Χία μαστίχη μασσομένη* vorkommt. Selbst das Holz des Mastixbaums wurde vor allen andern zu Zahnstochern gebraucht. Martial erwähnt nicht allein die *cuspides lentisci III. 82.* vergl. *VI. 74.* sondern führt sie auch in seinen Geräthschaftsdistichen XIV. 22. besonders als *dentiscalpia* auf. Statt ihrer hatte der versilberte Trimalchio gar einen silbernen Stocher, *spinam argenteam.* S. Petron c. 33. p. 128. mit

den Anmerkungen. Arme Leute, die die kostbaren Mastixstocher nicht kaufen konnten, nahmen, wie bey uns, mit Federn vorlieb. Übrigens wurden die Mastixbäume auch in Italien späterhin fleifsig angebaut, und die Stadt Linternum war durch die Cultur dieser Bäume (deren Holz auch den Motten widersteht, Columella V. 10.) weit und breit berühmt. S. Ovid Metamorph. XV. 714. Aus Dioscorides sieht man, dafs mit der Mastix grofse Verfälschungen vorgingen, und man auch andere Harze, statt der ächten Mastix, brauchte. Dasselbe geschieht noch jetzt häufig in der Levante, wo die armern Frauen sich eines andern Pflanzenprodukts aus der *Attractilis gummifera Linn.* bedienen, es aber auch Mastix nennen. Sonnini hat in seiner *Voyage en Grece et en Turquie T. II. p.* 126. f. mehrere Beobachtungen darüber mitgetheilt.

S. 30. 1) *Cic. de legg. II.* 24. Es war streng verboten, den Todten Gold mitzugeben. Dabey war jedoch namentlich die Ausnahme erwähnt, dafs diefs nicht auf die Lei-

chen ginge, die falsche Zähne mit Gold eingesetzt hatten. Es ist merkwürdig, daſs nach Tischbeins Erzählung (S. *Vasengemählde* St. 1. S. 63.) in einem Grabe, wo alte Griechische Vasen gefunden wurden, auch sieben Zähne, an einen Golddraht gereiht, ausgegraben worden sind. Man vergl. daselbst die Anmerk.

S. 30. 2) Das Zahnpulver aus Bimsenstein rühmt Plinius XXXVI. 21. s. 42. *dentifricium e pumice.* Vergl. die Erklärer zu Martial XIV. 56. Man mischte Marmorstaub darunter (*μαρμάρου ῥινήματα*), sagt Nonnus in seinem antiken Zahnpulverrecept in *Epitome c.* 112. *p.* 543. wo Bernard nachzulesen ist. Dieselben kalcinirten Substanzen kommen auch noch, wie Henner versichern, in die meisten Zahnpulver unserer Tage, wenn gleich die Verkäufer an schön klingenden Namen es nicht fehlen lassen. So das berühmte Zahnpulver der englischen Ladies, *Hemet's* Perl-Essenz, *pearl-dentifrice.*

S. 31. 1) *He never copied any bodie's work, but his own and God Almighty's.* Man

lese Chesterfield's launigen Aufsatz in der Wochenschrift *the World No.* 105. *T. III. p.* 8.

S. 51. 2) *Epigr. IX.* 38.

S. 52. 1) *Caractères T. I. p.* 153.

BEYLAGE

ZUR ERSTEN MORGENSZENE.

Toilettenkästchen, Salbenbehältnisse und Putzgeräthe der Römerin Asteria, aus dem vierten Jahrhunderte. Im Jahre 1794. gefunden.

SECVNDVS ET PROIECTA VIVALIS

RARI
RARI

„Wenn wir doch die Schminkbüchschen im Museum zu Portici einmal zu sehn bekommen könnten! Hat sich denn gar kein Toilettenkästchen unter den dort aufgewühlten Schutthaufen und Grabgewölben bey so vielen Nachgrabungen neuerer Zeit vorgefunden? Es haben sich gelehrte Männer mit dem Homer und Cicero unter dem Kopf begraben lassen; liefs denn nicht etwa einmal eine schöne und schminklustige Domina sich auch ihr Lieblingsgeräth mit ins Grab geben?“ — So hört' ich wirklich einige unserer schönen Leserinnen rufen, als sie Muth und Geduld genug gehabt hatten, den ersten Morgenbesuch an der

Toilette unserer Sabina mit mir abzustatten, und nun zu den köstlichen Narthezien, von welchen da die Rede war, eine ganz eigene Neigung in ihrer Brust keimte.

Hermes gesegne es! rief der alte Grieche und Römer. Glück auf! rufen unsere unterirdischen Gold- und Silbersucher, die Bergleute, bey jedem glücklichen Fund. Wir wollen es auch rufen. Denn ein zärtlicher Sylphide, der den Wunsch unserer schönen Leserin von ihren Lippen wegküsste, hat einem grämlichen Gnomen wirklich einen solchen unterirdischen Schatz vor einigen Jahren abgejagt, und was wir kaum zu wünschen hofften, ist plötzlich wahr geworden. Ein glückliches Ohngefähr hat wirklich vor eilf Jahren eine vollständige Toilette einer Römischen Dame vom ersten Range, aus unterirdischen Kammern zu Tage gefördert, und, was vielleicht

der zweyte Theil zu diesem Glücksfall genennt werden kann, den Fund in die Hand des kundigsten Auslegers in Rom gebracht, der eine eigene gelehrte Schrift darüber herausgeben konnte. [1]) Zwar sind die Geräthschaften, von welchen hier die Rede ist, um einige Jahrhunderte später verfertigt und gebraucht worden, als wo Sabina glänzte: allein gewisse Umgebungen schöner Frauen sind ihnen selbst ähnlich. Sie altern nicht. Jugend und Anmuth sind im Gefolge der Venus. Was ihre Zauberberührung einweiht, kann wohl in unwesentlichen Aufsendingen verändert, aber nicht umgegossen, nicht umgeformt werden. Sabinens Zierkästchen können recht füglich mit kleinen Verschönerungen oder — Verkünstelungen drey Jahrhunderte später noch das Modell der Putzgeräthe geworden seyn, deren sich die consularische Dame Asteria im 4ten Jahrhunderte bediente.

Erst ein Wort über die Entdeckung dieser Kostbarkeiten, so weit ich selbst bis jetzt davon unterrichtet bin. Es war im Frühjahr 1794, als einige Arbeiter, die im Klostergarten der Paulanernonnen, am Fufse des Esquilinischen Berges, ohnweit der Suburra [1]) nach einem Brunnen gruben, 15 Fufs tief unter der Erde, ein geräumiges, mit Schutt und Trümmern angefülltes Gemach, und in diesem einen Kasten entdeckten, in welchem sich eine Menge alter Römischer Geräthschaften befanden. Man hielt anfänglich diese Entdeckung für so unbedeutend, dafs die Regierung, der nach dem Reglement von allen Ausgrabungen Rechenschaft gegeben werden mufs, den ganzen Plunder, wie man es nannte, den Klosterfrauen schenkte, auf deren Grund und Boden die Sachen gefunden worden waren. Diese verkauften wieder den ganzen Fund an einen kunstliebenden Deutschen, [2]) der sich

damals gerade in Rom aufhielt, und bey genauerer Untersuchung fand sich, dafs diese Sachen sowohl durch ihren innern Gehalt, als durch die Seltenheit und Zierlichkeit ihrer äufsern Form zu den merkwürdigsten Kunstschätzen gehörten, die neuerlich in Rom ausgegraben worden sind. Der deutsche Besitzer trug Bedenken, sie aus Rom mitzunehmen, und gab sie einem Freunde aufzubewahren. Der gelehrte Abbate Visconti, damals Aufseher des Pio-Clementinischen Museums, so wie jetzt des Musée Napoleon, schrieb an den Prälaten Jomaglia einen in mehrere Journale eingerückten Brief, worin er die hier gefundenen Stücke einzeln erläutert. *)

*) Nach einer durch Visconti in Paris mir mitgetheilten Handzeichnung erhalten die Leser auf den beygefügten Kupfertafeln, Taf. 3 und 4, die ächten Abbildungen dieser merkwürdigen Toilettengeräthschaften.

Alle die im Kasten gefundenen Geräthschaften sind von gediegenem Silber, und wiegen zusammen 1029 Unzen. Kaum betragen alle übrigen bis jetzt gefundenen Alterthümer in Silber — die Münzen ausgenommen — so viel am Gewicht, als dieser einzige Kasten mit Silbergeräthe, wovon ein grofser Theil noch obendrein vergoldet ist. Was man sonst in dieser Art gefunden hat, ist nur in einzelnen Stücken und sehr zerstreut entdeckt worden, als das silberne Schild, das in der Rhone, ohnweit Avignon gefunden wurde, ein zweytes, in der Arve bey Genf gefunden, und ein drittes, wovon sich im 9ten Bande der *Memoires de Litterature* eine Beschreibung findet; die grofse silberne Schüssel auf dem Vatican, und die Unterschaale der Ardaburier, die der Abbate Brasschi bekannt gemacht hat. Aber so grofs auch dieser innere Metallgehalt seyn mag, so kommt

er doch noch in keinen Vergleich mit dem Werthe, den diese Sachen als Alterthümer für die Kenner und Sammler haben müssen. Diese finden hier auf einmal fast alle Geräthe bey einander, die zur Toilette einer vornehmen Römerin aus der zweyten Hälfte des 4ten Jahrhunderts gehörten, und so mufs dieser Fund auch für die Geschichte des Luxus und des Geschmacks ein vielfältiges Interesse erhalten.

Das beträchtlichste und merkwürdigste Stück unter allen besteht aus einem silbernen Toiletten - oder Schmuckkästchen, zwey Fufs lang, anderthalb Fufs breit, und einen Fufs hoch. (Taf. 3. Fig. 1 und 2.) Die Form, die Arbeit, die daran befindlichen Figuren, alles ist hier kunstreich und bemerkenswerth. Das viereckige Kästchen besteht aus zwey gleichen Theilen, wovon der obere den Deckel, der untere das eigentliche Behältnifs

macht. Da, wo der Deckel auf der Unterlage einpafst, ist das Kästchen am dicksten, so wie es nach oben und unten pyramidalisch zuläuft, und sich durch zwey gleich entfernte Durchschnitte in zwey kleine viereckige Felder endigt. Das frühere Alterthum würde diese erkünstelte Form schwerlich gewählt haben. Allein sie scheint in spätern Zeiten des gesunkenen Geschmacks sehr gebraucht und beliebt gewesen zu seyn. [1]) Denn diese abgestumpfte Pyramidalform findet sich auch auf zwey Deckeln der in dem Pio-Clementinischen Museum befindlichen Begräbnifsurnen, welche von Kennern ins Zeitalter Constantins gesetzt, und der heil. Helena und Constantia zugetheilt werden. Über die Bestimmung des Kästchens fallen alle Zweifel weg, sobald man die auf dem Deckel und dem Kasten selbst in halberhabener Arbeit ringsherum angebrachten Figuren, und die

dabey befindlichen Inschriften genau betrachtet. Auf der obern Grundfläche des Deckels, die durch die abgestumpfte Pyramide entsteht, und gleichsam als der oberste Ehrenplatz anzusehen ist, weil sie dem Beschauer zuerst ins Auge fällt, zeigen sich Mann und Frau in Relief bis auf halben Leib abgebildet. (Taf. 3. Fig. 2.) Die Dame steht ihrem Gemahle zur Rechten, und hält in der einen Hand eine zusammengewickelte Rolle. Man findet diese Vorstellung häufig auf alten Denkmalen, wo eine Hochzeit abgebildet ist [1]), und einer der gelehrtesten Alterthumsforscher deutet sie sehr sinnreich auf den feyerlichen Ehekontrakt [2]), wodurch zugleich diefs Toilettenkästchen die neue Beziehung erhalten würde, dafs es der schönen Besitzerin als Brautgeschenk von ihrem Bräutigam [3]) gegeben worden sey. Die Coeffüre unserer Dame ist sehr künstlich in mehrern Flechten und Zöpfen

über einander gethürmt, so wie man sie gewöhnlich auf Münzen und Bildsäulen der Kaiserin Helena antrifft [1]). Der Herr Gemahl oder Bräutigam erscheint hier in einem kleinen, zierlich gekräuselten Bart, ohngefähr nach eben dem Schnitt, wie er auf den Münzen des Maximin, Julian und Eugenius zu sehen ist. Über die Schultern ist ein Mantel geworfen (die Chlamys), der über der rechten Schulter, wie gewöhnlich, mit einer Agraffe von beträchtlicher Gröfse [2]) zusammen gehalten wird. Sehr einfach und doch bedeutend ist dabey die Einfassung, die beide Büsten gemeinschaftlich umgiebt. Es ist eine Guirlande aus Myrtenzweigen, von zwey schwebenden Genien auf beiden Seiten gehalten. Wie bezeichnend für die Einigkeit des jungen Brautpaars!

Drey Felder von den vier aufwärtslaufenden Flächen des Deckels sind mit

sehr passenden Vorstellungen der Göttin der Liebe in Relief ausgeschmückt. Besonders schön ist die Vorstellung gearbeitet, wo Venus mit Tritonen umgeben, und von Liebesgöttern umflattert in Procession über die besänftigten Wellen hingleitet. Einer der Tritonen rudert voraus und hält der Göttin einen ovalen Spiegel vor, eine Gruppe, die mit geringen Veränderungen auch häufig auf ältern Kunstwerken, besonders auf geschnittenen Steinen, angetroffen wird [1]). Die Drapperie und Verzierung der Figuren auf allen drey Seiten ist stark vergoldet. Diese Vergoldungen waren in jenem spätern Zeitalter herrschender Modegeschmack, der sich in der Gegeneinanderstellung des Goldes auf silbernem Grunde aufserordentlich gefiel. Merkwürdig ist auch die Vorstellung auf der vierten Seite, (Fig. 3.) wo Venus nicht unmittelbar ins Spiel gemischt ist. Hier erblickt man die feyer-

liche Heimführung der Braut ins Haus des Bräutigams. Die Form des Hauses, das sich hier nebst verschiedenen Kuppeln und Giebeln zeigt, gleicht derjenigen aufs genaueste, die wir auf einigen grofsen Medaillen (auf Contorniaten) finden. Die neuverheirathete geht zwischen zwey Brautjungfern, wovon die eine einen Tambourin, oder eine Handtrommel spielt. In einiger Entfernung zeigen sich noch mehrere Figuren, eine Frau mit zwey Kindern, die kleine Kästchen, Schenkkannen, Vasen und andern dergleichen Haushalt tragen [1]). Die Figuren sind zum Theil durch eine zwischen innen stehende Säule von einander getrennt, an welche sich Bänder in Spirallinien hinaufschlingen, eine Verzierung des Säulenschaftes, die man in jenem Zeitalter häufiger antrifft, und schon zu den Schnörkelwerken einer ausgearteten Architektur rechnen mufs.

Am interessantesten ist die Vorstellung an der einen Seite des Kästchens, wo wir eben die Dame, die oben heimgeführt wird, im Heiligthume ihres Putzzimmers, bey der Toilette selbst erblicken. Sie sitzt auf einem prächtigen Stuhl, während sieben Sklavinnen um sie herum beschäftigt sind. Der Stuhl ist mit goldnen Kettchen umhangen und mit Buckeln, die um das Gestelle herumlaufen, ausgeschmückt, also eine Cathedra. Sie selbst hält in der einen Hand ein Putzkästchen, welches wahrscheinlich allerley Schmuck und Juwelen enthält, mit der andern ordnet sie ein Band oder eine Haarlocke an ihrem Kopfe. (S. Fig. 5.) Gerade vor ihr steht eine der ihr aufwartenden Zofen, mit einem silbernen Spiegel von der gewöhnlichen ovalen Form in der Hand, den sie ihrer Gebieterin vorhält. (S. Fig. 6.) Neben ihr steht eine andere Sklavin mit einer Art von Büchse oder Kästchen, in

welches man sich Schminken und andere Verschönerungskünste und Nothhülfen der mangelhaften Natur hineindenken mag. Eine dritte Dienerin hält ein viereckiges Kästchen in die Höhe, und hat eine Giefskanne zu ihren Füfsen stehn. Vielleicht irren wir uns nicht, wenn wir in ihr eine Psecas erkennen, oder die Sklavin, welche die süfsduftenden Indischen Essenzen in die Haare und Gewänder ihrer Gebieterin spritzte. Das Kästchen wäre dann ein eigentliches Narthezium, ein Salbenkästchen, in welchem die Alabastervasen, Ölfläschchen, Onyxkännchen aufbewahrt wurden, und das zu den Füfsen stehende Waschgefäfs mit Wasser würde damit in der genauesten Verbindung stehn. Eine vierte Dienerin hält ein Becken oder ein halbrundes Gefäfs, in Form einer Kesselpauke, welches man vielleicht nicht mit Unrecht für ein Lavoir oder Waschgefäfs halten

könnte. Eine fünfte hält einen Ring, von welchem ein kleiner runder Kasten herabhängt, wovon der Untertheil flach, der Deckel aber pyramidalisch zugespitzt ist. Neben dieser so zahlreichen Bedienung stehen auch noch zwey Frauen mit Fackeln, die sie in einer Art von Candelabern empor halten. Da es nicht wahrscheinlich ist, dafs sich die Schöne beym Fackelschein putze: so dürften sie wohl am wahrscheinlichsten auf die bey der Hochzeit gewöhnlichen Fackelträgerinnen [1]) bezogen werden können, und so erhielte auch die ganze Vorstellung eine bestimmtere Deutung. Es wäre dann nicht von einem gewöhnlichen Anputz, sondern von der feyerlichen Schmückung einer Braut die Rede. Das Zimmer, wo diefs alles geschieht, hat einen Säulengang, und jede der hier aufgeführten Personen ist durch eine dazwischen stehende Säule von der andern getrennt. Sehr

sinnreich ist übrigens auch noch der Gedanke des Künstlers, zwischen den äufsersten Säulen auf jeder Seite einen Pfau in voller Pracht seines Federschmucks zu stellen, und so die ganze Putzszene mit dem Ziervogel der königlichen Juno einzufassen, an welchem schon das Alterthum die Bemerkung gemacht haben wollte, dafs jeder Lobspruch ihn noch eitler und putzsüchtiger mache [1]).

Die Bestimmung dieses silbernen Kästchens kann nach allem dem, was über die darauf angebrachten Figuren erinnert worden ist, keinem Zweifel unterworfen seyn. Es war das Schmuck- und Toilettenkästchen der Römischen Dame, die als Braut selbst zweymal darauf abgebildet ist. Dergleichen Kästchen waren den alten Griechinnen und Römerinnen so unentbehrlich, [2]) als unsern Damen, nur dafs sie bey uns gewöhnlich aus Mahagony- oder Atlasholz gearbeitet und,

wenn es köstlich ist, mit Marqueterie eingelegt und fournirt sind, bey den Alten aber fast jederzeit aus den edelsten Metallen gefertigt und mit dem zierlichsten Bildwerk in halberhobener Arbeit geziert waren. — Über den Namen der Besitzerin kann auch kein Streit entstehn, da auf einer glattpolirten Fläche des Deckels sehr deutlich folgende Worte zu lesen sind: *Secunde et Projecta vivatis.* Sekundus ist der Name des Bräutigams, Projecta der Name der Braut. Beiden wird durch jene Worte ein Glückwunsch zugerufen, und da auf einigen darneben gefundenen Tellern in verzogenen Buchstaben der Name *Projecta Turci* geschrieben stand, und in der Geschichte des 4ten und 5ten Jahrhunderts mehrere vornehme und mit den ersten Staatsämtern bekleidete Römer, [1]) die *Turcius Asterius Secundus* hiefsen, vorkommen: so scheint es so gut als erwiesen, dafs die

Dame Projecta, die Gemahlin eines solchen Turcius, im 4ten oder 5ten Jahrhunderte die Besitzerin dieser köstlichen Toilette gewesen seyn müsse.

Das merkwürdigste Stück aufser diesem Kästchen ist eine silberne Kapsel, die man, wie aus den noch übrig gebliebenen, oben befestigten silbernen Ketten zu sehen ist, nach Bequemlichkeit aufhängen konnte. (S. Taf. 4. Fig. 1.) Sie hat 1 Fufs Höhe, und auf der Basis 1 Fufs und einige Zoll Breite, ist übrigens ein regelmäfsiges Polygon oder Vieleck von 16 Seiten und wölbt sich oben, wo der Deckel ist, rund zu. Man erkennt beym ersten Anblick sogleich die Ähnlichkeit, die diefs Geräthe mit den Behältnissen der Bücherrollen hat, die wir auf vielen Denkmälern des Alterthums neben den Musen und verschiedenen männlichen Figuren in der *Toga*, auch auf Reliefs und in den Herculani-

schen Gemählden finden, [1]) nur dafs sie da häufiger eine ganz runde, cylindrische Form haben, weil der noch unverdorbene Geschmack das Vieleck verwarf. Man bediente sich dieses Behältnisses, das auch bey den Römern Capsel (*capsula*) hiefs [2]), theils auf Reisen, theils auch auf den Studierzimmern, um eine kleine Handbibliothek für den Hausbedarf darin aufzuheben, oder auch einige besonders kostbare Bücherrollen mit grofser Sorgfalt darin aufzubewahren. Und zu dieser gelehrten Bestimmung schicken sich auch die in erhabener Arbeit auf den 16 Seiten der Capsel angebrachten Figuren. Es sind die 9 Musen, wovon 8 in die sechzehn Seiten der Capsel so vertheilt sind, dafs zwischen einer Muse ein Feld immer leer gelassen und blofs mit einem Kranze oder einer Vase, mit Arabesken eingefafst, geziert ist, die neunte Muse aber ihren besondern Platz oben auf dem Deckel

erhalten hat. In ihr, als in der vor allen hervorgehobenen, erkennt man sehr leicht die Muse Erato, die Göttin, welche die Liebe mit der Dichtkunst vermählt und schon dadurch an dem Putztisch einer schönen Frau den ersten Zutritt hat. Sie beschäftigt sich, einen Kranz aus Blumen zu flechten, die sie aus einem neben ihr stehenden Körbchen auswählt. Neben ihr sitzt der Lieblingsvogel der Göttin von Paphos, die Taube. Auch die übrigen Musen erkennt man sehr leicht an ihren gewöhnlichen Kennzeichen. Clio hält ein viereckiges Täfelchen, oder ein Buch, als die Vorsteherin geschriebener Geschichtsdenkmale. Zu den Füfsen der Polyhymnia liegt die Maske mit fast geschlossenem Munde, dergleichen sich Sänger und Sängerinnen im Alterthume bedienten. Neben der Calliope steht eine Vase, das gewöhnliche Emblem der heiligen Spiele, wobey

diese Vasen als Preise ausgetheilt wurden. Man findet es sonst häufiger neben der Terpsichore, erinnert sich aber hier zugleich, dafs in jenen spätern Zeiten bey öffentlichen Spielen sehr oft Gedichte in epischem Sylbenmafse vorgelesen und zwischen den Dichtern poetische Wettkämpfe gehalten wurden. [1])

In einem von den Zwischenfeldern, die blofs mit Arabesken verziert sind, ist ein Schlüsselloch und von innen ein Schlofs angebracht. Man verwahrte also die Bücher in solchen Capseln auch unter Schlofs und Riegel. [2])

Aber wozu nun diese Büchercapsel bey der Toilette einer vornehmen Römerin? Etwa zur Aufbewahrung der Gedichte und Liebesbriefe, bey welchen die Muse Erato ihr Spiel getrieben hatte? Dazu bedurfte es wohl keines so künstlichen Behältnisses. Täfelchen und Briefchen dieser Art trugen die Damen am

liebsten und sichersten in ihren Gürteln oder zwischen dem Busenbande (*strophium*) an ihrem Herzen. Oder hatte unsere Dame eine niedliche Handbibliothek von ausgesuchten Romanen und Gedichten? Diese Muthmafsung hätte an und für sich gewifs nichts unwahrscheinliches. Es gab auch unter den Römerinnen leselustige Damen, nur dafs sie wahrscheinlich ihre eigenen Augen weniger dabey anstrengten, und, wie wir weiter unten am Beyspiel unsrer Sabina sehen werden, lieber aus ihren Sklavinnen eine Vorleserin wählten, und statt sich die Bücher aus einer wandernden und begriffenen Lesebibliothek holen zu lassen, sich lieber durch eigene Schönschreiberinnen ihren Lieblingsschriftsteller abschreiben liefsen. [1]) So waren die Lustspiele des Menanders nach dem Zeugnisse des Ovid [2]) in den Händen aller griechischgelehrten römischen Mädchen, und wur-

den von ihnen mit eben der Andacht gelesen, mit welcher jetzt unsere französischgelehrten Damen die Comödien des zierlichen Florian oder des witzigen Picard lesen. Selbst an Romanen, die damals Milesische Mährchen hiefsen, war kein Mangel. [1]) Allein so wenig ich übrigens unserer Dame Asteria den Ruhm der Belesenheit streitig zu machen wage, so gewifs war doch die Bestimmung dieses Bücherkästchens sehr weit von aller Litteratur und Buchstabenweisheit entfernt, die sich überhaupt mit der ächten Toilettenweisheit nicht gut vertragen soll. Glücklicherweise hat sich mit der Büchercapsel diefsmal auch noch ihr Inhalt ganz unversehrt erhalten, und das Rätlsel ist durch den Augenschein selbst gelöst.

Man erzählt von dem frohen Erstaunen jenes Erben, der die Bibliothek seines verstorbenen Oheims grämlich aus-

musterte, und auf einmal aus dem hohlen Bauche eines alten Kirchenvaters, der ganz zur Bücherversteigerung reif schien, eine Menge wohl konservirter Goldstücke hervorspringen sah. Eben so grofs, nur nicht so eigennützig, müssen sich meine Leserinnen das Erstaunen des Antiquars vorstellen, der in dieser ausgegrabenen Capsel sogleich ein römisches Bücherkästchen erkannte, den seit mehr als tausend Jahren eingerosteten Deckel aufbrach, einen Fund von Handschriften erwartete, der an Alter und Seltenheit alle bis jetzt bekannt gewordene Handschriften überträfe, und — fünf Salbentöpfchen oder Essenzenfläschchen fand. Denn daraus bestanden wirklich die Eingeweide dieses gelehrten Bücherfutterals. Es war nämlich in der Mitte der Capsel eine horizontalliegende Kupferplatte angebracht mit fünf runden Offnungen, in der Mitte eine etwas gröfsere, und um sie herum

vier kleinere. (S. Taf. 4. Fig. 2.) In diesem eigentlich zum festen Aufstellen und Einschieben der Bücherrollen bestimmten Fachwerke [1]) standen die schon genannten Pomadentöpfchen sehr zierlich eingeschichtet [2]). Hier galt also gerade das Gegentheil von jener Bestimmung, die Alexander der Grofse einem goldnen, mit Edelsteinen und Perlen besetzten Silberkästchen aus der vom Perserkönig Darius gemachten Beute anwies. Die um Alexander herum stehenden Feldherrn und Krieger verachteten alle den balsamischen Salbenduft, der aus dem geöffneten Kästchen zu ihren Nasen emporstieg. Nur darüber war man nicht einig, welchen Schatz man einem so kostbaren Behältnisse aufzuheben geben sollte. Man lege die Rollen hinein, rief Alexander, auf welche Homers Heldengedicht geschrieben ist [3]). Dort wichen die Salben den Büchern. Hier übten die Salben das

Wiedervergeltungsrecht und vertrieben die Bücher. Und diefs nicht zum letztenmale. Denn welche unsrer Leserinnen erinnert sich nicht ähnlicher Täuschungen, wo hinter der Form eines zierlich eingebundenen Buches allerley weibliche Geräthschaften und Bedürfnisse, bald ein zierlicher Apparat des Nähtisches und Stickrahmens, bald eine Sammlung von schöngeschliffenen Ringsteinen, bald auch wohl nur die Marken zu einem Spieltische verborgen steckten. Solche Bücher waren von jeher des Gebrauches gewifs, und die Römerin Asteria beschäftigte sich vielleicht eben so gern mit dieser kleinen Handbibliothek in ihrer silbernen Büchercapsel, als Fürst Potemkin mit seiner nicht weniger ausgesuchten und inhaltsreichen Büchersammlung [1]).

Aufser diesen zwey Hauptstücken fanden sich in jenem Kasten noch mehrere grofsere und kleinere silberne Geräth-

schaften, die alle zu dem kostbaren Ausstattungsgeräthe (*Trousseau*) der schönen Asteria und überhaupt zu dem, was die Römische Jurisprudenz Weiberschmuck (*mundus muliebris*) nannte [1]), gerechnet werden müssen. Zuerst mehrere silberne Patellen oder Tellerchen (Fig. 5.) mit einer verzogenen Namenchifre aufsen in der Mitte des Bodens [2]). Eine kleine, mit ciselirten Arabesken gezierte Vase (Fig. 6.) ist ohne Zweifel ein Narden- oder Riechfläschchen gewesen. Mehrere kleine Toilettenlöffelchen (Fig. 7. 7.) können eben so gut zum Ausschöpfen und Aufträufeln aromatischer Essenzen als zum Genufs süfser eingemachter Früchte und Compots gebraucht worden seyn [3]). Doch ist mir der erstere Gebrauch davon hier der wahrscheinlichere. Um sogleich einen Leuchter irgendwo zu befestigen, diente eine silberne, inwendig hohle Hand, die den Leuchter umfafst. (Fig. 8.) Die

Alten, welche überall dem Natürlichsten, auch in ihrem kleinsten Geräthe, den Vorzug gaben, bedienten sich solcher Hände und Händchen in tausend Fällen zu Handhaben, wo wir die Stiele oft aufs unförmlichste verschnörkeln und überladen. Aufser dieser Leuchterhandhabe fand man auch noch einen silbernen Knopf, an die Lehne eines Tragestuhls gehörig, und vier in Form sitzender Städtefiguren gearbeitete Verzierungen, um die Enden der Stangen damit zu schmücken, in welchen die Palankins getragen wurden. [1])

Diefs alles war innerhalb des Kastens. Daneben aber grub man auch noch zwey sehr zierlich gearbeitete Geräthschaften aus, die durch Form und Arbeit sich weit über das Zeitalter zu erheben scheinen, in welchem die schöne Asteria ihre Besitzerin wurde. Das erste ist ein Gefäfs aus Bronze (Fig. 9.), das einzige von diesem Metall in der ganzen Samm-

lung. Es ist ein Giefskännchen in der Gestalt eines weiblichen Kopfs, mit einer doppelten Perlenschnur um die Stirn, und die Haare mit Bändern eingeflochten. Nichts ist häufiger, als Vasen dieser Art in der Form schöner Mädchen - und Frauenköpfe [1]). Die Wulst auf dem Kopf scheint von den Caryatiden entlehnt zu seyn, und bildet gewöhnlich den Hals des Gefäfses [2]). Merkwürdig war bey vorliegender Vase der Umstand, dafs die Augen und übrigen kleinen Zierrathen in dieser Bronze aus Silber eingelegt waren, eine Sitte, die in Marmor- und Bronzestatüen im Alterthum weit allgemeiner gewesen zu seyn scheint [3]), als es sich mit unsern gewöhnlichen Vorstellungen von Einfachheit und Geschmack vertragen will.

Das zierlichste unter allen ist unstreitig eine grofse silberne Schaale oder Patera, in deren Mitte sich die im Alter-

thum so berühmte Vorstellung der aus dem Meere steigenden, sich die Haare abtrocknenden und von zwey gefälligen Amorinen bedienten Venus auf Muschel befindet. (Fig. 10. 11.) Wer kennt nicht die Venus Anadyomene, die aus dem Meere steigende Mutter aller Freuden, die einst Apelles den Coern mahlte und der Dictator Cäsar im Tempel seiner Madonna (*Venus Genetrix*) zu Rom aufstellte. [1]) Sie ist uns wenigstens durch geschnittene Steine vielfältig erhalten worden [2]). Hier erblicken wir die Göttin,

> Die sich trocknet das Haar, das ihr die Meerfluth durchnäßt [3]),

auf einem Silberrelief einer Patera, deren Griff sogar noch durch ein zierliches Bildwerk geschmückt ist. Wir erblicken hier den jugendlich blühenden Adonis, den Liebling der Göttin von Amathunt, als

Heros mit der Lanze, doch aber zur Bezeichnung seiner Liebhaberey zur Jagd auf den Hund blickend, der ihm zu Füfsen liegt [1]). Es würde für unsre Goldschmiede, Porcellanbildner und Decorationskünstler überhaupt ein lehrreiches Studium seyn, auch nur die hundertfältig in Schlangen, Thierköpfe und andere Gestalten verschlungenen Handhaben an Vasen und Griffe an allerley Waffen und Geräthschaften aus alten noch vorhandenen Denkmählern zusammengestellt, und so ein neues Feld für die Anwendung der Kunstallegorie geöffnet zu finden. [2]) Dahin gehören denn auch die Griffe mehrerer schönen Pateren in Bronze, die alle wieder für sich ein kleines Relief oder Bildwerk haben. [3])

Wenn also unsre Asteria zur feyerlichen Stunde des Opferns aus der Schaale spendete — denn dazu dienten diese

Pateren —: so stieg jederzeit die allbeseligende Göttin von Paphos aus den schäumenden Wellen ihrem geliebten Adonis entgegen!

Anmerkungen.

S. 65. 1) Visconti. S. die Auszüge im *Magazin Encyclopedique Année* II. T. 1. p. 357. ff.

S. 66. 1) Nämlich nach der heutigen Benennung, wo die Suburra am Esquilinischen Berge liegt. Die alte Suburra aber, der gewerbsamste und gewühlvollste Theil von Rom, ohngefähr was die Bondstreets und der Strand im reichen London sind, erstreckte sich weit davon durch das Thal am Cälischen Berge. S. die richtige Unterscheidung in Adlers Beschreibung von Rom. S. 145. f.

S. 66. 2) Der Besitzer ist der königl. preufsische geheime Rath Baron von Schellersheim, der sich gewöhnlich in Florenz

aufhält und dort die durch Metallwerth und noch mehr durch ihre Seltenheit kostbare Medaillensammlung alter Münzen in blofsem Golde besitzt, wovon er selbst den gedruckten Catalog zu verschenken pflegt. Herr Küttner in Leipzig ist so gütig gewesen, mir über diesen Fund folgendes mitzutheilen: „Ich sah es bey ihm, als ich bey meiner Rückreise bey ihm in Florenz einsprach. Die Arbeit ist gröfstentheils schlecht und zeigt von Barbarey und Verfall der Künste. Auch bezahlte der Baron wenig mehr dafür als den blofsen Silberwerth. Erst durch Viscontis (ziemlich trockene) Beschreibung desselben wurde in Rom einige Aufmerksamkeit darauf geweckt. Da ich gerade zu der Zeit, wo es in Rom ausgegraben wurde, dort war, habe ich mit mehrern Männern davon gesprochen, die keinen grofsen Werth darauf zu legen schienen. Am besten sind die Städte gearbeitet. Besonders gehörte auch noch zu diesem Funde eine Art von Pferdegeschirr. Es waren viel in einander gekuppelte silberne Schnallen, ohngefähr wie ein verzierter Riemen, den man einem Schlittenpferde auf den Rücken legt."

S. 70. 1) Der gute Geschmack bey Griechen und Römern ging in Meubeln und Gebäuden fast nie über das Parallelepipedon. Aber so wie die reinen Formen durch Zierrathen überladen und verschnörkelt wurden, zeigte sich auch die Vorliebe zur pyramidalischen Zuspitzung, die, wie noch neuerlich der englische Architekt Murphy in seiner den Zeichnungen des Klosters Batalha vorgesetzten Abhandlung *on Gothic architecture* sehr schön bewiesen hat, die Grundlage der ganzen morisch-gothischen Bauart wurde.

S. 71. 1) Belege hierzu in Menge findet man in den aus Boissard entlehnten Abbildungen alter Sarkophagen in der Grävius-sischen Ausgabe des Gruterschen Thesaurus. Statt aller übrigen Beweise kann der Sarkophag in der h. Laurentiuskirche in Rom dienen, der eine der vollständigsten Vorstellungen der alten Hochzeitgebräuche enthält, und neuerlich sehr treu in des Schotten Lumisden's *Remarks on the Antiquities of ancient Rome* (London 1797.) p. 450. abgebildet worden ist. Dort kommt die Rolle in der Hand des Bräutigams zweymal vor.

S. 71. 2) Da sich viele dergleichen Abbildungen von Frauenportraits mit Rollen in der Hand auf glasernen Gefafsen gemahlt fanden, die im vorigen Jahrhundert aus den Catacomben und christlichen Grabern in Rom stuckweise ausgegraben wurden; so hat Philipp Bonarotta, der gelehrte Sammler derselben, die oben angeführte Erklärung davon gegeben. S. *Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro, ornati di figure, trovati ne' cimeteri di Roma*, p. 140.

S. 71. 3) S. Ant. Hotomann *de veteri nuptiarum ritu* c. 8.

S. 72. 1) Man sehe die von Sperling *ad numum Juliae Sabinae* gegebenen Beyspiele.

S. 72. 2) Der Mantel, der mit der Agraffe zusammengehalten wird, fand in den frühern Zeiten Roms nur beym Militär statt, wurde aber im dritten und vierten Jahrhundert, als der Gebrauch der eigentlichen Toga fast ganz aufhörte, allgemein Mode. Nun wurden die Agraffen immer grofser und kunstreicher, und man scheint damit eben so geprahlt und

geprunkt zu haben, als neuerlich mit den Busen- und Halstuchschnallen der Elegans geschehen ist. Von ihrer oft befremdenden Gröfse und Mannigfaltigkeit findet man schon in des gelehrten Arztes Rhodius Abhandlung *de Asia* c. 5. p. 56. ff. auf mehrern Kupfertafeln die sonderbarsten Abbildungen. Vergl. Smetius *Antiquit. Neomag.* p. 86. Und wie viel ist nicht seitdem wieder gefunden und erklärt worden!

S. 73. 1) Beyspiele, wie mannigfaltig die Phantasie der Künstler mit dieser Idee gespielt habe, finden sich in Menge in *Tassie's Catalogue n.* 2586 – 2653. Wahrscheinlich war diese Procession der *Venus marina*, die häufig mit der Amphitrite verwechselt wird, auch ein Lieblingsgegenstand der Mahler. Nach einem solchen Gemählde dichtete Claudian die schöne Stelle *de nupt. Hon. et Mar.* 151 ff. Bey einer andern Veranlassung (*Vasengemählde* St. 3) ist gezeigt worden, dafs diese dienenden Tritonen nichts anders sind, als die dienenden Centauren des Bacchus, auf die Meergottheiten angewandt.

S. 74. 1) Schon das Wort *ducere* führt auf die Idee einer feierlichen Procession bey der Heimführung. Um den Zug recht ansehnlich zu machen, nahm jede Person nur ein Stück des neuen Hausrathes. So wird im Orient noch jetzo durch 12 Sklaven hinter einander getragen, was ein einziger tragen könnte. Gerade so ist es auch noch bey den Hochzeitsprocessionen der heutigen Türken. S. Tournefort *Voyage du Levant T. II. p.* 51. (*ed. Amst.* 1718. 4.)

S. 77. 1) Es gab nach Verschiedenheit des Orts und der Zeit weibliche und männliche Brautführer mit Fackeln die man Daduchen, Fackelträger, nannte, bey den Hochzeiten. S. die Stellen in Potters Archäologie Th. II, S. 572 ff. vergl. archäologisches Museum St. 1. S. 84. Wer kennt nicht die *pronuba pinus*, wie sie Seneka nennt, aus Catulls Hochzeitgedichten?

S. 78. 1) Liebhaber erinnern sich vielleicht an die schone Schilderung beym Plinius X, 20. *gloriosum animal, gemmantes laudatus expandit colores.*

S. 78. 2) Der allgemeine Name war *pyxis*, weil sie anfänglich aus dem der Politur sehr fähigen Buchsbaumholze verfertigt wurden. Allein man behielt diesen Namen bey, als sie längst auch aus Gold, Silber und Edelgesteinen zusammengesetzt wurden. Man sehe die Erklärer zum Petron c. 29 p. 108. Toilettenkästchen der ältern viereckigten Form finden sich häufig auf den alten griechischen Vasen, und ein sehr zierliches erblickt man auf einem Herculanischen Gemählde, das als Anfangsvignette zu den *Pitture d'Ercolano T. II. tab. VII.* abgebildet ist. Eine Taube, der Lieblingsvogel der Venus, sitzt davor, und zieht muthwillig spielend ein Band aus dem Kästchen. Die Vignette ist der vorstehenden Kupfertafel etwas verkleinert untergesetzt worden.

S. 79. 1) Man findet, wie **Visconti** bemerkt, zwey Präfecten aus der *Gens Turcia* im Jahre 359 und 362 genannt.

S. 81. 1) Schon **Spon** hat in seinen *Miscellan. Erud. Antiqu. p.* 216. 229. f. einige

dergleichen Rollencapseln abgebildet, woraus sie auch Schwarz in seiner *exercitatio de varia supellectile ri libraria p. 41.* genommen hat. Alle die Capseln sind cylindrisch, und haben oben einen gewölbten Deckel, worauf ich auch beym Ovid *Trist.* I, 1. die *scrinia curva* beziehn möchte.

S. 31. ~) Knaben von vornehmem Stand hatten, wenn sie in die Schule gingen, einen besondern Sklaven hinter sich treten, der die Rollen in einer Capsel trug, und daher *capsarius* hiefs. So zu Suetons *Ner. c. 36.* vergl. Pignorii *de servis p. 119.* Wenn Horaz erzählt, dafs Plato sein Reisegefährte gewesen, als er zur Villeggiatura abreis'te: so mufs man sich vorstellen, dafs die Rollen in einer solchen Capsel verwahrt gewesen sind. Waren diese Behältnisse von etwas gröfserm Umfang, so hiefsen sie *scrinia*. Dergleichen fordert Horaz, wenn er auf seiner Villa studieren will. *Epist. II*, 1. 113.

S. 35. 1) Man erinnere sich z. B. nur an die Quinquennalien des Nero, Domitian und

der folgenden Kaiser. S. J. Scaliger *de Emend. Temp.* V. p. 476. ff. Daraus erklärt auch schon Visconti diese Abweichungen in der Bildung und den Attributen der Musen. S. zum *Pio-Clement.* T. I. p. 43. T. IV. p. 25.

S. 83. 2) Hierdurch erhält die witzige Anrede des Horaz an sein Buch Ep. I, 19: *Odisti claves et grata sigilla pudico*, oder, nach Wielands Übersetzung: du hassest Schlofs und Siegel, die man immer nur auf die ins Hinterhaus oder Gynäceum eingeschlossenen Jungfrauen bezogen hat, noch eine nähere Bestimmung.

S. 84. 1) So finden wir eine *libraria* unter dem Hausgesinde der eingefleischten Furie, die Juvenal schildert VI, 476. Auch auf Steinschriften geschieht ihrer Erwähnung. Vergl. Pignori *de servis* p. 114.

S. 84. 2) Ovid. *Trist. II*, 370.

S. 85. 1) Darum fand es der parthische Surenas so schändlich, dafs ein römischer

Officier die Romane des Aristides bey sich im Lehle hatte, die nur in die Putz- und Schlafzimmer weichlicher Frauen gehörten. S. Plutarch *in vit. Crassi* c. 32. *T. III. p.* 458 *Hutt.* Auch an Aktäonischen Nächten, an Schriften *à la Grecourt*, mit Aretinischen Figuren, war kein Mangel. Vergl. Murr Journal zur Kunstgeschichte Th. XIV. S. 4. ff.

S. 87. 1) Die Römer nannten dergleichen Fachwerke *loculi*. So z. B. ein Schränkchen, wo jeder Schlüssel seinen Platz hat, beym Plinius XIV, 12. s. 14. Man sieht sie auch sehr deutlich auf der sogenannten Spartanischen Toilette, die Herr Bartholdy auf seiner Reise ohnweit dem alten Amyclae in zwey alten Basreliefs in einer alten St. Johannis-kirche eingemauert fand, und in der Zeitung für die elegante Welt 1805. N. 2. bekannt machte, auf der ersten Figur, das Kästchen mit den 6 runden Fächern.

S. 87. 2) Die fünf kleinern silbernen Büchschen sehen aus wie Fig. 3., das grofsere wie Fig. 4.

S. 87. 5) Plinius VII, 29. Die Kritik des Homers kennt daher noch eine Ausgabe der Homerischen Gedichte aus dem Salbenkästchen. S. Wolfs *Prolegg. ad Homer. p. CCLXII.*

S. 88. 1) „Der Fürst Potemkin hatte nach „dem Berichte mehrerer Personen, die nahe „um ihn waren, mehrere Millionen Russische „Assenscheine eingekapselt. Die Kapseln „sahen aus wie Bücherbände, und standen in „Repositorien. Dieses pflegte er sehr fürstlich „seine Bibliothek zu nennen, und hatte ein „grofses Vergnügen, zuweilen ein Stündchen „darin zu studieren, und sie zu mustern.“ Zwey Briefe über die neuesten Veränderungen in Rufsland (Zürich 1797.) S. 80. f. In dem mit sybaritischer Weichlichkeit ausmeublirten Landhause eines franz. Grofsen vor der Revoluzion fand ein Reisender nur ein einziges prächtig gebundenes Buch auf einem Stuhle liegen, und diefs war nach genauerer Untersuchung — gerade das Gegentheil von einem Salbenkästchen.

S. 89. 1) Man unterschied bey den Juristen sorgfältig *ornatus* (*Bijoux*) von *mundus*

(*Nippes*), und dieser Unterschied wird in den Pandecten sorgfältig beobachtet. S. Cujaz und Schulting zu *Paulli Sentent. III*, 6. §. 87. 84. und Brissons *Lexion* s. v. *mundus muliebris*. Doch wird es auch wohl im allgemeinern Sinne von allem, was zur Toilette gehört, gebraucht. S. Duker zum Livius XXXIV, 7. T. IV. p. 781.

S. 89. 2) Diese ist über dem Tellerchen Fig. 5. selbst oben abgebildet. Auf einem andern silbernen Gefäfs, das man gleichfalls hier mit fand, stand unten eingegraben: PEREGRINA VTERE FELIX: Gebrauche es glücklich, o Peregrina! woraus ein Theil der Chifre oder des Monogramms leicht zu entziffern seyn wird. Man sieht aber auch zugleich daraus, dafs es Ausstattungsgeräthe oder Hochzeitgeschenke waren.

S. 89. 3) Es sind *ligulae*. *Ligulae*, oder, wie es der gemeine Mann aussprach, *lingulae* (Martial XIV, 120 und Rhodius zum *Scribonius* CXLIV. p. 217.) waren ganz kleine Löffelchen zu allerley culinarischem und kos-

metischem Gebrauch. Beym Cato R. R. c. 84. werden dergleichen Löffelchen, um ein süfses Compot zu essen (*Sauillum*), den Gästen mit vorgelegt. Das eine der hier abgebildeten Löffelchen hat oben eine Einbiegung, gerade wie in Caylus *Recueil* T. I. pl. 92. 5.

S. 90. 1) Es wird davon unten bey der achten Toilettenszene am Ende die Rede seyn, wo auch die Abbildungen nachzusehn sind.

S. 91. 1) Beyspiele davon finden sich zu Dutzenden in der ersten Hamiltonischen oder d'Hancarvillischen Vasensammlung. Zuweilen ist ein weiblicher und männlicher Kopf am Bauche der Vase einander gegenüber angebracht. S. Caylus *Recueil* T. II. pl. XXVII. 1. 2. Vergl. die Vase, die den Kopf einer Minerva vorstellt, in eben diesem *Recueil* T. V. pl. 85. 4.

S. 91. 2) Ich besitze durch die Güte meines würdigen Freundes, Herrn Millin in Paris, die Kupferplatte zu einer noch unedir-

ten Vase, wo das Gefäfs aus einem sehr schönen weiblichen Kopf besteht, dessen Unterlage beym ersten Anblick sogleich an eine Karyatide erinnert. Sie wird im ersten Theil meines Pantheons in den Abbildungen, die zur Diana gehören, ihren Platz finden.

S. 91. 3) So hatte die kolossale Pallas des Phidias Edelsteine in den Augenhölen. S. Plinius XXXIII, 3. s. 20. Bey Bronze war die Sitte so gebräuchlich, dafs Visconti *Busti di Museo Pio-Clementino T. VI. p.* 11. sie für allgemein angenommen erklärt. In Winkelmanns *Storia delle Arti T. II. p.* 39 — 41. *ed. Fea* findet man mehrere Beyspiele und Bemerkungen hierüber. Die Büste von seltenem rothen Marmor im Musée Napoleon, die den Indischen Bacchus vorstellt, hat Augen von Email eingesetzt. S. *Les monumens antiques du Musée Napoleon* Livr. IX. p. 16. Die Sitte ist orientalischen oder ägyptischen Ursprungs.

S. 92. 1) S. die Stellen in Junius Catalog S. 22. f. gesammelt. Die besten Nach-

richten darüber haben uns die griechischen Sinngedichte in der Anthologie erhalten, die Heyne mit den römischen Dichtern verglichen hat, *Priscae artis opera ex epigrammatibus Graecis illustrata in Comment. II.* in den Göttinger *Commentt. T. X. p.* 107.

S. 92. 2) S. Winkelmann *Catalogue du Cabinet de Stosch. Class. II. n.* 549. und *Tassie's Catalogue n.* 6223. *f.*

S. 92. 3) *Aequoreo madidat quae premit imbre comas. Ovid. ex Pont. II*, 1. 29.

S. 93. 1) So schildert der ägyptische Julian *Analect. II. p.* 496. *XIII.* eine Bildsäule des Adonis, welcher stehend den Blick auf seine Jagdhunde gerichtet hat.

S. 93. 2) Was kann z. B. witziger und feiner gedacht werden, als die zwey Henkel an der Vase, die Winkelmann beschreibt *Catalogue des pierres grav. de Stosch p.* 402 die durch zwey Leden, von Schwänen gekufst, gebildet werden?

S. 93. 5) Im *Museum Kircherianum*, in Lanzi's Saggio, in Townley's Sammlung, u. s. w.

Pl. V

ZWEYTE SZENE.

Haarschmuckerinnen. Salben. Haarfarberey. Spiegel. Haarnadeln.

Beaumarchais, dieser witzige Kaufmann und unübertreffliche Sittenmahler, der unsern Leserinnen wenigstens durch seinen Figaro und Tarare noch in gutem Andenken ist, schlofs aus einem seidenen Mäntelchen, das ihm sein Glücksstern bey einem nächtlichen Besuche des Londoner Vauxhalls im Pantheon finden liefs, Alter, Füfse, Reitze, Farbe, Wuchs, Neigungen und Liebhabereyen der schönen Eignerin, und wufste aus dieser einzigen Probe ihres verführerischen Putzes die holde Besitzerin, wie sie leibte und lebte, in allem ihren natürlichen und erborgten Schönheitszauber seinen Lesern vor Augen zu stellen.

Gewifs ein noch kunstreicheres Combinations-Exempel, als das, welches die Engländer neulich lieferten, als sie aus der colossalen Hand, die sie als Kunstbeute aus Agypten entführten, mit Sicherheit ausrechneten, das Bild selbst müsse 120 Fufs hoch gewesen seyn. Wer nur auch so glücklich wäre, etwas vom Kopfputze, von den Haarschleifen oder Schmucknadeln unserer Sabina zu finden, die wir bey unserm letzten Besuche in ihrem Ankleidezimmer unter den Händen der Schminkmädchen und Zahnputzerinnen verliefsen, während eine zweyte Klasse von Sklavinnen, die Haarschmükkerinnen, sich schon fertig hielten, den künstlich erworbenen und selbst erzeugten Haarvorrath ihrer Gebieterin in die zierlichsten Flechten und Locken zu winden und zu kräuseln.

Ohnstreitig würde ein einziger glücklicher Fund der Art einige meiner scharf-

sinnigen Leserinnen, wenn anders diefs Buch auch ihnen zu Gesicht kommen sollte, mit einem Blicke vollkommen in den Stand setzen, sich die nun erfolgende Putzszene sogleich selbst hinzu zu denken. Wie geschäftig und erfinderisch würde ihre Phantasie beym Beschauen jener Reliquien von Sabinens Putztisch seyn! Ja, wenn nur wenigstens der Prinz Borghese in Rom, der mit seinem Freunde Gawin Hamilton so ergiebige Fundgruben verschütteter Alterthümer bey Gabii entdeckte, und aus den daraus zu Tage geförderten Alterthumsschätzen ein eignes Museum Gabinum zu Rom anlegte, uns die schönen Haarnadeln mittheilen wollte, die nach dem Berichte einiger Reisenden sich dort in einigen Aschenkrügen vorgefunden haben sollen! Wer weifs, ob nicht eine davon unserer Sabina zugehört haben könnte? Doch gesetzt, der Römische Principe

wäre freygebiger, als er seiner bekannten kaufmännischen Natur nach wirklich seyn kann, [1]) gesetzt, er wollte uns von den Schätzen, deren er so viele besitzt, eine Kleinigkeit zukommen lassen, die ihn nicht ärmer, uns aber viel klüger machte, so ist doch gerade jetzt jede antiquarische Kunstsendung aus Italien eine sehr verrufene und verhafste Sache, da fremde, unberufene Liebhaber mit ganzen, zahlreichen Armeen dort Kunstrequisitionen angestellt haben, und man ohne schreyende Unbilligkeit, was jene übrig liefsen, jetzt, wo Pius VII. neueste Nachgrabungen zu Nettuno eben so wenig fruchten wollen, als die geschärften Verbote, englische Guineen gegen alte Kunstwerke einzutauschen, kaum verlangen darf.

Aus allem diesen sehen jene Leserinnen, mit denen ich es hier zu thun habe, von selbst, wie gern ich ihnen

die Mühe ersparen wollte, in den folgenden Blättern eine Beschreibung meines zweyten Morgenbesuchs bey der Römerin Sabina zu lesen. Es ist aber unter diesen traurigen Umständen durchaus kein anderer Rath zu schaffen gewesen, und sie müssen es sich demnach schon gefallen lassen, diese Besuche an der Hand eines ehrlichen und alles, was er selbst weifs, es sey diefs wenig oder viel, gern mittheilenden Cicerone noch weiter fortzusetzen.

Die abgeglättete, frisch geschminkte, mit wiedergebornen Augenbraunen und Zähnen versehene Sabina begiebt sich nun in den Kreis ihrer Haarschmückerinnen, die heute alle ihre Verschönerungskünste aufbieten müssen, um der gestrengen Domina vollkommen Gnüge zu leisten. Es wird nämlich heute am 15. Julius gerade die feierliche Musterung der Römischen Ritter gehalten, wo

sich die Dame, die sich nicht weniger auf schöne Pferde, als muthige Pferdebändiger und Reiter versteht, bey einer ihrer Freundinnen an der heiligen Strafse (*via sacra*), wo die Ritterprocession in feierlichem Pomp vorbeyziehen wird, auf ihrem Balkon einen Platz bestellt hat. Der junge Saturninus, der als ein weitläuftiger Vetter die gnädige Frau oft bey ihren Spaziergängen und Lustpartien zu begleiten, und bey jeder Verspätung selbst nach Mitternacht noch nach Hause zu begleiten pflegt, wird bey dieser schönen Wachtparade den Götterbildern des Castor und Pollux, der Schutzpatrone des heutigen Festes, vorreiten, und durch seinen Anstand wahrscheinlich die Augen und die Herzen aller Zuschauerinnen zu erobern wissen. Welche Aufforderung für Sabinen, sich bey diesem Schaugepränge an Schönheit und Putz wo möglich selbst

zu übertreffen, aber zugleich auch welche Verpflichtung für ihre Mädchen, an den Haaren ihrer Gebieterin heute alle ihre schöpferische Kunstfertigkeit zu erproben!

Goldgelbe, ins Feuerroth überschimmernde Haare hatte seit den Eroberungen der Römer in Gallien und Germanien, wo diese Farbe an den Haaren der Eingebornen allgemein bemerkt und bewundert wurde, [1]) die allgebietende Mode unter den galanten Römerinnen zur unerläfslichen Bedingung der Schönheit gemacht. Wer sie von der Natur nicht erhalten hatte, mufste zur Kunst seine Zuflucht nehmen. Dieser Fall war eben jetzt auch bey unsrer Sabina eingetreten. Vergeblich hatte sie bis jetzt alle ausländischen Pomaden und kaustischen Seifen zur Färbung ihrer Haare versucht [2]). Die schwarzbraune Farbe derselben war lichter, aber nicht hochgelb, nicht lichtroth

geworden. Schon war sie entschlossen gewesen, den verzweifelten, aber von vielen ihrer Freundinnen auch schon beliebten Schritt zu thun, ihre widerspenstigen Haare ohne Barmherzigkeit abzuschneiden und sich eine blonde Perücke machen zu lassen, wozu noch die Nachricht gekommen war, dafs eine Modehändlerin beym Herkulestempel [1]) eine ganz neue Lieferung vortrefflicher Sikambrischer Goldhaare aus den Rheingegenden erhalten habe. Allein man bediente sich damals der Perücken doch eigentlich nur im Nothfall, da die Bäder den Betrug zu leicht offenbarten, und meist nur um sich bey Mummereyen unkenntlich zu machen. Wie lacht nicht Horaz über den Unstern der Hexe Sagana, die aus Schrecken ihre hochaufgestutzte Perücke verlor [2]). Also griff auch Sabina nur höchst ungern zu diesem letzten und heiligen Nothanker. Glücklicherweise hatte

Nape, so hiefs die älteste und betrauteste unter den Haarschmückerinnen [1]), eine ganz neue Goldsalbe als ein Geheimnifs von einem Gallischen Parfümeur, der am Circus Maximus seine Bude hatte, vor einigen Tagen ausgekundschaftet. Man mufste die vorher mit Laugenwasser gewaschenen Haare über und über mit dieser Salbe bestreichen und sie dann in der Sonne eintrocknen und einbeitzen lassen [2]). Sabina hatte sich, um diefs Mittel ganz ungestört brauchen zu können, bis gestern um einer vorgeblichen Badecur willen aufser Rom aufgehalten, hatte noch gestern Mittags die mit einem trocknenden gelben Puder eingeriebenen Haare sorgfältig mit einem Brennеisen brennen und dann in eine Art von Haube [3]), die in einer Blase bestand, einpacken lassen. So war sie in die Stadt gefahren, und so erwartet sie nun jetzt, da ihr Nape das Haartuch abgenommen

hat, den erfreulichsten Erfolg ihrer mit so mancher Aufopferung und Unbequemlichkeit verbundenen Bemühungen.

Ey wie roth! Aurora selbst prangt nicht in goldenem Haare! ruft die ganze Schaar der Mädchen, als wäre ein Signal dazu gegeben worden, freudig aus, und Sabina, von dem einstimmigen Erstaunen ihrer Sklavinnen hingerissen, glaubt selbst im Spiegel die Bestätigung dessen zu sehen, was sie so eifrig zu sehen wünschte, lächelt Zufriedenheit, und setzt sich triumphirend auf ihren Sessel, um von vier Dienerinnen auf einmal den kostbaren Bau ihres Haarputzes vollenden zu lassen. Während die geschäftige Kalamis [1]) mit einem Brenneisen, das sie in einem silbernen Aschenbecken heifs gemacht hat, die an den Schläfen und der Stirne hervorgehenden Haare in Zündstrichchen (*mèches*) und kleinere Löckchen (*crochets*) zierlich zu kräuseln

bemüht ist, spritzt Psekas [1]) mit einer Fertigkeit, die nur durch lange Übung erhalten werden konnte, die überall aufgelösten und aufgelockerten Haare mit dem kostbarsten Nardenöhle und den wohlriechendsten orientalischen Essenzen ein, um ihnen für den ganzen Tag einen süfsen Ambrosiaduft einzuhauchen. Was der spottende Lucian in einer schon früher angeführten Stelle nur aus Unmuth und mit absichtlicher Übertreibung gesagt zu haben schien: „sie verschwenden in dieser Salbe das ganze Vermögen ihrer Männer, und lassen einem das ganze glückliche Arabien aus ihren Haaren entgegenduften;“ [2]) geht hier buchstäblich in Erfüllung. Die Gemahlinnen der Persischen Monarchen erhielten, wie die Griechen erzählen, oft die Einkünfte grofser und reicher Städte blofs zum Ankauf ihres Salbenbedürfnisses zugetheilt. Unsere Sabina bedarf gewifs keine gerin-

geren Summen zu Bestreitung dieses einzigen Artikels ihrer Toilette. Freylich weifs sie noch nichts von allen wohlriechenden, mit den Namen einer Pompadour, Kingston, Portland u. s. w. prangenden Pudern und Pomadenextrakten, die an den Putztischen unserer Damen sich so unentbehrlich zu machen gewufst haben. Aber was will alles diefs gegen die Salbenfläschchen und Narthekien einer Sabina oder jeder andern Römischen Dame vom ersten Stande sagen? Die Antiochischen und Alexandrinischen Salben - und Spezereyhändler hatten mit einer bewundernswürdigen Erfindsamkeit diesen Artikel des Luxus ins Ungeheure vervielfältiget und vertheuert. Zwey Indische Produkte, die Wurzel eines Strauches, Kostum genannt, und das Blatt der Spickenarde waren gewöhnlich die vorzüglichsten, aber auch theuersten Bestandtheile dieser Salbenöhle [1]), die übrigens

durch allerley Zusätze und kleine Rafinements der Modehändler immer neue Namen erhielten, so dafs in dem Werke eines alten Arztes über die Toilettenkünste fünf und zwanzig verschiedene Salbennamen angeführt werden. [1])

Hat nun Psekas ihr Werk vollendet, so tritt Kypassis an ihre Stelle, eine niedliche Negersklavin, voll körperlicher Geschicklichkeiten, dabey eine verschmitzte Unterhändlerin, und daher ein Liebling ihrer Gebieterin, die ihre geheimen Dienste sehr gut zu schätzen und zu belohnen weifs [2]). Sie hat eigentlich das Hauptgeschäft bey diesem Theil der Toilette. Sie mufs die vorher eingesalbten und wohl durchkämmten Haare in zierliche Flechten von hinten zusammen legen, und dann in eine Art von Wulst über den Scheitel so geschickt aufthürmen, dafs ein Haarputz daraus entsteht, welcher in der Sprache der Römerinnen

mit dem allgemeinen Namen des Knotens oder der Schleife (*nodus*) belegt wurde, aber in sich selbst durch hundert Abänderungen und Verzierungen verschieden war [1]). Die schwarze Hypassis hat auch das Schmuckkästchen ihrer Domina in heiliger Verwahrung, worin die goldnen, künstlich gearbeiteten Schmuck- und Heftnadeln aufbewahrt werden, wovon sie heute die bedeutungsvollste unter allen auswählt, und indem sie solche zwischen die zusammengeflochtenen und kunstmäfsig über einander gewickelten Zopfe hindurchsticht, dem ganzen Zopf- und Flechtengewinde dadurch Festigkeit und Haltung giebt. Die arme Zofe hatte heute wirklich eine schwere Wahl gehabt, um gerade unter zwölf verschiedenen, im Kästchen vorhandenen Schmuck- und Nestnadeln [2]) diejenige zu nehmen, die die geheimen Wünsche ihrer Gebieterin durch ihr Bildwerk am deutlichsten

ausdrückte. Sie hatte anfänglich blofs der zierlichsten und schönsten den Vorzug geben wollen, die sich statt des Knopfes in ein korinthisches äufserst fein gearbeitetes Kapital endigte, welches die Basis von zwey sehr zierlichen Bildchen in Golde war, einer Psyche, die ein Amor umarmt hielt. Allein zum Glück erinnerte sie sich gerade noch zur rechten Zeit, dafs ja heute diese ganze mühsame Toilette dem jungen Ritter Saturninus gelte. Sie hatte selbst ihre Gebieterin mehrmals zu einer geheimen Unterredung mit dem geliebten Ritter im Isistempel an der Tiber begleitet, und war verstohlne Augenzeugin der Zärtlichkeiten gewesen, die Sabina dort in einer abgelegnen Tempelhalle an den jungen schönen Mann verschwendet hatte. Ungesäumt griff also die schlaue Kypassis lieber nach einer andern daneben liegenden Nestnadel. Auch diese war sehr ge-

schmackvoll von einem griechischen Goldschmidt mit niedlichem Bildwerke geziert. Auch hier stand auf einem feinen Korinthischen Kapitälchen eine kleine Figur. Es war eine Göttin des Überflusses, eine Abundantia, mit einem Füllhorne in der Rechten, mit der Linken einen sich an sie anschmiegenden Delphin liebkosend. Ihr Kopfputz bestand aus zwey hoch emporragenden Hörnern, dem bekannten Sinnbild der Göttin Isis oder des Mondes [1]). Sabina pflegte gewöhnlich diese Nestnadel zu tragen, wenn sie dem Isisgottesdienste an der Tiber öffentlich beywohnte. Heute aber hatte die Nadel noch eine andere, dem in das Geheimnifs eingeweihten leicht verständliche Deutung. „Befiehlst du, gestrenge Frau," fragte schalkhaft lächelnd Hypassis ihre Gebieterin, „dafs ich dir heute die schöne Isisnadel einstecke?" Sabina verstand den Wink der Arglistigen, und nickte

der muthwilligen Sklavin mit ihren angefrischten Augenbraunen gnädigen Beyfall zu. Beym Hervorziehen der Nadel aus dem Kästchen fällt ein Pergamentstreifchen herunter, welches um die Nadel gewickelt gewesen war. Es enthält diefs ein kleines Sinngedicht des Martial, der eben damals der Mode- und Lieblingsdichter der Römischen Damen war, und um sich ihnen zu empfehlen, fast auf jedes einzelne Stück ihres Putzes kleine Aufschriften oder Sinngedichte gemacht hatte, womit man sich am neuen Jahre oder am Saturnalienfeste zu beschenken pflegte. Das Gedichtchen, in welches Hypassis sorgfältig die bewufste Nadel eingewickelt hatte, war der Sabina vor kurzem nebst einer Menge anderer aus eben dieser Musenfabrik vom Saturnin als eine Neuigkeit des Tages überreicht worden, und erweckte in ihr, als sie es jetzt unvermuthet wieder zu Gesichte bekam,

eine ganze Reihe süfser Erinnerungen. Ihr gnädiges Beyfallzunicken verwandelte sich jetzt gar in ein freundliches Lächeln gegen die aufmerksame, jeden geheimen Wunsch ihrer Juno listig belauschende Iris. Da lies, Nape! rief die auf einmal herablassend gewordene Domina zu der Sklavin, die, um den letzten Theil des Haarputzes zu vollenden, gerade vor ihr stand. Lies nur, Nape! Weifs nicht der drollige Versmacher auf alles, auch auf die geringste Kleinigkeit, eine Aufschrift zu drechseln? Und Nape nimmt das Pergament und liest folgenden Vers ab:

Überschrift:

Die goldene Nadel.

Dafs die gesalbten Haare das seidne Gewand
nicht beflecken,
Halt den gewundenen Zopf sichrer die
Nadel dir fest. 1)

Schön! sehr schön! rief wieder auf einmal die ganze Schaar der jetzt aufwartenden Mädchen, und schön! sehr schön! riefen im sklavischen Wiederhalle die übrigen, die in weiteren Kreisen herumstanden.

Nape, die Vorsteherin des Haufens und eine ausgelernte Haarkünstlerin, vollendet nun das Werk ihrer Gehülfinnen. Ihr hatte die Domina die ganze Theorie des Haarputzes, wie er jeder Form des Kopfes, jeder Verschiedenheit des Haarwuchses und des Gesichts und selbst der übrigen Kleidung angepafst werden müsse, sorgfältig lehren lassen [1]). Auch jetzt galt es eine Berathschlagung, ob Sabina heute die Vorderhaare mit einem Diadem fassen und die Locken über die Schläfe nachlässig sich herabringeln lasse, oder ob sie auf der Stirn die hohe Schleife mit dem Toupée tragen könne. Ersteres, das Diadem, hatte seinen Namen

daher, weil es wie die Binden der Könige und apotheosirten Menschen vorn um Stirn und Schläfe herumlief, und nur die vordersten Haare in kleinen Löckchen herab fallen liefs, wobey es sich doch von dem ursprünglichen Diadem dadurch unterschied, dafs es sich vorn über der Stirn zu einem breitern Bandeau erhob, in der Form eines Segments von einem Zirkel [1]). Oft war es eine Metallplatte von gediegenem Golde, oft war das Band selbst mit plattirtem Golde überlegt und mit Perlen geschmückt. Allein da dieser Haarputz etwas sehr feyerliches und ernstes hatte, und daher auch nur von vornehmen Matronen nach ihrem Urbilde, der Juno, getragen wurde, Sabina aber heute in gröfster Gala nicht so wohl Ehrfurcht gebieten, als gefallen und erobern wollte, so wurde für diefsmal die hohe Schleife beliebt. Die Schleife bestand aus den Haaren selbst,

die vorn über der Stirn zusammengeschlungen und in einander geknüpft wurden. Diefs bildete wieder eine Art von Wulst oder Toupée, das gewöhnlich mit Locken auf beiden Seiten unterstützt und eingefafst wurde. [1])

Niemand aber hat während dieses Getümmels und Gewirres zum Putz eines einzigen Frauenkopfes eine so mifsliche und verdriefsliche Rolle zu spielen, als die arme Latris [2]). So heifst die Sklavin, die der gnädigen Frau den Toilettenspiegel bald zur Rechten, bald zur Linken vorhalten mufs. Denn was heutzutage bey unsern Damen die erfinderische Kunst des Ebenisten in den niedlichen Toilettentischchen aus Mahagonyholz durch einige künstlich angebrachte Springfedern zu bewerkstelligen sucht, wodurch die davor sitzende Dame dem darin befestigten Spiegel jede beliebige Richtung, Erhöhung und Vertiefung ge-

ben kann, das wufsten die alten Römerinnen sich weit bequemer und gemächlicher zu machen. Sie hatten lebendige Spiegelhalter, Sklavinnen, deren einziges Geschäft blofs darin bestand, dafs sie, während sie sich von den übrigen Haarschmückerinnen kräuseln und aufsetzen liefsen, mit einer kunstmäfsigen Gewandheit den Blick ihrer Gebieterin bewachen und ihr den Spiegel bald so, bald so vorhalten mufsten. Zuweilen trat auch wohl der *Cavaliere servente* oder Cicisbeo der Dame, wenn er Zutritt bey ihrer Toilette erhielt, an die Stelle der Spiegelhalterin, und erfüllte dadurch eine Vorschrift des berühmten Meisters in der Kunst zu lieben: 1)

Halt es auch nicht für schimpflich, so schimpflich es seyn mag, den Spiegel
Vorzuhalten; dir ziemt, Sklavin dem Mädchen zu seyn.

Aber es verlohnte sich wohl auch der Mühe, für einen Spiegel, wie ihn damals eine vornehme Römerin zum Gebrauch ihres Putztisches hatte, ein eignes Mädchen zu bestimmen. Diese Spiegel gehörten unstreitig zu den prachtvollsten und kostbarsten Geräthschaften, die das kunstreiche Alterthum kannte [1]). Sie waren bekanntlich nicht von Glas, wie die unsrigen, sondern, wie unsere Teleskopenspiegel, aus geschliffenem und politem Metall. Der Toilettenspiegel unserer Sabina ist ringsum mit Edelsteinen besetzt, und besteht aus einer silbernen Platte, wobey die neuerlich gepriesene Erfindung schon benutzt ist, dafs das Silber durch eine Unterlage von Gold die Bilder noch deutlicher zurückstrahle [2]); denn die hintere Seite ist wirklich mit getriebenem Goldblech überlegt. Die runde Spiegelscheibe ruhet auf einem aus Elfenbein künstlich gedreheten Griffe,

an welchem auf beiden Seiten zwey Schwämmchen befestigt sind, um den geringsten Dunst oder Anhauch von der metallnen Fläche sogleich wegzuwischen *). Mit diesem Griffe hält Latris den Spiegel in der Rechten, indem sie unter dem linken Arme das zierliche Futteral oder Gehäuse dieses Spiegels trägt, auf welchem eine sehr passende, auf alten geschnittnen Steinen häufig vorkommende Vorstellung in Bildwerk eingegraben ist. Ein Amor hält der Venus Anadyomene den ihr geweihten, noch jetzt in jedem Kalender als Zeichen des Planeten Venus sichtbaren Spiegel vor.

Die arme Latris, wenn sie je diesen kostbaren Spiegel zu Schaden kommen liefse! Sie mufste mit Leib und Leben dafür büfsen! Er kostete weit mehr, als die Summe beträgt, wofür die Sklavin selbst von dem alexandrinischen Sklavenhändler erkauft wurde. Der weise

Seneka hatte wahrscheinlich diesen oder einen ihm ähnlichen Spiegel im Sinne, wenn er mit Bitterkeit über die Üppigkeiten seiner Zeitgenossen spricht: „Ein „einziger Spiegel kommt einem Frauen„zimmer höher als in alten Zeiten dem „Staate die Mitgift, die er den Töchtern „armer Feldherrn gab. Jetzt reicht eine „Aussteuer, die der Senat der Tochter „des Scipio gab, nicht hin zu einem „Spiegel für das Jüngferchen einer Frey„gelafsnen!“ *)

Anmerkungen.

S. 116. 1) Der Prinz war bekanntlich ein so grofser Beförderer des ächten Kunstgeschmacks, dafs ihm der ganze, zum Theil aus kostbaren Antiken bestehende Schmuck seiner Gemahlin selbst in dem Augenblicke, wo sie ihn an sich hatte, für baare Zahlung feil war. Übrigens ist ein Theil der zu Gabii gefundenen Kunstschätze unter dem Titel: *Monumenti Gabini della Villa Pinciana descritti da Ennio Quir. Visconti*, Rom 1797 in kl. 4 mit 55 Kupfertafeln herausgekommen.

S. 119. 1) Alle hierher gehörige Stellen hat Joannes Arnzen, der holländische Philolog, in seiner gelehrten Abhandlung *de capillorum coloribus et tinctura* zu Ehren seiner Landsleute (*Spuma Batava* nennt Martial VIII. 33. die gelbe rothfärbende Pomade) aufs sorgfältigste gesammelt und erklärt.

Laveau in seiner *Histoire de France avant Clovis* p. 27. giebt als Ursache dieser Veränderung der hochrothen Farbe der Haare bey den Nachkömmlingen der alten Gallier die Austrocknung der Sümpfe und die Vermischung der Gallier mit den Italienern an. Er hätte auch das allgemeiner gewordene Weintrinken mit in Anschlag bringen können.

S. 119. 2) Wie wunderbar wechselt die Mode in ihren Launen! Heutzutage lassen sich Blondinen, die von der Natur mit einem Übermafs des Blonden gesegnet wurden, das einige roth nennen wollen, aus Frankreich und England Salben verschreiben, die das Rothe wegbeizen sollen. Gerade das Gegentheil geschah von den alten Römerinnen. Die kaustische Seife (*spuma caustica* Martial. XIV. 26. deren Zubereitung zum Theil Plinius beschreibt, XXVIII. 12. vergl. Wesseling zum Diodor. T. I. p. 351.) die man aus Gallien verschrieb, um die Haare roth zu machen, bewirkte, wenn sie auf andere Theile des Körpers gestrichen wurde, eine solche Aufgedunsenheit, dafs Weiber in den öffentlichen Bädern ihre Schwangerschaft

dadurch verbergen konnten. Man lese die merkwürdige Geschichte einer heroischen Römerin beym Plutarch T. II. p. 771. *ed. Frf.* und vergleiche über die Bereitung und die Bestandtheile dieser seifenartigen Pomade Beckmanns Beytrage zur Geschichte der Erfindungen Th. IV. S. 5. ff. Die beizende Kraft der Asche zur Färbung der Haare scheinen die Römer schon weit früher gekannt zu haben, wie aus einem Fragment des Cato in den Originibus desselben, das uns Servius zum Virgil erhalten hat, deutlich erhellt. Da heifst es: *Mulieres nostrae cinere capillum ungitabant, ut rutilus esset crinis.* Is Vofs zum Catull p. 142 leitet daher die Benennung *cinerarius* unter den Toilettenbedienten der Römischen Damen von dieser Aschenbeize ab.

S. 120. 1) Ovid. Kunst zu lieben, sagt ausdrücklich von diesem Haarverkauf III. 167.

Auch errothen sie nicht vor diesem Kauf.
Vor Alcides
Tempel schliefsen sie ihn, und dem jungfräulichen Chor.

S. 120. 2) Sermon. I. 3. 48. Man muſs auch hier die Zeiten unterscheiden. Freylich sprechen auch schon die früheren Römischen Dichter (z. B. Ovid *art. am. III.* 165) von den *crinibus emptis*, aber doch immer nur mit Spott und öffentlicher Mifsbilligung des Betrugs. Wenn Messalina dort (Juvenal VI. 120.) sich in eine feile Dirne maskirt, dann verhüllt sie ihre schwarzen Haare unter einer blonden Perücke (*nigrum flavo crinem abscondente galero.*) Selbst der sorgfältigste und neueste Historiograph der Perücken, Nicolai, über den Gebrauch der falschen Haare und Perücken in alten und neuen Zeiten (mit 66 Kupfern Berlin 1801) hat jene früheren Zeiten, wo man die Perücken nur aus Noth, aber noch nicht als allgemein angenommene Sitte trug, und wo vornehme Frauen das Perückentragen wenigstens dem Scheine nach den Freudenmädchen und Filles überliefsen, von den späteren, wo man sich über alle Bedenklichkeiten wegsetzt, wie seit zehn Jahren in Paris und in ganz Europa, nicht sorgfältig genug getrennt. Auch beweifst die kahle Weiberbüste, der man die marmorne Perücke abnehmen kann.

und die sich in der Antikensammlung zu Potsdam befand, nichts für die öffentliche Gutheifsung dieser Mode. Dergleichen Statuen und Büsten befinden sich mehr in Römischen und andern Museen. Eine der merkwürdigsten, die Kaiserin Julia Mammäa vorstellend, hat Visconti in den Büsten des *Museo Pio-Clementino T. VI. t.* 57. abbilden lassen, aber auch schon früher auf Veranlassung einer Julia Soëmia, die gleichfalls eine marmorne Perücke hat, sehr fein bemerkt, dafs diefs ein bloises Rafinement des spätern Römischen Luxus gewesen ist, wodurch es den Damen leicht wurde, ihren Statuen und Büsten immer die neueste und modischste Coeffure aufzusetzen, und dadurch jede spottische Nachrechnung der Aera, in welcher sie sich mit diesem nun veralteten Haarputz bilden liefsen, zu vereiteln. Siehe zum Pio-Clementinum T. II. t. 51. p. 91. f.

S. 121. 1) Namen einer vertrauten Haarschmuckerin beym Ovid Amor. I. 11. 2.

S. 121. 2) Die Sache hat aus der Stelle Lucians, die aus dem vorigen Toilettenbesuch unsern Leserinnen noch in gutem An-

denken seyn wird, ihre vollkommene Richtigkeit. Die Italienerinnen sollen, nach dem Zeugnifs des Arztes Bartholinus, noch in neuern Zeiten das Geheimnifs besessen haben, die Sonnenstrahlen selbst zu Färbung ihrer Haare zu benutzen. Siehe Reinesius *Inscriptt. Class. II.* 89. *p.* 125 Ein Recept, die Haare gelb zu färben, hat uns aus den kosmetischen Ärzten der Alten Theophanes Nonnus erhalten in seiner *Epitome c.* 3. *T.* 1. *p.* 26. *ed. Bernard.*

S. 121. 3) Die Haube hiefs mit dem Kunstausdrucke *Calantica.* Siehe Saumaise zu Solin p. 792. Dafs man sich einer Blase dazu bediente, beweifst die Stelle Martials, wo er die magere Dünne der Goldblättchen beschreibt, woraus eine ihm geschenkte Krone gefertiget war. Selbst die Blase, sagt er, worein man die gebrannten Haare steckt, ist dicker: *Fortior intortos servat vesica capillos* (VIII. 33.) Oder man steckte auch die Haare in eine Redesilla oder Netzhaube, deren Lucian bey der Schilderung eines Cinaeden Chelidonion (der französische Übersetzer Massieu hat lächerlich genug

einen *Monsieur de la Hirondelle* daraus gemacht) gedenkt *de mercede conductis c. 55. T. II. p. 692.* Das griechische Wort heifst **κιχρύφαλος**, welches auch Hesychius (*ubi vide V. DD. T. II. c. 221.*) durch **σαβανάθιον δεσπότριχον** übersetzt. Die griechischen Damen bedienten sich dieser Netze zur Bequemlichkeit wahrscheinlich eben so häufig, als die Spanier und Italiener ihrer Redesillas. Es gab ein eigenes Sklavengewerbe, solche Netze zu knüpfen, das Demosthenes *contra Olympiad. p. 1170. 27. ed. Reisk.* durch **σακχυφάντας** ausdruckt, wozu Pollux X, 192. *cum not.* zu vergleichen ist, denn im Reiskischen Index und im Schneiderschen Wörterbuch wird es nicht ganz richtig erklärt.

S. 122. 1) **Κάλαμος** oder Calamistrum hiefs das Eisen, womit die Lockchen gebrannt wurden. Die Sklavinnen, die diefs wichtige Geschäft zu besorgen hatten, führten die besondere Benennung Aschenbläserinnen, *viniflones.* Horaz führt sie ausdrücklich im Gefolge der vornehmen Römerinnen auf in einer Stelle, die Wieland aus guten Gründen unübersetzt liefs. *Sern. I. 2. 97.*

S. 123. 1) So hiefsen die Mädchen, die die Salben mit einer für uns völlig verloren gegangenen Kunst aus dem Munde in dem feinsten Staubregen auf die Haare spritzten. Siehe zu Cicero's Briefen *ad Divers.* VIII. 15.

S. 123. 2) Martial nennt daher in einem seiner Sinngedichte die so eingesalbte Gallia eine wandernde Parfümeurboutike III. 55. nach Ramlers Übersetzung:

Kömmst du, so scheint der Salbenkrämer Kosmus zu kommen,
Und ein zerbrechliches Glas Zimmtöhl verschüttet zu seyn.
Fremder kostlicher Tand, o Gallia, macht dich nicht reitzend.
Will ich es haben, so riecht eben so köstlich mein Hund.

S. 124. 1) Das erstere hiefs daher auch vorzugsweise *radix*, die Wurzel (*Plin. XII.* 12. *s.* 28. *Radix costi, gusta fervens, odore eximio, in Patale insul.*), das andere *folium*, das Blatt. Über die Spickenarde haben wir durch die Engländer in Calcutta zuerst befriedigende

Auskunft erhalten; William Jones theilte schon in den *Asiatic Miscellanies* eine eigene Abhandlung darüber mit, dann gab auch Gilbert Blane in den *Philosophical Transactions Vol. CXXX, P. II.* eine besondere Nachricht davon, wobey er auch die Stellen der Alten verglich, und aus der *Flora Cochinchinensis* die Abbildung mittheilte. Sie gehört in die dritte Klasse Linnés. Die grofse Konsumtion dieser Salbe machte den Spezereyhandel aus Indien schon im Alterthum zu einem Schlund, in welchem sich das Europäische Gold, so wie jetzt noch das Silber in China, verlor. Vergl. *Robertson's historical disquisition concerning ancient India* s. II. p. 54. f.

S. 125. 1) Crito, der Arzt der Kaiserin Plotina, beschrieb im zweyten Buche seiner Kosmetik diese 25 Salben und Essenzen, wovon uns die Titel noch erhalten sind beym Fabricius *Bibl. Graec. T. XII. p.* 690. Über den Reichthum und die Menge der in verschiedene Klassen getheilten Spezereyhändler in Rom geben die in Gruterus, Reinesius und Muratori's Sammlungen befindlichen Inschriften die beste Belehrung.

S. 125. 2) Wir kennen eine solche *fusca Cypassis* aus den Liebeselegieen Ovids II. 7. und 8. woraus auch die Talente dieser Negressen zur Intrigue und Wollust deutlich erhellen. Was sie jetzt noch den üppigen Europäern und Kreolen in Westindien sind, waren sie schon damals als Sklavinnen vornehmer Frauen den ausschweifenden Römern.

S. 126. 1) Was bey den Griechischen Damen Corymbion oder Crobylos hiefs, nannten die Römerinnen *nodus*. Die Nadel, womit der ganze Haarbau zusammengehalten wurde, hiefs *acus discriminalis*, welches schon Winkelmann mit dem ächtdeutschen Worte Nestnadel übersetzte. Diese war zuweilen hohl, und enthielt dann wohl gar Gift zur letzten Zuflucht in der Verzweiflung. Man sehe die Geschichte der Giftmischerin Martina beym Tacitus *Annal.* III. 7. und so vergiftete sich eigentlich auch die berühmte Kleopatra nach einer Angabe des Dio Cassius S. 644. 24. mit Reimarus Anmerkungen. Sonderbar! Heutzutage verbergen die Damen in den Ländern, wo die Accise Argusaugen hat, Kontrebande unter ihren Frisuren. Von

Alters trugen sie Gifte darunter versteckt. Wer wird nicht auch hier den heroischen und naiven Stil des Alterthums bewundern?

S. 126. 2) Eine acht Zoll lange silberne Nestnadel, welche gerade mit dem Bildwerk geziert ist, wie es hier beschrieben wird, befindet sich nebst drey andern der Art wirklich im königlichen Museum zu Portici und wird von Winkelmann in seinem Sendschreiben von den Herkulanischen Entdeckungen S. 61. beschrieben.

S. 128. 1) Auch diese Nadel mit ihrem niedlichen Bildwerke, so wie es hier angeführt wird, ist im Museum der Antiken bey der Nationalbibliothek, wohin die Sammlungen des Grafen Caylus gekommen sind, noch vorhanden. Sie befand sich in der schönen Antikensammlung des Grafen Caylus, der sie in seinem *Recueil d' Antiquites* T. II. pl. LXXX. 5. abgebildet, und S. 264. beschrieben hat. Wie unendlich kunstreich und bildnerisch war das Alterthum selbst in diesen Kleinigkeiten! Wie gering ist dagegen der artistische Werth unserer kostbarsten Zitter-

nadeln, Aigretten, oder der an ihre Stelle tretenden schildpattenen, auch wohl mit Goldblech überzogenen und mit Stahlperlen brillantirten Patentkämme? Sollten nicht jetzt, wo der antike ägyptische Geschmack besonders in England so sehr an der Tagesordnung ist, diese Nestnadeln mit den Isisköpfen besonders Gnade in den Augen der Damen finden? Man vergleiche den Excurs am Ende dieser Noten.

S. 130. 1) Martial. Epigramm. XIV. 24.

S. 131. 1) Wir wissen aus den Römischen Gesetzen *Dig* XXXII. 65 3. dafs die Haarschmückerinnen mehrere Monate bey geschickten Meistern in die Lehre gehen mufsten. Eine, die nur zwey Monate gelernt hat, wird im Gesetzbuch noch für keine Künstlerin gehalten. Die Hauptsätze der Kunst selbst lehrt schon Ovid in seiner Kunst zu lieben III. 135 — 149. und rechtfertigt dadurch in voraus die stolzen Benennungen der französischen Haaristen, dio von nichts anders als *Artistes* und *Academies de cheveux* zu sprechen pflegen.

S. 132. 1) Die Griechen nannten diesen Schmuck σφενδόνη, wie aus Pollux V, 96. und Eustath. zu Dionysius Perieget. V. 7. sehr deutlich wird. Indefs gab es eine Menge Abwechslungen und Veränderungen mit diesem Diadem. S. Visconti zum *Pio-Clement. T. I. p.* 3. und die spätern Berichtigungen des Abate Fea zu Winkelmanns *Storia delle arti T. I. p.* 317. und von Visconti selbst im *Pio-Clement. T. IV. p.* 7. Die spätern Romer scheinen es nach Isidor Nimbus genannt zu haben, wie Oberlin scharfsinnig gezeigt hat, *Lettre à Mr. le Comte de Shauvonsky sur un bijou dont ce Seigneur a fait acquisition à Rome* (Strasburg 1779. 16 S. in 8). Es ist eine goldene Stirnplatte mit einem Bändchen, um sie hinten um den Kopf herum anzubinden, die einst in einem Aschenkrug in den Trümmern des alten Lavinium gefunden worden ist, und sich jetzt in der kaiserlichen Antikensammlung zu Petersburg befindet. Der von den Antiquariern von jeher gebrauchte Name Diadem scheint noch immer der schicklichste zur Bezeichnung dieser Sache zu seyn. Auf dem dieser Szene vorgestochenen Kupfer ist Fig. 1. das

Diadem, wie es Oberlin erklärt hat, abgebildet, und zugleich die Köpfe der Barberinischen Juno aus dem *Pio - Clement. T. I. tav. II.* und einer andern Figur aus Gori *Mus. Etrusc. T. I. pl.* 132.

S. 133. 1) Man sehe den Kopf in Terra cotta aus Caylus auf vorstehendem Kupfer Fig. 3. Der vorn aufstehende Wulst, mit welchem die Fantasie der Mode eben so zu spielen und zu ändern wufste, wie mit den Koeffüren unserer Damen, hatte seinen eignen Kunstnamen und hiefs *tutulus*. In seinem zierlichen Aufputze sah man gleichsam den Gipfel der alten Haarschmückerkunst. Daher hatten die vornehmen Römerinnen eigne Sklavinnen, wie hier die Nape ist, blofs für dieſs Geschäft. So kommt eine *ornatrix a tutulo* in einer alten Grabschrift vor beym Gruter DLXXIX, 3. Man vergleiche des Grafen Guasco *Dissertazione Tusculana sopra un' antica inscrizione, appartenente ad una ornatrice, Roma* 1771. 8. Auch sehe man den Excurs am Ende dieser Noten.

S. 133. 2) So heifst sie beym Properz IV. 7. 75. Vergleiche Griechische Vasen-

gemählde T. III. p. 48. Die dort erklärte Tischbeinische Vase *Engravings* T. I. t. 10. stellt uns eine solche Spiegelträgerin in Gegenwart ihrer Gebieterin vor. Latris wurde eigentlich von Sklavinnen gesagt, die nicht als solche geboren wurden. Siehe Valckenaer zum Ammonius II. 4. p. 99.

S. 134. 1) Ovid art. amat. II. 215.

S. 135. 1) Alle Beweise zu dem hier Gesagten giebt Beckmann Geschichte der Erfindungen Th. III. S. 275. fl. und die Ergänzungen dazu in den Griechischen Vasengemählden Th. III. p. 46.

S. 135. 2) Plinius XXXIII. 9.

S. 136. 1) Die Beweisstellen giebt Is. Vofs zum Katull S. 97.

S. 137. 1) Seneka's physikalische Untersuchungen, übersetzt von Ruhkopf I. 45 S. 55. fl.

BEYLAGE

ZUR ZWEYTEN SZENE.

Verschiedene Arten des Haarputzes und der Schmucknadeln bey den Römerinnen.

Es dürfte vielleicht manchen unserer Leser doch eine ganz angenehme Unterhaltung gewähren, mit einem Blick die aus ächten Überresten des Alterthums gesammelten Geräthschaften zu übersehen, deren sich die Römischen Damen zu ihrem Haarschmuck bedienten, und über die vorzüglichsten Haartrachten und Koeffüren dieser stolzen und prachtliebenden Weltherrscherinnen einige Bemerkungen zu lesen, wie sie aus der Betrachtung alter Kunstwerke selbst hervorgegangen sind. Vielleicht lassen sich dann bey wiederkehrender Gelegenheit auch über andere Theile der Römischen Toilette ähnliche Erläuterungen beybringen.

Die einfachste, und in den ältern, prachtlosen Zeiten Roms wahrscheinlich auch die gewöhnlichste, Haartracht bestand in einem blofsen Aufrollen der zusammengeschlagenen Haare, die von der Mitte der Stirn an, wo

sie gescheitelt wurden, oder auch ohne diese Abtheilung um den Kopf in einer Art von Wulst herumliefen. Man bediente sich zum Zusammenfassen der Haare gewöhnlich eines schmalen Bandes (*tænia*, *fascia*), wie man es auch an antiken Frauenköpfen noch häufig entdeckt. (S. *Caylus Recueil d' Antiquités T. I. Pl.* 78. 7.) Eine grofse Bequemlichkeit bot diese einfach aufgeschlagene Haarumwickelung zum Festhalten der Kränze dar, mit welchen bey Opfern und andern Feierlichkeiten auch die Damen ihr Haar zu schmücken pflegten. Die Kränze konnten auf diesem natürlichen Haarwulste fester aufliegen, und so viel wir aus Abbildungen schliefsen können, war diese Haartracht auch unter den Griechinnen allgemein, die immer ungekünstelte Einfachheit mit Grazie verbanden. Die so aufgeschlagenen Haare wurden nicht allein oft hinten am Nacken oder am Scheitel in eine Art von Knoten zusammengeschürzt, sondern auch, nachdem sie hinten zusammengeknüpft worden waren, noch einmal zurückgeschlungen, und so bildeten sie gerade über der Stirn eine bauschende Erhöhung, die sich auf alten Denkmalern bald wie eine aufschwellende

Wulst, bald wie eine aus Haaren gebundene Schleife ansehen läfst. (*Caylus Recueil T. I. pl.* 75. 1. *T. II. pl.* 91. 2.) Das grofse unwandelbare Vorbild der verheiratheten Römischen Damen oder Matronen waren die Vestalinnen, und, da diese einen offenen Schleier trugen, der vom Kopfwirbel auf beiden Seiten über die Haare bis auf die Schultern herabfiel, so wurde diefs auch der gewöhnliche Kopfputz der verheiratheten Römerinnen, wobey jedoch über der Stirn die hervorragenden Haare zierlich gelockt seyn konnten. (*Vitta matronalis.*) Siehe *Bronzi d' Ercolano T. II. tav. LXXXI.* Aber auch hierzu wufste die Mode bald einen wichtigen Zusatz zu machen. Man erfand oder entlehnte vielmehr von den Griechen eine Art von Halbzirkel oder Bandeau, das man vorn über der Stirn in die Haare setzte, und diese so künstlich darüber wegschlug, dafs nur die vorragende Spitze dieses Halbzirkels in der Mitte aus den Haaren emporstand und das Diadem bildete, das uns an den Köpfen der Gottinnen und vornehmen Römerinnen so oft und so wundersam erscheint, da man von dem ganzen breiten

Halbzirkel, der nur selten ganz blos zum Vorscheint kommt, (*Caylus Recueil T. IV. pl.* 74. 4. 5.) nichts als ein zierliches kleines Dreyeck erblickt, wie z. B. auf den Köpfen der Kaiserin Livia. (*Museum Florentinum T. I. tab.* 2. 3.) Allein mit der zunehmenden Prachtliebe und Verschwendung der Römer und von der Zeit an, wo Rom der Sammelplatz aller Nationen wurde, die nur einigermafsen Anspruch auf Sittenverfeinerung und also auch auf Putz und äufsere Zierrathen machten, bekamen auch die Aufsätze und Haartrachten der Römerinnen eine unendliche Mannigfaltigkeit. Aus dem Orient kam in den letzten Zeiten der Republik der Geschmack, die Haare mit Perlen zu durchflechten. Es gehörte zum Kostum der ägyptischen Gottesverehrungen, ungeheure Federaufsätze, Lotosblumen, und andere Sinnbilder der Fruchtbarkeit und der personifizirten Natur auf dem Kopfe zu tragen, und in diesem Aufzuge den Tempeldienst abzuwarten. Die berühmte Isistafel giebt dazu in jeder Gruppe die auffallendsten Belege. (Mit Caylus Erklarungen *Recueil T. VII. pl. XII.*) Seit den Zeiten des Sulla und von der letzten Hälfte des siebenten

Jahrhunderts nach der Erbauung Roms wurde der Isis - und Serapisdienst in ganz Italien und in den Vorstädten Roms herrschende Mode. Es gehörte bald zum guten Ton, sich unter dem Deckmantel dieser Andächteleyen die unanständigsten Freyheiten zu erlauben. Der beständige Anblick dieser häfslichen ägyptischen Mifsgestaltungen gewöhnte die Römerinnen nach und nach an jede Unform des Haarputzes, und sie konnten nun die ungeheuersten Haaraufthürmungen für schön und geschmackvoll halten. Jede neu eroberte Provinz, jeder Triumphaufzug machte die nach Abwechselung haschenden Schönen mit neuen Mustern das Haar zu schlingen, zu kräuseln und in Zopfe zu flechten bekannt. Nichts aber bewirkte eine so allgemeine und wichtige Veränderung in den Haartrachten der Römerinnen, als die Besiegung der deutschen Völkerschaften in Belgien und am Rhein. Sie lernten hierdurch nicht allein die besondern Haarwülste (*nodi*) und wie Hörner hervorstehenden Flechten dieser Völker nachahmen, sondern es verbreitete sich dadurch auch sehr schnell die bis zur Modewuth ausartende Liebhaberey

an hochblonden, goldgelben Haaren, die damals ein eigenthümliches Kennzeichen aller Volkerschaften am Rhein, an der Schelde und Maas ausmachten. (Antons Geschichte der deutschen Nation S. 79. ff. Johann Arnzen *de tinctura et colore comarum* 1721.) Einer der neuesten und unterhaltendsten Don Quixotte unserer Lesebibliotheken, der Ritter Heymeran von Flaming (von Lafontaine Berlin 1795 und seitdem mehreremale wieder aufgelegt, in 4 Bänden.) hätte hier am besten lernen können, wie man die verhafsten Schwarzkopfe in Blondinen verwandeln müsse. Nicht genug, dafs sich die Römerinnen allerley Haarsalben und Seifenkugeln aus jenen Gegenden verschrieben, um damit ihren Haaren den beliebten Modeanstrich des Goldfarbenen zu verschaffen; sie plünderten auch die Köpfe der blonden Sigambrerinnen und Kattinnen rein ab, und es entstand ein eigener Galanteriehandel in Rom mit den Zopfen und Haarflechten deutscher Frauen, die sich die Römerinnen sehr kunstlich einzusetzen wufsten. Bald machte man sich die Sache noch bequemer. Die Perücken waren durch die Theatermasken,

die den Kopf des Schauspielers von hinten und vorne bedeckten, und zur Bedeckung des Hintertheils alle auch karakteristische Perücken hatten, den Alten eine sehr bekannte Sache, und man wandte diese Erfindung auch auf die Mode mit goldgelben Haaren an. Man trug allgemein blonde Perücken aus deutschen Haaren, und so war die neueste Mode der Pariser Damen, die auch in Deutschland zahlreiche Anhängerinnen gefunden hat, eine alte Modethorheit der Römischen Schönen, die grofse Summen verschwendeten, um goldgelbe Blondinen zu werden, und sich wohl gar, als die Verschwendung aufs höchste gestiegen war, mit Goldstaub einpuderten.

Schon als Ovid seine berüchtigte Kunst zu lieben dichtete, waren die Arten, sich zu koeffiren und die gekräuselten Haare in Locken und Flechten zu legen, so mannigfaltig, dafs er eher die Eicheln an einer grofsen Eiche zählen wollte, als diese wandelbaren Haartrachten. Indefs zählt er doch selbst in der Stelle, wo er davon spricht, acht verschiedene Arten d. Haarschmucks

auf, (Kunst zu lieben III. 139-163. Nach v. Strombecks Übersetzung S. 70. f.) und wenn man auf der einen Seite dort erfährt, dafs die Kommitinnen unter andern auch à la guitarre oder mit zwey Hörnern frisirt gingen, wie sie auf dem Resonanzboden einer Merkuriuscither aufgesteckt waren, so hört man doch auf der andern auch den geschmackvollen Kenner sprechen, wenn er den Damen, die ein längliches Gesicht haben, anrath, die Haare über der Stirn ganz glatt auf beiden Seiten herunter zu kämmen, und dagegen über die Ohren in dichtere Locken fallen zu lassen; (*Bronzi d'Ercolano T. II. tav. LXXII.*) den andern aber, die ein rundliches Gesicht haben, den Rath ertheilt, oberhalb der Stirn eine kleine Haarwulst oder Schleife emporsteigen, die Ohren aber ganz unbedeckt zu lassen. Kluge Frauen, die noch jetzt das Gebot der Mode mit der natürlichen Form ihres Gesichts geschickt zu vereinigen, und jeder neuen Koeffüre die gefälligste Anschmiegung an ihre eigne Gestalt zu geben verstehn, werden lächeln, von diesem alten Meister in der Kunst schon zu seyn ihr eignes Geheimnifs verrathen zu sehen: die

Frisur ist die schönste, die dem Gesicht das zierlichste Oval giebt. — Alle so unendlich vermannigfaltigten Haartrachten der schönen Römerinnen lassen sich am Ende doch füglich in zwey Hauptklassen bringen. Entweder es waren wirkliche mit einem Brenneisen gekräuselte Locken, die dann mit einem goldenen, oft auch mit Perlen geschmückten Bandeau von den übrigen glatt gekämmten Haaren getrennt waren, und einen äufserst geschmackvollen und auch unsern Damen zur alten Tunika sehr zu empfehlenden Haarschmuck bildeten; (Montfaucon *Supplement T. III. pl.* 16.) Oder man flocht die Haare in mehrere Flechten und Zopfe, die dann erst in einem vielfachen, sich immer wieder begegnenden Kreis über einander gewunden, und dann in der Mitte, gerade über dem Scheitel, wo eine starke Wulst von eben diesen Zopfen hervorging, mit einer langen Schmucknadel (*acus discriminalis*) durchstochen und festgehalten wurden. Der erste Anblick eines solchen Flechtengewindes lehrt schon, dafs ohne Zusatz von fremden Haaren diefs kaum möglich gewesen seyn würde. (Montfaucon *Suppl. T. III. p.* 4.) Diese

beiden Hauptgattungen konnten zu einer dritten vereinigt seyn, wo vorn herum Locken, hinten aber Flechten und Zopfe liefen, und von dieser gemischten Gattung ist schon beym Ovid und Properz, noch mehr aber beym Juvenal und Martial die Rede. Unzählbar mufsten die Abanderungen seyn, die die Erfindsamkeit der Römischen Damen und der besonders hierzu bestimmten Sklavinnen hervorbrachte. Die Gemahlinnen und Favoritinnen der Kaiser scheinen besonders im Besitz gewesen zu seyn, ihre Lieblingshoeffüre zur allgemein herrschenden Mode zu machen, und erfahrne Munzkenner konnen an dem Haarschmuck eine Poppäa von einer Plotina und Matidia, eine Faustina von einer Soämias auf den ersten Blick unterscheiden. Schon Chamillard (*dissertations sur plusieurs medailles*, Paris 1711) und Sperling (*ad numum Juliae Sabinae*) haben diese Materie erschopft. Herr Stieglitz aber durch einige gelehrte Abhandlungen, mit Münzen erläutert, (im Journal des Luxus und der Mode vom Jahre 1799) weiter ausgeführt. Bey solchen hochgebietenden Tonangeberinnen in Rom war es denn auch ganz natürlich, dafs

eine Modekoeffüre auf eine gewisse Zeit so herrschend werden konnte, als eine Koeffüre *à la Pompadour*, *à la Maintenon*, *à la Montpentier* im alten, oder *à la Hortense*, *à la Lisbeth*, *à la Iosephine* im neuen Paris. Um diese Ähnlichkeit zu vollenden, darf ich nur hinzusetzen, dafs, so wie eine Mode der Art allgemein geworden und zu allen Klassen herab gestiegen war, von oben auch schon wieder eine neue in Umlauf gesetzt wurde. Diefs läfst sich unter andern aus dem von vielen Alterthumsforschern bemerkten Umstand schliefsen, dafs bey einigen Bildsäulen Römischer Kaiserinnen der in Marmor gehauene Haarschmuck so eingerichtet gefunden worden ist, dafs er selbst von der Bildsäule abgenommen und ein anderer an seine Stelle gesetzt werden konnte. (Visconti zur Bildsäule der Julia Soëmia im *Museo Pio-Clementino T. II. tav.* 51. *p.* 99. *f.*) Ein ächt Römischer Luxus, wo selbst die Marmorköpfe der Kaiserinnen den Haarschmuck mit den Moden veränderten, da man sonst höchstens die Statuen zu köpfen, und auf den Rumpf des Vorfahren den Kopf

des Nachfolgers zu setzen pflegte. (S. Casaubonus zu Suetons Tiber c. 58.)

Und wie einfach, aber dabey doch sinnreich und kunstvoll waren die kleinen Geräthschaften, deren sich die Dienerinnen der Römischen Damen zur Vollendung dieses Locken- und Flechtenbaues auf den Köpfen ihrer Gebieterinnen bedienten. Dafs man sich der Kämme, die gewöhnlich aus polirtem Buchsbaumholz oder Elfenbein verfertigt und dabey oft in der Mitte mit eingegrabenem Bildwerke geziert waren, und eines einzelnen runden Eisens mit einem Griff zum Brennen der Haarlocken schon damals zu bedienen wufste, wissen unsere Leserinnen schon aus den Übersetzungen Römischer Dichter, und es bedarf keines Erweises. Aber von Puderbeuteln, Puderquasten und eigentlichen Pomadenbüchschen wufsten die alten Haarschmückerinnen nichts, und sonach waren die zwey vorzüglichsten Binde- und Vereinigungsmittel der neuern Haarkräuslerkunst, die Pomade und der aus Stärke zubereitete Haarpuder, an den Putztischen der Römerinnen zwey völlig unerhörte Dinge. Denn die

Seifenkugeln und Goldstaubflinkerchen, deren man sich damals zur Umfarbung der dunkleren Haare in lichteres Goldgelb zuweilen bediente, gehoren mit den Schminkpflasterchen und Haarsalben in eine ganz andere Klasse von Schonheitsmitteln oder in die Kosmetik. Unser heutiger Puder hat gewifs einer sehr unreinlichen Haut- und Kopfkrankheit seinen Ursprung zu danken, und ist mit den Lazarethen und leinwandenen Unterhemden ungefahr Eines Alters in Europa. Am Hofe Ludwigs des XIV. bestreuten sich zuerst die Hofdamen damit, denen es bald die Freudenmadchen nachthaten. (*Histoire des Modes Françaises, contenant tout ce qui concerne la tête des Français* (*Amsterd.* 1773.) *p.* 116. *ff.*) Treffender, als man es beym ersten Anblick denken sollte, ist daher der Einfall eines Pommerschen Antiquars, der sich in einer gelehrten Alterthumsforschung uber Perücken und Haarputz die Entstehung unseres Haarpuders aus dem Aufstreuen der Asche bey Leidtragenden im Orient erklart. Es war Magister Rango, Rektor zu Berlin, *de capillamentis, vulgo Parrucken* (Magdeburg 1663) *cap. XI. p.* 276. Vergl. Nicolai uber

den Gebrauch der falschen Haare und Perucken (Berl. 1801.) S. 161. u. 166. wo auch S. 169. von diesem Rango ausführliche Nachrichten zu lesen sind. Gewifs hatten diejenigen, die zuerst diefs weifse Mehl auf ihre Haare streuten, in mehr als einer Rücksicht Ursache, im Sack und in der Asche Buise zu thun. Von allen diesen unreinlichen Zierlichkeiten wufsten die Romerinnen nichts. Aber desto verschwenderischer ging man mit den kostlichsten Salben- len und Nardenessenzen um, die man in die Haare erst einrieb und einspritzte, bevor sie durchgekammt und in zierliche Flechten gewunden wurden. Doch womit hielt man denn nun diesen mühsam schönen Bau von Locken und Haarflechten zusammen? Mit nichts als einer einzigen kunstvoll eingesteckten Schmucknadel. Sie verdient es, dafs wir uns mit ihr noch etwas genauer bekannt machen, da man in ihr zugleich einen neuen Beweis findet, wie das Alterthum auch in diesen Kleinigkeiten Zweckmäfsigkeit mit Kunstgeschmack zu verbinden wufste, und da der neueste Moden-Hellenismus auch diese Sitte wieder in Umlauf gesetzt hat.

Da diese Schmucknadeln dazu bestimmt waren, die ganze Wulst von Flechten auf dem Scheitel zusammen zu halten oder auch vorn auf der Stirn so eingesteckt zu werden, dafs sie zugleich alle hinteren Ringe von Haaren, Perlenschnuren u. s. w. zusammenhafsten, so mufsten sie zuforderst eine beträchtliche Länge haben. Noch sind Nadeln dieser Art aus dem Alterthume erhalten, die sieben bis acht Zoll in die Länge halten, und uns dadurch zu einem Schlufs auf die Fülle von Haaren berechtigen, die sie zusammenhalten mufsten. Einige derselben sind äufserst einfach, und haben nichts, als oben, wo sie etwas dicker sind, ein Öhr oder eine Öffnung, wodurch wahrscheinlich die Schnur oder das Band ging, welches sich um den Kopf herum legte und die Vorderlocken vom Hintertheile sonderte. (*Museum Romanum Class. V. Tab. LII.* 3. mit Bonnanis Bemerkungen. S. 166.) Der Graf Caylus hatte in seiner Sammlung eine Nadel, die oben und unten dergleichen Öffnungen zeigte. Dadurch wird die Bestimmung zum Durchziehen des Bandes noch deutlicher, und wahrscheinlich gehörte der auf vier Seiten

ciselirte Stift, den Caylus blofs für einen Nagel hält, auch zu den Schmucknadeln, da er auch unterhalb des Kopfes eine solche Öffnung hat. (Caylus *Recueil T. V. pl. XCI. 5-6.*) In diesem Kopfe oder in der Zierath, die den obern dickern Theil der Nadel umschliefst, ist oft eine bewundernswürdige Kunst angebracht. Diefs ist der Fall bey vier dergleichen Nadeln, die im achten Zimmer des königlichen Museums zu Portici wegen der Zierlichkeit ihrer Arbeit von allen Fremden bewundert, und von Winkelmann mit der ihm eignen Klarheit beschrieben werden. „Unter den silbernen Nadeln, so erzählt uns Winkelmann, (Sendschreiben von den Herkulanischen Entdeckungen S. 61.) sind vier besonders schön und grofs gearbeitet. Die grofste, an acht Zoll lang, hat statt des Knopfs ein korinthisches Kapital, auf welchem Venus steht, die mit beiden Händen ihr Haar gefafst hat; neben ihr steht die Liebe und hält ihr einen runden Spiegel vor. Die silbernen Nestnadeln der Weiber auf dem Lande sind noch jetzo eben so lang. Auf einer andern solcher Nadeln, welche sich gleichfalls in ein

korinthisches Kapital endiget, umfassen sich Amor und Psyche. Eine andere hat aber zwey Brustbilder, und an der kleinsten steht Venus an den Cippus eines Priapus gelehnt, und berührt mit der rechten Hand den aufgehobenen linken Fuſs.“ Was man sich aus dieser Beschreibung schon denken, und, was das Bildwerk anbelangt, auch durch geschnittene Steine, die gerade diese Vorstellungen auch enthalten, (Tassie's *Catalogue No.* 6225. *Museum Florentinum T. I. tab.* 72. 2. 79. 2.) versinnlichen kann, wird durch die Betrachtung einiger dieser Schmucknadeln, die Caylus in seiner Sammlung abgebildet hat, noch deutlicher. Wie dort zu Portici auf der dritten Nadel einige Brustbilder angebracht sind, so erblickt Caylus aus dem Nachgraben im Hügel Pincio zu Rom eine elfenbeinerne, drey Zoll lange Nadel, deren Kopf in einer fein gearbeiteten weiblichen Büste besteht. (*Recueil Tom. III. pl.* 84. 3.) Eine ähnliche Nadel von Bronze wurde zu Choisi in Frankreich ausgegraben. (*Recueil Tom. I. pl.* 1. 2.) Wie auf einigen jener Nadeln ganze Figuren oder kleine Gruppen ausgearbeitet hervorstehn, so erblicken

wir hier eine vier Zoll lange Nadel aus Bronze, die statt des Knopfes ein niedliches Bild einer Gottin des Überflusses hat, und mit der einen Hand das Füllhorn, mit der andern einen an ihr anspielenden Delphin ergreift. Die Frisur ist in ägyptischem Geschmack. Wir können daraus den Schluſs machen, daſs die Besitzerin dieser Schmucknadel eine fleiſsige Verehrerin der Isis gewesen seyn müsse. (*Recueil Tom. IV. pl.* 30. 5.) Diese Schmucknadel ist auf der Kupfertafel vor der zweyten Scene Fig. 4. abgebildet. Gewiſs kann niemand diese Schmucknadeln ansehn, ohne innige Hochachtung gegen den Kunstgeschmack des Alterthums zu empfinden, der sich bis auf diese Kleinigkeiten der weiblichen Toilette erstreckte, und sie mit den schicklichsten Bildwerken auszuschmükken wuſste. Kann auch wohl ein passenderer Gedanke in einem Raume, wie ihn der Knopf einer Schmucknadel gestattet, ausgedacht werden, als ein kleiner Liebesgott, der seiner Mutter beym Putztisch eben den Dienst leistet, den sonst Sklaven und Liebhaber ihren Gebieterinnen leisteten? Mögen immer unsere heutigen Zitternadeln und

Aigretten in Brillanten gefaßt und durch kostbare Edelsteine ausgeschmückt seyn! Die Hand des Juweliers kann ihnen Schimmer und innern Werth, aber nie die liebliche Anmuth des antiken Kunstgeschmacks ertheilen.

ZWEYTE BEYLAGE
ZUR ZWEYTEN SZENE.

in dem Putzzimmer einer Römerin.

Die von den Grazien geschmückte Venus.

(Nach einem Cameo im Florentinischen Museum.

Die hier abgebildete Gemme war einst ein schöner Chalcedonyx-Cameo in der Grofsherzoglichen Gemmensammlung zu Florenz. Ob sie der Liebhaber dort noch im Originale sehen kann, läfst sich bey den mancherley Schicksalen, den dieser Theil des Mediceischen Kunstschatzes in neuern Zeiten erfahren hat,

nicht mit Gewifsheit behaupten. Gori hat ihn in seiner bekannten Sammlung auch abgebildet und nach seiner Art erklärt. [1]) Ich will sagen, was ich darauf zu sehen glaube. Leicht möglich, dafs der geübte Beschauer des Originalsteins, dessen Abbildung in jenem Werke freylich weder ein Eckhel noch Frauenholz veranstaltet hat, manches anders, manches besser zu deuten im Stande seyn würde.

Die Herrscherin von Paphus und Amathus, die Göttin der Liebe, tritt in einem ihr geweihten Haine an der Seeküste, wo sie sich wahrscheinlich gebadet hatte, zwischen ihre zwey Dienerinnen, die Grazien, um mit ihnen über ihren Putz eine von jenen berühmten Bad- und Toilettenkonferenzen zu halten, die schon der Sänger der Odyssee, dessen Verse dem Künstler vielleicht vor

Augen schweiten, so zierlich besuogen hat; *)

Doch sie kam gen Cypros, die holdanlächelnde Göttin,
Wo in Paphos ihr Hain und duftender Opferaltar ist.
Dort nun badeten Grazien sie und salbten die Göttin
Mit ambrosischem Öhl, das ewige Götter verherrlicht,
Hüllten sie drauf in Gewand', anmuthige, Wunder dem Anblick.

Dafs hier von Putz und einer festlichen Ausschmückung die Rede sey, zeigt der erste Anblick. Venus weifst mit der Rechten an den Theil ihrer Wangen mit Haare, den sie mit der ambrosischen Schönheitsalbe aus dem niedlichen Büchschen, das ihr die eine der dienenden Schwestern einerbietig vorhält, be-

ruhn wissen will. Die Grazie, die ihrer Gebieterin ehrfurchtsvoll aufwartet, mag Aglaja, die Schimmer- und Glanzverleihende seyn. Ihr gegenüber sitzt eine zweyte Grazie. Wäre sie keine Grazie, so würde ich vermuthen, sie sey eine Zofe, die der Göttin, um sie zu entlangweilen, eine frische Neuigkeit hinterbringt, die ihr so eben von den Kammerfrauen der Juno oder der Minerva im engsten Vertrauen mitgetheilt wurde; und dann könnte sie freylich in einem niedrigern Sinne auch noch Euphrosyne, die Freudengeberin, heifsen. Aber wie könnte eine Grazie sich zu dem niedrigsten aller Garderobengeschäfte, zu Neuigkeitsträgereyen, erniedrigen? Und wie könnte die Venus, die wir hier zu erblicken glauben, einem solchen Geschwätze auch nur auf einen Augenblick ihr Ohr leihen? Nein, wir irren gewifs nicht, wenn wir sie für die Grazie hal-

ten, die jetzt ihr Kennerurtheil wegen der geschicktesten Anwendung der bewufsten Schönheitsessenz an die höhere Behörde abgiebt, und daher Peitho, die Überredende, genannt werden könnte. *) — Die Gemme, als Kunstwerk betrachtet, scheint nach einem trefflichen Muster einer ältern Antike gearbeitet zu seyn. Die verständige Vertheilung und Gegeneinanderstellung der drey Figuren, die schlanke Mittelfigur der Venus, die ruhiger sitzende Grazie zur Linken, deren Rathschläge man zu hören glaubt, die mit ehrerbietiger Kniebeugung ihre Dienste anbietende Schwester zur Rechten, der Ausdruck jeder einzelnen Figur und die sprechende Beredsamkeit im Ganzen, die durch so wenige Geberden und Stellungen so vollkommen erreicht ist, diefs alles zusammengenommen, beweifst hinlänglich, dafs hier von keinem mittelmäfsigen Kunstwerke der Erfindung

und Anlage nach die Rede seyn könne. Über die Ausführung und den Werth der Antike selbst, als Antike betrachtet, liefse sich nicht einmal aus einem sorgfältig geformten Schwefel- oder Gypsabdrucke, ja nicht einmal aus einer Wedgwoodischen Glaspaste genau urtheilen. Wie viel anmafsender und lächerlicher wäre es, ein Urtheil nach einem blofsen Umrisse, der wieder nach einem Umrisse gemacht ist, fällen zu wollen! Aber sehr merkwürdig und noch auf keiner alten Gemme weiter bemerkt ist die hier vorgestellte Handlung selbst. Denn so oft auch die aus dem Bade steigende Venus in ihrer Toilettenbeschäftigung auf alten geschnittenen Steinen erscheint, so kommt doch die Vorstellung der dabey Dienste leistenden Grazien nirgends weiter vor, sondern was hier das Geschäft der Grazien ist, thun auf andern Steinen gewöhnlich zwey Liebesgötter. [1])

Sonderbar ist der mythologische Gewissenszweifel, durch welchen sich selbst Gori in seiner sonst sehr absprechenden Erklärungsweise auf einen Augenblick ire machen läfst. Es sind ja drey Grazien, wo ist aber die dritte auf diesem Stein? — Gori löist sich zwar diesen Zweifel dadurch, dafs ja auch das Alterthum oft nur zwey Grazien gekannt hätte, will aber doch auch nichts dagegen einwenden, wenn jemand in diesen Kammermädchen der Venus auch nur zwey andere Nymphen und keine Grazien erblickte. Aber wie viel leichter und befriedigender wäre die Antwort gewesen: der Künstler stelle blofs darum nur zwey Grazien auf, weil er die dritte in der Anordnung der Figuren auf seinem kleinen Kunstwerke gar nicht brauchen konnte, und also sein artistisches Bedürfnifs überhaupt nur auf zwey Grazien eingeschränkt war. Zudem sind

die Homerischen Charitinnen oder Grazien — und Homer schwebte, wie wir oben sahen, dem Künstler wahrscheinlich vor Augen — noch gar nicht blofs auf die Eteokleische Dreyheit [1]) eingeschränkt, sondern Juno sowohl, als jede andere Olympierin hat ihre eigenen Grazien zur Bedienung, wovon einige die älteren, andere die jüngeren sind. Nur durch die Künstler, die jene berühmte Wechselumarmung der drey Grazien so gern bildeten, wurde diese Vorstellung unter vielen älteren später die allgemeinere und herrschende.

Doch wenn wir auch diese Verwirrung älterer und neuerer Begriffe dem ehrlichen Gori gern zu gute halten wollten, so wird er doch eine andere gröbere Beleidigung, die er der Venus selbst im Verfolg seiner Erklärung zufügt, kaum abbüfsen können. Man höre nur, was er über den Inhalt des kleinen Gefäfses

sagt, das die eine Grazie der Venus vorhält. Entweder, so lautet seine Muthmafsung, ist es Purpurschminke, um auf die Wangen Roth, oder eine andere Essenz, um auf die Augenbraunen Schwarz aufzulegen. Als wenn die in ewiger Jugend prangende Rosengöttin von Paphos solcher Salben und Schminkbüchschen bedürfe, die der Spötter Lucian uns auf den Toiletten der Griechischen Damen erblicken läfst, und dadurch dem neuen Verleumder der Griechischen Schönheit, dem Herrn von Pauw, so reichen Stoff giebt, die Reitze der Damen von Athen so verdächtig zu machen. *) Nein, Dank sey es den Dichtern des Alterthums, denen die Grazien die Geheimnisse am Putztische ihrer Gebieterin verrathen hatten; aus ihren Gesängen wissen wir, dafs die ewig blühende Göttin solcher Schönheitsmittel nicht bedurfte. Was hier der Venus in dem kleinen Deckel-

gefäfse dargeboten wird, ist das süfse ambrosische Ohl,

Das der Unsterblichen Jugend verschönert,
die Glieder Cytherens [1]);

ist der Nektar, mit welchem die Idalischen Schwestern beym Klaudian die Haare der Venus durchbalsamiren [2]); ist die Quintessenz des unsterblichen Wunderbalsams, mit dem Venus die Lippen der Liebenden berührt [3]).

Nicht viel glücklicher ist unser Gori in einer andern Muthmafsung, wenn er die Kniebeugung, mit welcher die dienende Grazie diesen Schönheitsbalsam überreicht, für ein Zeichen der Anspannung des Geistes und der Aufmerksamkeit erklärt. Ein einziger Blick auf andere alte Denkmäler lehrt uns, dafs die gewöhnliche Stellung, in welcher die aufwartenden Dienerinnen den Frauen,

Priester und Priesterinnen den Göttern gewisse Geräthschaften oder Geschenke überreichten, gerade die hier abgebildete Kniebeugung gewesen sey, und wer mag zweifeln, dafs der Sinn dieser Stellung Ehrerbietung und eine Art von Adoration seyn müsse? 1)

Die Venus ist hier, wie auf vielen andern geschnittenen Steinen, durch ihr Gewand nur zur Hälfte verhüllt. Man lasse aber das Band, welches unterhalb der Brüste ihren schlanken Körper umschlingt, nicht unbemerkt. Diese Busenbinde ist ein sehr wichtiger Theil des weiblichen Anzugs im Alterthum, und ganz vom Gürtel unterschieden, mit welchem sie gewöhnlich verwechselt wird. Der Gürtel ward über das Untergewand zusammengeschlungen. Mit diesem Bande hingegen, das die Römer Strophium, die Griechen Tänidion nannten, wurde der schönste Theil des weiblichen Kör-

pers mit aller der Grazie, die wir noch in den schönsten Denkmälern des Alterthums bewundern, unterbunden und zusammengehalten. Es ist die zarte Binde des widerstrebenden Busens, wie Katull in jener mahlerischen Beschreibung der aufgeschreckten Ariadne es nennt [1]), die auch hier die himmlischen Reitze der Liebesgöttin erhöht, aber nicht mit ihrem Gürtel oder Cestus, wie ihn Homer schon besingt, für eins gehalten werden mufs.

So weit die historische Auslegung dieser Kamee aus dem Florentinischen Gemmenschatze! Bedarf es aber wohl auch einer besondern Andeutung, wie diese Gemme zu einer der anmuthigsten Allegorien gebraucht, und so auch neueren Kunstwerken aufgedrückt werden könne?

Möge die Schönheit sich nie ohne die Grazien schmücken!

Dieſs ist die einfache, und, wie mich dünkt, jedem, der unserer Gemme einen freundlichen Blick gönnt, von selbst einleuchtende Deutung dieses Bildes. Grazien sind die unzertrennlichen Dienerinnen und Gefährtinnen der Liebes- und Schönheitsgöttin. Kein Wunder, dafs, wo sie wandelt, Blumen entspriefsen, und Meer und Erde der Unsterblichen huldigen. Grazien schmücken sie, und geben jeder Falte ihres Gewandes, jeder herabringelnden Locke ihres ambrosischen Haupthaars, jeder Schwebung und Bewegung ihres in ewiger Jugend blühenden Körpers die entzückende Anmuth, die, so oft die Göttin im Saale Jupiters zum Gastmahle der Unsterblichen eintritt, alle Bewohner des Olymps mit neuem Erstaunen erfüllt, und im mildern Abglanze den Sterblichen ein Ideal der durch Anmuth belebten Schönheit wird. Wer wollte da nicht mit jenem Mahler aller länd-

lichen und städtischen Grazien ausrufen: [1])

Himmlische Grazien, Eteokles göttliche Tochter, —
Euch verlass' ich wohl nimmer! was haben die Menschen doch süfses
Ohne die Grazien? Könnt' ich nur stets mit den Grazien leben!

Die Grazien schmücken die Göttin der Schönheit, nachdem sie aus dem erfrischenden Bade hervorgestiegen ist. Ein beherzigungswerther, nie genug zu empfehlender Wink zur Anwendung der wirksamsten und unschuldigsten aller Schönheitsmittel, der mit jeder weiblichen Tugend aufs engste verbundenen Nettigkeit und Reinlichkeit! Was die Grazie in dem aufgeschlossenen Gefäfs ihrer Gebieterin darreicht, ist kein ätzendes Quecksilber - oder Bleywasser,

keine Schönheitsessenz, die man mit Pinseln anmahlt, oder mit Baumwolle anreibt: es ist ein einfaches Salbenöhl für das so eben gebadete, reingewaschene Hauptbaar der Göttin. Es ist von unsterblicher Kraft, weil es durch keine zerstörende Eigenschaft nur für den gegenwärtigen Augenblick Schimmer, für die Zukunft alternde Häfslichkeit bringt. Und wie, wenn ein holder Schönheit beschützender Genius diese Olympische Schönheitstinktur den Sterblichen verrathen, und jedem, der sich nur darum bekümmern will, dadurch bekannt gemacht hätte, dafs er sie durch einen Arzt niederschreiben liefs, 1) den Deutschland schon lange mit Hochachtung nannte und unter seine besten Rathgeber zählte? Die Göttin von Paphos, von der Hand sorgsamer Grazien geschmückt, kennt keine jener verunstaltenden, den Leib insektenartig zertheilenden, einklemmenden und beäng-

stigenden Kleidungen, die die laute Stimme des mifsbilligenden Arztes und des geschmackpredigenden Künstlers schon so oft verdammte, aber noch immer nicht ganz aus den Modeverzeichnissen unserer Putzhändlerinnen verdrängen konnte, die jetzt nur das Zauberwort elastisch vorsetzen, die Sache aber dadurch um kein Haar besser machen. Ein zartes einfaches Busenband umschlingt den Leib der Göttin, die alle schädlichen Fesseln zersprengt und überall verbannt wissen will.

Doch nicht ohne Absicht fordert die Immerlächelnde den Dienst der schmückenden Grazien. Wer es doch errathen könnte, zu welchem Feste und für wen Venus, die Himmlische, sich schmücke! Die alten Steinschneider und Kunstbildner stellen uns oft die Venus Hand in Hand, oder in süfser, anschmiegender Stellung mit dem Gotte des Krieges dar,

den ihre Reitze bezwangen und sänftigten. Vergnüglich und anmuthig ist besonders die Vorstellung auf mehreren geschnittenen Steinen, wo Venus, die Siegerin, sich des Helmes, des Schildes und der Lanze des Mars bemächtigt hat, wo Amor das Schwert des entwaffneten Kriegsgottes lächelnd der lächelnden Göttin reicht, wo sie sich selbst auf den ruhig an eine Säule angelehnten Schild stützt und den umgekehrten Speer zum Zeichen des Friedens in den Boden gesteckt hält. [1]) Unsere Ahndung ist diesmal kein täuschendes Wahnbild gewesen. Fragt man, wodurch der blutriefende, im Morden unersättliche Kriegsgott zu sanfteren und friedlichen Empfindungen erweicht, sein Speer und Degen zu einer Pflugschaar umgeschmiedet, sein Schild zu einer Wiege von fröhlichen Säuglingen umgeschaffen, sein Helm zu einer Urne, neue Anpflanzungen und Kolonien

zu verlosen, gebraucht wurde: so that es diese Venus Urania. O möchte sie stets, möchte sie auch in diesem Zeitalter, das durch gigantische Faustgewalt mehr als irgend ein früheres das eiserne zu werden droht, die zum ewigen Frieden entwaffnende Friedenbringerin seyn!

Anmerkungen.

S. 175. 1) *Museum Florentinum T. I. Class. IV. tab. LXXXII.* 3.

S. 176. 1) Odyssee VIII. 362. nach Vofs.

S. 178. 1) Um ja dem möglichen Verdacht einer Ketzerey in der Dreyheit der Grazien zu entgehen, unter welchen Peitho sonst nicht steht, erinnere ich nur, dafs schon Hesiod, wo er die Pandora schmücken lafst, die Peitho mit den Charitinnen ihr goldne Ketten um den Hals legen läfst. Zum Überflufs vergl. m. Fischer zum Anakreon S. 119. *edit. nov.*

S. 179. 1) So bieten zwey Liebesgötter einer mitten inne stehenden Venus, der eine das Salbenfläschchen, der andre die Armspangen beym Gori *Mus. Flor. T. II. Class. II. T. LXI.* 3. So präsentirt ein Liebesgott der Venus ein Putzkästchen auf einem Amethyst des Stoschischen Kabinets in Winkelmanns *Catalogue No.* 548. *p.* 116. Die Vorstellung in Lipperts Daktyliothek III. 140. nach einer Kamee von Casanova, die allenfalls hierher gezogen werden könnte, ist, wenn auch der Stein ächt wäre, gewifs keine Venus bey der Toilette, sondern eine Buhlerin mit ihren Sklavinnen. S. Raspe in *Tassie's Catalogue No.* 6424. *p.* 379.

S. 181. 1) Zu Orchomenos in Bootien stiftete ein alter König Eteokles zuerst die Verehrung der drey Grazien, wie sie unsere gewöhnliche Mythologie nennt. Davon wufste Homer noch nichts, wohl aber das Haupt der bootischen Sängerschule Hesiod. Die Hauptstelle beym Pausanias IX. 37, 38. beweifst dieſs unläugbar. Daher heifsen diese drey Grazien ausschliefslich die Eteoklei-

schen beym Theokrit XVI. 104. Die Grundzüge zu dieser allein wahren Vorstellung hat schon Manso gezeichnet über die Grazien S. 63. 87.

S. 182. 1) Lucians merkwürdige Stelle findet man übersetzt in Meiners kleinen Schriften Th. I. S. 69. f. Das ganze Gespräch, woraus sie genommen ist, fehlt aus guten Gründen in der Wielandischen Übersetzung. Pauw's Anschuldigungen in seinen *Recherches sur les Grecs*, mit welchen das, was Brandes über die Weiber S. 25. ff. erste Ausg. sagt, ziemlich übereinstimmt, sind noch nicht widerlegt, auch in Ramdohr's Urania, wo man am ersten diefs erwarten sollte, nicht befriedigend genug beantwortet. Allein man lese nur in Wielands Aristipp, einem Werke, das die jüngste der Grazien längst ihrer Urania vorgelesen hat, die Briefe, welche uns mit der reitzendsten ihres Zeitalters, der Lais, bekannt machen.

S. 183. 1) Homerische Hymne auf die Venus V. 65.

S. 183. 2) Klaudians Hochzeitsgedicht auf Honorius, oder X. 101.

S. 183. 3) Nach der bekannten Stelle des Horaz Od. I. 13. 16. Schade dafs diese Schönheitsessenz (von den Griechen vorzugsweise καλλος, Schönheit, genannt. S. zu Hesych. T. II. c. 126, 24. und Casaubon zu Athen. *Animadv. T. I. p.* 150. *edit. Schweigh.*) mit den Göttern Griechenlands auf immer verloren gegangen ist. Ein neuer Parny konnte ihre Wiedereroberung zum dankbaren Stoff eines Götterkriegs machen. Die meiste Mühe um sie hat sich der gelehrte Engländer Thomas Gataker gegeben, in seinem *Cinnus II.* 17. oder *Opp. T. II. p.* 362.

S. 184. 1) Es gab eine halbe und ganze Kniebeugung. Die ganze ist orientalisch, wo der eine Fufs ganz auf der Erde liegt, der andere aber gebogen aufsteht. Diefs ist Bezeichnung völliger Unterthänigkeit. So kniet Phraathes in den Münzen, die mit *Armenia capta* unter dem August bezeich-

net sind. So liefs sich Alexander in Asien von seinen Macedoniern anbeten. Die halbe Kniebeugung, wie hier, findet sich haufig auf Griechischen Kunstwerken, wo etwas mit Ehrerbietung überreicht werden soll. So kommt es z. B. häufig auf den Hamiltonischen Vasen vor, wo immer die Person, die diese Kniebeugung macht, einer andern etwas überreichen will. S. Tischbeins *Engravings T. II. tab.* 12. 31. 34. 35. 49.

Zusatz. Ein sehr achtungswürdiger Recensent in der Leipziger Literat. Zeitung 1803. N. 46. erinnert an mehrere Figuren in alten Kunstwerken (z. B. *Admiranda* tab. 18. 19. 28. *Museo Pio-Clementino* T. V. tav. IV. *Museo di Dehn* tav. C, 37. II, 62. P. 28. Lipperts Dakyliothek I, 118. 119. 317.) wo die Stellung mit halber Kniebeugung keine Ehrenbezeugung vorstellen könne. Allein wir gedachten auch keineswegs, überall diese Stellung für eine Art von *Homagium* oder Huldigung zu erklären, (denn wie liefse sich z. B. auch nur der bekannte Typus der Münzen der Bruttier, wo Neptun den rechten Fufs so aufstützt,

als Beweifs von Ehrerbietung erklären): sondern wir bemerkten nur, dafs da, wo dienende Umgebungen vornehmen Personen gegenüber in dieser Stellung gefunden würden, diefs als Kniebeugung und Beweifs höherer Achtung anzusehn sey.

S. 185. 1) Katullus im Auszuge von Ramler S. 204. Ovid giebt den Damen eigne Regeln über den Gebrauch dieser Busenbinde in der Kunst zu lieben III. 274. Die gelehrten Kollektaneen siehe beym Ferrari *de re vestiaria P. I. lib. III. c.* 21. Es gab eigne Putzhändler in Rom, die strophiarii hiefsen.

S. 187. 1) Theokrit XVI. 105.

S. 188. 1) S. einen Aufsatz von Hufeland über einige Schonheitsmittel nicht aus Paris, der aus dem Journal des Luxus und der Moden 1788. in seine gemeinnützigen Aufsätze zu Beförderung des Wohlstandes und vernünftiger medicinischer Aufklärung, Th. I. Leipzig 1794. eingerückt worden ist.

S. 192. 1) *Museum Florentinum T. I. tab. LXXXII. n. 99.* Lipperts Dactyliothek I. 277. 80. Gr. Tassie's *Catalogue No. 6592. ff.*

DRITTE SZENE.

Glykerion, die Kranz - und Blumenhändlerin. Die heilige Isis-krone. Eppichkranz um den Kopf. Pastanischer Rosenkranz um den Hals. Kranzgalanterien.

Clio, [1]) die hochbetraute Oberzofe und Kammerfrau der Sabina, tritt jetzt schnell hervor und meldet der Domina, es wünsche Glykerion, die bekannte alexandrinische Kranzflechterin und Blumenhändlerin, vorgelassen zu werden. Sie habe zwey kleine Sklaven bey sich, die ihr in zierlichen Körbchen das neueste und geschmackvollste nachtrügen, was theils in lebendigen, theils in künstlichen Blumen nur aufzutreiben sey. Man habe ihr zwar schon gesagt, dafs die Domina jetzt gar nicht Zeit habe, und dafs sie lieber Nachmittags vor der Badestunde wiederkommen möge. Allein sie wolle sich durch nichts abweisen lassen; es

scheine, sie müsse der gnädigen Frau zu eignen Händen etwas zu überliefern haben.

Sabina, die mit heimlicher Ungeduld schon lange auf diesen Morgenbesuch gewartet hatte, winkt mit den junonischen Augenbraunen gefällige Erhörung, und die gesprächige Glykerion wird mit allen natürlichen und erkünstelten Schätzen aus Floras Reichen sogleich vorgelassen.

Welch eine Fulle der ausgesuchtesten und zierlichsten Festons und Kränze [1]) breitet jetzt Glykerion vor den Augen der forschenden Domina und der staunenden Zofen aus! Mit vollem Rechte führt sie den Namen jener grofsen Meisterin, die einst des berühmten Sicyonischen Mahlers Pausias Geliebte und Nebenbuhlerin in der Kunst, den bunten Farbenschmelz der Blumen zu mischen, gewesen seyn soll. [2]) In dem einen Kalathiskos — denn so heifsen die

zierlich geflochtenen Blumenkörbchen — winken die lieblichsten Kinder Florens, die so eben dem Fufstritt der tanzenden Liebeskönigin entsprossen zu seyn scheinen; Levkojen, Narcissen, Lilien, Krokus, Hyazinthen und Rosen schlingen sich um zarte Myrtensprösslinge in kunstreicher Mannigfaltigkeit, mit der feinsten Berechnung der Schattirungen in den Farben und der Verwandtschaft in den Gerüchen. [1]) Auch hier möchte man mit Göthe's neuem Pausias ausrufen:

Was bewundr' ich zuerst, was zuletzt? die herrlichen Blumen?
Oder der Finger Geschick? oder der Wahlerin Geist?

Dennoch befriedigt dieser ganze Reichthum den suchenden Blick der Dame so wenig, dafs sie ihn kaum einer flüch-

tigen Ansicht würdigt. Erst dann erheitert sich sichtbar ihr Blick, und eine volle Morgensonne geht auf ihrem Gesichte auf, als sie in einem zweyten Körbchen, welches lauter künstliche Produkte selbst geschaffner Modekränze enthält, wobey die natürlichen Zweige und Blumen nur in Metall und andern Stoffen nachgeahmt wurden, den Kranz erblickte, auf dessen Ankunft sie schon seit ihrem ersten Eintritt ins Ankleidezimmer so sehnlich gewartet hatte. Es war ein Isiskranz *), wie ihn die in den Mysterien und geheimen Weihungen der ägyptischen grofsen Göttin aufgenommenen bey den heiligen Versammlungen und Opferceremonien zu tragen pflegten. Zarte Schnuren, aus dem feinsten Bast der Papyrusstaude gedreht und in zierliche Bandschleifen verschlungen, bildeten den Körper des Kranzes *), aus welchen in kleinen Zwischenräumen Palmen-

Blätter von weifsem Silberblech wie Strahlen hervorragten. Hinten, wo der Kranz sich zusammenfügte, flatterten ein Paar Bänder, die man beym Aufsetzen des Kranzes auf beiden Seiten zierlich los auf die Schultern herabfallen liefs. [1]) Hastig griff Sabina nach diesem Kranz, und fand wirklich in einem dieser Bänder die vielbedeutenden griechischen Worte: mein Leben und meine Seele, [2]) eingestickt.

Man begreift von selbst, dafs es mit diesem Kranz eine ganz besondere Beschaffenheit haben mufste [3]), ja man erräth vielleicht schon, dafs nichts geringeres als eine heimliche Bestellung durch die Hand der Blumenverkäuferin hierbey beabsichtigt war. Der junge Ritter Saturninus, seit kurzem der am meisten begünstigte Liebhaber und *Cavaliere servente* unserer Domina, hatte gestern

noch bey der Heimfarth diefs Zeichen mit ihr verabredet, und die dienstfertige Glykerion, die neben dem vaterländischen [1]) Gewerbe des Blumenkranzbindens diesen und jenen kleinen Nebenverdienst nicht zu verschmähen pflegte, ins Verständnifs zu ziehen gewufst. Durch diesen so bezeichneten und oben aufliegenden Isiskranz erfuhr nun Sabina, dafs für diese Nacht in den heiligen Hallen der guten Göttin Isis, die allen Bedrängten und Nothleidenden so gern Hulfe anbietet, und auch für die Liebespein der zartlich girrenden Schafer und Schäferinnen die wirksamsten Mittel zu verschreiben weifs, alles zu einer sehr andächtigen Nachtfeier (*pervigilium*) verabredet und eingerichtet sey. [2]) Sabina weifs nun, was sie zu thun hat, und ertheilt sogleich ihrer vertrauten Clio, indem sie ihr heimlich etwas zuflüstert, die nöthigen Aufträge, um alles zu jener Zusam-

menkunft im Isistempel auf diese Nacht zu veranstalten.

Nun erst hat Sabina Mufse und Unbefangenheit genug, die Blumen - und Kranzkörbchen, welche die dienenden Knaben bis jetzt auf ihren niedlichen Köpfchen ruhend kanephorenartig dargeboten hatten, [1]) für diesen Abend [2]) einzeln durchzumustern. Da, Spatale, ruft sie, lauf geschwind und umhänge das Bild der heilbringenden grofsen Göttin, das in meinem Schlafzimmer im goldnen Tempelchen neben meinem Bette steht, mit dieser frischduftenden Guirlande von ägyptischer Lotos, [3]) und vergifs ja nicht, die silberne Klapper, dich dreymal im Kreise von der Rechten zur Linken umdrehend, zu schwingen. [4]) Wir bedürfen heute der schirmenden Obhut der Allernährerin. [5])

Und nun, liebe Glykerion, so fährt sie fort, was brachte die vorgestern zu

Ostia eingelaufene Handelsflotte aus Alexandrien [1]) neues im Reiche der Flora mit? Welche Kränze wurden seit den letzten Apollinarischen Spielen am meisten in deinem Blumenladen gekauft? Du weifst, wie sehr aller Augen auf mich gerichtet sind. Mein Mann giebt heute ein grofses Gastgebot. Ich mufs dabey im neuesten Geschmack erscheinen.

Gebieterin, erwiedert mit kaum halbverbissenem Lächeln, doch mit ehrfurchtsvoller Verbeugung die listige Glykerion, noch immer sind die seidenen Fantasieblumen nach indischen Desseins die allgemein begünstigte Mode für die Kränze auf dem Haupte zu tragen. [2]) Du siehst hier, (hier nimmt sie dem einen Knaben das Körbchen vom Kopfe, und langt einen aromatisch duftenden Kranz hervor, in welchem Lotoskelche, mit indischen Nardenblättern durchflochten, in

Seide so natürlich nachgemahlt und ausgeschnitten sind, als wären sie heute erst unter den Banianen am Indus oder Ganges gepflückt) das frischeste, was mir die Blumenhändler von Alexandrien geschickt haben. Sie sind mit einer ganz neu erfundenen, mit der letzten Flotte aus Indien erst in Agypten angelangten Rosen - und Zimmtessenz angesprengt. Doch für die Hals - und Busenkränze [1]) kann selbst der allbefeuchtende Nil aus seinem unerschöpflichen Fruchthorn nichts schöneres und schicklicheres spenden, als diese in neuestem Geschmack auf zarte Lindenbänder aufgereiheten Rosenblätter [2]) von Pästum. [3]) Wir haben, wie du weifst, das Geheimnifs gefunden, diese zarten Blätter mehrere Tage lang ganz frisch zu erhalten. [4]) Und gilt es einen frischen Trank aus der Rose, so geht doch nichts über diese Pästancrinnen. [5])

Du sollst Recht haben, meine liebe Glykerion, versetzt Sabina mit ungewohnlicher Herablassung. Ich nehme einen solchen Blumenkranz. Aber welchen Schatz bringt denn jenes Körbchen, in dem ich nichts als grüne Kräuter entdecke? Bist du denn etwa aus der ägyptischen Blumenkönigin die Mutter des Trauerspieldichters Euripides geworden, und verkaufst Körbel und Anis? [1])

So Sabina lachend. Der ganze Kreis der sie umringenden Zofen erwiedert diefs Zeichen mit kicherndem Gelächter [2]) und deutet spottend auf das grüne Körbelkörbchen. Doch Glykerion läfst sich durch alles diefs so wenig aus der Fassung bringen, dafs sie vielmehr die einzige in der Gesellschaft zu seyn scheint, die vollkommen Recht hat. Verzeih, Gebieterin, sagt sie, dafs ich nicht gleich Anfangs diefs neueste Wunderprodukt eines erfindungsreichen Blumen-

gärtners oben auf dem Gebirge von Tuskulum (*Frascati*) deinem prüfenden Kennerauge vorlegte. Du kannst mir aber durch deine Fragen über die Neuigkeiten aus meinem Vaterlande zuvor. Wisse demnach, dafs diefs hier Kränze aus Milchpetersilie (*apium*) sind, die dir mein Freund, der Gärtner in Tuskulum, so meisterhaft zu schmücken und zu kräuseln versteht, dafs sie an Zartheit und Frisur den schönen Locken der Königin Berenike, die, wie du weifst, jetzt als ein Sternbild am Himmel erglänzen, schwerlich etwas nachgeben. Wie herrlich würden sich diese Petersilienlocken diesen Abend in deinen schönen krausen Haaren, welche die Natur selbst so zierlich geringelt und aufgelockt hat, zur allgemeinen Bewunderung ausnehmen! Freylich haben sich auch schon unsere Urgrofsmütter einmal mit diesem Eppich gekränzt. Aber damals verstand man ihn

noch nicht durch Kunst zu verschönern. Auch sagt man sich manches von seinen verborgenen Kräften und ahnenreichen Ursprung ins Ohr, und giebt ihm den mystischen Namen Corybantenblut. *) Doch ich schweige lieber, um nicht von dir und deinen Dienern noch gröfseres Gelächter zu verdienen. Zudem wäre dir gerade mit den geheimen Kräften dieses Wundertrautes wenig gedient, und du bist eilig, und hast, wie mir Clio draufsen am Eingange sagte, keinen Augenblick mit meinem unnützen Geschwätz zu verlieren.

Die listige Glykerion wufste mehr als zu gut, dafs diese Vorrede die Neugier der Sabina nur um so mehr spannen musse, und dafs die vornehmen Römerinnen im Punkte des Aberglaubens und des gläubigen Aufgreifens von jedem Ammenmährchen es mit den untersten ihrer Sklavinnen jederzeit aufnähmen. Sie

hatte ihr ja erst den Tag vor ihrer Abreise ins Bad, als die ägyptische Kauffartheiflotte ausgeladen worden war, einige Flaschen unverfälschtes Nilwasser überbracht, womit die devote Isisdienerin noch an demselben Abend die Bildsäule der grofsen Göttin in ihrem Tempel zu bespritzen nicht verfehlte. [1]) Auch jetzt betrog sie sich in ihrer Rechnung nicht.

Du kannst immer noch bleiben, nicht Sabina. Ich lasse mir indefs die Nägel putzen. Aber sage mir doch, wie fängt es denn dein guter Freund in Tuskulum an, um diesen Eppich so wunderschön zu frisiren und aufzukräuseln? Kann er etwa auch ein bifschen zaubern?

Er hat nun wohl, versetzte jene, gleich beym Pflanzen seine eignen Vortheile und geheimen Kunstgriffe, die er sich nicht abfragen läfst. So viel aber

weifs ich und hab' es mit meinen eigenen Augen mit angesehen, als ich ihn vorige Woche am ersten der Sabbater früh besuchte, [1]) dafs er sein Eppichbeet alle Morgen mit einer Gartenwalze überfährt, nachdem er vorher die jungen Sprofslinge behutsam mit den Füfsen niedergetreten hat. [2]) Kurz, sein Eppich ist der zierlichste und kranseste in der ganzen Gegend, und — Hier stockt Glycerion, und scheint abbrechen oder gar fortgehen zu wollen.

Weiter, weiter, ruft Sabina mit Ungeduld. Du rühmtest ja auch geheime Tugenden an ihm, und munkeltest etwas von seinem heiligen Ursprung, woher eben das Kraut den romantischen Namen erhalten hätte. Diefs mufst du mir nicht schuldig bleiben, oder ich kaufe kein Blättchen von allen diesen Gräsereyen, die sich wohl besser in die Sammlung eines Rhizotomen, [3]) als in das Anklei-

dezimmer und an die Morgentoilette einer Dame von Stande schicken, mein Kind!

Die geheime Tugend, meine gnädige Gebieterin, besteht darin, dafs, wer die Blätter dieser Eppichstaude kaut, sogleich jeden übeln Geruch aus dem Munde verliert. Ich habe daher eine regelmäfsige Lieferung an die kleine Arbuscula, die Mimentänzerin, die hinter dem Friedenstempel wohnt, und man versichert, dafs unter allen Mitteln, die unsere griechischen Meister in der Kosmetik gegen den riechenden Athem in ihren Schriften verordnet haben, [1]) diefs das natürlichste, wirksamste, und unschädlichste sey. Was aber die geheime Ursache jener wundervollen Benennung anbetrifft, so erinnerst du dich vielleicht, in den alten Rollen, die dir vor einiger Zeit die Isispriesterin zu deiner Erbauung lieh, auch eine uralte Überlieferung von den rebellischen

Schmiedegesellen von Kreta, die man Cyklopen nennt, gelesen zu haben. Sie erschlugen einen ihrer Mitgesellen oder ihren dritten Bruder, wie es in der Fabel heifst, bedeckten den Kopf des Erschlagenen mit einer Purpurdecke, und begruben ihn am Fufse des Berges Olympus. Nun soll der Eppich aus dem vergossenen Blute des Ermordeten auf einmal aufgesprofst seyn, und daher ist es in den geheimen Weihungen und Orgien der Korybanten von jeher den gröfsten Verbrechen gleich geachtet worden, eine ganze Eppichstaude auf den heiligen Tisch zu legen. [1])

Glykerion, ich nehme den Eppichkranz, ruft mit funkelndem Auge Sabina, und du sollst sehen, in wenig Tagen wird ganz Rom Eppichkränze tragen, wie vor funfzig Jahren unsere Grofsmütter, als Horaz seine Lieder sang. [2])

In der That hatte die Domina ein mehr als einfaches Interesse bey der Wahl dieses Kranzes. Gewisse heimliche Ausschweifungen hatten auch ihrem Athem, besonders früh, wenn sie aufstand, einen gewissen Ambraduft gegeben, der dem eines nüchternen oder fastenden Juden nicht viel nachgab. [1]) Sie pflegte sich daher gleich beym Aufstehen früh, oft noch im Bette, einen Dekokt von Anis mit Pferdesilge (*smyrnium olusatrum Linn.*) und etwas Honig in Wein abgekocht reichen zu lassen, und kaute eben jetzt, indem sie mit der Toilette beschäftigt war, Myrtenplätzchen [2]) gegen ein Übel, um welches sich schon die alten Juristen zankten, ob einer, der aus dem Munde riecht, für krank oder gesund zu halten sey. [3]) Wie willkommen mufste ihr daher nicht der Kranz seyn, dessen Blätter so viel Grazie mit so viel Heilkraft verbanden. Isis selbst

schichte ihrer frommen Verehrerin diesen herrlichen Fund in glücklicher Stunde zu!

Doch nie wird den Sterblichen eine Zufriedenheit unvermischt und unvergällt zu Theil. Neidisch blicket die Gottheit auf jeden süfsen Augenblick, dem nicht wenigstens ein Wermuthströpfchen zugeträufelt ist. Man kann nicht oft genug das jenen Neid abwehrende *praefiscine* (Gott behüte) ausrufen. [1]) Eben trat Spatale herein, und erzählte mit grofsem Leidwesen, dafs die schöngemahlten Wachsfiguren und Kränze, welche unter dem Bilde der Isis in zwey in einander geschlungenen, kleinen, silbernen Fruchthörnern als Weihgeschenke hingen, [2]) von der Meerkatze der gnädigen Frau, [3]) die Mittel gefunden, sich in ihr Schlafgemach einzuschleichen, und wahrscheinlich diese Früchte für wirkliche Apfel, Nüsse und Birnen

angesehen habe, gänzlich ausgeplündert und zerbrochen worden wären. Niemand schien hierüber mehr betreten, als die Wächterin und Bewahrerin dieses Gemachs, die Oberzofe Clio, welcher allerdings einige Nachlässigkeit hierbey zu Schulden kam. Zum Glück nahm Sabina, die nun einmal durch die Erscheinung der Glykerion zu guten Hoffnungen gestimmt war, die Ausleerung der Füllhörner für eine gute Vorbedeutung. Gelobet und gebenedeyet sey Isis, die grofse Göttin! so ruft sie mit lauter Stimme. Die Göttin schüttet ihre Segnungen aus über ihre Magd. Ich gelobe ihr drey der fettesten Gänse [1]) von unserm Vorwerk (*villa suburbana*), und eine silberne Lampe auf ihren heiligen Tisch!

Auch kann der Schaden selbst ungemein leicht geheilt und ersetzt werden, gnädige Gebieterin, sagte Glykerion, denn

hier in diesem Körbchen habe ich gerade noch einige Wachsfrüchte von der ausgesuchtesten Schönheit, wie sie zu Alexandrien am grofsen Adonisfeste zu verkaufen sind, [1]) und zu unsern kunftigen Saturnalien im December auch hier in Rom zu haben seyn werden. [2]) Zwar hatte sie schon deine Freundin Calpurnia zu einem Weihgeschenk für ihre Isis bestellt. Aber du gehst vor, nimm und weihe sie der guten Göttin. Noch ehe Sabina darauf antworten konnte, hielt die besorgte Clio schon beide Hände unter und empfing, wozu Glykerion in der jetzigen Jahreszeit sonst schwerlich eine Liebhaberin mit baarer Zahlung gefunden hätte.

Glykerion mit dem ihr dienenden Knabengefolge wird nun mit einem gnädigen Kopfnicken entlassen. Clio, sagt die Gebieterin, zahle der Alexandrinerin so-

gleich und ohne Abzug, was wir ihr schuldig sind. Aber, höre, vergifs nicht, ihr die Kränze vom letzten Gastmal mitzugeben, nebst dem übrigen Zubehör.

Und darauf eben hatte die schlaue Unterhändlerin schon lange gewartet. Denn Saturnin hatte ihr ausdrücklich gesagt, sie müsse ihm von der Sabina ein Zeichen mitbringen, dafs alles in der Ordnung, und der geheimere Sinn seines Isiskranzes richtig verstanden und angenommen worden sey. Clio, den Befehlen ihrer Gebieterin gehorsam, zahlt ihr 200 Sestertien, [1]) wobey ein beträchtlicher Überschufs für die geheimen Dienste mit eingerechnet war, und giebt ihr den halbverwelkten und nur von vertrockneter Salbe noch etwas duftenden Kranz, welchen die Domina beym letzten Gastgebot getragen und beym Schlafengehen abgelegt hatte. [2]) Eine

Feige aus Chios, von welcher Sabina mit grofser Zärtlichkeit selbst ein Stückchen abgebissen hatte, [1]) vollendete das symbolische Liebesbriefchen. Es wäre ein angebissener Liebesapfel gewesen, wenn die noch zu frühe Jahreszeit frische Äpfel dargeboten hätte.

Anmerkungen.

S. 201. 1) Man wundere sich nicht, dafs der Name der ersten unter den Musen, die eine alte Inschrift sogar die Juno der Geschichte nennt (S. Visconti zum *Museo Pio-Clementino T. I. p. 55. ff.*) hier einer Kammerfrau zu Theil wurde. So heifst auch im Achilles Tatius das intrigante Kammermädchen der Leucippe *ἡ τὸν θάλαμον πεπιστευμένη κλειῶ* II. 4. p. 114. *ed. Bod.* Vielleicht gab man besonders den betrauten Kammerfrauen diesen Namen, weil sie gleichsam die Annalistinnen und Geschichtschreiberinnen ihrer Frauen waren, d. h. ihre Rechnungen führten, die *Ephemerides* (S. zu Nepos XXV. 13.) schrieben, die dann die gnädigen Frauen früh unter dem Frisiren durchlasen, *longi relegens transacta diurni.* Juv. VI. 482.

S. 202. 1) Man mufs überhaupt in der Stephanoplocie oder Blumenflechtekunst der Alten die Laub- und Blumenguirlanden und Festons genau von den Kränzen unterscheiden. Jene hiefsen *sita*, σέμματα, diese *corollae*, στέφανοι, στεφανίσκοι. Jene dienten zur Ausschmückung der Altäre, Thüren, Trinkschaalen, und des Vorsals, und wurden mehr zum Opfer und Tempelputz gebraucht, woraus sich nach und nach auch die Fruchtschnuren (*pancarpi*) in ihrer ganzen üppigen Fülle von Blattern, Blumen und Früchten entwickelten, (wie man sie z. B. in grofster Schönheit zwischen Kandelabern aufgehangen am Pantheon in Rom erblickt. S. *Museum Pio-Clement. T. IV.* Hülfstafel A. *n.* 9. und mehrere Umrisse in der *Villa Pinciana* des Visconti. Am besten findet man alles gesammelt in Tatham's Banornamenten Taf. 15 — 18. 54. 55. 60. nach der deutschen Ausgabe im Weimarischen Industriecomtoir.) Unsere neuen Dekorationskünstler haben davon in Metall, Holz und Stein zuweilen eine passende, öfterer eine sehr geschmacklose Anwendung gemacht. Vielleicht widmet ihnen daher Stieglitz in einer

neuen Ausgabe seiner Encyclopädie der bürgerlichen Baukunst eine besondere Aufmerksamkeit, da, was Th. II. S. 141. Artikel: Feston, darüber gesagt wird, viel zu oberflächlich ist, und auch in seiner trefflichen Archäologie der Baukunst darauf fast gar keine Rücksicht genommen wurde. Das neueste Beyspiel von einer glücklichen Anwendung dieser Festons und Laubgehänge giebt der Gebrauch, den Canova bey seinem Denkmal auf die Erzherzogin Christine zur Verbindung der Figuren davon gemacht hat. S. *le Mausole de l' Archid. Christine d' Autriche expliqué par van de Vivere* (Rome, Salvioni 1805.) p. 62.

S. 202. 2) Dieser Wettstreit der Kranzflechterin Glykera mit dem Mahler Pausias ist aus Plinius XXI. 2. s. 3. und XXXV. s. 40. 24. so wie aus der geistreichen Idylle bekannt, die Göthe unter dem Titel: der neue Pausias und sein Blumenmädchen (Schillers Musenalmanach 1793 oder in Göthe's Neuen Schriften VII. 195. ff.) darauf gegründet hat.

S. 207. 1) Kranzblumen. Die gewöhnlichsten *flores et herbas coronarias* lernt man am besten aus mehreren niedlichen Sinngedichten in der griechischen Blumenlese kennen, wo jede einzelne Blume im Kranze, den der Liebhaber seinem Mädchen flicht, durch ein malendes Beywort charakterisirt wird. S. *Meleager ep. CV. Analect. T. I. p. 30. Rufinus XV. T. II. p. 304.* Um sich übrigens einen richtigen Begriff von dem Rafinement zu machen, wozu es die Kranzflechtekunst der alten Blumenmädchen gebracht hatte, mufs man nicht vergessen, dafs sie über die Verwandschaft der nachbarlich zu verflechtenden Blumen nicht blofs in Absicht auf die Farbe, sondern auch in Absicht auf die Gerüche, die sich am besten mit einander vermählten, sich eine eigene Kunsttheorie gebildet hatten. So sagt Plinius XXI. s. 3. *Variari coepta mixtura versicolore florum, quae invicem odores coloresque accenderet.* Gewifs auch diese Kunst des antiken Luxus hatte Panciroli unter seine verlornen zählen sollen. Doch sollen die niedlichen Frascatanerinnen, die Strausermädchen des neuen Roms, noch einen Überrest jener alten

Mischungskunst besitzen, bey welchen unsere Philipsons und Nettos bey ihren Musterbüchern zur Stickerey wohl noch manches lernen konnten.

S. 204. 1) Auf dem merkwürdigen Herkulanischen Gemählde, wo die ganze Versammlung und Opferceremonie vor einem römischen Isistempel abgebildet ist, *Pitture T. II. tav. LIX.* sieht man diesen Kranz auf dem Haupte der weiblichen Hauptfigur, die unten an den Stufen vor dem Altare kniet. Dafs diefs den Kranz der Isisgeweihten bezeichne, erhellt aus der Beschreibung, die der eingeweihte Apulejus von seinem Kranze macht. *Metam. IX. p. 257. Pic. caput corona einxerat, palmae candidae foliis in modum radiorum prosistentibus.* Man vergleiche die Abbildung dieser Figur aus den Herkulanischen Gemählden auf der Kupfertafel zu dieser Szene (Taf. VI.) die Römerin mit dem Sistrum in der einen, und einer Schüssel mit heiligen Gaben in der andern Hand in völliger Prostration vor dem Altar begriffen vorstellend, wodurch man sich von diesem Isiskranz die deutlichste Vorstellung zu machen

im Stande seyn wird. Am meisten war es dabey auf die Strahlen in dem Kranze abgesehen, die auf eine mystische Verklarung, oder Glorie deuteten, und die wir so häufig auf den alten Vasengemählden antreffen, dafs Passeri in seinen Dissertationen *ad vasula Etrusca* eine eigne Hypothese der drey Einweihungsgrade darauf gegründet hat. Zur Darstellung einer solchen Glorie waren die natürlichen oder künstlichen Palmenblätter am geschicktesten.

[a] S. 204. 2) Gebrauch des Papyrus zu Kränzen. Der zarte Papyrusbast war sehr gewöhnlich zu solchen Kränzen, wie aus der *βίβλος στεφανωτρὶς* in einem Fragment des Theopompus beym Athenäus XV. 6. p. 676. C. und Plutarch im Leben des Agesilaus c. 36. *Tom. IV. p. 127. Hutt.* (denn auch dort mufs statt Theophrast der Theopompus stehen) deutlich erhellet. Wahrscheinlich waren auch die Naukratischen Kränze, die im Alterthum so berühmt waren, und über welche so vieles beym Athenäus am ang. O. gestritten wird, nichts anders als Kränze aus Papyrusbast mit besonderer Zierlichkeit zu-

sammen geflochten, die nun als ein eigner Handelsartikel auch auswärts verführt, und im Auslande mit frischen Blumen umwunden werden konnten. Die Schnüre, die wie ein Diadem sich um den Kopf herumlegen, heifsen ursprünglich beym Plinius *stroppi*, die zur Zierlichkeit darein geknüpften Knoten sind die *taruli* oder *tori coronarii*, die Cicero in *Orat.* c. 6. erwähnt, und Visconti an einer Büste des Herkules im *Pio-Clement. T. II. tav.* 13. *p.* 22. so schön erläutert. Vergl. *Cuper ad epith. Hom. p.* 159. Später färbte man diese Schnüren und Flechten auch in Purpur. S. die merkwürdige Stelle beym Theokrit II. 121.

S. 205. 1) Lemnisci. Diese herabhängenden Bänder, womit das Alterthum eine ganz eigne Art von Koketterie und Zierkunst verband, waren, wie wir aus Plinius sehen, XVI. 14. eigentlich aus zartem Lindenbast, wurden aber nach und nach aus kostbareren Stoffen gefertiget, und als die metallenen Kronen immer häufiger wurden, gleichfalls aus Gold- und Silberblechen, die sogar Figuren im Relief erhielten (*bracteae caelatae*).

gebildet. Plinius XXI. 3. s. 4. Im üppigen Syrakus war diese Verzierung vielleicht am frühesten zu ihrer Vollkommenheit gediehen, und daher wurde das Wort, womit die syrakusanischen Griechen dieses *lors d'envie* der alten Kränze benannten, *lemniscus*, bey den Griechen und Römern das allgemeine Kunstwort für die Sache. S. Hesychius s. v. Λημνίσκος, wo die Ausleger T. II. c. 465. 11. 12. alle Citaten schon erschöpft haben.

S. 203. 2) Die Mode gebot damals in Rom alle Liebkosungen Griechisch auszusprechen. *Ζωη και ψυχη* waren die griechischen Zauberworte, die auch Martial X. 68. und Juvenal VI. 192. hinlänglich bezeichnet haben.

S. 205. 3) Sprache durch Blumen. Er war, wie ihn die Griechen genannt haben würden, ein *σίγανος συνθηματικός*, welches nicht blofs, wie Kuster zum Aristophanes Thesmoph. 465 zeigt, einen im voraus bestellten und verabredeten Kranz bezeichnet, sondern auch einen solchen, wodurch man ein verabredetes Zeichen gab, so wie *γράμματα συνθηματικά* geheime Chif-

ferbriefe heifsen. S. Schweighäuser zum Polyb VIII. 18. 9. Die Kränze spielen wirklich in der Symbolik des Alterthums eine grofse Rolle. Schon *Pachalius de Coronis II.* 14. *p.* 121. *ff.* hat mehrere Beyspiele gesammelt. Auch darf man nur das für die Symbolensprache des Alterthums und die Allegorie noch viel zu wenig benutzte Traumbuch des *Artemidorus* I. 77. p. 65 - 68. oder T. I. p. 108. f. *edit. Reiffii* nachlesen, um zu sehen, wie selbst jede einzelne Blume, woraus der Kranz geflochten war, eine besondere Deutung haben konnte.

S. 206. 1) Ägypten das Vaterland der Blumisten. Ägypten war nach Alexanders des Grofsen Zeiten der einzige Mittelpunkt der griechischen Verfeinerung, durch asiatischen Luxus genährt. Auch die Kranzflechtekunst erreichte in jenem Lande, was nach dem Zeugnifs des Athenäus das ganze Jahr hindurch Blumen trug, seine höchste Vollendung. Darum nennt Plinius in seiner Geschichte der Kränze XXI. s. 3. die ägyptischen Kränze als einen neuen Fortschritt in diesem Artikel des Luxus, und erwähnt

zu seiner Blumenbotanik durchs ganze ein und zwanzigste Buch überall besonders des Umstandes: der Ägypter pflanze diese Blume (z. B. die *Persolata* s. 105.) in seine Gärten, und spricht von den *coronariis in Aegypto* s. 105. Man wußte sogar von einzelnen Blumen ägyptische Anekdoten zu erzählen, z. B. daß ein Ptolemäus die Statuen der Götter am liebsten mit Heliochrysum (*gnaphalium stoechas Linn.* Rheinblume) wegen ihrer Dauer bekränzt habe. Plinius am angeführten Orte s. 96. Natürlich hatten also auch in Rom, wo jede Nation nur so viel galt, als sie zum Genuß der üppigen Weltbeherrscher beytrug, die ägyptischen Blumenhandlerinnen und Sträußermädchen das günstigste Vorurtheil vor sich.

S. 206. 2) **Isisdienst in Rom.** Seitdem unter dem Sulla der Isisdienst in Italien eingeführt worden war, gewann er besonders unter den römischen Damen die lebhaftesten Anhängerinnen. Es ließe sich aus den erotischen Dichtern der Römer eine eigne Geschichte der schönen Busensenden in den Isistempeln schreiben. Der Haupttempel war

auf dem Marsfelde, und die Isis hiefs defswegen *Campensis*. Siehe Apulej. *Metam. XI. p.* 279. mit Broekhuys Bemerkungen zum Tibull S. 62. Ein anderer auf dem Aventin. Siehe Lumisden's *Remarks on the antiquities of Rome p.* 163. In diesen Tempeln gab es nun durch Vorschub dienstfertiger Priesterinnen (*Isiacae sacraria lenae* Juvenal VI. 488.) die sittenlosesten Zusammenkünfte. Die Weiber sagten in diesem Falle nur, dafs sie der Isis auf so viel Nächte Keuschheit gelobt hätten, (diefs hiefs *in casto Isidis esse*) und gaben vor, sie mufsten im Tempel der Isis Nachtwache halten, *excubias divae juvencae*, wie sie Properz nennt II. 21. Allein diefs war nur der Deckmantel für nächtliches Aufsenbleiben und sehr antivestalische Vigilien. Daher räth schon Ovid in seiner Kunst zu lieben I. 77. den Besuch des Tempels der Io oder Isis an:

Fliehe der leinumkleideten Kuh memphitisches Haus nicht,
Was sie dem Jupiter war, werden die Mädchen durch sie.

Vergl. des jüngern Burmann Bemerkungen zum Properz S. 348 und 455. Darum auch die häufigen Strafgesetze und Verbannungen, die der römische Senat gegen diesen Dienst so oft erneuerte. S. *Marthai Aegyptii ad S. C. de Bacchanalibus p. 87. ff.* vor allen aber Bynkershoek. *Dissert. I. de cultu religionis peregrinae apud veteres Romanos* in den *Opusc. Var. Argum. T. I. p. 240.*

S. 207. 1) Kanephoren, Korbträgerinnen, hiefsen eigentlich in Athen die vornehmen Jungfrauen, die bey feierlichen Processionen die heiligen Körbchen auf dem Kopfe trugen. Die schönsten Bildwerke davon finden sich in Karyatidenform am Pandrosium zu Athen. S. Stuarts *Antiquities of Athens Tom. II. p. 17.* Man trug und trägt noch jetzt in jenen Ländern mit grofser Geschicklichkeit und Zierlichkeit alles auf dem Kopfe. Auch die dienenden Knaben trugen die Gefäfse gewöhnlich auf dem Kopfe. Daher findet man oft Genien mit Gefäfsen auf dem Kopfe auf alten Bildwerken. Z. B. *Pitture d'Ercolano tom. III. t. v. 75.*

S. 207. 2) **Gesetze des Wohlstandes beym Bekränzen.** Denn aufser dem Gastmal Abends oder aufser dem Opfer vor dem Altar einen Kranz des Tags über aufzusetzen, war weder Männern noch Frauen im Alterthum gestattet. Keine Mode hätte diesen Verstofs gegen Sittlichkeit und Schicklichkeit entschuldigen können. Man denke nur an den Nachtschwärmer Polemon, wie uns ihn Horaz II. Serm. 3, 254. und die Griechen schildern. S. Menage zum Diogenes Laertius IV. 16. In Rom wurde ein Bankier, weil er mit einem Rosenkranz auf dem Kopfe bey Tage aus seiner Bude herausgeguckt hatte, Jahre lang in enger Haft gehalten. Man lese nur den Plinius XXI. s. 5. 6. Nur die Tage der Saturnalien, als ein allgemeines Fest, gestattete auch hierin Carnevalsfreyheiten. Dasselbe galt unabänderlich bey den Frauen. Da war weder an Blumenguirlanden auf dem Kopfe noch an Busenstraufse zu denken, wenn sie sich im Publikum zeigten. Nur die Opferthiere wurden bekränzt über öffentliche Plätze geführt. Vielleicht sind also unsere modernen Griechinnen auch nur *à la victime* gekränzt!

S. 207. 3) Lotus. Es ist hier die Wasserlilie des Nils, eine Nymphäa, zu verstehen, die in Ägypten selbst als ein Symbol der Befruchtung galt, und eigentlich schon in Indien als die Nymphäa Nelumbo göttliche Ehre genofs. Den botanischen Grund führt R. P. Knight *Account of the Remains of the Worship of Priapus p. 87.* sehr scharfsinnig aus. In den kleinen Blüthenkelchen erzeugt sich sogleich die neue Blume. In Indiens Sakontala werden ihre Blätter bald zu zierlichen Wassereimern, bald zu kühlenden Fächern, bald zu geheimen Liebesbriefchen gebraucht. S. Sakontala von Georg Forster S. 220, und das dabey befindliche Glossarium. Eben so hoch schätzte sie auch das alte Ägypten. S. Larcher zu Herodot *Vol. II. p. 760. ff.* in der zweyten Ausgabe, die gelehrten Kollektaneen in Kurt Sprengels *antiquitatum botanicarum specimen I. p. 56. ff.* und das neuerlich herausgekommene Jablonskische Wörterbuch ägyptischer Wörter oder *Opuscula* T. I. p. 127. mit te Waters Anmerkungen. Natürlich konnte man also auch der Isis, als dem grofsen Symbol des befruchtenden und ernährenden Ägyptens, keine

wohlgefälligern Festons und Blumengewinde aufhängen, als eine Schnur aus Lotoskelchen, womit man ihr Bild auch wirklich auf einem gravirten alten ehernen Gefäfs eingefafst sieht, was zuerst der Pere Martin in seiner *Explication de différens monuments singuliers p.* 144. und später Caylus in seinem *Recueil T. II. p.* 40. *ff.* bekannt gemacht hat. Man sehe daselbst pl. XV. Fig. 1. *bis. B.* Caylus glaubt sogar, dafs alle Bildwerke jenes Gefäfses sich auf ein eignes jährliches Lotosfest in Ägypten bezögen. Davon ist aber nirgends bey alten Schriftstellern eine Spur. Wohl aber beweisen selbst die bekannten ägyptisirenden Mosaiken von Präneste oder Palestrina, wo diese Lotosblume eine Hauptrolle spielt, den allgemeinen heiligen Gebrauch derselben. Übrigens zeigt die grofse Zahl kleiner Isisidole, wovon Caylus allein in sämmtlichen Banden seines *Recueil* an 40 abgebildet hat, schon hinlänglich, dafs die andachtigen Frauen in Rom damaliger Zeit sie vielleicht eben so häufig in ihren Schlaf- und Wohnzimmern stehn hatten, als die heutigen Romerinnen ihre Madonnenbilder. Auch die Tempelchen (*aedicula*, *ναΐσκοι*) sind alt

und schon aus der Apostelgeschichte bekannt.

S. 207. 4) Die Isisklapper. Der ursprüngliche Gebrauch der Isisklapper (*sistrum*) war unstreitig, die Wehklage über den Osiris taktmäfsig zu begleiten. Der wahre Sinn dieses Gebrauchs verlor sich, und die ägyptisirenden Römerinnen schlugen ihre Isisklappern zu bestimmten Zeiten gerade so, wie man in neuern Zeiten maschinenmäfsig von Schnuren Gebete abplappert. Was hilft es, das Sistrum zu schwingen, ruft Ovid in einer Anwandlung atheistischer Laune: *Quid nunc Aegyptia prosunt Sistra. Amor. III.* 9. 33. Über die Isisklappern selbst haben Bacchinus und Tollius eigene Abhandlungen (im siebenten Theile des Graviussischen Thesaurus) geschrieben. Vergl. *Fabretti Inscript. p.* 467. 488. Aber das Ganze ist noch nicht gehörig entwickelt, und der gelehrte Herausgeber von *Addonidii Opuculis Tom. I.* Herr te Water bemerkt daher mit vielem Rechte: *Operae pretium faciet, qui post Bachinum, Tollium, Pignorium, Fabrettum, Montfauconium plurosque alios denuo accuratius inquirat in originem*

sistrorum et usum apud Aegyptios. p. 308. wo schon von Jablonski auf mehrern Seiten viel interessantes zusammengestellt worden ist.

S. 207. 5) Man mufs sich vorstellen, dafs das Idol der Isis die bekannte sitzende Figur war, die den Horus auf ihrem Schoofse hat und säugt, wie sie z. B. Winkelmann aus der vatikanischen Sammlung in den *Monumenti antichi* No. 74. abgebildet hat, und wie es sich in hundert Bronzen und auf Skarabäen und geschnittenen Steinen häufig wiederfindet. Vergl. Niebuhrs Reisebeschreibung Th. I. Tafel XLII.

S. 208. 1) Diese Flotte hiefs mit dem bestimmten Ausdruck der Kataplus. Siehe *Saumaise de mod. usur. p.* 387. und *Spanheim de Pr. et Us. Numism. T. I. p.* 608.

S. 208. 2) Wenn Plinius XXI. s. 8. die letzten üppigsten Erfindungen mit den Kränzen anführen will, so sagt er, man habe aus dem hintersten Indien die Nardenblätter (*folia*, vorzugsweise) geholt, oder auch die Kränze gemacht *veste serica versicolores, un-*

guentis maduit. Hier hätte man also die sogenannten italiänischen Blumen, sogar mit dem künstlichen Geruch, den man ihnen auch heut zu Tage zu geben weifs. Man vergl. den Commentar dazu in Saumaise *exercitatt. ad Solin. p.* 792. *f.*

S. 209. 1) Kränze um den Hals. Bey frohlichen Gastmählern waren durchaus doppelte Kränze gewöhnlich, die auf dem Haupte, über deren medizinischen Nutzen die Aerzte Musitheus und Kallimachus eigne Werke schrieben, und die um den Hals. Auf letztere verfiel man durch die Bemerkung, dafs bey den Kränzen auf dem Kopfe die Wohlgerüche derselben dem Bekränzten nicht zu Gute kämen. S. du Soul zu Lucians *Nigrin. c.* 32. *T. I. p.* 74. Man umkränzte also Brust und Hals auch, um so des süfsen Nasenschmauses gewifs zu seyn. Der raffinirende Grieche nannte diese letztere Art von Kränzen ἐποσφραίδες oder ἐποσφρῖδες, d. h. von unten herauf duftende. Man sehe die Hauptstelle in Plutarchs Symposiacis III. I. T. XI. p. 114. *Hutten.* und Alberti zu Hesychius T. II. c. 1470. 29. Was

in früheren Zeiten nur den üppigen Geniefser bezeichnete, wie den Polemon beym Horaz II. Sermon. 3, 256. denn Verres beym Cicero Verr. III. 27. *coronam habebat unam in capite, alteram in colle*, wurde später allgemeine Sitte. Man sehe *Vulcatius in Cassio c. 3. T. I. p. 455. Miluti flores de capite, collo et sinu excutiet.* Auf alten Denkmälern bezeichnen solche Hals- und Busenkränze immer den höchsten Genufs. S. *Pitture d' Ercolano T. II. tav. 12. Bonarotti Osservazioni sopra alcun. medagl. p. 447.* Visconti zum *Pio-Clement. T. IV. p. 44. not. f.* und mehrere bacchische Gelage in Tischbein's Vasengemählden *T. I. tav. 46. T. III. t. 10. T. II. t. 47.*

S. 209. 2) Classification der Kränze. Man unterscheidet *coronas plexiles*, wo die Blumen und Zweige ganz eingeflochten waren, und *sutiles*, wo nur die Blätter von den Blumenkelchen aufgereiht wurden. Diefs letztere war besonders bey den Rosen ein eignes Raffinement des Luxus, wo nun die schuppenförmig über einander gelegten Blätter einen dicken Wulst bildeten. Plinius spricht in seinem gewöhnlichen Strafredner-

tone auch Livius XXI. 8. 8. *eo luxuria processit, ut non esset gratia, nisi mero folio sutilibus* (denn so muſs auch dort interpungirt werden). Um nun den so angereiheten Blättern einen Halt zu geben, so heftete man sie auf Lindenbast, welchen der Römer, dessen Lebensart und Sprache ein solcher Luxus in den früheren Zeiten fremd war, mit dem griechischen Worte *philyra* bezeichnete. S. Plinius X. 14. s. 27. Wenn daher Horaz sich alle Verfeinerungen des Luxus bey den Kränzen verbeten haben will, so will er das bekannte *displicent nexae philyra coronae* I. 38. wo auch Mitscherlich T. I. p. 345. die *coronae sutiles* noch nicht ganz richtig gefafst hat. Einen Genius des Lebens, der einen Kranz mit solchen schuppenweis aufgereiheten Rosenblättern um den Hals trägt, findet man auf dem sinnreichen Relief eines Sarkophags im *Museo Capitolino T. IV. tab. 50.*

S. 209. 7) Wer kennt nicht die Rosen des zweymal blühenden Pästum? Virgils Georg. II. 119. Neuere Reisende fanden dort nur noch einfache Damascenerrosen, von welchen doch ein Bauer der Gegend versi-

cherte, dafs sie beides im Frühlinge und Herbste blüheten. S. Swinburne's Reisen durch beide Sicilien Th. II. S. 261. Herr Seume, der diese Gegend im Jahre 1802 von Neapel aus besuchte, fand durchaus keine Spur von Rosenstöcken mehr hier, wohl aber eine grofse Schlange und — einen untrinkbaren Salzquell. Nur durch Überredungsgründe, die auf künftige Piastereinnahme gegründet waren, bewegte er seinen Führer zum guten Vorsatz, hier künftig Rosen anzupflanzen. S. Spaziergang nach Syrakus S. 306. ff. zweyte Ausg.

S. 209. 4) Nur mufs man nicht mit Paschalius *de coron. l.* 13. *p.* 40. (welchen Hardouin zum Plinius seiner Gewohnheit nach ausschreibt) das Küchenrecept beym Apicius zu einem Rosenkompot (*rosatum*) *I*, 4. *p.* 12. *ed. Lister.* für die Entdeckung des Kunstgriffes halten, wie man die Rosenblätter frisch erhielt. Die sieben Tage lang in Wein gelegenen Rosenblätter möchten einen schlechten Kranz gebildet haben.

S. 209. 5) Man pflückte die Blätter aus den Kränzen in die Becher und trank sie so

mit. Dies nennt Plinius XXI. s. 9. in der merkwürdigen Anekdote von der Kleopatra, die den Antonius von einem Argwohn durch einen vergifteten Kranz heilte, *coronas libere.*

S. 210. 1) Euripides wird in den Lustspielen des Aristophanes mehrmals wegen seiner Mutter verspottet, die Kerbel und andere Kochengewächse verkauft haben soll. Siehe Bergler zu Aristophan. *Equit.* 19. wo der Dichter ein eigenes Wort, *δαυκαριζειν*, verkerbeln, zum Spott gebildet hat.

S. 210. 2) *Κιχλίδουσι δὲ πᾶσαι.* Theokrit XI. 78.

S. 212. 1) Milchpetersilie. *Apium*, das Gewächs, welches die Alten so gern zu ihren Kränzen nahmen, ist nicht der Bergeppich, sondern der Sumpfeppich, ein Doldengewächs, das vier Fuß in die Höhe schießt, und dessen Blätter dem Riesenfenchel gleichen. S. Forster zu Swinburne's Reisen durch beide Sicilien Th. II. S. 305. Wir nennen es die Milchpetersilie. Man wählte diese Pflanze mit feinem Sinn wegen

ihrer zarten, mahlerisch gekräuselten und fein ausgekerbten Blätter zu Bekränzung des Haupthaars, weil so gleichsam Locke zu Locke kam. Man verglich daher auch ein schönes, natürlich gelocktes Haar der Damen mit Eppichkränzen, wie z. B. die Dichter, welche die Lobgedichte auf das schöne Haar der kahlköpfigen Königin Stratonice sangen, beym Lucian in der Vertheidigung der Bilder Th. III. S. 316. Übers. v. Wieland. Mehr über diese Kranzpflanze (*coronamentum*) in den Racemationen zur Gartenkunst der Griechen und Römer im N. T. Merkur 1800 März. S. 100.

S. 213. 1) Heiliges Nilwasser. Dem Nilwasser wurden von jeher alle herrlichen Eigenschaften zugeschrieben. Siehe Maillet *description de l'Egypte T. I. p. 29.* Sonnini *Voyage dans la haute et basse Egypte* T. II. p. 14. ff. Es wurde daher im Alterthum schon weit und breit verführt. Hier kam nun aber noch ein besonderer Aberglaube ins Spiel. Die Weihkessel und Weihwedel sind schon in den heidnischen Tempeln zu Hause gewesen. S. Casaubon. zu Theo-

phrasts Charakteren p. 174. *ed.* Fischer. und Middleton *Lettre écrite de Rome, où l'on montre la Conformité entre le Papisme et la Religion des Romains* (Amsterd. 1744) p. 150. seq. Hier aber läfst sich die bigotte Isisdienerin sogar Nilwasser bis nach Rom bringen, nur um den Tempel der Nilgottin damit zu besprengen. Denn dieß Wasser mufste ihr ja eben so angenehm seyn, als einst den Königen von Persien das Wasser des Choaspes, das sie sich auf allen ihren Reisen nachführen liefsen. S. Brisson. *de regno Persar. I p. 59.* Daraus mufs nun die Stelle beym Juvenal von einer abergläubischen Römerin VI, 527. erläutert werden — „*si candida jusserit Io, A Meroë portabit aquas, ut spargat in aedem Isidis,*" die Brodaeus im Ganzen richtiger verstanden hat, als Ruperti T. II. p. 336.

S. 214. 1) Glykerion spricht von Wochen und Sabbatern, da sie eine jüdische Proselytin ist. Rom, wie wir schon aus den Satiren des Horaz wissen, wimmelte damals von Juden und Judischgesinnten. S. C. von Bynkershoek *de cultu religionis peregrinae*

apud veteres Romanos T. I. Opp. p. 341. und Walch in den *Comment. Nov. Soc. Gott. Class. Philol. T. III. p.* 8. *f.*

S. 214. 2) Die Kunstgriffe, womit der Eppich kraus gemacht wurde, sind alt, und Theophrast hat sie schon in seinen zwey botanischen Werken angeführt. Aus ihm hat sie Columella XI. 3. (wo Schneider verglichen werden kann *Script. Rei Rustic. T. II. P. II. p.* 538) und Plinius geschöpft. Am vollständigsten sind die Kollektaneen bey Niclas *ad Geopon. XII. 25. p.* 399. Dort wird uns denn auch der Kunstgriff beym Säen kund gethan. Man schlofs den Samen in dünne Lappchen, und steckte ihn so in die Erde, *ita omnium seminum germen capitis unius solidato nectatur*, sagt Palladius. Das junge Gewächs verfilzte sich gleich beym Aufschiefsen recht dicht in einander.

S. 214. 3) Sabina affektirt überall die griechischen Benennungen; sie hätte sie auch mit dem römischen Worte *herbarios* nennen können. Was wir Botaniker nennen, nannte der Grieche *ῥιζοτόμους*, Wurzel-

schneider; *βοτανεῖαι* hiefsen dem Griechen nur die Arbeiter, die das Unkraut aus der Saat jäten. S. *Saumaise Prolegg. ad Hylen iatricam p.* 11.

S. 215. 1) Die Vorschriften der älteren Kosmeten oder Schminkärzte hatte Briton, der Hofarzt Trajans, in ein grofses Werk systematisch vereinigt. Da kamen nach einer alten Inhaltsanzeige im ersten Buch auch allerley Dinge vor, die man gegen den riechenden Athem kauen müsse (*διαπνήματα πρὸς δυσωδίαν*). S. Fabricius *Bibliotheca Gr. Vol. XII. p.* 604. *ed. pr.* Da jenes Wort verloren gegangen ist, so müssen wir uns vor jetzt an die Recepte beym Plinius halten XXV, 13. s. 110. Der Fehler des riechenden Athems mufste bey den Römern sehr häufig seyn, da die Sprache ein eigenes Wort dazu hatte, *foetor, foetere*. Dafs der gebauete Eppich diesem Uebel, was Plinius am a. O. *vel maxime publicum vitium* nennt, abhelfe, sagt Florentinus in den *Geoponica p.* 1300, wobey ausdrücklich bemerkt wird, dafs aus diesem Grunde die Tänzerinnen auf dem Theater (*τὰς ἐπὶ σκηνῆς*, welches Niclas nicht ver-

stand und daher verbessern wollte) die Eppichblätter fleifsig kaueten.

S. 216. 1) Wir verdanken diese mystische Erzählung dem Kirchenvater Clemens von Alexandrien in seinem *Protreptico p.* 12. C. der sich dabey auf die Hierophanten in den Mysterien beruft. Eine eigene Erklärung, nach welcher sich diese Fabel auf die Kraft des Eppichs, die Menstruationen herzustellen, beziehen solle, giebt St. Croix Versuch über die alten Mysterien S. 53. Die Sache liegt aber weit tiefer, und hat eine wunderbare Ähnlichkeit mit der Geschichte mancher neuen Mysterien, wo aus dem Eppich eine Acacia entstanden ist. Überhaupt liefse sich eine eigene Blutmetamorphose der alten Botanik schreiben, da man hundert Blumen und Pflanzen im Alterthum aus dem Blute alter Heroen aufsprossen liefs. Diefs ist ächt orientalisch.

S. 216. 2) Od. I, 36. 16. II, 7. 21. IV. 11. 5.

S. 217. 1) S. Ramirez zu Martials IV. 4. *fejania sabbatariorum p.* 298.

S. 217. 2) Man begriff dieſs unter dem im Franzöſischen noch vorhandenen Namen *pastilli*. S. Lambin. zum Horaz I. Serm. 2, 27.

S. 217. 3) Mehr über diesen lächerlichen Streit, von welchem der groſse Cujacius Obs. XI, 10. gelehrt gehandelt hat, siehe beym Ramirez zum Martial p. 284. f.

S. 218. 1) Wer kennt nicht diese Grundidee der alten Welt, das bekannte *πᾶν τὸ θεῖον φθονερόν* des Herodot, worüber zuletzt noch Creuzer in seinem ideenreichen Werke die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung Abschn. III. p. 149. ff. viel feine Bemerkungen beygebracht hat. Gegen die zürnende Adrastea oder Nemesis galt nun auch das eigentlich nur bey übermäſsigem Lob angewandte *praefiscini* oder *praefiscine*. S. Varron. de Ling. p. 717. ed. Conrad.

S. 218. 2) Zwey an der Spitze sich kreuzende *cornua abundantiae* kommen so häufig auf alten Münzen und Ornamenten vor, daſs

ich mich statt jedes andern Beweises nur auf den Intaglio im Gorischen Museum in *Passeri's Gemmis Astriferis T. I. tab. CXXXIII.* berufe, der auch auf der dieser Szene vorgesetzten Kupfertafel nachgebildet worden ist. Man brauchte sie besonders als Fruchtbarkeits-Amulete, wie unter andern aus einem merkwürdigen Stück in Caylus *Recueil T. I. pl.* 86, 1. zu ersehen ist.

S. 218. 3) Auch in der Affenliebhaberey wetteiferten die alten Damen mit den modernen. Sabina hatte aber noch einen besondern Grund, einen Affen als heiliges Thier zu halten. Denn die Cynocephali (*Simia Inuus Linn.*) gehörten zu den heiligsten Tempelthieren in Ägypten. Zwar waren sie im eigentlichen Ägypten nicht einheimisch, (und da giebt es auch heutzutage noch keine Affen. S. Sonnini *Voyage dans la haute et basse Egypte* T. III. p. 92. f.) aber sie kamen von Äthiopien und den Troglodyten-Küsten mit dem ursprünglichen Thierdienst der Ägyptier (S. Heeren's Ideen) herunter nach Ägypten. Im Troglodytenlande beschreibt sie Diodor III, 35. Vergl. *Prosper Alpinus Rer.*

Aegyptiac. IV, 11. Man bildete sie in Ägypten in Gold und Silber, und stellte sie so als Votivbilder in die Tempel. S. Lucian Toxaris c. 28. T. II. p. 537. Man findet daher auch noch viele Bronzen von ihnen, z. B. bey Caylus T. V. pl. 11. n. B. T. VI. pl. 16. T. III. pl. 6. 2. Diese letztere Figur ist auch auf der Kupfertafel vor der dritten Szene neben dem Altar der Isis abgebildet worden.

S. 219. 1) Die Gans, welche auch in der Mythologie ihre bedeutende Rolle spielt, (S. Caylus *Rec. T. II. p.* 116. *f.*) war besonders auch den grofsen Göttern Isis und Osiris ein wohlgefälliges Opferthier. Daher der *anser magno corruptus Osiri* beym Juvenal VI, 540. Die Stellen der Alten hat Jablonski Pantheon Aegypt. P. III. p. 8. Zum Opfer- und Küchengebrauche hatten die Römer auf ihren Villen eigene Gänseställe, *Chenoboscia.* S. Stieglitz Archäologie der Baukunst Th. II. Abth. II. p. 263. f.

S. 220. 1) Man vergleiche hierzu die antiquarische Beylage.

S. 220. 2) Sigillarien. Da es Sitte war, in den Saturnalien allerley Kleinigkeiten, Näschereyen und Spielwerke, wie auf unsern Christmärkten, auszustellen, und dergleichen für Grofs und Klein unter seiner Bekanntschaft zu kaufen, und da davon die letzten Tage des Saturnalienfestes selbst den Namen *Sigillaria* erhielten: so ist es mehr als wahrscheinlich, dafs unter diesen *sigillis arte fictili*, wie sie Makrobius nennt, Saturnal. I, 11. auch allerley Wachsfiguren und Wachsfrüchte gewesen seyn werden. Dasselbe lafst sich von den Apophoreten behaupten, die als Neujahrsgeschenke (*strenae*) geschickt wurden. Unter den Früchten, die Martial in seinen Apophoreten mit seinen Distichen verherrlicht hat, waren gewifs viele nur aus Wachs, und die Rosenkränze mitten im December, die Martial XIII, 127. *festivas rosarum brumae* nennt, waren für wirkliche Rosen, in den Treibhäusern gezogen, doch wohl auch zu kostbar gewesen. Es waren künstliche, wahrscheinlich in gefärbtem Wachs nachgemachte Kränze.

S. 221. 1) Nach *de Lisle* metrologischen

Tafeln S. 312. d. Übers. 10 Thaler nach unserm Gelde.

S. 221. 2) **Kranzgalanterieen.** Das Überschicken eines solchen übermächtigen, halbwelken Kranzes, den die Dame des Herzens selbst getragen hatte, gehörte zu den zärtlichsten Galanterieen des Alterthums; gewöhnlich waren auch einige angebissene Äpfelchen dabey. Denn der Apfel war auch von jeher der Bote der Liebe. Man sehe über die hierauf gegründete Allegorie in der Fabel und Kunst des Alterthums den Excurs in einer Anmerkung zur *Poloni altera de Medea Euripidea cum priscae artis operibus comparata* p. XIV. So erzählt Lucian von der koketten Charikles (im Toxaris c. 13.) „Bald langten Liebesbriefchen, halbverwelkte Blumenkränze, ausgebissene Äpfel und andere dergleichen Zaubermittelchen an, wodurch unsere Buhlschwestern junge Leute zu verstricken und nach und nach ins Feuer zu setzen wissen." Lucian Th IV. S. 17. Übers. v. Wieland. Dieselbe Galanterie kommt in den Hetärenbriefen des Alciphron

vor, wo Wagner T. II. p. 191. mehrere citirt. Das lose Spiel mit den Kränzen bezeichnet auch Martial in einem Distichon an die Polla XI, 90.

Intactas quare mittis mihi, Polla, coronas?
A te vexatas malo tenere rosas.

Kränze sendest du mir, o Polla, von Niemand berühret?
Rosen behagten mir mehr, die du mit Händen zerdrückst.

Die *vexatae rosae* enthalten eben den wahren Liebeszauber. Burmann zum Petron c. 60. p. 304. hat die Bedeutung des Worts *vexatae* gut erklärt.

S. 222. 1) Die Chiische Feige hatte unter den 29 Arten, die Plinius aufzählt, den vorzüglichen Ruhm, dafs sie einen sehr pikanten Geschmack hatte, und darin dem besten Campanischen Weine ähnelte. So bezeichnet sie Martial XIII, 25. Feigen gehörten überhaupt zu den gewöhnlichsten Geschenken an gute Freunde. So lesen wir noch in Julians

Werken eine lobpreisende Epistel auf die Feige, die er mit hundert andern ausgesuchten Feigen an den Serapion schickte. Epist. XXIV. p. 39. *opp.*

BEYLAGE

ZUR DRITTEN SZENE.

Wachsfrüchte und Wachsblumen der Alten.

Das griechische Alterthum war so reich an kleinen niedlichen Kunstwerken in Wachs, und bediente sich dieses biegsamen, jeder Künstlerphantasie sich so willig schmiegenden Stoffs zu so verschiedenen Absichten, [1]) und mit so gutem Erfolge, dafs wir auch ohne ausdrückliche Erweise aus griechischen Schriftstellern schon durch die Analogie zu der Vermuthung berechtigt wären, es hätten eben die Künstler, die mit den Bildhauern und Bildgiefsern durch die niedlichsten Wachsfiguren und Bildnereyen nach gröfseren Modellen gleichsam wetteiferten, und bey den Griechen unter der allgemeinen Benennung Pup-

penbildner begriffen wurden, [1]) am wenigsten die Vortheile übersehen, die ihnen die Empfänglichkeit des Stoffs selbst auch noch zur Nachbildung wirklicher Gegenstände aus der Natur darbot. Eine Hauptursache der Gröfse, welche die Kunst der Griechen zum Neid aller spätern Jahrhunderte erreichte, besteht in der verständigen Anwendung jedes Materials und Stoffes zu dem, wozu er allein recht paſst. So konnte es den Wachsbildnern nicht entgehen, dafs nur kleine, niedliche Gegenstände, *Colifichets* mit einem Worte, in Wachs gebildet, gefallen könnten. Sie wufsten es also auch, dafs die Wachsbildnerey dann das gröfste Glück machen müsse, wenn sie Gegenstände der Natur, wie Baumzweige, Früchte und Blumen sind, zum Vorwurfe ihrer Kunstbemühungen machte. Kamen nun noch besondere Veranlassungen dazu, welche Aufsätze

und Verzierungen von künstlichen Früchten zu einer Art von Nothwendigkeit und Bedürfnifs machten: so läfst es sich beynahe mit Gewifsheit annehmen, dafs man das Wachs, mit dem schon der Knabe in der Schule oft sein Künstlertalent versuchte, indem er es von seiner Wachstafel, worauf man damals schrieb und zeichnete, heimlich abkratzte, und hinter dem Rücken des Lehrers Figuren von Thieren und Häusern daraus formte, [1]) auch zur Fruchtbildnerey fleifsig angewandt haben werde.

Diese Veranlassung lag wirklich in einem der feierlichsten Feste des Alterthums, dem Adonisfeste. Aus Syrien und Phönicien, wie der mit ihm verbundene Venusdienst selbst, abstammend, war die Verehrung des Thammutz oder Adonis, wie ihn die Griechen nannten, ein Sinnbild der sterbenden und wiederbelebten Natur, und sein Fest wurde zu

Ende des Winters gerade zu der Zeit gefeiert, wo die erstorbene und erstarrte Erde der wiederkehrenden Sonne erste milderen Strahlen auffängt, und in allen ihren plastischen Kräften und Lebenskeimen den ersten leisen Pulsschlag des Wiedererwachens fühlt. [1]) An diesem Feste, welches mehrere Tage nach einander, vorzüglich von den Frauen, mit abwechselndem Wehklagen und Freudengubel in aller Ausgelassenheit eines losgefesselten orientalischen Harems auch in den griechischen Städten begangen wurde, gebot eine alte heilige Sitte, dem Adonis, der frühgepflückten, schnell verwelkten Blume im Garten der Venus, fast eben so in jedem Hause einen kleinen Garten von Blumentopfen, in die man schnell aufschossende Pflanzen und Gewächse gesaet hatte, und niedliche Fruchtkörbchen aller Art aufzuputzen und zusammenzustellen, als in Italien und an-

dern mittäglichen Ländern Europens noch jetzt fast um eben diese Jahreszeit dem Christuskinde und seiner heiligen Mutter auf Dächern und in Zimmern ein so genanntes *Presepio* mit allerley Bild - und Blumenwerk aufgeschmückt, und den neugierigen Beschauern Preis gegeben wird. [1]) Natürlich waren in der Jahreszeit, in welche diefs Fest fiel, selbst in jenen wärmern Gegenden nur wenig reife Baumfrüchte und natürliche Erzeugnisse der Art, wie sie hier das geheiligte Herkommen forderte, aufzutreiben, und so mufste die Kunst jenen Mangel ersetzen, und die bis zur gröfsten Täuschung nachgeahmten Wachsfrüchte vertraten hier, wie vielleicht bey vielen andern heiligen Gebräuchen, wo Füllhörner, Schaalen, und Gefäfse mit Früchten aufgesetzt, oder auch Fruchtschnüre um Altäre und Tempelportale gehängt wurden, die Stelle der natürlichen. Wir haben beym Theokrit

noch eine dramatische Schilderung des Adonisfestes, wie es die Königin Arsinoe, die Gemahlin des Ptolemäus Philadelphus, zu Alexandria feierte. Hier wird auch das kostbar aufgeschmückte Gerüste, der Catafalk oder das *Castrum doloris* beschrieben, auf welchem das Bild des beweinten Adonis ruhte, und eine merkwürdige Nachricht von den bey diesem Prachtgerüste angebrachten Verzierungen und Aufsätzen gegeben, mit denen das Bild des Adonis von allen Seiten umringt war.

Früchte liegen bey ihm, so viel die Wipfel nur tragen,
Liebliche Garten bey ihm, bewahrt in silbergeflochtnen
Körbchen, und goldnen Flaschen, mit syrischer Narde gefüllet;
Alles ist hier, das Geflügel der Luft und die kriechenden Thiere,
Grünende Lauben sind hier, mit weichem Dille behänget. *)

Es ist auffallend, dafs die gelehrtesten und belesensten Erklärer des Theokrit die Schwierigkeit nicht bemerkt haben, die die Herbeyschaffung aller edleren Obstgattungen und Baumfrüchte in ihrer Reife gerade in dieser Jahreszeit selbst einer allmächtig gebietenden Königin gemacht haben müfste. [1]) Aber alle Bedenklichkeit fällt weg, sobald man weifs, dafs hier von kunstreich nachgebildeten Wachsfrüchten die Rede ist, und dafs eben dadurch ein altes Sprichwort, nach welchem jede vergängliche, von aufsen viel versprechende, von innen nichts leistende Sache ein Garten des Adonis genannt wurde, [2]) erst seine volle und richtige Deutung erhält.

Wir fanden hier in Agypten, im Mittelpunkte des alten Kunst- und Welthandels, in Alexandria, schön gemahlte, und bis zur höchsten Täuschung nachgeahmte Wachsfrüchte. Und an eben

diesem Orte trug sich, am Hofe eines spätern Ptolemäers, des Ptolemäos Philopator, mit einer solchen Wachsfrucht eine kleine Geschichte zu, die von mehreren alten Schriftstellern als eine Denkwürdigkeit philosophischer Rechthaberey aufgezeichnet, uns aber ein Beweis für ein Artefakt geworden ist, das ein witziger Kopf wohl in mehr als einer Beziehung mit den Hypothesen und Lehrgebäuden älterer und neuerer Philosophen in Verbindung bringen konnte.

Sphärus, ein am Dnieper oder Borysthenes geborner, und in Kleanths, des Stoikers, Schule zu Athen gebildeter Philosoph, wurde von Ptolemäos nach Alexandrien verschrieben, und nicht selten der Ehre gewürdigt, an der königlichen Tafel als Hofphilosoph mit seiner Katheder-weisheit und seinen stoischen Paradoxen Ihrer ägyptischen Majestät und den übrigen Höflingen allerley

kurzweil und Unterhaltung zu verschaffen. Besonders mufs der König und sein Hofstaat die Dissertationen des Stoikers über die Kennzeichen reiner Vernunftbegriffe, aus welchen die Urtheile oder Axiome abgezogen würden, manchmal sehr wunderbar und, trotz der hochgepriesenen stoischen Begreiflichkeit, unbegreiflich gefunden haben. Nun behauptete die stoische Schule gegen die akademische die volle Wahrheit aller durch die Eindrücke der Sinnen aufgenommenen Bilder und Erfahrungsbegriffe, und unterstützte dadurch ihre Versicherungen, dafs sie jede aus der Sinnenwelt empfangene Erkenntnifs keineswegs, wie die alles bezweifelnden Akademiker, für blofse Täuschung, sondern für volle, im Kreise der Begreiflichkeit liegende Wahrheit anzunehmen bereit wären. Diese Vorstellungen unterschied sie sorgfältig von blofser Meinung, und sagte mit

der den Philosophen von jeher ganz eigenthümlichen Bescheidenheit, dafs der ächte Stoiker nie meine, sondern stets erkenne. Eines Tages, als unser Hofphilosoph diefs Privilegium *de non opinando* mit grofsem Eifer für seine Zunft- und Glaubensgenossen in der Philosophie an der Tafel des Königs geltend zu machen suchte, winkte dieser einem Bedienten, und liefs eine Schüssel mit Granatäpfeln serviren, die der erhitzte Stoiker zu seiner Abkühlung sehr nöthig zu haben schien. Sphärus griff hastig zu, wurde aber vom Könige selbst, der ihm die Arme fest hielt, auf der Stelle eines bessern belehrt. Die Granatäpfel waren von Wachs. Siehst du, sagte der König, dafs ihr Philosophen auch durch Sinnentrug getäuscht einer falschen Meinung beypflichten könnt! Um Vergebung, erwiederte Sphärus, der in diesem kritischen Augenblick nichts von seiner Be-

sonnenheit verlor, es war hier nicht die Rede von wahren Granatäpfeln, sondern nur von der Wahrscheinlichkeit, dafs diese künstlichen mit natürlichen sehr leicht verwechselt werden könnten. Wie sich nun das, was ist, zu dem verhält, was seyn könnte, so verhält sich wahre Erkenntnifs zur Wahrscheinlichkeit. Du siehst also, dafs es mir hier nur um eine Instanz zur Versinnlichung meines Satzes zu thun war. So weit die Anekdote, wie sie Diogenes von Laerte in seinen Lebensbeschreibungen griechischer Philosophen erzählt. [1]) Offenbar spielt Epiktet darauf an, wo er gegen die Sinnentäuschung warnt, nach welcher Umrifs und Figur einer Sache noch gar nicht hinreichen, sie für die Sache selbst zu halten. „So könntest du, sagt er, auch von einem Wachsapfel sagen, er habe Geschmack und Geruch.“ [2]) Auch Athenäus führt un-

sere Geschichte in seinen Tischgesprachen an, [1]) nur mit der Veränderung, dafs er statt der aus Wachs nachgemachten Granatäpfel ein Wachsgebilde von Hühnern auftragen läfst, welches aber schon dadurch unwahrscheinlich wird, dafs der Irthum, wo man Wachsäpfel für natürliche ansieht, auch bey einem spätern griechischen Kirchenvater, der von den Wundern Gottes in der Natur ein theologisches Werkchen geschrieben hat, dem Nemesius, ausdrücklich angeführt, und als ein Beyspiel eines optischen Betrugs, den nicht das Auge, sondern das innere Vorstellungsvermögen zu verantworten habe, genannt wird. [2])

Wer von der enkaustischen Mahlerey der Alten, und den mancherley Mischungen der Farben mit Wachsstiften, womit sie in den blühendsten Zeiten der Kunst allein mahlten, auch nur eine oberflächliche Vorstellung hat, wird sich

schon daraus überzeugen können, dafs sie auf jede Wachsfläche den mannigfaltigsten und buntesten Farbenschmelz auftragen konnten. Ich bin daher überzeugt, dafs es bey ihren Wachsfrüchten, die sie der Natur aufs künstlichste nachbildeten, nicht einmal eines bindenden Firnisses oder Überzugs bedurft habe, den unsere Wachsfrüchte, wenn sie nur einigermafsen gegen Staub und andere Flecken gesichert seyn sollen, durchaus nicht entbehren können, dadurch aber allerdings einen gewissen unnatürlichen Glanz auf der Schaale bekommen, der bey einem geübtern Beobachter die Illusion sogleich stört und also noch immer als eine Unvollkommenheit anzusehen ist. *) Diefs war gewifs der Fall selten bey den alten Kunstwerken dieser Art. Ich berufe mich hier nur auf eine Nachricht des bekannten Römischen Polyhistors Varro, die uns Plinius in seiner

Naturgeschichte aufbewahrt hat. Varro erzählt, er habe einen Bildner, Posis, zu Rom gekannt, der Apfel und Weintrauben so täuschend nachzumachen gewufst hätte, dafs sie auch der gröfste Kenner durch blofse Ansicht von natürlichen nicht zu unterscheiden gewufst habe. [1]) Zwar könnte gegen diese Nachricht erinnert werden, dafs Plinius hier nicht von Wachsbildnerey, sondern von der Toreutika, oder den Arbeiten in Thonerde, auf welche allerdings der Zusammenhang der ganzen Stelle, wo nur von Thonbildern gesprochen wird, hinzudeuten scheint, gesprochen habe. Allein man kennt die Manier des eilfertigen Compilators, und da es aus vielen Gründen unwahrscheinlich ist, dafs aus blofser Thonerde Früchte so täuschend gebildet werden könnten, als es hier erzählt wird, so darf ich wohl gegen den Plinius selbst die Muthmafsung wagen, dafs Varro

unter dem Wort Plastes, das hier im Original steht, keinen Bildner in Thon, sondern in Wachs verstanden habe.

Ich beschliefse mein wächsernes Fruchtkörbchen mit einer Nachricht, die uns Lampridius im Leben jenes berüchtigten Uppigkeits-Ungeheuers, des Heliogabalus, von seiner Neigung ertheilt, seine Tischgenossen mit tantalischen Schaugerichten zu bewirthen. [1]) Dieser grausame Spafsmacher liefs oft seiner Tischgesellschaft alle Gerichte, die er mit der ihm eignen Frefsgierde hinabschlang, in Wachs aufs sauberste nachgebildet präsentiren. Die Herren mufsten bey Kopfabhacken gute Miene zum bösen Spiel machen, sich nach jeder Tracht Schüsseln, die dem Auge auf Unkosten des Magens angeboten wurden, nach damaliger Sitte, (wo man noch nicht Gabeln und Messer brauchte, und alles klein geschnitten mit den Fingern afs,)

die Hände waschen, als hätten sie sich die Finger fett gemacht, und bekamen nach jedem erneuerten Schüsselauftritt einen Becher Wasser auf ihren lechzenden Gaumen. Wer erinnert sich nicht hierbey der Pappendeckelpasteten, die auch bey uns zuweilen als Repräsentanten derer, die aus Teig und Fleisch zusammengesetzt sind, die Tafel füllen und die Zuschauer leer lassen? *)

Anmerkungen.

S. 259. 1) Man erinnere sich nur der Wachsabdrücke beym Siegeln, der gefärbten Wachsstifte zur enkaustischen Mahlerey, des Wachsfirnisses für Marmorwände und Statuen. Daher sagt Plinius: *cera pigmentis traditur ad innumeros mortalium usus. XXI*, 15. s. 49. Über den Wachsfirniss vergl. Requenno *Saggi sul ristabelmento dell' antica arte de' greci Pittori. T. I. p.* 317-21. Seine Wiederherstellung ist nur neuerlich von Paris aus mit vielem Ruhme verkündigt worden.

S. 260. 1) Wachsbildnerey. Das Interessanteste über diese Künstlerklasse, welche den Griechen κηροπλάθοι, den Römern wahrscheinlich *sigillarii*, *sigilliariorii* (in *Fabretti Inscriptt.*) hiefsen, giebt Pollux 10. 189.

wo man Hemsterhuys Anmerkungen vergleichen kann S. 1382. Die gelehrtesten Kollektaneen hierzu findet man ohnstreitig bey Ruhnkenius *ad Tim. Glossar. p.* 165-166. *ed. nov.* Wer kennt nicht den wächsernen Amor aus dem Anakreon, woraus sich auch die bekannte und so oft nachgeahmte Amorverkäuferin in den Herkulanischen Gemählden erklären läfst. Vergl. das Fragment des Eubulus beym Athenäus XIII. p. 562. C. Merkwürdig ist die Stelle beym Plinius VIII. 54 s. 80. wo von einem Affen die Rede ist, der die Gattung des Brettspiels, die den Alten bekannt war, zu spielen verstand. Die Steine bestanden aus Wachsbildchen, *„fictae cerae icones"* nennt sie Plinius. Bilder schöner Knaben in Wachs poussirt hatte man sehr häufig in seinem Schlafzimmer, wie wir Portraits oder Busten zu haben pflegen. S. Stratons Sinngedichte *Epigramm. XXV. Analect. T. II. p.* 395.

S. 261. 1) So erzählt Lucian Th. I. S. 3. (Übers. v. Wieland.) „Wegen meiner Anlagen zum Bildhauer bezog sich mein Vater

„auf gewisse Spielwerke, womit ich mich „als Knabe abgegeben habe. Denn sobald „ich von meinen Lehrern abgefertiget war, „kratzte ich allenthalben“ (dies steht nicht im Text: und wir bedürfen es auch nicht, da wir hier nur an die Wachstafeln der Schüler denken dürfen) „Wachs zusam„men, und machte Ochsen, Pferde, ja, Gott „verzeih mir! sogar Menschen. Ich habe „über dies Kinderspiel von meinem Lehr„meister manche Ohrfeige bekommen.“ So muss man auch eine Stelle in den Wolken des Aristophanes V. 878. verstehen, wo von den Talenten des jungen Phidippides gerühmt wird, er habe Häuschen gebildet.

S. 262. 1) Über die Jahreszeit, wann die Adonisfeier in Griechenland begangen wurde, hat weder Meursius in *Graecia feriata* s. v. noch Banier in seiner Abhandlung von der Verehrung des Adonis *Memoires de Literature T. III. p.* 101. *ff.* etwas Bestimmtes angegeben. Es läfst sich aber aus der Stelle des Plutarch im Leben des Nicias p. 552. B. deutlich erweisen, dafs es im Frühjahr, und

also zu einer Zeit gefeiert worden ist, wo an wirklich reife Baumfrüchte nicht zu denken war. M. v. Groddecks Adonia in seinen antiquarischen Versuchen I. Samml. (Lemberg 1800.) S. 130.

S. 263. 1) Seit Dupuis sein bald verketzertes, bald lächerlich mifsverstandenes Buch schrieb: *Origine de tous les cultes*, ist die Vermuthung, dafs die Weihnachtsfeier mit dem Adonisfeste einerley astronomischen und mythologischen Ursprung habe, auch zum grofsern Publikum gedrungen. Man denke dabey nur an die Stelle in Lichtenbergs hinterlass. Schriften II. 418. „Ich kann mir eine Zeit denken, welcher unsere religiosen so sonderbar vorkommen werden, als der unsrigen der Rittergeist."

S. 264. 1) Theokrits Idyllen XV, 112.

S. 265. 1) Bekanntlich haben wir von Valckenaer einen gelehrten Commentar uber diefs Stuck des Theokrit. Aber auch er

scheint diese Schwierigkeit p. 396. nicht einmal geahndet zu haben.

S. 265. 2) Die Stellen findet man bey den Erklärern des Hesychius T. I. Col. 103. 3. und Wyttenbach zu Plutarch *de sera numinis vindicta p.* 79.

S. 269. 1) Diogen. Laert. VII, 177. mit Casaubonus und Menage's Anmerkungen.

S. 269. 2) Arrian. *Dissertat. Epictet. IV*, 5. *T. I. p.* 600. *ed. Schweigh.*

S. 270. 1) Athenäus Deipnosophist. VIII, 13. p. 354. E. oder c. 50. T. III. p. 307. *edit. Schweigh.* Die ganze Stelle ist auch noch in einer andern Beziehung für unsern Zweck merkwürdig. Die Köche, welche fürchten, dafs durch die langen Tischreden ihre Schüsseln sich verkalten möchten, sind eben wieder mit Zurichtung einer neuen Tracht beschäftigt. Der Tischredner bezeigt Appetit. Die Anekdote vom Philosophen

Sphärus wird darauf erzählt. Da sagt der Gastgeber: So lafst doch unterdessen auch etwas von den wächsernen Schaugerichten umgehn: *καὶ ἡμῖν οὖν — καὶ τῶν κηρίνων τι* (nach Schweighäusers richtiger Vermuthung) *περιενεγθήτω*. Also befand sich auch auf jener Tafel ein Aufsatz von einem Schaugerichte aus Wachs.

S. 270. 2) S. beym Menage zum Diogenes T. II. p. 537.

S. 271. 1) Diefs konnte bis jetzt selbst nicht ganz in dem unter des berühmten Pomologen Sicklers Aufsicht gefertigten pomologischen Kabinet (wovon bis jetzt zehn Sammlungen erschienen,) vermieden werden, obgleich diese an täuschender Natürlichkeit, an Form und Farbe mit den besten Kunstfabrikaten der Engländer und Italiäner wetteifern.

S. 272. 1) *M. Varro tradit Romae sibi cognitum Posin nomine, a quo facta poma a*

uvas, ut non posses aspectu discernere a veris. Plin. XXXV. 12. s. 45.

S. 273. 1) *Lamprid. in Heligab. c. 25. in Scriptt. H. A. T. I. p. 860.*

S. 274. 1) Blumen und Blätter aus Wachs. Dafs man auch Blätter und Blumen aus Wachs formte, und ungefähr zu eben dem Gebrauche, wozu man sich noch heut zu Tage dergleichen Wachsblätter bedient, bestimmte, beweifst eine Stelle in dem alten griechischen Traumbuche des Artemidorus I. 79. p. 67. wo von Wachskränzen die Rede ist, die dem Träumenden Krankheit und Tod, κῆρα, bedeuten. Der gelehrte Erklärer des Artemidorus, Niclas Rigault, denkt dabey an Zaubereyen, *in notis p.* 41. und Paschalius *de coronis IV.* 4. *p.* 216. pflichtet ihm bey, weil allerdings zu den Zaubergaukeleyen des Alterthums Wachsfiguren gebraucht worden wären. Allein keiner von beiden dachte an Wachsblumen und Wachsblätter, womit noch jetzt an manchen Orten in den Begräbnifs-

kirchen die Todtenkränze ausgeschmückt werden. Der neueste Herausgeber Reiff hat in seinen Anmerkungen T. II. p. 203. auch nichts zur Sache passendes beyzubringen gewufst. Dafs schon die ältern Abschreiber daran irre wurden, beweifst die Lesart in der Aldinischen Ausgabe, wo statt *κίρκινοι στέφανοι* gelesen wird *κρίνινοι*.

VIERTE SZENE.

Grausamkeiten gegen Sklavinnen. Karmion, die Nägelputzerin. Sorge für schöne Finger und Nägel. Iatris lässt das Spiegelfutteral fallen.

Donna Sabina war während dieser Unterhandlungen nicht müfsig gewesen, oder, um richtiger zu sprechen, sie hatte während derselben ein halbes Dutzend Sklavinnen ihrer nächsten Umgebung vollkommen in Athem zu erhalten gewufst. Wir verliefsen sie eigentlich unter den Händen der kunsterfahrenen Haarschmückerinnen. Nape hatte die zierliche Haarschleife über der Stirn glücklich geknüpft, und vollendet war das Kunstgebäude eines Haarputzes, den der strafende Kirchenvater Tertullian mit so vielem Rechte regellose Auswüchse eines aufgehefteten und zusammengeflochtenen Haargekräusels nennt. [1]) Und bey allen diesen Auf-

schmückungen und Zubereitungen hatte es bis jetzt — eine Seltenheit, die man als ein halbes Wunder zu betrachten pflegte — weder Nadelstiche in die Arme und Brüste der geschäftigen Kalamis, noch Peitschenhiebe auf den Rücken oder die Schultern der armen Psekas oder Latris gesetzt.

Man mufs nämlich wissen, dafs ein grausamer blutdürstiger Eigensinn die gewöhnlichste Toilettenlaune der vornehmen Römerinnen war, die, an mörderische Fechterspiele und Thierhatzen im Amphitheater, und an blutige Exekutionen und Geifselungen des Hausgesindes von früh auf gewöhnt, [1]) jede fehlgeschlagene Hoffnung, jeden Verdrufs des vorigen Tages oder der verflossenen Nacht am Morgen ihren Dienstmädchen und Sklavinnen entgelten liefsen. Wehe diesen armen Geschöpfen, wenn das bewufste Liebesbriefchen nicht zur rechten

Zeit eingehändigt wurde, wenn eine Bestellung im Isistempel unglücklich ablief, wenn ein verliebtes Abenteuer verunglückt war, [1]) oder wenn auch nur der allein nicht schmeichelnde Spiegel der Donna beym ersten Morgenblicke eine rothe Nase, ein neues Bläschen am Kinne oder andere Spuren nächtlicher Orgien und Ausschweifungen zurückstrahlte! Die armen Haarschmückerinnen und Putzdienerinnen mochten dann noch so aufmerksam seyn, und die Kunstfertigkeiten den Grazien und Horen selbst abgelernt haben; sie mufsten mit Blut und Thränen die Mifslaune und den Verdrufs ihrer sträflichen Gebieterin abbüfsen. Darum gehörte es auch zum Kostum und zur Kleidervorschrift dieser bedaurungswürdigen Mädchen, dafs sie im Ankleidezimmer und vor der Toilette ihrer Domina, wenn sie im Dienste waren, bis an die Brüste völlig bloſs und nackt

erscheinen mufsten, [1]) um jeder beliebigen Züchtigung, selbst mit Geifseln, die aus Drath geflochten und unten mit Knöchelchen oder metallenen Knöpfen verstärkt waren, [2]) alle Augenblicke blofs zu stehen. Was der gnädigen Frau in der Aufwallung ihres Zorns zuerst vorkam, verwandelte sich dann in ihrer Hand zu einem Werkzeuge der Strafe. Vorzüglich waren aber die mehrere Zoll langen, in eine geschliffene Spitze sich endigenden Schmuck - und Nestnadeln, die wir bey der zweyten Szene erblickten, ein sehr bequemes Plage - und Marterinstrument für die armen Sklavinnen. Nichts war gewöhnlicher, als dafs die Domina damit die Arme und Brüste der Haarschmuckerin durchstach, wenn sie das Unglück hatte, in diesem Augenblicke ihr Mifsfallen zu erregen. Daher die Vorschrift des Meisters in der Kunst zu lieben, sich ja während des Koeffirens,

wenn etwa der Liebhaber gegenwärtig sey, nicht grausam und ungeberdig gegen die Sklavin zu beweisen: [1])

Wenn du dich schmückest, so bleib, Mädchen, von Männern entfernt.
Dennoch magst du vor ihnen dein Haar dem schmückenden Mädchen
Bieten, dafs es voll Reitz walle die Schultern herab.
Aber dann hüte dich ja vor mürrischen Launen, und lose
Eigensinnig das Haar, wenn es sich senket, nicht auf.
Sicherheit sey der Zofe vor deinen Nägeln. Ich hasse
Blutgier, die ihr den Arm zornig mit Nadeln zersticht.
Fluchend berührt sie dein Haupt. Mit rothgeweineten Augen
Spricht sie Verwünschung dem Haar, das sie mit Blute bespritzt.

Und in einer seiner Liebeselegien, wo er dem schönen Haar seiner Korinna eine Lobrede hält, führt der Dichter ausdrücklich den Umstand als einen Beweis seiner Zartheit und Weichheit an, dafs um seinetwillen nie die Haarschmückerin blutrünstig gestochen worden sey:

Zart war es und gelehrig, in hundert Formen sich schmiegend,
Nie bedrohte sein Putz dich mit empfindlichem Schmerz.
Nie zerrauft' es die Nadel, nie riſs es der zackige Kamm aus,
Und die Zofe ward nie, wenn sie es schmückte, verletzt.
Denn oft putztest du dich vor meinen Augen. Doch nimmer
Schwoll, vom Nadelstich wund, deiner Cypassis der Arm. [1])

Zuweilen flog auch wohl der Spiegel selbst, der das Versehn der zitternden Haarschmückerin zuerst verrieth, der Verbrecherin an den Kopf. Eine solche Szene schildert der Römische Epigrammendichter in einem Sinngedichte an die Lalage, unter welchem Namen er eine solche weibliche Furie beym Putztisch anredet. [1])

Sieh, es sträubt sich im kreisenden Haarputz ein einziges Ringlein,
Das im gewundenen Haar locker der Nadel entschlupft.
Lalage wirft mit dem Spiegel, der ihr dies zeigte, das Mädchen,
Schlägt, und zerrauft ihr das Haar, bis sie zu Boden gestürzt.
Lalage, höre doch auf, die Unglückshaare zu schmücken!
Keiner Dienerin Hand rühre den Tollkopf mehr an!

Da umkreiche der sengende Molch, es umscheer' ihn das Messer:
Und so leuchte fort an glatt wie der Spiegel, dein Kopf.

Indefs war es noch immer eine dankenswürdige Gnade, wenn die Mädchen aus der Hand der Domina diese schnell vorübergehende Züchtigung empfingen. Weit schrecklicher war die Strafe, wenn die Zürnende einer zu diesem Henkergeschäfte wahrscheinlich besonders bestimmten und ausgelernten Sklavin [1]) befahl, die Exekution auf der Stelle an der armen Verbrecherin zu vollstrecken. Dann wurde sie sogleich ohne Barmherzigkeit ergriffen, mit den zusammengedrehten Haaren an eine Thürpfoste oder Säule aufgebunden, [2]) und mit Riemen, die aus Rindsleder geschnitten waren (*taurea*), oder mit Knotenstricken so lange auf den entblößten Rücken durch-

gepeitscht, bis die Gebieterin ihr fürchterliches: Es ist genug! oder: Geh! [1]) ausrief.

Eine solche Toilettenszene schildert uns der römische Satirendichter Juvenal mit einer Kraft in Darstellung und Ausdruck, die nicht den geringsten Zweifel an ihrer innern Wahrheit übrig läfst. Hier heifst es von einer solchen Dame: [2])

— mit Tyrannenwuth schalte
Sie im Pallast, und tobt, wie einst Siciliens Zwingherrn.
Hat sie zur heimlichen Stund' ein Liebesbriefchen erhalten;
Wünscht sie im festlichen Schmuck den Buhlen im Garten des Cäsars
Oder im schattigen Hain der kuppelnden Isis zu finden:
Da tritt Psekas hervor und ordnet zitternd den Haarputz

Selbst mit zerzausetem Haar, bis an die Hüften entkleidet.
Ha, warum diese Locke zu hoch?“ Mit geschwungener Peitsche
Rächet die gnädige Frau den Frevel verbogener Flechten.
Was hat Psekas verbrochen? Ist's ihre Schuld, dafs die Nase
Ihrer gestrengen Frau im Spiegel häfslich sich röthet?
Doch es verspritze nur Psekas das Blut. Der Herrscherin dienend
Bebet die zweyte, und kräuselt und flicht die gewundenen Ringlein.
Neben ihr steht mit kundigem Blick ein Mütterchen, die einst
Auch Haarschmückerin war, und nun zur Spindel versetzt ist.
Hat sie ihr Urtheil gesagt, dann lassen auch andre sich hören,
Die nach Alter und Würden in weiten Kreisen umherstehn.

Könnte man strenger ein hochnothpeinliches Halsgericht halten,
Als die gnädige Frau sich über den Haarputz berathet,
Und den gethürmten Kopf mit Stockwerk auf Stockwerk erbauet?

Eine empörende Szene, die wir aber dann nicht unwahrscheinlich finden werden, wenn wir uns daran erinnern, wie nach dem glaubwürdigen Berichte neuerer Reisenden und Augenzeugen nordische Damen ihre leibeignen Mädchen wegen des geringsten Versehens mit den schmerzhaftesten Züchtigungen belegen liefsen [1]), oder wie die fühllosen Kreolinnen auf den westindischen Zuckerinseln ihre Negersklavinnen fast ohne alle Veranlassung mifshandelten. Unsere Donna Sabina war nach allem, was wir schon jetzt von ihr wissen, ganz die Frau dazu, um eine solche Szene an ihrem Putztische

so oft zu wiederholen, als nur ein Wölkchen des Unmuths ihre Stirn trübte, und es war vielleicht zuerst nur der listigen Verschmitztheit und klugen Aufmerksamkeit der Cypassis, und dann der so willkommenen Erscheinung der Blumenhändlerin Glykerion zuzuschreiben, dafs die Donna heute etwas sanfter und herablassender als gewöhnlich war. Und doch ist mir auch so noch wegen der armen Latris, der Spiegelhalterin, bange, die, als nun die Haarschmückerinnen sämmtlich abtreten und einer neuen Klasse von Putznädelchen Platz machen durften, ihres beschwerlichen Dienstes noch immer nicht aberhoben ist. [1])

Was sonst die Dame sich im Bade machen zu lassen pflegte, mufste heute, wo wegen der bewufsten Prozession der Ritter auf der heiligen Strafse zum Baden nicht Zeit genug war, hiefs beym Putztisch geschehen, ich meine, das kunst-

mäfsige Verschneiden und Abglätten der Nägel an Händen und Füfsen. Harmion [1]) hiefs die Sklavin, die diefs Geschäft im Bade mit einer eigenen Kunst zu betreiben und als die geschickteste Nägelputzerin sich ihrer Gebieterin zu empfehlen wufste. Mit aufserordentlicher Sorgfalt ergreift diese jetzt die Hand der Gebieterin, und putzt und glättet mit einer kleinen silbernen Zange und einem Messerchen, dessen man sich damals statt unserer Etuischeeren bediente, [2]) Finger vor Finger alle Nägel rein ab, worauf sie eben diese Operation auch an den Füfsen vornimmt.

Man mufs sich nämlich erinnern, dafs in der Ordnung niemand, der nur auf einige Eleganz und Wohlhäbenheit im Alterthum Anspruch machte, sich die Nägel an Händen und Füfsen selbst beschnitt. Wer sich diefs nicht durch eigne Sklaven machen lassen konnte,

ging wenigstens in den Laden eines Bartscheerers, und liefs sich von diesem seine Nägel schneiden und abputzen. Horaz fuhrt eine Ausnahme von dieser Regel in einem seiner scherzhaftesten Briefe als eine auffallende Eigenheit eines öffentlichen Ausrufers an:

> der sich in eines Bartabscheerers Laden
> mit einem Messerchen die Nägel selbst verschnitt. [1])

Vornehme Damen aber hielten sich dazu besondere, künstlich abgerichtete Sklavinnen, da diefs Abschneiden mit einer kunstfertigen Geschicklichkeit geschehen, und vorzüglich darauf gesehen werden mufste, dafs keine Neidnägel (*paronychia*) entstunden, und die Nebenauswüchse (*reduviae*) aufs sorgfältigste weggeputzt würden. [2]) Denn auch hierin besafsen die Frauen des Alter-

thums das feinste Gefühl für Schönheit und Ebenmafs. Ein schöner Finger und ein schöner Nagel steht nicht vergeblich im Register der dreyfsig Schönheiten, die nach einem berüchtigten lateinischen Gedicht des Italiäners *Giovane Nevizano* an der schönsten aller sterblichen Frauen, der Helena, bemerkt wurden. [1]) Die alten Römerinnen und Griechinnen vergafsen nie, einen langen, zart und unvermerkt sich abrundenden Finger als eine unerläfsliche Bedingung der Schönheit in Anschlag zu bringen, und fanden, so wie in der Minerva die schönste Hand, so in der jugendlichsten aller schönen Göttinnen, der Diana, [2]) das Ideal eines schönen Fingers. [3]) Dazu gehörte aber auch ein regelmäfsiger, rein abgeglätteter, und in sanfter Karnation glänzender Nagel. [4]) Der Meister in der Kunst zu lieben verfehlt nicht, auch hierüber seinen gelehrigen Schulern

und Schulzimmern einige Vorschriften zu ertheilen:

Nur mit geringer Bewegung begleite die schöne die Rede,
Ist ihr der Finger zu fein, ist ihr der Nagel zu rauh. *)

Der erste Vers giebt zugleich einen feinen Wink, warum man vorzüglich auf einen schönen Nagel und schöne Finger gesehen habe. Man begleitete damals oder vielmehr man begleitet noch jetzt in jenen Gegenden die Rede weit häufiger mit schicklichen Geberden und Bewegungen der Hände und Finger, welche selbst in Regeln der Kunst gebracht, und als selbst für einen Hauptheil der alten Tanzkunst oder Cheironomie angesehn wurde. *) Man konnte sich auch ohne alle Worte blofs durch die verschiedenen Bewegungen der Finger

einander verständlich machen, und besonders alles, was wir einander durch Zahlen auszudrücken pflegen, vollkommen damit andeuten. *) Natürlich mußte also ein so gesprächiger und beredter Finger auch ein schöner Finger seyn, und durch Ebenmaß und Nettigkeit bis zur obersten Nagelspitze gefallen können, zumal da der gepriesene, manchen Fehler zudeckende Gebrauch der Handschuhe den Frauen damaliger Zeit noch nicht zu Statten kam, **) und diese Sitte — die bey uns durch eine übertriebene Zierey selbst im Speisezimmer und Tanzsaale die nöthigsten Hände und Arme zu verhüllen gebietet — aus ihrer Heimath, dem kalten, alles mit Pelzwerk vermummenden und in Überkleider einwickelnden Norden noch nicht in die mittäglichen Länder Europens vorgedrungen war. ***)

Daher nun auch die äußerste Sorgfalt, die man auf die Erhaltung schöner

Finger und Nägel im Alterthume verwandte; daher wahrscheinlich die Erfindung der Fingerreife oder Ringe, die ihrer ersten Bestimmung nach im Oriente nichts weiter als ein Mittel zur Erhaltung zarter schlanker Finger seyn sollten. [1]) Daher auch der häufige Gebrauch von allerley Säften, Kräutern und mineralischen Pulvern, wovon sich allein aus des Plinius Naturgeschichte ein eigenes Receptenbuch sammeln liesse, [2]) um die rauhen Unebenheiten und Nebenauswüchse der Nägel abzuglätten und wegzubringen. Nimmt man diess alles zusammen, so wird es begreiflich, wie eine vornehme Römerin die Besorgung der Nägel einer ihrer Sklavinnen als eine eigene Kunstfertigkeit zutheilen, und wie man diess damals zu einem besondern Bestandtheile des weiblichen Putzes machen konnte. [3])

Eben hatte Harmion die Nägel an

den Fingern der Sabina der Reihe nach beschnitten und mit einem in Weinessig getauchten Schwämmchen abgerieben. [1]) Sie wollte nun dasselbe auch an den Nägeln der Fufszehen vornehmen, [2]) als sich Sabina erinnerte, vor einigen Tagen von einem jüdischen Wunderdoktor geboten zu haben, dafs man jedes körperliche Übel durch die Abschnittlinge der Nägel, die man, mit Wachs vermischt, an eine fremde Thürpfoste anklebe, leicht los werden und auf einen Fremden übertragen könne. [3]) Nun hatte sie seit einiger Zeit mit grofsem Leidwesen einen Ansatz zu einem dicken Halse oder Geschwulst an sich vermerkt, und beschlofs daher auf der Stelle, einen Versuch mit diesem sympathetischen Mittel zu machen. Sie rief der Latris, die jetzt müssig da stand, und gebot ihr, sie solle die zur Erde gefallnen Abschnittlinge sorgfältig auflesen, und in ein Schachtelchen sam-

meln, das vor ihr auf dem Putztische stand.

Die arme Laïs, die gerade jetzt keinen Auftrag erwartet und sich in Gedanken mit Erinnerung an eine frohere Jugendzeit in Ephesus beschäftigt hatte, hört aber den rauhen Ton, womit sie schnell aufgerufen wurde, so schrecklich zusammen, daß sie zwar nicht den Spiegel, aber doch das Spiegelfutteral plötzlich ihrer Gebieterin auf den ausgestreckten Fuß fallen läßt. Ein Glück, daß Lemuria das Messer noch nicht an den vordersten Nagel angesetzt hatte. Aber auch so schlug ein fürchterliches Donnerwetter über die Unglückliche zusammen.

Grimmig erbrauset der Zorn; wie wenn heftig die Lohe mit knatternden Schlägt um den wallenden Kessel aus untergelegtem Reisig;

Hochauf hüpft im Gebrodel die Flut; und
es gährt in der Höhung
Dumpfig die Wog' und schäumt aus dem
Grund aufsiedender Wassea.
Nicht mehr fafst sich der Schwall, und Gedünst
fliegt dunkel zur Luft auf. [1])

So Donna Sabina. Laut aufschreiend fährt sie vom Sessel, und rächt sich, ehe sie sich noch Zeit nehmen kann, die Vollstreckerinnen ihres Zorngerichts zu rufen, damit, womit jedes wilde Thier seinen Grimm zuerst auslässt, mit Kratzen, Schlagen und Beifsen. [2]) Zum Glück waren die natürlichsten Waffen, die Nägel, eben verschnitten worden. Aber einigen Schlägen mit den Knöcheln der geballten Faust [3]) ins Gesicht des armen Mädchens folgte sogleich das Blut aus Nas' und Munde, das sich mit dem rothen Safte der Pastillen, die ihr Sabina ins Gesicht gespiea hatte, auf der Stelle

vermischte. Der Tiger, wenn er Blut sieht, wird dadurch nur noch grimmiger; gewiss es wäre fürs erste wenigstens um die Brust der armen Latris gethan gewesen, wo sich nicht plötzlich eine höchst lächerliche Szene als Gewitter-Ableiter für den Zorn der Sabina dargestellt hätte.

Anmerkungen.

S. 285. 1) *Enormitates futilium et textilium capillamentorum. Tertullian. de cultu feminar. cap. 7. T. III. p. 59. ed.* Semleri. Vergl. Nikolai über den Gebrauch der falschen Haare und Perücken. S. 54. und die von Müller *Comment. de genio aevi Theodosiani Part. I. p.* 108. aus andern Kirchenvätern angeführten Stellen. Mehrere Muster finden die Liebhaberinnen in der (zu Leipzig 1804 von Müller und Baumgärtner herausgegebenen) Aesthetik der Toilette Tig. 26. ff.

S. 286. 1) Knutmeister. Man erinnere sich nur, dafs bey jeder zahlreichen Sklaven-

familie auch besondere Sklaven waren, deren einziges Geschäft darin bestand, ihre Mitsklaven zu geifseln und zu peitschen. Sie hiefsen *Loravii*. Siehe Pignori *de servis p. 5. ff.* Statt ihrer liefsen aber manche Romerinnen (wofern Juvenal die Sache nicht etwas übertrieben hat VII. 430.) die öffentlichen Peitschenknechte, die der Romer überhaupt mit dem Namen *carnifices* umfafste, und die besonders zu den grausamen Staupungen, die der Hinrichtung als ein Akt der Tortur vorhergingen, gebraucht wurden, (*virgarum saevitia*. S. Heyne in *opuscul Vol. III. p. 179. ff.*) allezeit zu einer solchen Exekution holen, und zahlten ihnen für ihre Bemühung ein ordentliches Jahrgeld (*annua*). Im Petron c. 132. lafst die zurnende Dame die Exekution durch ihre *Cubicularios* vollziehen.

S. 287. 1) Petron c. 132. p. 627. Burm. *Ejicitur Proselene, Chrysis vapulat, totaque familia tristis inter se mussat, quaeritque, quis dominae hilaritatem confuderit.* Den besten Kommentar hierzu giebt Barth in seinen *Adversariis V. 3.*

S. 288. 1) *Ponunt Cosmetae tunicas.* Juvenal VII. 475. Dafs sich übrigens die wollüstigste Weichlichkeit mit blutgierigster und raffinirtester Grausamkeit recht gut zu einem höllischen Bunde verschwistern kann, bewiesen auch neuerlich manche Guillotinenfurien und Ungeheuer des Terrorismus in der französischen Revolution, Lebas, Carrier u. s. w. beweist der Höllenroman Justine, durch dessen Lektüre, wie *Retif de la Bretonne* versichert, Danton einst seine Blutgier entzündete.

S. 288. 2) Diefs sind die furchtbaren *μάστιγες ἀσραγαλωται*, von welchen Hemsterhuis zu Pollux X, 54. p. 1210. gehandelt hat, die wir in dem bekannten Monument eines Cybelepriesters, das Pignori erläutert hat, und in einer etwas andern Form bey *Caylus Recueil T. VII. p.* 57, 4. abgebildet finden. Nach dem letztern ist diese Geifsel auch unter der Figur der Psyche auf der zu dieser Szene gehörigen Kupfertafel nachgestochen worden.

S. 289. 1) **Ovids Kunst zu lieben III. 235 - 243.**

S. 290. 1) **Ovids Liebeselegien I. 14. 15 - 18.**

Nec unquam
Brachia derepta sancia fecit acu.

S. 291. 1) **Martials Sinngedichte II. 66.**

S. 292. 1) Die römischen Dichter entlehnten von solchen Sklavinnen, die man auch wohl Kantmeisterinnen nennen konnte, das Bild ihrer Eumeniden oder Furien, die am Richterstuhle des Minos die Verbrecher zur Züchtigung in Empfang nehmen. Man vergl. die Furienmaske in Trauerspielen und Bildwerken der Alten Weimar 1800. S. 52 - 56. Man lernt daraus auch eine Stelle des Properz IV. 11. 22. verstehen. In diese Klasse gehören auch die Sklavinnen Trübsinn und Kümmernifs, denen in der bekannten Fabel des *Apulejus Metam. I I. p. 115. ed. Pric.* die arme Psyche zur Geifselung überliefert wird, wie denn

überhaupt dort die Venus völlig die Rolle einer ungeberdigen Römischen Domina spielt. Man hatte ohnstreitig auch alte Denkmäler der Kunst, worauf die Venus, als eine solche Domina über die arme Psyche schaltend, abgebildet war. Zu einer Gruppe der Art gehört die von der Venus verfolgte Psyche im Besitz des Hauses Borghese, die nach der *Villa Pinciana* von Visconti *Stanza* III. *tav* 4. auf der Kupfertafel vor dieser Szene abgebildet worden ist.

S. 292. 2) Properz IV. 7. 4. *Lalage tortis suspensa capillis.*

S. 293. 1) — *donec lumen caedentibus Exit*
Intonet horrendum, iam cognitione peracta.
Juvenal. VI. 434.

S. 293. 2) Juvenal. VI. 487-500.

S. 295. 1) Vergl. Merkels Letten S. 169-173. ff. neue Ausgabe. Auch da antwortete ein sonst verständiger Mann: Es war ja nur eine Leibeigene!

S. 206. 1) Auch jetzt noch findet manche hochgebietende Dame ihr besonderes Wohlgefallen daran, ihre Mädchen halbe Stunden lang in den beschwerlichsten Stellungen vor sich stehen zu lassen. Man denke an die vornehme Schriftstellerin, welche Nachts zu schreiben pflegte, sich von ihrem Kammermädchen das Dintefafs halten liefs, und das gute Kind zwang, in dieser Stellung zu verharren, wenn auch selbst der Schlaf ihre Gebieterin überwältigt hatte. Siehe die guten Frauen von Göthe im Taschenbuch für Damen Tübingen 1801. S. 181.

S. 297. 1) Harmion und nicht Charmion, wie in den gewöhnlichen Ausgaben, hiefs auch die treue Sklavin der Kleopatra nach dem Plutarch *in vita Antonii cap.* 85. *T. II. p.* 159. Hutt., und Galen *Theriac. I. Tom. II. p.* 460. *ed. Basil.* sagt ausdrücklich, sie sey gewesen *ἀποτέμνουσα τὰς ὑπτροχὰς τῶν ὀνύχων εὐφυῶς.* Siehe Bernard zum Thomas Magister p. 495.

S. 297. 2) *Forceps, forfex.* Die Alten bedienten sich da, wo wir Scheeren gebrauchen,

nur eines scharfen Messers. Es ist selbst der Kritik noch sehr unentschieden, ob nicht das Wort *forfex*, *forficula*, welches eigentlich nur nach der Autorität des Servius für unsere Scheeren gesetzt wird, nicht eine blofs verschiedene Aussprache des ursprünglichen *forceps*, (das heifst *foricaps*, ein Herausnehmer. S. *Lennep Etymologic. p.* 1206.) *forcipula* gewesen sey. Je älter und besser die Handschriften sind, desto häufiger findet man da überall das ältere Wort *forceps* anstatt der spätern Lesart *forfex*. S. N. Heinse zu Ovids Metam. VI. 555. und Oudendorp zum Sueton S. 292. Ich behaupte daher, dafs eigentlich alles, was sie *forfex* und *forficula* nannten, nur von Zangen und Zwickeisen zu verstehen sey, so sehr sich auch der gelehrte Rhodius *ad Scribon. c.* 53. *p.* 93. *f.* Mühe gegeben hat, diefs genau zu unterscheiden. Daher wird *forfex* auch vom Pelikan oder dem Instrument, womit die Zähne ausgenommen werden, von den Alten gebraucht. Man begreift nun von selbst, wie sehr das Bild einer Parze mit der Scheere, welches uns selbst im Titelkupfer eines mit

Recht beliebten Werkes, der Hufelandischen Makrobiotik, in der ältern und neuern Ausgabe erscheint, von den Begriffen des Alterthums abweicht. Dafs man sich nur eines Messerchens zum Nagelabschneiden bediente, beweifst auch die bekannte Anekdote vom Heroismus der Porzia, der Gemahlin des Brutus, beym Plutarch *in vit. Bruti* c. 31. *T. VI. p.* 237. und *Valerius Maximus III.* 2. 15.

S. 292. 1) *Cultello propior purgantem lenius ungues.* Horaz Briefe I. 7. 52. Vergl. Ferrari *Hor. I.* 7.

S. 293. 2) Über die hier vorkommenden Worte s. Voosius *Oecon. Hippocr. p.* 489.

S. 299. 1) Die *Sylvae nuptiales* dieses Tuxiner Juristen aus dem 16. Jahrhundert enthalten unter andern muthwilligen Gedichten auch diefs Schonheitsprotokoll, wovon die Franzosen in ihren aretinischen Blumenlesen mehrere Übersetzungen besitzen. Den Umstand, wodurch es vorzüglich berüchtigt

geworden ist, kann der Liebhaber aus Storchs Skizzen und Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich gesammelt S. 149. ersehen, wo er die Orgien der Pariserinnen vor der Revolution schildert. Da wurde die Aspirante nach diesem Gedichte an allen Theilen ihres Körpers untersucht.

S. 299. 2) Über die schöne Hand der Minerva siehe Rufin in den Analekten T. II. p. 304. XVII. p. 396. XXVI. über die Finger der Diana die Stelle des alten Dichters in den Katalekten, die Junius anführt.

S. 299. 3) Zu den länglich schönen Händen (S. Passerat zu Properz II. 2. 5.) gehören auch, wie es Lucian in seiner idealisirten Panthea angiebt, „die rundlichen Knöchel, und die länglichen, unmerklich schmäler werdenden Finger.“ S. Lucian übers. von Wieland Th. III. S. 286. So schildert Philostratus die schöne Critheis *Icon. II.* 8. *p.* 823. *ἁπαλοὶ οἱ δάκτυλοι καὶ εὐμήκεις καὶ λευκοί.* Die übrigen Stellen findet man beym Junius *de pictura veterum III.* 9. p. 262.

S. 299. 4) Schöne Nägel. So sahen also die schönen Nägel der Cynthia aus, wovon der verliebte Properz sich ein Denkmal in seinem Gesichte erbittet. III. 8. 6. Hierdurch wird auch die Klage des Dichters Horaz, dass die arge Kokette, die Barine, trotz ihrer gebrochenen Eidschwüre so schön bleibe, als vorher — *si fieret vel uno Turpior ungui* Od. II. 8. 4. deutlicher. Es kam ja bey einer reitzenden Frau damals so viel auf einen schönen Nagel an. Die glänzende Karnation, die Philostratus in seinen *Heroicis c. 15. p. 725. ed. Olear.* an dem Paris rühmt, gab dem Onyx als Edelstein und Marmorart, von Onyx, der Nagel, den Namen, wobey nicht eben auf die Farbe, sondern blofs auf den Glanz zu sehen ist. So glaube ich wenigstens, müsse der Ursprung dieser Benennung erklärt werden, worüber unsere neuesten Archäologen noch streitig sind. S. Millin *introduction à l'etude des pierres gravées p.* 16. und Kohler's (sehr scharfsinnige) Untersuchung über den Sard, den Onyx und Sardonyx der Alten S. 71 - 76. und in seiner gründlichen Ant-

wort auf (Hr. LA. Brückmanns) Einwürfe (Leipz. 1802.) p. 97. ff.

S. 500. 1) Ovids Kunst zu lieben III. 275. (vergl. I. 521.)

Exiguo signet gestu, quodcunque loquetur,
Cui digiti pingues, cui scaber unguis erat.

S. 500. 2) Daher nannte Lesbonax von Mitylene einen Tänzer einen Handkünstler nach Lucian *de saltatione* 69. *Tom. II. p.* 305. Schon Meursius in seiner *Orchestra s. v.* χειρονομία, und Rigault zu Artemidor p. 57. haben gute Kollektaneen darüber, wozu Saumaise zu den *Scriptt. H. A.* T. II. einen ausführlichen Kommentar geschrieben hat. Auch hier ist noch eine grofse Schule für die neuere Schauspielkunst, die fast niemand kennt, wie auch der Abate Requeno in einem eigenen Abschnitt seiner scharfsinnigen Abhandlung: *Scoperta della Chironomia, ossia dell' arte di gestire con le mani* (*Parma*, 1797.) *P. II. cap* 7. *p.* 118. *ff.* sehr gut bemerkt hat.

§. 701. 1) Zeichen mit den Fingern. Diese für uns völlig verloren gegangene Kunst, die Cicero in *Orat. cap.* 18. mit der allgemeinen Benennung *argutias digitorum* bezeichnet, befindet sich noch jetzt in den Harems des Orients unter den dortigen Taubstummen und bey den verschlossenen Weibern. Die Damen der alten Welt verstanden diese Fingersprache vortrefflich, wie man aus vielen Stellen der erotischen Dichter sieht. Doch gehören manche Stellen, die man dafür anführt, z. B. Properz III. 6. 36. Ovid. Heroid. XVII. 75. Am. I. 4. 17. A. Am. I. 137. nur zu der Sitte, mit dem Wein Buchstaben auf den Tisch zu schreiben. Allein es gab auch eine eigene Sprache durch die *manum loquacem*, wie sie Petron nennt in den Fragmenten p. 669. wo Erhards Hollektaneen nachgesehen zu werden verdienen. Andere Stellen giebt Rigault zum Artemidor T. II. p. 57. f. *edit. Reiffii.* Das ist eben auch die *mollis digitorum gesticulatio*, die Sueton am Tiberius bemerkt c. 68. und die *digiti vocem gubernantes* der schönen Frau im Petron, wo Burmann p. 665. das weitere citirt hat.

S. 301. 2) Nur die tragischen Akteurs kannten eine Art von Handschuhen. S. die Furienmaske der Alten S. 20. f.

S. 31. 3) Selbst der Name der Handschuhe in den mundartlichen Sprachen Europa's *guante*, *guanto*, *gant*, sind aus dem nördlichen Hand entstanden, woraus die Sprache des Mittelalters *wanti*, *wantus* machte. Siehe Menage *Dict. Etymol. p.* 356. und den dort angeführten Cluver.

S. 302. 1) Man erinnere sich nur, dafs im Orient, woher die Ringe offenbar gekommen sind, eine kleine schlanke Hand noch jetzt eine Bedingung jeder Schönheit ist. „Die Hände der Hindus, sagt Hodges, Reisen durch Ostindien, sind zart gebaut und gleichen einer feinen Weiberhand, daher auch die Griffe der indianischen Säbel für die meisten europäischen Fäuste zu klein sind.“ S. 9. teutsche Übersetzung Hamburg. 1797.

S. 302. 2) Er unterscheidet in der Hauptstelle XXX. 12. s. 37. die Neidnägel (*pterygia*,

paronychia, *scabritia*, wohin auch die *scissura* gehört, von welcher Seneka spricht (*Quaest. Nat. VI.* 2. *p.* 904. *ed. Lips.* sehr genau von den rauhen Nägeln, *scabritia unguium XXIV.* 3. s. Besonders wird die Atriplex, (*Halimus latifolius Linn.*) dagegen empfohlen XX. 24. s. 80. Andere Recepte hat Nonnus in seiner *Epitome c.* 229. *p.* 242. *f.*

S. 302. 3) Nägelpflege. Ueberhaupt läfst sich aus dieser grofsen Sorgfalt für die Nägel auch der Reichthum der Griechischen Sprache in Bezeichnung aller einzelnen Theile des Nagels erklären, die wir aus Pollux II. 145. 146. kennen lernen. Ohne Zweifel waren diefs technische Floskeln und Kunstausdrücke der Nagelabputzenden Barbiere, die bald von den Nagelwurzeln, ῥιζόνυχες, bald von den Nagelspitzen, ἀκρωνύχια, (so, nicht ἀκροπόνυχια mufs es geschrieben werden. S. Suidas s. v. ἀκρόνυξ), bald von den Wölkchen, νεφέλια, bald von den Wirbeln, χωνίαι, sehr kunstgerecht zu dissertiren wufsten. In unsern Tagen hat man aus Gestalt und Farbe der Nägel bey Mädchen noch ganz andere

Anzeichen zu nehmen gewufst. S. Hermes für Tochter edler Herkunft, Th. I. S. 284. Die heutigen Griechinnen, so wie fast alle Frauen in der Levante, setzen noch ein schönes Orangengelb oder Roth durch das Einreiben der Hennebläter auf die Nagel an Handen und Fufsen, und werden so lauter rosenfingerige Auroren. S. Sonnini *Voyage dans la haute et basse Egypte T. I. p.* 292. *f.* Von dieser Verhunstelung bis zur vornehmen Verlängerung der Nägel im hintersten Asien (die Siamischen Tänzerinnen befestigen sich sogar lange Nägel von gelbem Kupfer an die Fingerspitzen) sind nur noch einzelne Stufen zu überschreiten. Auch diese Moden müssen klimatisch beurtheilt werden. Noch fehlt es uns an einer klimatischen Geschichte der Moden, wozu Arnd in einem Aufsatz im Zweiten Toilettengeschenk für 1806 (Leipzig, Vofs) die ersten Linien mit vieler Einsicht gezogen hat.

S. 303. 1) *Facx aceti ungues scabros aufert.* Plinius XXIII. 2. s. 32.

S. 303. 2) Man vergesse nur nicht, dafs diese selbst bey den elegantesten Damen völlig sichtbar waren, da die Schuhsohlen blofs mit Bändern (*ansae*, ἱμάντες), wovon das eine zwischen die grofse Fufszehe durchging, oberhalb des Fufses festgeschnürt wurden, an Strümpfe aber noch gar nicht zu denken war. Was übrigens die Harmion hier an der Toilette ihrer Gebieterin thun will, verrichten junge Sklaven im Speisesaal des Trimalchio an den Fufsen der gelagerten Gäste wirklich. „*pueris Alexandrinis paronychia ingenti subtilitate tollentibus.*“ Petron. *cap.* 31. *p.* 120.

S. 303. 3) Sympathetische Kuren. Plinius XXVIII. 7. s. 23. erzählt diese sympathetische Kur mit den Abschnittlingen der Nägel zwar nur gegen die Tertian- und Quartanfieber; es läfst sich aber vermuthen, dafs sie der Aberglaube auch zur Abtreibung anderer Übel gebraucht habe, da man überhaupt wunderliches Zeug von ihrem Gebrauche zur Zauberey u. s. w. schwatzte. So war es nicht erlaubt, sich an einem Markttag die Nägel beschneiden zu lassen.

Plin. XXVIII. 2. s. 5. vergl. Ovids Festkalender VI. 230. Am merkwürdigsten ist, dafs sich unter den berühmten Devisen oder Symbolen des Pythagoras auch folgendes befand: Die Nagel- und Haarschnittlinge darf man nicht bep - - - n. *ἀκονυχίσμασι καὶ λοιπαῖς μὴ ἐκουρεῖν. Diogen. Laert. VIII. 17.*

S. 304. 1) Virgils Äneis VII. 462. nach Vofs.

S. 305. 2) Grausamkeiten gegen Sklavinnen. Über die Mifshandlungen, die sich Sklaven von ihren Herrn in den ersten Ausbrüchen des Zornes gefallen lassen mufsten, findet man in den Schriften des Seneka die emporendsten Beyspiele. Man lese z. B. den ganzen 47. Brief. Vergl. *Burigny sur les Esclaves Romains* in den *Memoires de l'academie des inscriptions T. XXXV. p.* 350. Eine der merkwürdigsten Stellen ist in Galens philosophischer Schrift von der Erkenntnifs und Heilung unserer Leidenschaften *Opp. Tom. I. p. 754. ed. Basil.* wo er von Herrn erzählt, die im Zorn mit Zäh-

nen, Fausten und Füfsen gegen die Sklaven wüthen, ihnen die Augen ausschlagen oder mit dem Schreibgriffel ausstechen, wie der Kaiser Adrian einem seiner Lieblingssklaven, der sein ausgestochnes Auge wieder von ihm forderte. In eben dieser Schrift erzählt Galen, er habe eine Xanthippenartige Mutter gehabt, die zuweilen ihre Sklavinnen gebissen, stets aber mit seinem Vater gezankt habe. ὀργιλοτάτην, ὡς δακεῖν ἐνίοτε τὰς θεραπαίνας. p. 357. 51. Ein anderes Beyspiel von einer solchen Hausfurie erzählt Chrysostomus in seinen Homilien *Tol. XI. p.* 112. *E.* 113. *A. edit. Montfaut.* Die Vorübergehenden hören die wüthende Frau und die heulende Sklavin. Sie bindet die nackt ausgezogenen Mädchen an die Füfse ihres Sophas und geifselt sie so. Die so gepeitschten Mädchen tragen, wenn sie die Domina ins Bad begleiten müssen, ihren mit Blut unterlaufenen Rücken allen zur Schau. Vergl. P. E. Muller *Commentatio historica de genio, moribus et luxu aevi Theodosiani Part. I. p.* 107. (*Havniae* 1797.)

S. 305. 3) Selbst in der Art, wie die Backenstreiche unter die Sklaven ausgetheilt wurden, fand ein Raffinement der Grausamkeit statt. Man schlug sie mit den Knöcheln der geballten Faust. Die Knochel und diese Schläge nennt der Grieche κόνδυλος, und daher die Redensart: Einem die Knochel einreiben, ἐντρίβειν κονδύλους. S. Hemsterhuys zu Lucians Prometheus c. 10. p. 195. Man hielt aber diese Art jemand zu schlagen für äufserst beschimpfend und nur für Sklaven passend. S. J. Tollius zu Longin s. 43. p. 232. Daher hiefs ein Lustspiel des Anaxandrides: Schmach oder der Knochel. Ὕβρις ἢ κόνδυλος. Die Römer nannten diese (eigentlich von den Griechischen Klopffechtern und ihren Faustriemen entlehnten) Knöchelschläge *colaphos*, und daher sagt Seneca *de constantia sapientis c. I. T. I. p.* 337. Ruhk. es hätte ehuliebende Sklaven gegeben, die sich lieber peitschen, als mit solchen Knöchelstofsen beschimpfen liefsen: *Invenies verum, qui flagellis quam colaphis caedi malit.* Der Sklave, den der Herr so schlagen wollte, mufste wohl gar die Backen

noch dazu aufblasen und so hinhalten, damit die ungnädige Faust desto weicher und sicherer schlüge. Dieſs nannte man *os praebere*. Siehe Burmann zum Petron. c. 44. p. 205.

SABINA

ODER

MORGENSZENEN

IM PUTZZIMMER

EINER REICHEN RÖMERIN

ZWEYTER THEIL.

Ein Beytrag zur richtigen Beurtheilung des Privatlebens der Römer und zum bessern Verständnifs der römischen Schriftsteller.

VON

C. A. BOTTIGER.

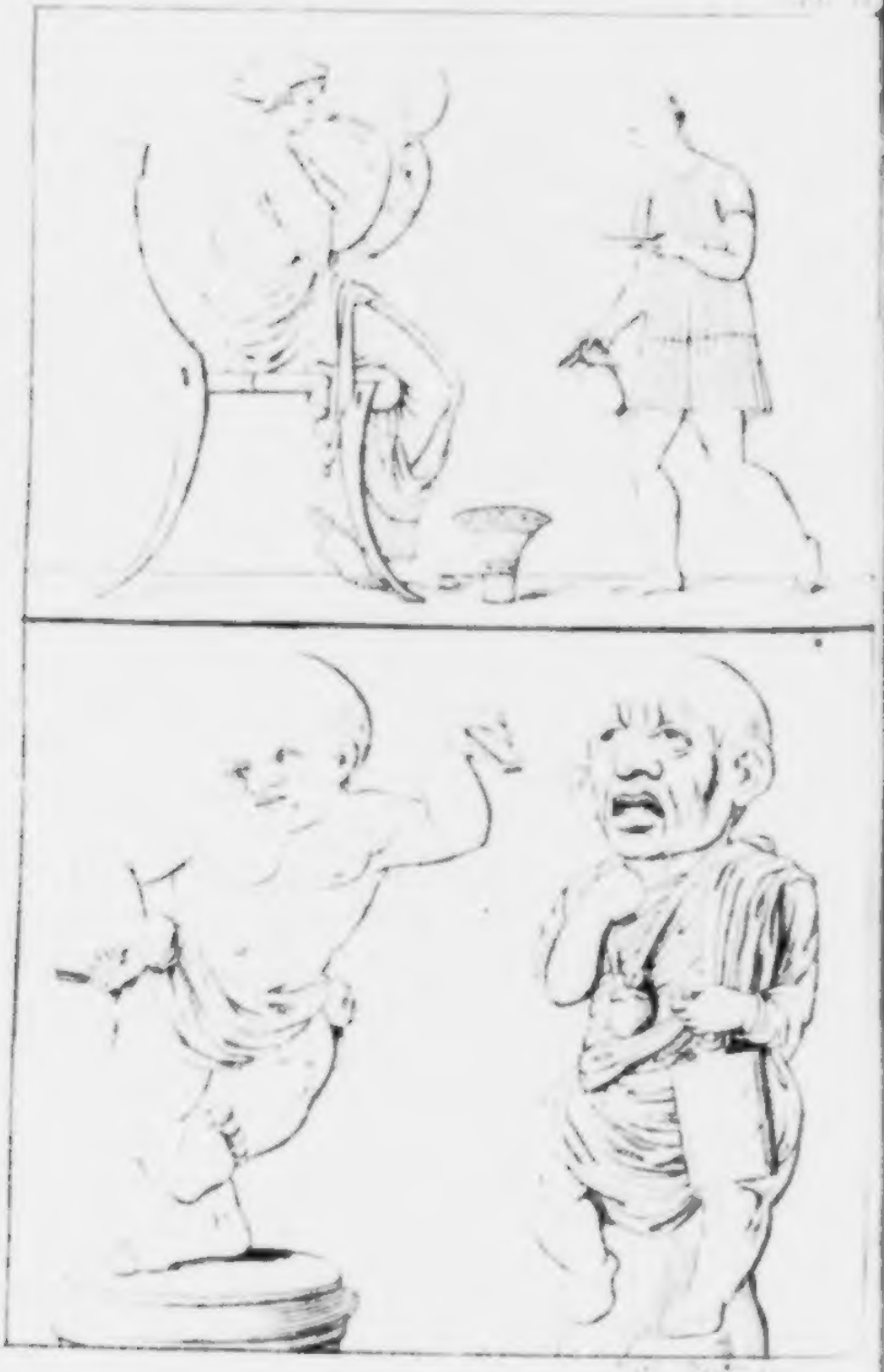
Mit 1 Kupfern.

Neue verbesserte und vermehrte Auflage.

LEIPZIG, BEY G. J. GÖSCHEN. 1806.

FÜNFTE SZENE.

Das Frühstück. Die Pagen servieren warmen Wein. Feigen. Der Hausphilosoph Zenotemis. Das Schoofshündchen im Wochenbette. Singgedichte auf Lieblingshunde. Romandekore.



Zwey in die feinste ägyptische Leinwand gekleidete, zierlich aufgeschürzte [1]) und schön gelockte Pagen, die schönsten im ganzen Pageninstitut des reichen Sabinus, [2]) brachten diesmal der gnädigen Gebieterin das Frühstück früher, als sie es sonst zu befehlen gewohnt war. Die gewöhnliche Stunde des Frühstücks war sonst auch in Sabinens Tagesordnung erst vor der Badestunde. [3]) Allein da sie heute früher auszugehen beschlossen hatte, um der Musterung beyzuwohnen, so war auch hierin eine Aenderung gemacht und den diensthabenden Mundschenken anbefohlen worden, ihrer Gebieterin damit noch während der Toilette aufzu-

warten. Der eine trug eine silberne Kochmaschine, [1]) aus welcher die Dämpfe des kochenden Wassers zischend aufbrodelten. Dem andern hing ein niedliches Körbchen aus matten und polirten Silberstäbchen wechselsweise verflochten [2]) an der Hand, in welchem acht der schönsten Feigen von der Art, die man Straufseuschönchen nannte und besonders wegen der rosenrothen Kerne liebte, [3]) auf frischen Weinblättern geschichtet lagen. Auf einem schöngeflammten Servirteller von Afrikanischem Citronenholz [4]) trug er in einem krugelchen von Murrhinit [5]) alten Chierwein [6]) und zwey silberne Schälchen, [7]) um in das eine den Wasserabsud aus der Kochmaschine, in das andere den Wein zu giefsen, und so der Domina den glühenden Wein zu kredenzen, wenn sie vorher nach ihrem Appetit von den Feigen genossen hatte. Denn auch in

Absicht auf die Beschaffenheit ihres Frühstücks befolgte die hier sehr gehorsame Römerin die Vorschriften ihres jungen Arztes, des Griechen Archigenes, [1]) mit pünktlichster Strenge. Und dieser war wenigstens in diesem Punkte ein getreuer Anhänger des Heraklides von Tarent, der den Genufs der Feige mit glühendem Weine aufs nachdrücklichste empfohlen hatte. [2])

Doch dieser Anblick würde der armen Latris nur wenig geholfen haben, wenn nicht zu gleicher Zeit mit den Pagen der getreue Hausphilosoph, der Stoiker Zenothemis, in einem der lächerlichsten Aufzüge, die man sich nur denken kann, vor der ganzen Versammlung im Ankleidezimmer der Domina sich präsentirt hatte. Man denke sich einen ziemlich betagten Glatzkopf, mit einem gewaltigen, beynahe bis auf den Gürtel herabgehenden, struppigen Zottelbart, den

auch nur etwas auszuschneiden und zu säubern, eine zurechtgeschliffene Rockhartscheere kann scharf genug gewesen seyn wurde. Man denke sich hierzu den ganzen Reichthum einer damaligen Philosophengarderobe, den griechischen Mantel und das einzige Unterkleid oder wollene Hemd ohne Aermel, das kaum bis auf die Kniee herabreichte, und das den nackten, blofs unter der Fufssohle mit einem Brete unterbundenen Füfsen völligen Spielraum liefs, ihre starkbehaarte, durch nichts geglättete Oberfläche zu zeigen, [1]) kurz einen Philosophen in Mantel und Bart, einen Grämulus, wie sie sich damals zu Hunderten in den Häusern und im Gefolge der übermüthigen Römer herumtrieben, [2]) und eben so zum vollkommnen Bestand eines wohleingerichteten vornehmen Haushalts gehörten, als ein Pater Kapuziner, [3]) der Helfer in allen leiblichen und geistlichen Nöthen,

zum Hausbestand eines vormaligen Polnischen Magnaten, oder der Haus-Abbé in den Häusern der Französischen Grofsen vor der Revolution zur Toilettenunterhaltung einer schönen Marquise. Nun, dieser ehrwürdige Herr aus Zeno's Gallerie bringt jetzt der gnädigen Frau halb außer Athem und in vollem Amtseifer das ganze Wochenbette und die hoffnungsvolle Brut der zärtlich geliebten Myrrhina, des geliebten Malteserhündchens *) der Sabina, mit der Wöchnerin selbst in seinem Mantel getragen. Er überrascht also die Gebieterin mit dem sprechendsten Belege, dafs die hohle, zute, liebliche, verständige, nur die Feinde und — den Ehemann ihrer Frau anbellende, übrigens aber ungemein sanftmüthige Myrrhina in der vorigen Nacht in eben dem Mantel, in welchem er sie jetzt getragen bringt, ungemein glücklich von drey allerliebsten, bildschönen Amo-

retten, drey jungen Löwenhündchen, die Praxiteles selbst nicht schöner in Marmor, oder Myron in Erz bilden könnte, entbunden worden sey. Man konnte in der That nichts lächerlicheres sehen, als wie die kleine Mama in eine grüne Windel gewickelt [1]) mit ihrer Schnauze aus dem verschossenen Mantel des weisen Zenothemis hervorguckte, und bald mit ihrem zarten Stimmchen belferte, wie es die Art dieser Malteserhündchen ist, bald wechselsweise das behaarte Kinn des gravitätischen Philosophen, oder die drey Jungen, die ihre Schnauzchen auch schon hervorreckten, beleckte, und an beiden noch immer etwas zu säubern fand. Denn wirklich liefsen sich auch noch in dem Zottelbart des Stoikers einige nicht unbeträchtliche Überreste der gestrigen Abendmahlzeit wittern. [2])

Um diese Erscheinung nicht gar zu auffallend und wunderbar zu finden, dür-

fen wir unsern Lesern eine Nachricht aus dem geheimen Tagebuche der Sabina nicht vorenthalten, die uns hierüber den befriedigendsten Aufschluss giebt. Hier wird nämlich erzählt, dass Sabina erst seit vorgestern Abends von ihrem Landgute in Kampanien zurückgekommen war, und in ihrer Suite, wie gewöhnlich, auch den Hausphilosophen Zenothemis wieder mit vom Lande in die Stadt gebracht hatte. Noch vor der Rückreise in die Stadt war unser Ehrenmann in die verdriefslichste Verlegenheit gesetzt worden. Denn statt in dem bequem gepolsterten Wagen der gnädigen Frau selbst mit eingeschachtelt zu werden, mufste er seinen Platz dem Vetter Saturnin abtreten, und dafür in einem zweyrädrigen Gallischen Cabriolet [1]) mit der Gesellschaft des Thersites, des häfslichen Leibzwergs der Sabina, [2]) vorlieb nehmen. Aber das war noch lange nicht das Schlimmste.

Die gnädige Frau liefs ihn vor dem Einsteigen zu sich rufen. „Lieber Zenothemis, sagte sie zu ihm, ich hätte eine grofse Bitte an dich! du könntest mir in der That einen aufserordentlichen Gefallen erzeigen. Es ist freylich viel zugemuthet, aber ich weifs, du schlägst mir nichts ab und läfst dich nicht lange bitten.“ Man begreift von selbst, dafs unser Zenothemis keine andere Antwort auf den Lippen haben konnte, als, die gnädige Frau habe nur zu befehlen. „Ich würde dich nicht darum bitten, fuhr die Dame fort, indem sie den Schleier mahlerisch zurück schlug, [1]) und sich in ihrer vollen Schönheit zeigte, wie die volle Mondscheibe hinter den Wolken reiner hervorgeht, [2]) ich würde dich nicht darum bitten, wenn ich nicht wüfste, dafs du das beste Herz von der Welt hast, und ein Mann bist, auf dessen Sorgfalt und liebreiches Ge-

müth ich mich gänzlich verlassen kann. Wolltest du nicht so gut seyn, und meine Myrrhina zu dir in den Wagen nehmen, und Sorge tragen, dafs es ihr an nichts fehle? Sie ist trachtig, das arme Ding, und ihre Zeit ist ganz nahe. Ich kann sie meinen Leuten nicht anvertrauen; das verruchte, ungeschlachte Volk giebt unterwegs nicht einmal auf mich selbst Achtung; wie würde es erst dem armen Thiere ergehen? Du machst dir ein wahres Verdienst um mich, wenn du dich mit der Sorge für mein Hündchen beladen willst. Ich wäre nicht zu trösten, wenn ihm ein Leid widerführe. Ja, ich lese schon die Erfüllung meiner Bitte in deinen Augen, lieber Zenothemis, und am Ende verdient es das Thierchen auch durch seine Aufmerksamkeit und durch sein Stillschweigen um dich. Du weifst, es hat keinen Laut verloren, als du vorgestern noch, während ich im

Bade safs, die rührende Vorlesung über die Vergänglichkeit unsers irdischen Körpers hieltest, und mir so beredt bewiesest, dafs diese Körperhülle nur ein belebter Leichnam und nichts weiter als ein lederues Futteral sey!“ — Was konnte *Zenothemis*, da er von einer solchen Dame so herzzerschmelzend und nur nicht gar mit Thränen gebeten, ja zugleich an eine der interessantesten Situationen seiner *Villegiatura* erinnert wurde, weniger thun, als alles versprechen, was sie wollte. Das Hündchen wurde, wohl eingepackt, dem alten Herrn auf den Schoofs gelegt, und die Gruppe des bockshärtigen Philosophen mit dem niedlichen Malteser auf dem Schoofs und dem dickköpfigen Zwerg zur Seite war so einzig in ihrer Art, dafs, während der Wagen die Appische Strafse hinab nach Rom zu rollte, kein Vetturino und kein Wanderer zu Rofs und Fufs vorbeyzutrieb, der

nicht stehen geblieben und in ein Gelächter aus vollem Halse ausgebrochen wäre. Als sie im Hause angekommen waren, schickte die Dame ihre vertraute Clio zu ihm, und liefs ihn dringend bitten, den Hund, der sich nun einmal so gut an ihn gewöhnt hätte, doch ja noch so lange bey sich zu behalten, bis die Wochen bey dem armen Thiere vorüber wären. Man würde Sorge tragen, dafs es dem Liebling weder an gefüllten Gänseleber [1]) noch an Sesambuchen fehle. Sabina wufste, dafs der grofssprechende Tugendheld, trotz aller seiner grämlichen Strafreden gegen Leckereyen und schnöden Gaumenkitzel, dennoch nichts weniger als ein haushälterischer Kostverächter sey, (sie hatte es sehr wohl bemerkt, wie viel er beym letzten grofsen Gastgebot dem Bedienten zu seinen Füfsen heimlich in die Serviette gesteckt hatte,) [2]) und dafs er der Versuchung, diese angekündigten Deli-

katessen mit dem Schoofshündchen brüderlich zu theilen, nicht werde widerstehen können. Zenothemis bifs auch richtig in den Koder, theilte die Beschwerden des Wochenbetts und die Genüsse der Wochensuppen, und lieferte nun an die Behörde ab, was die vorige Nacht mit reichem Segen beschert worden war. [1])

Der grimmigste Medusenkopf hätte sich bey diesem Anblick entrunzeln [2]) und seinen hundert zischenden Schlangen Stillschweigen gebieten müssen. Auch Sabina mufste wider ihren Willen den Mund zur Freundlichkeit verziehn und es ungestraft geschehen lassen, dafs die Lachmuskeln der sie umgebenden Mädchen in eine zuckende und fast krampfhafte Bewegung geriethen. „Es gilt die schönste dieser Feigen, [3]) lieber Zenothemis, wenn du, dessen poetische Talente uns so wohl bekannt sind, auf diese höchst glückliche Begebenheit mir aus

dem Stegreife ein zierliches griechisches Gedichtchen recitiren kannst!“ So rief dem nun schon in den innern Kreis der Mädchen herein gedrungenen Philosophen Sabina entgegen, indem sie die Grofsmutter aller Feigen, die im Körbchen oben auf lag, hoch in die Luft empor hielt. Zenothemis, der, wie fast alle seine industriösen Landsleute, neben seinem eigentlichen Metier, der stoischen Philosophie, auch noch ein Dutzend anderer Künste auf seine Haus- und Brottafel zu setzen wufste, [1]) war sogleich mit folgendem Epigramm bey der Hand, was denn, wir wissen selbst nicht recht durch welchen Zufall, unter den Sinngedichten eines gewissen Addäus auch in die griechische Blumenlese gekommen ist: [2])

Als zur schweren Geburt die kleine Myrrhina reif war,
Sendet Diana sogleich lindernde Rettung ihr zu.

Nicht blos kreisenden Frau'n erscheint die Göttin; sie hilft auch Müttern des Hundegeschlechts, das sie, die Jägerin, schützt.

„Was flüsterte dir Harmion ins Ohr, Clio, worüber du so ausgelassen lachst?“ so fragte jetzt Sabina, und Clio, die dem Bocksbart herzlich gram war, weil er mit seiner läppischen Unbehülflichkeit noch vor wenig Tagen auf dem Lande eine schöne Vase zerbrochen hatte, die Sabina von einem ihrer Liebhaber in den Bädern zu Baiae geschenkt bekommen, und als ein nur allzu zerbrechliches Liebesbriefchen behutsam aufzustellen befohlen hatte, [1]) Clio sagt ganz laut und unbefangen: „Harmion fragte mich nur, seit wann denn unser stoischer Tugendherold der hündischen Sekte zugehöre, und ein Kyniker (Hundephilosoph) geworden sey?“ [2])

„Zur Strafe für eure Ausgelassenheit sollst du, Karmion, mir sogleich dort von der Wand das Bildchen des Issus, [1]) der der Ehemann meiner Myrrhina ist, herablangen, und sogleich an den Jungen dort im Mantel untersuchen, ob man dem Vater auch zur Treue seiner Gattin und zu ähnlichen Kindern Glück wünschen darf. Du aber, Clio, kannst, während Zenothemis und ich ein Schälchen Warmes trinken — hier winkt sie den Pagen, dafs sie beiden einschenken sollen — uns geschwind die artige Parodie auf Katulls Sperlingsgedicht vorlesen, die Saturnin mir gestern zu Ehren meines lieben Issus überreicht hat. Vergifs ja nicht, was ich dir gleich gestern anbefohlen habe, die lieblichen Verse unter das Bild mit goldnen Buchstaben schreiben zu lassen.“ Clio räusperte sich nach wohlhergebrachter Sitte aller Sänger und Vorleser dreymal, und las aus einem

elfenbeinernen Schreibtäfelchen mit purpurnem Einbande, das sie zwischen dem Busenbande an der Brust hervorzog, [1]) folgendes Gedicht ab, wovon die Liebhaber solcher niedlichen Kleinigkeiten das Duplikat noch zu dieser Stunde beym Martial finden können: [2])

Issus, tändelnder als Catullus Sperling,
Issus, rein wie der Kuss des Turteltaubchens,
Issus, schmeichelnder als ein junges Herrchen,
Issus, kostlicher als des Ganges Perle,
Scheint zu reden, sobald sein Stimmchen laut wird,
Theilet treu der Gebieterin Leid und Freuden.
Liegt auf Schultern und Hals ihr, wenn er schlummert.
Hat er nöthig, sein Bauchelchen zu leeren,
So befleckt kein Tröpfchen ihr das Nachtkleid;

Leise weckt er sie auf mit sanften Füfschen,
Bittet, dafs sie vom Bett ihn niedersetze.
Und wie treu ist des Händchens keusche Seele
Seiner einzig geliebten Myrrhinette!
Doch dafs Acheron ihn nicht ganz uns raube,
Mahlt ein zweyter Apelles ihn zum Sprechen.
Auf dem Bildchen ist Issus so getroffen,
Dafs er ähnlicher sich nicht selber seyn kann.
Wenn du neben die Tafel Issus hinstellst,
Siehst du jeden von ihnen für den wahren,
Oder jeden von ihnen für gemahlt an.

Diese Recitation wäre bald durch ein neues Gelächter unterbrochen worden. Denn da auf den Wink der Domina die geschäftige Hypassis indessen den Philosophen von seiner Wöchnerin und seiner kleinen Brut entlasten sollte, so fand die muthwillige Zofe die erwünschteste Gele-

genheit, unter dem Vorwande, als habe sich die arme Myrrhina in den buschigen Bart des alten Herrn verwickelt, ihm die Zotteln desselben wacker zu zerzausen, [1]) wobey sie einmal uber das andere, bald mit der einen, bald mit der andern Hand, dem alten Herrn kunstgerechte Kufsbändchen [2]) zuwarf und hundert Possen trieb, wodurch die Schälkin dem Scheine nach ihre Ehrerbietung, in der That aber nur ihren Spott bewies. Das sonderbarste bey der ganzen Sache war, dafs ein Papagey, der diese ganze Zeit uber in seinem mit Gold, Elfenbein und Silber schön geschmückten Käfig [3]) ganz verdriefslich da gesessen und keinen vernehmlichen Laut von sich gegeben hatte, gerade jetzt, als wäre es so bestellt bey ihm, einmal uber das andere sein: Ey schön! ey schön! [4]) dazwischen rief und ganz entsetzlich zu kimen und zu schreyen anfing.

Dem ganzen für unsern Hausphilosophen nicht wenig ärgerlichen Auftritt machte Sabina durch ein einziges donnerschwangeres Aufziehen ihrer wohlgeschwärzten Augenbraunen auf einmal ein Ende. Die kleine Myrrhina wurde in ihr Körbchen gebettet, wo sie auch sonst auf Netzkifschen, die mit bunten Federn ausgestopft waren, [1]) zu ruhen pflegte, und erhielt, da sie grofsen Durst zeigte, sogleich ein Schälchen von der Eselsmilch zu trinken, die als Überrest der Bedürfnisse für die Toilette der Domina in einem silbernen Kännchen auf einem Konsolentischchen [2]) in der Ecke stand.

„Ist die Abschrift von Aristipps Spiegel an die Lais [3]) beym Buchhändler Tryphon [4]) fertig, lieber Zenothemis?“ Da der stoische Hausfreund auf diese Frage nur sehr unbefriedigende Antwort geben konnte, weil er, um die

liche Myrrhina nicht allein zu lassen, gestern Abends mit keinem Schritte aus dem Hause gekommen sey, so bat ihn jetzt Sabina, doch sogleich wegen der bewufsten Abschrift, der sie mit brennender Ungeduld entgegen sähe, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen.

„Und erkundige dich doch auch, so rief sie ihm nach, als er schon den Vorhang der Thüre hinter sich zuzuschlagen im Begriff stand, [1]) ob kein neues milesisches Mährchen [2]) erschienen sey. Tuccia erzählte mir in Baiä viel von einem neuen Produkte eines Xenophon aus Ephesus. Ich glaube, der Titel liefs: Liebeshändel des Anthias und der Habrokome. [3]) Du würdest mich aufserordentlich verbinden, wenn du mir ihn gleich mitbringen könntest.“ So Sabina, deren Scharfblick es nicht entgangen war, dafs Zenothemis

mit entschiedenem Widerwillen gegen den Spiegel des leichtfertigen Aristipp erfüllt war, und so eben etwas von Taugenichts und Tagedieb in den Bart gemurmelt hatte. Für diesen Ungehorsam mufste der vielgeplagte Stoiker auf der Stelle seine Züchtigung empfangen, und erhielt daher statt der Clio, die sonst in den Buchläden für die Lektüre der Donna immer das allerschlüpfrigste und leichtfertigste auszusuchen wufste, und erst gestern noch eine neue mit Figuren kunstreich ausgemahlte Ausgabe der berüchtigten Matäotechnie der Elephantis [1]) von dort mitgebracht hatte, jetzt selbst das Amt, milesische Geschichten aufzusuchen und nach dem lüsternen Gaumen seiner Gebieterin auszukosten. Armer Zenothemis, was würden deine glorreichen Ahnherrn Zeno und Kleanthes zu diesem ausgearteten Enkel gesagt haben, der sich, trotz seines philosophischen

Bartes, zu solchen Diensten eines Kammermädchens oder — Kupplers bequemen mufste! Wie wohlfeil würde deine Haut in der Philosophenauction verkauft worden seyn! *)

Anmerkungen.

Seite 3. 1) Aufgeschürzte Knaben. Die schönen aufwartenden Knaben hatten ein einziges, bis an die Kniee aufgeschürztes feines Hemdchen an, und hiefsen daher *pueri altecincti*, beym Horaz II. Serm. 8. 10. Siehe zu Phädrus II. 5. Raffinirte Wollust gebot diese Sitte, bey der es auch hiefs wie im Pariser Liedchen: *Il n' y a qu' un vet'ment, et cela est transparent.* Daher ist auch die buhlende Fotis beym Apulejus *Met. II. p. 25. Pric.* „*linea tunica mundule amicta*," und ihr Nachtkleid eine blofse Nachahmung einer solchen verführerischen Knabentracht. Unnennbar war daher der Schimpf, als der Unhold Kaligula alte Senatoren zwang, ihm in diesem Aufzug, *linteo succinctos* (Sueton c. 26.) aufzuwarten. Ein Hauptpunkt des hierbey eintretenden Luxus war das künstliche Fal-

tenlegen, das *plisse* dieser Stoffe, welches auf ägyptischen und altgriechischen, sonst etruskisch genannten, Denkmälern fast überall in den Gewandern bemerkt wird. Der Stoff eines dergleichen Hemdchens war die feine ägyptische Leinwand aus Pelusium (das heutige Belbeis,) und das Hemdchen selbst hiefs mit dem alten phonicischen Worte sindon, wie aus der Hauptstelle beym Pollux erhellet VII. 72.' Wiewohl nicht zu leugnen ist, dafs diefs Wort bey dem so früh und so allgemein bekannten Gebrauch der Baumwolle im Alterthum (S. Forster *de bysso*) auch sehr oft feine Musseline bezeichnet. S. Heeren über die Politik und den Handel der alten Volker Th. I. Abth. I. S. 176. neue Ausgabe. Aus der Stelle des Pollux sieht man auch, dafs, ihre Zierlichkeit zu vermehren, sie unten herum mit einer doppelten Borde von Fransen (διπροσσα, *ciris dependentibus* beym Phädrus) eingefafst waren. Dienstleistende Knaben der Art finden sich häufig auf alten Denkmälern. So bringt ein Knabe mit gefaltetem Hemde einer Dame, die sich dem Spiegel gegen über mit einem Pinsel die Schminke anmahlt, das

Waschbecken, in den Tischbeinischen Vasen *T. II. tab.* 58. welches in dem Kupfer zu dieser Szene nachgestochen worden ist. So servirt ein anderer bey einem Priapeischen Opfer in den *Pitture d'Ercolano T. II tab.* 45. Man vergleiche auch die Hauptstelle beym Philo *de vita contemplativa Tom. I p.* 478. 79. *ed. Mang.*

S. 3. 2) Paedagogia, oder Pagen der alten Römer. Die reichen Römer hatten, wie jetzt noch die vornehmen Türken (man sehe Bartholdys Bruchstücke einer Reise durch Griechenland Th. I.) und Orientaler, ganze Schaaren schöner Knaben zum Ganymedesdienst bey Tisch und Bette. Sie standen unter gemeinschaftlicher Aufsicht einiger alten Sklaven oder Pädagogen. Die Schaar dieser Knaben hiefs nun selbst auch Padagogium, und einer aus dieser Heerde *puer paedagogianus*, woher, wie schon Geoffroy zu *Cod. Theodosian. T. II. p.* 622. *ed.* Ritter. bemerkt hat, Wort und Sache (*paggio*, *page*) auch in die neuern Hofhaltungen übergegangen ist. Vergl. Menage *Lex. Etymol. v.* Page.

Die Stellen der Alten findet man bey Lipsius im zweyten Exkurs zum Tacitus Ann. XV. bp. schon genau gesammelt. Ihre Kleidung war aufserst prachtvoll und leichtfertig aufgeschürzt. Daher fragt *Seneca de vita beata* 17. *Quare pedagogium veste pretiosa succingitur?* Gewöhnlich wurden sie auch mit silbernen Ringen infibulirt. Siehe Plin. XXXIII. 12. s. 54. Wenn die Herrschaften aufs Land gingen, so wurden sie zu Wagen nachgeführt, und trugen, um ihren zarten Teint zu bewahren, eine Maske aus angefeuchteter Brotkrume über dem Gesichte. Seneca *epist.* 127.

S. 3. 3) Frühstück. Das eigentliche Frühstück hiefs prandium (vom dorischen πραν für πρωϊ, früh). Man afs einige Früchte auf Brot mit blofser Hand, ehe man an seine Geschäfte ging. Ehe man sich ins Bad begab, trank man auch wohl einen Schluck Meth und afs etwas zum Appetit. Dann gehörte es zur promulsis, ἀπεριτιφος, weil man auch wohl ein Schalchen puren Wein schlurfte. Über die ganze Tagesordnung des Essens bey den Römern ist

noch manches im Dunkeln. Theodor Marcilius zu Horaz I. Epist. 2, 30 hat nur unverdaute Kollektaneen, und so auch Stuckius, Ciacconi und andere, welche beleibte Bände über die *antiquitates convivales* geschrieben haben. Man mufs hierbey nicht nur die verschiedenen Zeitalter (denn auch bey den Römern unter den Kaisern fand ein Fortrucken des Lebens zur Nacht statt) sondern auch den verschiedenen Aufenthaltsort in Anschlag bringen. Anders war die Tagesordnung des Geschäftlebens in Rom, anders auf dem Lande oder an Festtagen.

S. 4. 1) *Authepsae*. Kochmaschinen. Man hatte natürlich auch schon im Alterthum kupferne Kessel, um das Badewasser zum Hausbedarf zu wärmen, *λουτροφόρια* in einer merkwürdigen Stelle in Arrians *dissert. Epictet. III. 22. p. 461.* Schweigh. Allein die künstlichen Vorrichtungen in den Bädern, wodurch man das Wasser in jeder Temperatur wärmte und in Röhren leitete, aus welchen man es durch Hähne nach Belieben zapfen konnte, *caliaria*. Vergleiche Schneider zu den *Script. Rei rusticae T. III.*

P. II. p. 44. Die Hauptstelle im *Seneca (Quaest. Natural. III.* 24) führten nun auch auf die Erfindung künstlicher Kochmaschinen, die der witzige, nie um ein neues Wort verlegene Grieche *authepsas*, Selbstkocher, nannte, und die schon Cicero *pro Rosc. Amerino* 46. unter andern kostbaren korinthischen und delischen Gefäfsen aufzählt. Is. Vofs zum Katull S. 318. f. vergleicht das Griechische Wort *ἐπνολέβης* damit, das beym Lucian Lexiphanes c. 8. T. II. p. 353. und beym Athenäus vorkommt. Es verlohnte sich wohl der Mühe, die Beschreibung in des griechischen Mathematikers Hero noch vorhandenen *Pneumaticis* von dieser selbstkochenden Maschine mit der kunstreichen Konstruktion einer englischen Theemaschine oder der Thermolampe des Bürgers Lebon und ihrer spätern Verbesserer zu vergleichen. Der spätere Luxus machte diese Maschinen sogar aus Silber. S. *Lampridius in Heliogab. c.* 18. Wahrscheinlich sind uns in *Caylus Recueil d' Antiquites* noch einige solche Gefäfse aufbewahrt. Wenigstens ist die *T. II tab.* 28. abgebildete Kanne ganz unserer Theekanne ähnlich. Vielleicht ist auch manche Anticaglie, die man

jetzt zu den Lampen zählt, eher hierher zu rechnen, z. B. bey Caylus T. I. *tab.* 93.

S. 4. 2) Man nannte diefs an den Körbchen (*canistris, calathiscis*) in der Kunstsprache *argentum vasile.* Siehe Griechische Vasengemählde T. III. p. 43.

S. 4. 3) *Callistruthis, rosco quae semine ridet*, sagt Columella in seinem Gartengedicht oder X. 416. Plinius sagt, sie wären von sehr kältender Natur, ein neuer Grund, warum sie der hitzigen Sabina zusagten. Die heutigen Italiäner nennen sie *Digitelle.* S. Boden von Stapel zum Theophrast IV. 6. p. 385. Sie galten in Rom für die gröfste Delikatesse. Athenäus III, 3. p. 75. F.

S. 4. 4) *Orbes citrei.* Es war, was die Römer *orbis citreus* nannten, von dem hochgepriesenen Citronenholz, welches in dem Holzgeräth der prachtliebenden Römer völlig die Stelle unsers Mahagony vertrat, nur dafs gröfsere Tafeln davon noch weit theurer bezahlt wurden (*veri Atlantide silva orbes* Lukan X. 144.) Der in Verhältnifs

seiner Lage nichts weniger als reiche Cicero bezahlte für einen einzigen Tisch der Art achtzig Pfund Sterling. S. *Middleton's Life of Cicero T. III. p.* 305. Das, was man bey diesen Tischblättern am meisten schätzte, waren die flammigen Adern, *maculae*, κοσκινίαι, wie es Strabo nennt in der merkwürdigen Stelle IV. p. 310. Man schnitt, wie auch unsere Ebenisten thun, das kostbare Holz in dünne Tafeln, *in laminas, quarum operimento vestiatur alia materies*, sagt Plinius XVI. 43. s. 88. und so konnten alle Holzmeubeln, z. B. Studierbetten (*Persius I.* 55.), ja sogar alle Prunkgeräthe eines Triumphaufzugs (*Velleius II.* 56. mit Voss Anmerkungen p. 954. Ruhnk.) damit aufgeschmückt werden. Aber woher in jenen Gegenden Afrika's die dicken Stämme, da es dort, wie noch neuerlich ein Kenner bemerkte, Nachricht über den Algierischen Staat Th. III. S. 600. überhaupt gar keine so hohen und schönen Stämme giebt, als in den nördlichen Ländern? Einen Theil der Schwierigkeit löst vielleicht die Nachricht des Plinius, XVI. 28. s. 75. XIII. 16. s. 29. dass man vorzüglich die Wurzeln des Citrus ver-

arbeitete. Die gewöhnlichste Meinung, die schon Saumaise an mehreren Orten, besonders in den *Homonymis Hyl. Iatricae c. 64. p. 84.* aufstellt, und der auch Beckmann in seinen Beytragen zur Waarenkunde Th. I. S. 570. nichts zuzufügen weifs, bleibt die, dafs es eine Art von Ceder gewesen sey. In alten Handschriften wird es auch stets damit verwechselt. Der gelehrteste unter den Romischen Elegiendichtern, Properz setzt das griechische *Thyia* davor III. 5. 63. Der berühmte Verfasser der *Flora Atlantica*, Desfontaines konnte durch die Bestimmung dieser Holzart für Frankreich eine neue Quelle des Handels und Kunstfleifses öffnen. Denn was die Prachtliebe der alten Weltüberwinder so begehrungswürdig fand, müfste, wenn es wieder gefunden werden konnte, auch heute noch unglaublichen Beyfall finden.

S. 4. 5) *Maculosa pocula myrrhae* und *citrum nobilius* verbindet auch Martial X, 80. Noch immer läfst die bekannte Stelle beym Properz III, 10. 20. wo der *murrheus onyx* als Salbengefäfs vorkommt, den neuen Mineralogen, die unter den Murrhiniten wirkliche

Onyxe verstehn, unter welchen sich auch der ehrwurdige Bergrath Werner in Freyberg befindet, ihren Beweifs mit so viel Wahrscheinlichkeit führen, dafs die Speckstein- und Porcellanhypothesen anderer Alterthumsforscher sich kaum dagegen zu halten vermogen.

S. 4. 6) S. *Sonnini Voyage en Grece T. II.* p. 342. ff.

S. 4. 7) *Calida*, warmes Getränk der Alten. Da man überhaupt in der Ordnung den Wein stets mit dem Wasser gemischt trank, so verfiel man auch darauf, den Wein durch Zugiefsen siedenden Wassers geniefsbarer zu machen, und trank diesen mit siedendem Wasser gemischten Wein als Delikatesse so heifs als möglich. Diefs war das einzige warme Getränk der Alten, aber diefs tranken sie auch desto haufiger, so dafs es überall in den Städten öffentliche Verkäufer dieses gewarmten Weins gab. Die Thermopolia kommen schon in den Lustspielen des Plautus haufig vor. Der strenge Polizeyaufseher, der Kaiser Klaudius, legte einst auf

alle diese Plätze ein Interdikt, Dio LX. 6. p. 945. und bey allgemeiner Landtrauer, wenn jemand von der kaiserlichen Familie gestorben war, wurden sie bey Lebensstrafe geschlossen, Dio LIX. 2. p. 914. wie jetzt bey gewissen Gelegenheiten in der Türkey noch die Caffehäuser. Die fleifsigsten Kollektaneen giebt nach Lipsius und Freinsheim *de calidae potu* (im IX. Theil des *Thesaurus Gron.*) Georg Christ. Gebauer *de caldae et calidi apud veteres potu* Leipzig 1721. Natürlich bedurfte es sowohl zum Wärmen des Wassers als zum Einschenken besonderer Gefäfse, (die zu heifs gewordenen Becher erwähnt ausdrücklich der Kirchenvater Klemens *Paedag. II. 3. p. 159. D.*) und wirklich führt Pollux X. 66. eine grofse Anzahl hierzu gehöriger Gefäfse (auch ἐπιθαλπίδια sind dabey) der Reihe nach an, woraus sich schliefsen lafst, dafs auch das Alterthum unsern Thee- und Kaffeeservicen etwas recht zierliches entgegenzustellen hat.

S. 5. 1) Leser des Juvenals kennen die Liebesdienste, die dieser Archigenes den modischen Damen in allerley Bedrängnissen zu

leisten pflegte. S. Ruperti T. II. p. 287. Seine glanzendste Periode fällt in die Zeiten Trajans. Er duldete, vermuthlich um seiner schonen Patientinnen willen, auch Amulete und aberglaubige Mittel. S. Sprengels Geschichte der Medicin Th. II. S. 101. Neue Ausgabe.

S. 5. 2) Man hatte eigne diätetische Vorschriften wegen des Genusses der Feigen. Heraklides von Tarent hatte in einem Werke, περὶ σύκων betitelt, eine Diaetik der Nahrungsmittel geschrieben, woraus Athenaus viele Excerpte hat. Da kommt auch die Vorschrift wegen des warmen Weins nach dem Genuss der Feigen vor. S. Athenaus III. 6. p. 79. E. F.

S. 6. 1) Kapuzinerkostum der strengern philosophischen Sekten. Die Originale zu diesem Philosophenkostum findet der Liebhaber sammtlich in Lucians Spottschriften, besonders in seiner Lebensauktion, in den Wiederauflebenden, im Hermotimus und im Gastmahl vollzahlig angestellt. Zum Uberflusse vergleiche man die

launige Schilderung in Gellius *Noct. Atticis IX.* 2. Was insbesondere den Bart anbetrifft, so sind die Alten unerschöpflich in witzigen Einfällen auf den struppigen Zottelbart der Stoiker und Cyniker. Man kennt die griechischen Sinngedichte Lucians *ep.* 23. *T. II. p.* 312. *Analect.* und Ammians *ep.* 21. *T. II. p.* 588. mit Jakobs Anmerkungen. Vergl. Heraldus *Advers. II. 16. p.* 131. Der Bocksbartscheere gedenkt Lucian *Bericise. c.* 46. *T. I. p.* 613. ausdrücklich, wo Parrhesiades jedem falschen Philosophen den Bart abscheeren soll τραγοκουρικῇ μαχαίρᾳ (womit man nämlich die Bocksharre zu den Haarteppichen, *ciliciis*, und Filzzubereitungen, *udonibus*, πίλοις, abschnitt). Übrigens wird der struppige Bart dann erst recht auffallend, wenn man weifs, wie sorgfältig damals gerade die Barbiertoilette gemacht wurde. Man vergleiche den Exkurs am Ende dieser Anmerkungen. — Der damalige Stoiker, wie schon Menage zum *Diog. Laert. VI.* 104. sehr richtig bemerkt hat, unterschied sich von seinem Halbbruder, dem Cyniker, nur noch darin, dafs er wenigstens noch ein Unterkleid, oder, nach unserer Art zu reden, ein

einziges wollenes Hemde auf dem Leibe trug, da der Cyniker unter seinem Mantel gar kein Unterkleid trug, vollig ἀχίτων war. Über die ganze Affektation, die hierbey zum Grunde lag, macht Tiedemann in seinem System der stoischen Philosophie mehrere feine Bemerkungen.

S. 6. 2) *Graeculi.* Die gehässige Nebenbedeutung, die einst die ältern Römer aus dem benachbarten weichlichen Kampanien und Grofsgriechenland, wo sie zuerst die Griechen genauer kennen lernten, mit den Worten *Graeculus* und *graecari* verbinden lernten, (S. Meursius *Auctar. Philolog.* c. 7.) fanden die spätern Enkel derselben unter den Kaisern in der Periode, wo unsere Sabina lebte, an den damals schaarenweis nach Rom einströmenden Griechen vollkommen bestätigt, und *Graeculus* behielt seine verhafste Nebenbedeutung. S. Burmann zu Petron. c. 46. p. 229. ff. Man darf sich, um diefs alles recht von Grund aus zu fassen, nur an die berühmte Stelle im Juvenal III. 60 - 113. erinnern. Auch die Sitte, einige Griechische Philosophen bey sich zu haben, die einst

die Scipionen, Lukulle, Pompejus u. s. w. zu wahrhaft edeln Zwecken befolgten, artete schon zu den Zeiten des Horaz in niedrige Schmarotzerey aus, (S. Wieland zu Horaz Briefen Th. I. S. 71. 161.) und wurde immer niedriger und empörender für die armen Hungerleider, die sich von den übermüthigen Romuliden alles bieten lassen mußten, und so völlig in den Rang der Griechischen Parasiten traten, die einst das Menandrische Lustspiel so treffend charakterisirte. Man sehe z. B. Sueton im Tiberius c. 46. und Lucian *de mercede conductis*, oder von dem traurigen Loos der Gelehrten, die sich in vornehme und reiche Häuser vermiethen, wie Wieland den Titel dieser köstlichen Schrift übersetzt hat.

S. 6. 3) Die Cyniker und ihre Halbbrüder, die Stoiker, sind auch in neuern Zeiten oft mit den Kapuzinern verglichen worden. S. des gelehrten *Jortin's Remarks on Ecclesiastic History T. II. p.* 151. und Lipsius *Manuduct. ad Phil. Stoic. I.* 12.

S. 7. 1) Malteserhündchen. Der Name Myrrhina, als Benennung des Schoos-

hundes, kommt beym Lucian *de mercede conductis* c. 34 *T. I. p.* 692. vor. Man hat in neuern Zeiten darüber gestritten, ob die im Alterthum so berühmten Melitenserhündchen, die Buffon *Hist. Nat. T. V. p.* 229. *bichons* nennt, auf Malta oder auf Meleda, einer Insel in dem adriatischen Meerbusen, einheimisch gewesen waren. Allein das ausdrückliche Zeugnifs des Strabo VI. p. 425. sichert der Insel Malta diesen Ruhm, und ihm pflichtete neulich auch Coray in seinem Theophrast Charact. XXI. p. 283. bey. Vergl. die neuesten Beschreiber von Malta, den Malteser *Vassalli Bres*, in seinen *Recherches historiques et politiques sur Malte* (*Paris an.* 6.) p. 59. f. und des Ritters Boisgelin voluminöse Compilation über diese Insel T. I.

S. 5. 1) So hat der geliebte Knabe des Trimalchio beym Petron c. 64. p. 321. eine *catellam nigram atque indecenter pinguem* mit einem grünen Tuche, *fascia prasina*, eingewickelt. So liefsen auch ohne Zweifel die Sybariten ihre Melitensischen Schoofshündchen sich nachtragen beym Athenäus XII. 5. p. 518. F. 519. B.

S. 3. 2) Man entschuldige das Widrige dieses Lucianischen Bildes. Es ist noch nichts gegen die Schilderung, die der Kaiser Julian in seinem *Misopogon p.* 338. von seinem bevölkerten Barte entwirft, und die der Abbé *de la Bleterie Histoire de Jovien T. II. p.* 94. sich durchaus nicht anzuführen getraute, da ihn seine Freunde beschworen, um der Ehre der französischen Nation willen eine so ekelhafte Beschreibung nicht Französisch zu geben. Vergl. *Gibbon's History of the Decline of the Roman Empire T. IV. p.* 370. *Basil.*

S. 9. 1) Römische Reisewagen. Die Benennung der Reisewagen im Allgemeinen war damals *reda*, ein Gallisches Wort, wie schon Quintilian bemerkt. Vergl. Spalding zu T. I. p. 126. Das Stammwort ist noch das Altsächsische reiten, *to ride*. Dieß war ein vierräderiges Fuhrwerk, in das man vielerley zur Bequemlichkeit packen konnte, und dessen man sich gewöhnlich zu den Landparthien bediente. Horaz II. Serm. 6. 42. Martial IV. 67. Bequemer für Damen eingerichtet, hieß sie gleichfalls mit einem Celtischen Worte *carruca*, und eine solche hatte

unsere Sabina zur Fahrt nach Rom. Man kennt die goldne *carroca* des Quintus aus Martial IV. 64. mit Ramirez Anmerkungen p. 263. Zenothemis kam in ein zweyraderiges Fabriolet, *cisium*, zu sitzen, welches besonders zum Schnellfahren eingerichtet war. S. Schefter *de re vehicularia II.* 18. *p.* 237. *f.*

§. 9. 2) **Favorit-Zwerge.** Die Liebhaberey der Reichen an Zwergen und andern mehr oder weniger häfslichen Naturspielen wurde im Alterthum aufserordentlich weit getrieben, und kam von den ausgearteten Griechen nach Alexanders Zeiten zu den ausgearteten Römern. Die besten Kollektaneen darüber findet man bey Casaubonus zum Sueton Aug. c. 83. Indefs unterschied das Alterthum sehr genau die eigentlichen Zwerge, *nani*, *pumili*, und die grofsköpfigen kleinen Monstra, die Sueton durch die Benennung *distortos* von jenen unterscheidet. Die Zwerge waren aufserst regelmäfsige Pygmäengestalten, und man kannte den Orientalern, die von jeher auf Menschenverstümmelungen despotisch raffinirt haben, die Kunst ab, durchs Einpressen in besonders

dazu erfundene Kästen das Wachsthum zu hindern, und so künstliche Zwerge zu erschaffen. Longinus 44. p. 159. Toup. spricht von solchen Zwergfutteralen, die Plinius VII. 16. S. 16. selbst sah. S. Isaak Vofs zum Mela III. 3. p. 537. *Gronov.* Allein fast noch begünstigter waren die kleinen Scheusale mit grofsen Köpfen und gewissen andern eben so grofsen Naturgaben, die Athenäus in der Beschreibung des Sybaritischen Luxus Stilponen nennt. XII. 3. p. 519. vergl. Schweighäuser in den Anmerkungen T. VI. p. 359. Über sie ereifern sich die Kirchenväter, z. B. Clemens von Alexandrien *Paedag.* III. 4. p. 231. A. wo er ausdrücklich vom *gout depravé* der damaligen Damen sagt: sie schlafen und treiben boses Spiel mit diesen Thersitengestalten. Vergl. Reinesius *Var. Lect. II.* 23. Man lehrte sie die Kastagnetten schlagen und tanzen, Propert. IV. 3. 41. (mit Broekhuys Anmerk.) und solche Mifsgestalten mit *crotalis* finden sich unter den Bronzen des Herkulans, *Bronzi T. II. tav.* 91. 92. und noch häufiger in *Caylus Recueil.* Die Römischen Damen waren ganz besonders ersessen darauf. (S. *Quinctilian. Declamat.* 278.) und in die-

klasse, die später Domitian sogar mit schönen Weibern öffentlich im Theater kämpfen liefs. (*Die LXII. & p.* 1107. mit Fabrizius Anmerk.) gehört auch der Thersites unserer Schina. Die zwey Zwerg-Monstra in den Herkulanischen Bronzen sind auf der dieser Szene vorstehenden Kupfertafel abgebildet.

S. 10. 1) Der Schleier der Römischen Damen hiefs *rica*. Die Stellen der Alten über das Tragen des Schleiers beweisen, dafs man schon damals alle Künste des Schleiers trefflich verstanden habe. So erzählt Tacitus von der Poppäa, des Kaisers Nero schöner Gemahlin: sie ging nur selten aus, und wenn sie es that, verschleierte sie theilweise ihr Gesicht, um den verstohlnen Anblick ihrer Reitze zu erhöhen, oder weil es so schöner liefs. *velata parte oris, ne satiaret aspectum, vel quia sic decebat. Annal. XIII.* 45. Einige andere Stellen führt Kohler an in seiner gelehrten Abhandlung *Description d' une Amazone de cabinet de l' Empereur de toutes les Russies* (Petersburg 1798.) S. 45. f.

S. 10. 2) So jene Circe in Petrons Satyrikon n. 127. p. 608. *vidit tam blandum, ut videretur plenum os extra nubem luna proferre*, mit Burmanns Anmerk.

S. 12. 1) Lieblingsausdrucke der ächten Stoiker, wie man aus des stoischen Mark Aurels Selbstermahnungen sehen kann IV. 41. VIII. 37. mit den bey beiden Stellen angeführten Citaten von Gataker. Übrigens nannte man solche Hausphilosophen, die sich dazu bequemten, dergleichen Sätze den Spottern mit lächerlichem Ernst aufzutischen, mit dem verächtlichen Namen Aretalogos, Tugendschwatzer. Ein solcher ist der Crispin des Horaz. S. Casaubon zum Sueton. Aug. c. 75.

S. 13. 1) Gestopfte Gänselebern. Die Römischen Gaumenhelden hatten eigene Vorschriften, um die Gänselebern recht süfs und grofs zu machen. Zur Süfsigkeit brauchte man vorzüglich die Feigenmast. Daher die ὑπατα σικωτα beym Pollux VI. 49. und das *ficis pastum iecur anseris albi* des Horaz II. Sat. 8. 88. Man sehe die fleifsigen Kollek-

tungen bey Niklas zu den *Geopon. XII.* 22. *p.* 1073. wo aus dem Palladius das ganze Rezept mitgetheilt ist. Um selbst nach dem Abschlachten der Gans der Leber, die so groß seyn mußte, als sonst eine fette Gans selbst zu seyn pflegt, (Mart. XIII. 53. Juvenal V. 114.) noch mehr Umfang zu geben, feuchtete man sie noch besonders mit Milch an. (S. Plin. X. 22. s. 27. mit Hardouin's Anmerkung.) Die ganze Feistmachung wurde durch besondere Sklaven besorgt, die unter der Benennung *fartores* selbst in Römischen Inschriften vorkommen. S. Burmann zu Petron c. 69. p. 343. Man kann also hieraus leicht abrechnen, wie kostbar die Leckerey war, womit das Schoofshündchen und sein Pfleger gefüttert wurden. — Sesam wurde, wie Mohn, auf die Kuchen gestreut. Siehe Erhard zu Petron c. 1. p. 7. Vergl. *Sonnini Voyag. en Egypte T. III. p. 255. ff.*

S. 15. 2) Einem Namens- und Sektenbruders unsers Zenothemis wird in Lucians Gastmahl, einer der bittersten Satyren auf die damaligen Philosophaster, sogar von einem andern diese Serviette voll eingesam-

melter Speisen wegpeitschen. S. *Convivium s. Lapithae c.* 36. *T. II. p.* 113. Daraus brachte sich jeder Gast seine Servietten zur Tafel, wo er eingeladen war, mit, und hatte seinen eignen Bedienten zu seinen Füfsen stehen, (nach der alten Art, bey Tische zu liegen, dafs die Füfse auswärts gekehrt waren,) dem er denn alles zusteckte. Man erinnere sich nur an die *Mappa, quae iam mille rumpitur furtis*, des Hungerleiders Santra beym Martial VII, 19. Vergl. Ramirez zu II. 37. p. 174. f.

S. 14. 1) Leser des Lucians bedürfen nicht des Fingerzeigs, dafs die ganze Episode mit dem Schoofshündchen der Domina und dem Hausphilosophen grofstentheils schon von jenem Spötter erzählt worden ist, nur dafs dort der Stoiker Thesmopolis heifst, in *de mercede conductis c.* 37. 34. *T. I. p.* 691. *ff.* oder in Wielands Übersetzung Th. V. S. 152 - 155.

S. 14. 2) Ovid A. A. II. 309.

Ut fuerit torva vividior illa Medusa,
Fiet amatori lenis et aequa suo

S. 14. 3) Da die Feige die gewöhnlichste wohlfeile Zukost war, die der Athener auch auf offner Strafse verzehrte, so schrieb sich daher die Sitte der Philosophen, sich einander allerley witzige Aufgaben unter der Belohnung einer vorgehaltenen Feige in den Bart zu werfen. So hält der Cyniker Krates dem Megariker Stilpo eine Feige vor beym Diogenes II. 118. Vergl. Casaub. zum Diogenes V. 18. In der ersten Stelle heifst daher die Feige das Unterpfand der Aufgabe, ὑπὲρ τοῦ ἐρωτήματος. Dieser Sitte bleibt also Sabina, die so gern gracisirt, auch hier treu.

S. 15. 1) So heifst es beym Lucian *de mercede conductis* Tom. I. p. 805. „sie machen sapphische Lieder." Auch ἀσπάσεις oder Vorlesungen kommen dort vor, die der Hausfreund der gnädigen Frau hält.

S. 15. 2) *Anal. t. T. II. p. 231. H.*

S. 16. 1) Es ist bekannt, dafs man geliebten Knaben und Mädchen Vasen mit allerley bedeutenden Figuren aus der Götter- und

Heroenwelt schenkte, auch wohl darauf den Namen des so zu beschenkenden mit dem Zusatz schon sich vom Thonbildner annahlen liefs. Daher finden sich noch so viele altgriechische Vasen mit der Inschrift: *Καλός*. S. Vasenerklärungen Th. III. S. 66. ff. und die besondere Beylage am Schlusse dieser Szene.

S. 16. 2) *Ἀντὶ Στρεπτοῦ ἤδη Κυνικὸς ἡμῖν γεγένηται. Lucian. de merc. cond. c. 34. p. 692.*

S. 17. 1) Schade, dafs es sich nicht bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Dann hätte es die erste Stelle in dem Hundealmanach verdient, der 1797 bey Nicolovius in Konigsberg erschien. Getreue Hunde finden wir oft auf alten Grabdenkmälern beym Boissard u. s. w. abgebildet. Homer hatte durch seinen Argus der Hundetreue das erste Denkmal gesetzt. Seitdem gab es an hundert Orten ein *Κυνοσῆμα*. Man erinnert sich wohl auch an den Lieblingshund der Königin Maria von Medicis, den Rubens in seinen phantasiereichen Allegoricen im Pallaste Luxembourg nebst seiner Gebieterin apotheosirt hat.

S. 18. 1) Bekanntlich hatte man damals noch keine Taschen in den Kleidern, und die stellvertretenden Ridicules waren auch noch nicht erfunden. Die Damen steckten also, was sie sorgfältig aufbewahren wollten, zwischen das Busenband, und trugen es an ihrer Brust, ὑπὸ κόλπον. Siehe *Lucian. de merc. cond.* 27. *T. I. p.* 686. und die gesammelten Stellen in der Abhandlung: *Sur les sacs appellés Ridicules, et sur les poches* (Paris 1801.) p. 20. ff.

S. 18. 2) Martial I. 110. im Auszuge von Ramler Th. II. S. 67. ff. Bekannt ist die zierliche Nachahmung des alten Marot auf die Mignonne der Königin Eleonore. *Oeuvres de Clement Marot* (*à la Haye* 1731.) T. III. p. 151. Issus oder Issulus war der Name geliebter Knaben im Alterthum. S. Fabretti *inscript. Cl. I.* 254. *p.* 45. Antiquarische Hundedilettanten erinnern sich hierbey vielleicht auch an die berühmten und mit Sinngedichten verewigten Mopse des Justus Lipsius *Epist. ad Belgas C. I. ep.* 44. *T. II. opp. p.* 787.

S. 20. 1) Man erinnere sich nur an das bekannte *Cynico barbam petulans Nonaria vel-*

lit des Persius I, 134. Den Kommentar dazu giebt der streng eifernde Dio Chrysostomus in der merkwürdigen Rede, die er wegen des Philosophenkostums an das Alexandrinische Volk hielt. *Orat. LXXI. p.* 628. *A. Morell. ἕλκουσι ἐπιλαβόμενοι.*

S. 20. 2) *Basia*, Kufshändchen. Kunstgerecht waren sie, wenn man den Zeigefinger auf den Daumen legte, (fast wie wir eine Prise Tabak zu nehmen pflegen) *priore digito in pollicem residente*, sagt Apulejus *Metam. IV. p.* 83. Diefs nennt Dio XLIV. 8. p. 1055. *φιλήματα διὰ δακτύλων πέμπων.* Es ist das *basia jacture* des Phädrus und Martialis. S. Scriverius zu I. 3. Die ganze Sache kam von der Adoration der Götter her, denen man beym Anbeten solche Küsse zuwarf, wie schon Lipsius *Elect. II.* 6. gezeigt hat, und war eigentlich orientalisch. Siehe Ouzel zu Minucius Felix p. 10. f. Der kunsterfahrne Kempius, der zu Frankfurt 1680 über die Küsse 25 Dissertationen herausgegeben hat, weifs bey aller Gelehrsamkeit die Sache nicht genug zu unterscheiden

S. 20. 3) Statius in seinem Trauerliede auf den Papagey des Melior (*Silv. II.* 4. 11.) beschreibt seinen Vogelbauer

— domus cutila testudine fulgens
Conexisque cl'ari virgarum argentea nido.

S. 20. 4) Das Griechische εὖγε, euge, wurde ungefähr eben so ausgesprochen, und bedeutete auch dasselbe. Es war eine sehr gewöhnliche Bewunderungsformel des Beyfalls, wenn jemand etwas witziges gesagt oder vorgelesen hatte. Man kennt das *Euge tuum et bene* des Priskus I. 62. Vergl. Ramirez zu Martial. I. 4. p. 38.

S. 21. 1) Man sehe die Erklärer zu Properz III. 5. 64. *Effultus pluma versicolore caput*, und Barth zu *Stat. I. Silv. II.* 79.

S. 21. 2) Monopodia. S. Liv. XXXIX. 6. Plin. XXXIV. 3. s. 8. Unter den Anticaglien, die Caylus bekannt gemacht hat, befinden sich noch mehrere Füfse von dergleichen Tischchen mit Bildhauerarbeit in Stein und Metall. Die zierlichen Tischbretchen darauf hiefsen *abaci*. Aus Bronze findet sich ein

solcher Tischfufs in den *Bronzi d'Ercolano T. VI. tav.* 95.

S. 21. 3) Man kennt das zärtliche Verhältnifs des für jeden Genufs empfänglichen Aristipp, wo nicht aus den Alten, doch aus Wielands unvergänglicher Dichtung. Unter den andern verlornen gegangenen Schriften des Aristipp befand sich auch nach dem Zeugnisse des Diogenes von Laerte II. 84. eine Schrift an die Lais über den Spiegel, *πρὸς Λαΐδα περὶ τοῦ κατόπτρου*. Der Spiegel der Lais war berühmt im Alterthume. Wir haben in der Griechischen Blumenlese noch einige Gedichtchen, die sich darauf beziehen. Wer neugierig ist, zu wissen, was in jenem Spiegeldiskurs, an die schönste aller Hetären von dem galantesten aller Philosophen gerichtet, gestanden haben könne, darf nur Plutarchs *Praec. conjug.* c. 25. T. I. P. I. p. 556. Wytenb. oder des Apulej. *Apol. p.* 283. 284. *ed. Elmenh.* nachlesen. Wahrscheinlich entlehnte auch Phädrus III. 8. (mit Rigaults Anmerk.) seine Fabel daraus.

S. 21. 4) Ein berühmter Buchhändler zu den Zeiten Domitians, dessen Martial mehr-

mals Erwähnung thut. Über ihn, so wie über das ganze Bücherwesen der damaligen Zeit, findet man das beste in Schöttgen *historia librariorum et bibliopolarum* in Poleni *Supplem. T. III. p.* 811. 815.

S. 22. 1) Thürvorhänge. Die innern Gemächer hatten selten Thüren, gewöhnlich nur Vorhänge aus buntgewirkten Teppichen, wovon beym Pollux X. 32. eine Hauptstelle ist. Wenn daher Seneka sagen will: heut ist alles im Hause ruhig, und niemand stört mich, so sagt er (*Ep.* 55): *Non crepuit subinde ostium* (die Hausthür): *non allevabatur velum.* So wie man an den Hausthüren *ostiarios* hatte, so gab es an diesen innern Eingängen Sklaven, die *velarii* hiefsen. S. Pignori *de serv. p.* 227. An den Kaiserhofen wurde es eine Hofcharge. S. Torrent. zum *Sueton. Claud. cap.* 10. und Lips. zu *Tacit. Ann. III.* 5. Nach Sagittarius hat auch Stieglitz in seiner Archaeologie der Baukunst Th. I. S. 131. die Sache berührt.

S. 22. 2) Milesische Mährchen. Das reiche und uppige Milet lieferte den Per-

sischen Satrapen die reichsten und witzigsten Odalisken in ihre Harems, und war also für das alte Asien, was Georgien und Circassien jetzt für die roheren Türken ist. Diese Aspasien erzählten nun den Sultans allerliebste Mährchen, und es gab schon damals mehr als eine Scheherazade. Daraus entsprangen die milesischen Mährchen, oder die älteste Form der Griechischen Romane. Schon *Huet origine des Romans* hat hierüber die feinsten Bemerkungen, und auch Paciaudi in seiner von Schäfer zu seiner zierlichen Ausgabe des Longus wieder abgedruckten Vorlesung hat es berührt.

S. 22. 3) Der gelehrte Herausgeber dieses noch vorhandenen sehr anziehenden Griechischen Romans, der Baron Locella in Wien, setzt ihn in das Zeitalter Adrians. *Praef. p. IX.* Vielleicht ist er noch etwas früher. Gewifs ist er früher als Chariton, woran von Ramdohr in seiner Urania XVIII. 8. Th. III. Abth. I. S. 338. nicht mehr zweifeln durfte.

S. 25. 1) *Τύποι Ἐλεφαντιάδος* Philodemus in Brunks *Analectis T. II. p.* 85. *IX*

Et pleniores libelli Sueton. *Tib.* c. 43. S. *Fabric. Bibl. Graec. T. I I. p.* [illegible] *ed. prioris*, und über die ganze hierher gehörige Litteratur Heinse und Burmann zu Ovids Trist. II. 411. ff.

S. 24. 1) Eine witzige Persiflage des Lucian, wo gedichtet wird, Jupiter lasse durch den Proklamator Merkur eine Auktion der philosophischen Sekten anstellen. Mit Recht bemerkt Wieland in seiner Übersetzung Th. I. S. 353 ff. dafs der Spott gegen die dort aufgeführten Schattenhäupter darum weniger gefalle, weil er ungerecht ist. Gegen solche Schälke, wie dieser Zenothemis ist, hätte Lucian seinen Sklavenmarkt eröffnen sollen.

EXCURS.

Blick in eine Barbierstube des Alterthums.

Schon die Benennungen *κουρεὺς* und *tonsor* nebst den davon abgeleiteten Wortfamilien beweisen hinlänglich, dafs das ganze Geschäft, welches wir in den neuern Sprachen von dem barbarischen *barbatorius*, das aber doch schon in der *lingua rustica* beym Petron vorkommt, Barbier nennen, eigentlich nur vom Haarbescheerer ausging. Denn da die Alten, Griechen sowohl als Römer, viel früher und häufiger sich die Haupthaare rund um den Kopf scheeren liefsen, ehe sie sich der aus dem Orient und Ägypten zu den Griechen in Alexanders Zeitalter *) kommen-

*) Siehe das merkwürdige Fragment des Chrysippus beym Athenäus XIII. 2. p. 565. A. B.

den Sitte des Bartrasirens unterwarfen,' so gab es auch weit früher Haarscheerer als Bartscheerer. Doch diese ganze, bey ihrer scheinbaren Geringfügigkeit für Sitten- und Kunstgeschichte doch gar nicht unbedeutende Untersuchung gehört in eine Geschichte des Barts, wozu es zwar, seit Hotomann sein Büchelchen *de barba* schrieb, noch mancherley Kollektaneen gegeben hat (*S. Fabricius Bibliogr. Antiqu. p.* 850. *f.*), aber noch immer an einem Werke fehlt, das den antiquarischen Gesichtspunkt mit einem höhern menschlichen zu vereinigen wüßte. Überhaupt fehlt es uns noch an einer Technologie des Alterthums, die mit Hülfe des Onomastikons von Pollux, der Glossarien, und der Griechischen Anthologie vortrefflich geschrieben werden könnte, und wozu Beckmann und Schneider unter uns im Einzelnen schon sehr gut vorgearbeitet haben. Hier nur so viel: Das Geschäft eines Barbiers im Alterthum war überhaupt weit wichtiger als bey uns, da die Männer ihre ganze Morgentoilette fast täglich in der Barbierstube zu machen pflegten, da sie zu Hause weder Kämme noch Spiegel noch andere Sachen zum Putz

hatten. *) Daher eben der grofse Zusammenfluſs von Menchen und Schwätzern in den *tonstrinis*. **) Der Barbier der Alten war aber auch, wie es in England und den mittäglichern Ländern Europa's zum Theil noch der Fall ist, Friseur, Bartputzer und Nägelabschneider in Einer Person. Nur reiche Leute besafsen die hierzu gehörigen Instrumente eigenthümlich; diese hatten aber auch ihre eigenen Sklaven dazu. Selbst den Spiegel fanden viele nur in der Barbierstube, wo sie den Umschnitt der Haare darnach untersuchten. ***) Das Geschäft der Barbierer war dreyerley. Das erste war Abschneiden der Haare. Zum Abschneiden derselben bediente man sich nicht sowohl der Scheeren, als der scharfen Messer von verschiedener

*) Siehe Artemidors Oniroeriticon I. 22. p. 36. *edit. Reifii.* wo es ausdrücklich heifst, jeder galante Mann gehe zum Haarputzer, und nur der schneide sich die Haare selbst ab, der in grofsem Herzeleide sey.

**) S. Casaubonus zu Theophrasts Charakteren XI. p. 137.

***) S. Plutarch. *de audit. c. 6. T. VII. p. 140. ed. Hutt.*

Grofse und Schärfe, womit man die Haare nach dem Kamme abputzte. Daher erwähnt Lucian, da er von dem Apparat einer Barbierstube spricht, auch einer Menge Messer, πλῆθος μαχαιρίδιων. *Adv. indoct. c. 29. T. III. p. 124.* und beym Pollux, wo an zwey Stellen die Werkzeuge der Barbierer vorkommen, findet man nur μαχαίρας κουρίδας, II. 32. X. 140. Besonders merkwürdig ist es, dafs einer der elegantesten Haarschnitte (denn diefs galt damals für die Frisur) μία μάχαιρα, der Schnitt mit Einem Messer, hiefs. S. Aristoph Acharn. 1149. Man legte aber auch zwey Messer an einander und bildete so eine Art von Scheere. Diefs hiefs δικλῆ μαχαίρα beym Pollux II. 32. S. Valois zum Hesychius T. II. c. 599. 14. Das Scheermesser zu den Haaren hiefs ξυλίς, es mochte nun nur einfach seyn (Pollux X. 140.) oder aus zweyen zusammengesetzt, woraus eben unsere Scheere entstanden ist. Siehe die Stellen bey Jacobs *Comment. in Anacr. Tejum. II. P. I. p.* 171. Das gewöhnliche Wort aber blieb μάχαιρα (siehe Lucian *Pro. c.* 4⅓. T. I. p. 613.), woraus sich auch höchst wahrscheinlich das Wort

Scheere mit Weglassung der ersten Sylbe gebildet hat. Alles kam hierbey, wie aus Horaz Satiren bekannt ist I. 3. 31. Epist. I. 1. 94. auf den gleichen Schnitt an; (Vergl. Saumaise *de coma p.* 23. *f.*) und kunstfertige Barbiers pflegten daher nach dem Haarschnitt die ungleichen Härchen noch besonders abzulesen, welche Operation Pollux παραλέγεσθαι nennt II, 34. *) Und hierher gehört auch die Sitte bey Männern, die gern noch jung seyn wollten, auszuraufen, ἐκλέγειν πολιάς, beym Aristophanes in Equit. 908. welches denn die Schmeichler bey ihren Patronen den Haarputzern vorweg nahmen. S. Casaubonus zu Theophrasts Charact. II.

*) Übrigens wissen wir aus den Barbieranekdoten, die uns Plutarch *de garrulitate p.* 510. n. aufbewahrt hat, dass der Haarabschneider immer zuerst fragte: Wie scheer' ich dich? Πῶς σε κείρω; Denn es gab wenigstens fünf besondere Manieren die Haare zu verschneiden. Man lese nur die alten Grammatiker und Glossarien in den Worten σκάφιον, κουρὰ ἐν γρῷ, κῆπος, μεσοκοίραδες und zugleich die gelehrten Anmerkungen von Coray zu seiner Ausgabe der Theophrastischen Charactere cap. X. p. 221. und Schneider zu cap. XXIX. (in anderen Ausgaben c. 26.) p. 107. f. der grossen Ausgabe.

p. 30. Endlich gehören hierher auch noch alle Farbereceple der Haare (S. Sereni Sammonici c. 4. mit Heuchenii Anmerkungen T. II. p. 204. poet. min. Burm.) worauf sich die Haarputzer als ausgelernte Practicanten verstanden. Das zweyte Geschäft war das eigentliche Rasiren, wobey auch schon die alten Barbiere eine Serviette, wie man sie damals hatte, nämlich zottig und rauch, zum Abtrocknen dem, welcher rasirt wurde, über die Schultern legten. Die Griechen nannten sie, weil sie aus ungerostetem Flachs bereitet war, ἀνόλινοι. S. Plutarch. *de garrulitate p.* 511. 4. Plautus in einer scherzhaften Allegorie *involucre Capt. II.* 2. 17. S. Casaubon. zum Athenaus p. 693. und Mercurialis *Var. Lect. VI.* 2. *p.* 324. Das dritte Geschäft war das Abschneiden der Nägel an den Handen (denn an den Füßen geschah es gewöhnlich in den Bädern), wozu die Griechen eigne Worter hatten, ὀνυχίζειν, ἀκονυχίζειν. S. Aristoph. *Equit.* 706. mit den Scholien. Pollux II. 145. und Kühn zu Pollux VII. 165. Doch machte man in der Folge auch hievin einen Unterschied, so dafs ὀνυχίζειν blofs vom prüfenden Hinstreichen mit

dem Nagel, ἀκονυχίζειν aber vom Abschneiden der Nägel gesagt wurde. S. Meursius zum Phrynichus *Eclog. p.* 126. *f.* Doch scheint dieser Unterschied nach der Hauptstelle beym Artemidor I, 22. p. 36. f. Reiff. mehr eine grammatische Subtilität, als im Sprachgebrauch wirklich gegründet zu seyn. Das *ad unguem factus homo* in den Satiren des Horaz (I. 5. 33.) ist das griechische ἀκριβὴς ἀκονυχιστὴς in Theophrasts Characteren c. 25. Aus Artemidor l. l. erhellet, dafs das Wort ὀνυχίζειν sogar in demselben metaphorischen Sinn bey den Griechen gewöhnlich war, wo unsre Vorfahren zu sagen pflegten: einem die Kolbe scheeren, d. h. einen betrügen. Die Messerchen, die bey diesem Nagelverschneiden gebraucht wurden, hiefsen ὀνυχεῖα, sc. μαχαίρια. Pollux X. 140. mit Jungermanns Anmerkungen. Hierher gehört die lustige Stelle des Plautus in der Schilderung des geitzigen Euclio *Aul. II.* 4. 31.

Quin ipsi pridem tonsor ungues dempserat,
Collegit, omnia abstulit praesegmina.

wo Gruter sich nicht erinnert, dafs in der Ordnung auch der geringste sich vom Bar-

hier die Nagel beschneiden liefs. Daher fragt Martial einen Weichling, der die Dienste des Barbiers durch allerley Fechpflaster überflussig machte, *quid facient ungues?* wer wird dir aber die Nagel abschneiden? III. 74. wo Ramirez p. 272. nachgesehen werden kann, und daher führt Tibull in der Schilderung des weichlichen Marathus I. 8. 11. *ungues artifices dente rotare solent* an. wo Broekhuys verglichen zu werden verdient. Nun versteht man das Epigramm Martials auf die Barbiermesser, *ferramenta tonsoria* XII. 59. Noch merkwürdiger aber ist ein kleines Spottgedicht auf den Barbier Eugathes vom Phanias in den *Analect.* T. II. p. 35. 6. wo das ganze Geräth des Haarputzers komisch aufgezählt ist. Darunter befindet sich auch ein Stück Filz aus einem alten Hut zum Abstreichen der Scheermesser, welches Toup *Emendat. ad Suid. T. III. p.* 451. *Lips.* ganz falsch für eine Barbiermütze, *shaving cap*, erklärt, und selbst Jacobs in seinem übrigens sehr lesenswürdigen Kommentar zu dieser Stelle nicht ganz gefafst zu haben scheint.

Z.

BEYLAGE

ZUR FÜNFTEN SZENE.

Zerbrechliche Liebe-briefchen.

Die Liebe herrscht unter allen Zonen, und ist sich überall gleich. Aber die Art, seine Empfindungen der Geliebten zu erklären und ihren Reitzen zu huldigen, richtet sich nach den jedem Volke, jedem Zeitalter eigenen Begriffen von Sittlichkeit und Anständigkeit. Hier sind tausend Abstufungen und Verschiedenheiten. Ein Lithauisches Dumo, ein Spanisches Guitarrenliedchen, und die Serenade, die in der dritten Idylle Theokrits der Sicilische Schäfer vor der Grotte seiner Amaryllis absingt, hauchen eine Empfindung, aber in den verschiedensten Ausdrücken und Akkorden. Der Hilpgang eines Appenzeller Bauerbur-

schen, die mitternächtliche Herzensergiessung eines Oberlausitzer Wenden auf der obersten Sprosse einer mühsam angelegten Leiter am Sternenfensterchen, die Geschäftigkeit des Kamschadalen, mit der er seinem übergumpelten Schätzchen die Riemen und Lumpen aufzuknüpfen bemüht ist, durch die sie sich gegen jede Überraschung der Art jungferlich zu schützen suchte; und die hieroglyphische Blumensprache, der Selam, mit welchem der Morgenländer durch die verstohlne Übersendung einer Hyazinthe oder Narzisse der Verschlossenen seine Gesinnungen entdeckt, durch eine Orangenblüthe die Hoffnung, durch eine Ringelblume die Verzweiflung andeutet, oder in welchem der Mohrische Gärtner durch Anordnung der Blumentöpfe seiner lustwandelnden Gebieterin ein Liebesbriefchen schreibt, wie verschieden sind auch diese Ausströmungen einer und derselben Lei-

denschaft in ihren Geberden und Aufserungen. Welch eine Mannigfaltigkeit von Szenen, würdig durch die Kunst eines Ramberg, Tardieu, oder Catel zu einer kleinen Bildergallerie erhoben zu werden.

Ich will hier nur eine alte Griechische Sitte anführen, die selbst den fleifsigsten Alterthumsforschern bis jetzt entgangen zu seyn scheint, und die, so wie alles, was der fein organisirte, fein empfindende, und seine Empfindungen in die lieblichsten Formen und Umrisse einkleidende Grieche angab, ganz das Gepräge Griechischer Verfeinerung und Bildnerey an sich trägt. Man hatte damals die Gewohnheit, schöne irdene Vasen mit den schönsten Zeichnungen und Gemälden auszuschmücken, und damit den Theil des Hauses zu zieren, welcher am meisten von Fremden gesehen und besucht wurde. Wahrscheinlich waren zu

Samos, Korinth, Sicyon, und besonders in den blühenden und reichen Städten Siciliens und des untern Italiens, das man Grofsgriechenland nannte, ganze Fabriken solcher Kunst- und Schmuckgefäfse, in welchen Plastik und Mahlerey mit einander wetteiferten, um diesen Gefäfsen die gefälligste Rundung, die schönsten Henkelwindungen, und die zierlichsten Zeichnungen zu geben. Wollte man nun einem schönen Knaben oder Mädchen seine Zärtlichkeit zu erkennen geben, so bestellte man sich bey einem Vasenkünstler ein Gefäfs mit einem Gemälde, dessen Deutung dem in der Bildersprache geübten Griechen leicht zu entziffern war, und machte damit bey schicklicher Gelegenheit dem Gegenstand seiner verliebten Wünsche ein Geschenk. Aus dieser lieblichen, unschuldigen Sitte lassen sich die Vorstellungen auf mehreren Vasen erklären, die sich unter der

Erde, oft in den stillen Wohnungen der Todten, einige Jahrtausende hindurch bis auf unsere Zeiten erhalten haben, und jetzt die Zierde ganzer Vasensammlungen ausmachen, die in Italien, Frankreich, Deutschland und England von Kennern und Liebhabern mit grofsen Kosten zusammengebracht worden sind. Auf einer Vase, deren Abbildung Passeri gegeben hat, [1]) überreicht ein in einen Sklavenhabit gekleideter Liebhaber einem Mädchen, die oben zu einem Fenster heraus sieht, drey Aepfel, während ein anderer zur Seite steht, und diesem verliebten Abenteuer durch eine Fackel die gehörige Beleuchtung giebt. Auf der Rückseite eben dieser Vase steht das Mädchen dem Jünglinge gegenüber, und hält mit vorgestreckter Hand die drey Früchte, während der Jüngling in bescheidener, bittender Stellung, mit einem Blümchen im gefalteten Busen geschmückt,

seine Leiden zu klagen scheint. Wer begreift nicht, das auf beiden Gemälden dieser Vase von einer Liebeserklärung die Rede sey? Apfel, besonders Quitten und Granatapfel, waren der Venus geheiligt, und wer sie dem andern zuschickte oder zuwarf, machte sie zu sprechenden Geschäftsträgern der Göttin von Paphos. [1]) Wie bedeutend also mufste eine Vase mit einem solchen Gemälde aus den Handen eines Jünglings seyn, der sie seiner Geliebten bey ihrem Geburtstage oder bey einer andern feierlichen Gelegenheit zuschickte? Ja man ging noch weiter. Man setzte selbst mit ein paar Worten die geschriebene Erklarung seiner Absicht auf die Vase. Schön ist Kalliklès! heifst es auf einer Vase, die sich einst in der berühmten Mastrillischen Sammlung zu Neapel befand, nun aber wahrscheinlich, wie die meisten Vasen dieser Sammlung, unter

den Mengsischen Kunstwerken nach St. Petersburg gewandert ist, wovon uns aber der gelehrte Mazochi eine Abbildung erhalten hat. [1]) Ein geflügelter Genius, in einem langen festlichen und mit eingewirkten Blumen geschmückten Talar, giefst eine Libation auf die lodernde Opferflamme eines kleinen Altars, und darüber stehen in altgriechischen Schriftzügen die angeführten Worte. Auch hier ist der Zusammenhang leicht zu finden, und die Bestimmung dieser Vase, die der schöne Kallikles zu seinem Geburtstage, der durch die Libation bezeichnet wird, geschenkt erhielt, ganz unverkennbar. So zeigt noch jetzt der Abbate Vivenzio zu Nola, dessen Sammlung nach der Hamiltonschen für eine der schönsten und ausgesuchtesten in jenen Gegenden galt, [2]) eine vorzüglich schöne Vase mit der Griechischen Inschrift: Der schönen Glymene;

und alle Freunde, die diese Vase sehen und ihre Schönheit bewundern, huldigen noch jetzt nach Verflufs so vieler Jahrhunderte der schönen Clymene. Wo hat je ein gewöhnliches Billet doux, und wenn es auf parfumirtes Rosapapier mit sympathetischer Dinte geschrieben, oder wohl gar mit einer unversieglbaren Thräne, in Waterproofpapier eingewikkelt, begleitet wäre, auch nur den folgenden Monat, geschweige denn das folgende Jahrhundert erlebt? — Höchstens liefse sich mit diesen auf Thon gemahlten Liebeserklärungen des Alterthums die Galanterie eines Mahlers aus der Schule des grofsen Raphael von Urbino vergleichen, die man jetzt noch auf einer Schaale der sehenswürdigen Sammlung von Majolikagefäfsen im Braunschweigischen Museum mit Vergnügen erblickt, und womit sich, nach einer alten Sage, der verliebte Künstler den

schönsten Minnesold von der Töpferstochter verdiente, die er durch das Gemälde auf dieser Schale verewigte. Unsere Porzellanfabriken lieferten Mundtassen mit den Anfangsbuchstaben, die zierliche Blumengewinde einfassen. Wie leicht war der Übergang von diesen zu einem porzellanenen Liebesbriefchen im Geschmacke der Alten! [1]) Eine zerbrochene Scherbe von einem solchen Liebesbriefe beschäftigte vielleicht noch nach einem Jahrtausend den Scharfsinn eines Transatlantischen Antiquariers!

Anmerkungen.

S. 71. a) Passeri *Picturae Etruscorum in vasculis T. III. tab.* 206.

S. 72. a) Noch jetzt heifst in Sicilien dieser Liebesapfel *il pomo di zitto*, der Bräutigamsapfel. Viele alte Denkmaler erhalten blofs dadurch, dafs man im Apfel eine Liebeserklarung andeutet, ihre Bedeutung. So halt die Creusa auf den Reliefs, welche die Hochzeit des Jason und die Rache der Medea vorstellen, als Braut einen Apfel in der Hand. In der zweyten Prolusion *de Medea Euripidea cum priscae artis monumentis comparata* (Weimar 1805) p. 13. sq. ist auf Veranlassung die-

ten alten Bildwerke viel über diese Apfelallegorie beygebracht worden.

S. 73. 1) Mazochi zu den Herkulanischen Tafeln S. 133. So findet man Gemmen, worauf steht: ἡ καλή. So ein Agathonyx in der Sammlung der Kaiserin von Rufsland. Kohlers Nachrichten im Journal von Rufsland II. Jahrgang Th. I. S. 72. vergleiche *Caylus Recueil T. II. pl. 57. 6. KAAΩ.* Winkelmann *Descript. d. Cabinet de Stosch. p. 560. n. 77. ΑΕΤΚΑΣ. ΚΑΛΗ. ΧΑΙΡΕ. Cyl. Recueil T. II. p. 52. 2.* So auf einem Sardonyx im *Recueil d'Inscriptions Camées antiques du Cabinet de Mr. Van Hoorn* (Paris 1781) pl. 8. *ΚΥΡΙΑ* (st. *Κυρια*) *ΚΑΛΗ*: schone Gebieterin.

S. 73. 2) Münters Nachrichten von Neapel und Sicilien S. 60. f. und Gerninge Reisen durch Osterreich und Italien Th. II. S. 90. ff.

S. 75. 1) Etwas ähnliches leisteten die mit der Silhouette der Schenkenden bemahl-

ten Porzellantassen oder gar schöne Vasen, dergleichen die berühmte Stickerin, die Frau Hofrathin Schlozer von der reg. Königin in Preußen erhielt.

SECHSTE SZENE.

Dross holt die Gewänder. Handwaschen. Blick in die Garderobezimmer und Wohnungen der Sklavinnen. Kleiderpressen. Beschuhung. Anlegung der Tunika. Beschreibung derselben. Falbeln. Bauchbinde.

Die Dazwischenkunft des dienstbaren Zenothemis und Myrrhinettens unvermutheten Wochenbette hatten das Frühstück der Donna Sabina so sehr verlängert, dafs nun doppelte Eilfertigkeit nöthig war, um die noch fehlenden Stücke beym Anzuge zu berichtigen. Nicht einmal Graphidion, die Sklavin, der es oblag, der gnädigen Frau alle Morgen den täglichen Anzeiger oder das Intelligenzblatt von Rom beym Frühstück zu überreichen, konnte jetzt vorgelassen werden, so sehr auch die Domina wegen einer Ehescheidung einer ihrer Freundinnen, wobey sie selbst Holz ans Feuer gelegt hatte, von deren Erfolg sie aber

weger ihrer Abwesenheit im Bade noch nicht unterrichtet war, diese Neuigkeitsregister schnell durchzulaufen, Antrieb und Beruf in sich fühlte. Aber heute mufste alles der dringenden Toilettenpflege weichen. [1]) Schon lange hatte eine der Zofen die dazu nöthigen Befehle erwartet. Sie hiefs Droso und war die oberste Garderobeaufseherin [2]) unserer gestrengen Frau. Sie tritt jetzt mit der vielbedeutenden Frage vor: ob Sabina zum Matronen- und Staatskleide, das sie bey der heutigen Feierlichkeit nothwendig anlegen mufs, blofs die goldene Rockfalbel, oder die mit Perlenschnüren behangene wählen wolle? „Die Garderobemädchen, setzt die geschäftige Droso hinzu, erwarten sämmtlich in der Garderobe deine Befehle. Die Gewänder sind aus den Kleiderpressen genommen, und alles ist in Bereitschaft.“ —

Die Frage, wie man sieht, ist von

Wichtigkeit, und fordert eine reife, aber auch schnelle Überlegung. Man geht ja zur Musterung und wird selbst von tausend Augen gemustert. Man geht, um zu schauen, und wird selbst eine Schaustellung, wird selbst auf dem freyen Balkon vom Scheitel bis zur Fufszehe den gefährlichen Kennerblicken eifersüchtiger Nebenbublerinnen ausgesetzt seyn. Was meinst du, Hypassis? ruft die Dame dem uns schon bekannten Favoritmädchen zu.

Ehrerbietig antwortet die braune Hypassis: Wer möchte sich erkühnen, deinem Geschmack, holde Gebieterin, den alle Römerinnen huldigend zur Richtschnur ihres Putzes wählen, Regeln und Vorschriften ertheilen zu wollen! Aber sagtest du nicht schon vor einigen Wochen, als du dem Vetter Saturnin die schöne Perlenschnur zur Brust- und Stirnbinde seines Paradepferdes schicktest, [1])

dafs du an dem heutigen Tage den kostbaren neuen Perlenschmuck der Kleopatra anlegen wurdest, den dir jüngst dein Gemahl aus Alexandrien mitbrachte? Gewifs, du wolltest nur meine Aufmerksamkeit auf die Probe stellen. Denn zu jenem Schmuck gehören ja auch die Perlengewinde an der Falbel.

Du hast also, — sagt Sabina, sich zur Droso wendend, mit strengem Ernst auf der Stirn, auf welcher der Name Saturninus aus dem Munde der Hypassis die aufs neue sich zusammen ziehenden Gewitterwolken kaum durch einen frohlichen Sonnenblick zertheilt hatte, — du hast deinen Bescheid!

Sie winkt, und Hypassis bringt ihr in einem silbernen Waschbecken einen getränkten Schwamm. Die Sklavin hatte ihn eben in Eselsmilch getaucht, und befeuchtet nun damit, leise überhinstreichend, die Hände ihrer Gebieterin. Das

Mädchen, das ihr zur Seite steht, hält mit unverwandtem Blick das zart geklopfte und mit den feinsten Flocken gekrauste Handtuch zum Abtrocknen in Bereitschaft. [1]) Doch Sabina hatte nicht vergeblich ihren Blick auf das goldgelbe seidene Haar des Pagen geworfen, der noch immer ihre Abfertigung erwartend in der Ecke stand. Er mufs sich, von ihr herangewinkt, vor sie stellen, und so trocknet nun die Übermüthige ihre Hände in den schöngeringelten Locken des blonden Knaben ab. [2])

Mit beflügeltem Schritt eilt unterdessen Droso in die Garderobe zurück, und bringt, von zwey andern Garderobemädchen begleitet, den Anzug der Domina. Aber begleiten wir nicht vorher die schnellfüfsige Zofe selbst ins Garderobezimmer, welches am linken Flügel des Hauses neben den Weber-, Sticker- und Schneiderstuben angebracht ist, und un-

ser Neugierde auf einige Augenblicke hinlängliche Unterhaltung verspricht?

Man denke sich den geräumigen Pallast, den Sabina bewohnt, in seinen Hintergebäuden von einer ganzen Schaar von Sklaven und Sklavinnen in ameisenartigem Gewühle bewohnt, die alle kein anderes Geschäft kennen, als durch die mannigfaltigsten Handarbeiten und Kunstfertigkeiten jedes Bedürfnifs, jede auch noch so unstatthafte oder unausführbar scheinende Laune ihrer Domina aufs wohlfeilste zu befriedigen. Hier ist ein ganzer Flügel theils zu kleinen Kämmerchen, worin das weibliche Hausgesinde sich eng und ärmlich genug behelfen mufs, theils zu einigen grofsern Gemächern bestimmt, [1]) worin gewisse Beschäftigungen gemeinschaftlich betrieben werden. Das erste Gemach von hinten vor ist die Spinn- und Webestube. [2]) Dafs sie diefs sey, werden wir schon

aus dem Gesange errathen, der uns hier von den ämsigen Spinnerinnen und Weberinnen entgegen schallt. Denn damit erleichtern [1]) sich diese armen Geschöpfe, die von Morgen bis Abend ihr reichlich zugemessenes Tagewerk abarbeiten müssen, noch am liebsten ihr mühseliges Geschäft. Die hier eingeschlossenen Spinnkorbmädchen — diefs war ihr eigentlicher Name — haben gerade jetzt eine sehr harte Zucht - und Spinnmeisterin, und einige von ihnen müssen sogar auf den Befehl der Domina zur Strafe doppelte Arbeit spinnen. [2]) Neben ihnen befinden sich die Weberinnen, die eben jetzt eine Art feinen Musselin nach einem neuen Muster zum Sommergewand für die Domina zu weben haben. [3]) Einst in den züchtigern und glücklichern Zeiten Roms hatte die Hausfrau selbst im Kreise ihrer geschäftigen Sklavinnen in der grofsen Halle (*atrium*) gesponnen

und gewebt. Aber diese edle Sitte war längst mit den Grofsmüttern und Urgrofsmüttern unserer Sabina zu Grabe gegangen, [1]) und man rechnete es der Kaiserin Livia als eine blofse Ziererey und stolze Demuth an, dafs sie die Hausgewänder, die ihr Gemahl, der Kaiser August, zu tragen pflegte, selbst gewirkt haben wollte. [2]) Jetzt hatte eine vornehme Römerin von gutem Ton kaum Zeit, einmal in der Dekade die Rechnung der Spinnmeisterin zu revidiren, und ihr ein neues Muster zur Plage der armen Spinnerinnen und Weberinnen mitzugeben.

Das nächste Gemach neben diesen ist den Kleidermacherinnen bestimmt. Wir würden es die Schneiderstube nennen. Denn eine reiche römische Dame kaufte höchstens nur die kostbaren Stoffe und Zeuge von ausländischen syrischen und alexandrinischen Kaufleuten. Ihre

Verfertigung und Anpassung auf den Körper blieb allein ihren leibeigenen Hausschneiderinnen überlassen. [1]) Dicht daneben hatten die Stickerinnen ihr Gemach, von deren kostbaren Arbeit wir bald eine Probe erblicken werden, und nun folgte das eigentliche Garderobezimmer, wo jetzt einige hierauf ganz allein angewiesene Sklavinnen die Rückkunft der Droso mit gespannter Dienstbeflissenheit erwarteten. Auch sie hatten ihre eigene Benennung, und hiefsen Kleiderfalterinnen, oder, wie man es in einigen Provinzen Deutschlands ausdrücken würde, Plätterinnen. [2]) Denn da der Wohlstand den Römerinnen von Stande nicht erlaubte, öffentlich in einer andern als der bestimmten Matronalkleidung zu erscheinen, diese aber aufser der Falbel von Purpur und Goldstreifen an der Tunika durchaus keine andere als weifse Farbe zum Ober-

kleide, und keine andern Zeuge, als feingewebte wollene und halbseidene gestattete, so kam alles darauf an, diesen weifsen Gewändern den höchsten Grad von Glanz und Glätte zu geben, dessen sie fähig waren. Man erfand daher besondere Kleiderpressen, unter welchen die Gewänder so lange liegen blieben, bis sie zum Gebrauch heraus genommen wurden, und wie wir unsere feinere Tischwäsche, die wir auf eine ähnliche Weise unter der Presse glatt zu erhalten pflegen, zugleich mit besonderer Geschicklichkeit zu brechen und zu falten verstehen, so war diefs auch bey den Gewändern der Römerinnen, und, als die Männer eben so weichlich wurden als die Frauen, auch bey den römischen Männern der Fall. Schon darum also hiefsen jene Sklavinnen Kleiderfalterinnen. Es gebot aber auch überdem noch die Mode, gewisse Theile der Ober-

und Untergewänder sehr zierlich gefältelt und zusammen gebogen zu tragen. [1]) Und auch diefs Geschäft verrichteten diese Garderobemädchen. Wir erblicken also hier mehrere Kleiderpressen und Glättmaschinen zu dem eben angeführten Gebrauch. [2]) In den schön polirten Kästen, [3]) die an den Wänden herumstehen, liegt der ganze Kleiderschatz unserer Domina. Schon die Aufschriften lassen uns auf den Reichthum und die Menge der hier aufbewahrten Kleidungsstücke schliefsen, da unsere Sabina bey heimlichen Lustparthien auch gern die farbigen und reitzenden Gewänder [4]) der Mädchen und Frauen leichterer Art, und ihren mannigfaltigen Fantasieputz nachahmte, und überhaupt für jedes Fest, jede Jahreszeit ihre eigene Garderobe hatte.

Dorkas! so rief halb athemlos Droso, indem sie in das Kleiderzimmer (*vestia-*

rium) hereinstürzte und eine ihrer Gefährtinnen, die Dorkas hiefs, anredete, geschwind, geschwind den Rock mit der schönen Falbel, die mit Perlen gestickt ist! Die Domina hat für heute die Perlengarnitur gewählt! Zum Glück hatte Dorkas einen frühern Wink von der Hypassis erhalten, und an die schönste, neue, glänzend weifse Tunika die mit Perlen gestickte Purpurbesetzung im voraus angenäht. Die übrigen Kleidungsstücke waren auch schon längst in Bereitschaft gehalten worden, und so geht denn unverzüglich die ganze kleine Schaar der Kleiderfalterinnen mit den verschiedenen Theilen des Anzugs, den sie behutsam über ihre Arme gelegt haben, und von welchem der köstlichste Wohlgeruch ausduftet, ins Ankleidezimmer der Sabina, welcher Harmion eben mit grofser Aufmerksamkeit, um nicht durch die Verwechselung der Schuhe eine böse Vor-

bedeutung zu geben, [1]) die Schuhe aus dem feinsten weifsen Leder (*aluta*) [2]) angezogen hat.

Das Anlegen der Gewänder selbst kann ihrer ganzen Beschaffenheit nach nicht viel Zeit kosten. Mit dem innern Untergewande, welches wir Hemde nennen würden, ist Sabina schon, seitdem sie ins Ankleidezimmer getreten ist, bekleidet. [3]) Es ist eine zarte Tunika mit Armeln, die nur einen Theil des Oberarms bedecken, aus der feinsten Baumwolle gewebt, und so lange, bis sie sich ganz ankleiden wird, unter der Brust mit einem schmalen Gürtelbande zusammengefafst. Kypassis, der allein die Ehre zu Theil wird, ihrer Gebieterin bey diesem Anzuge Kammerfrauendienste leisten zu dürfen, bindet diefs leichte Gürtelband ab, und umwindet zuerst die Brüste mit einer schmalen Purpurbinde, [4]) wodurch bey den Damen des Alterthums auf eine

weit leichtere Weise eben die Vortheile erhalten wurden, die man in neuern Zeiten durch Schnürleibchen mit elastischen Stahlbändern oder *corsets élastiques* zu erreichen suchte. Nachdem diefs geschehen ist, reicht Dorkas das obere Untergewand oder die eigentliche Tunika dar, (was unsere Damen vordem *Chemise*, und jetzt auch *Tunique* nennen würden,) die nun Hypassis der Domina anziehen hilft. Denn man mufs bey den Alten uberall Anziehen vom Überwerfen und Umnehmen sorgfältig unterscheiden. [1])

Da diese Tunika, diefs o b e r e Untergewand eigentlich den Hauptanzug ausmacht, und an ihm die meiste Pracht verschwendet ist, so dürfte es nicht unnütz seyn, während Hypassis den Gürtel schlingt, in seiner Betrachtung noch einige Augenblicke zu verweilen. Der Stoff dieses Gewandes ist eigentlich ein halbwollener Zeug, [2]) aus der feinsten

milesischen Wolle mit baumwollenem Einschlag gewebt, von einer blendend weifsen Farbe. Das Gewand selbst hat kurze Aermel, die nur den Oberarm bedecken, und nach einer schon früh bey den dorischen Griechen üblichen Mode aufgeschlitzt und mit goldnen Agraffen wieder zusammengefafst sind. [1]) Es ist da, wo es über der Brust den Ausschnitt hat, mit einer zwey Finger breiten Bordüre von zweymal gefärbtem Purpur eingefafst. [2]) Denn, um diefs hier nur im Vorbeygehen anzumerken, zweymal gefärbter Purpur (*dibaphon*) war gerade noch einmal so feurig, aber auch noch einmal so kostbar, als der einfach gefärbte. Von eben dieser Farbe ist nun auch die unterste Einfassung der Falbel, die für das auszeichnende Merkmal der römischen Matronentunika gehalten wurde. Die eigentlich weifse Tunika ging nämlich nur etwas über die Knie herab, und

wurde auch von Frauenzimmern der leichten Gattung, von Libertinen, nur so kurz getragen, die dann nicht ermangelten, über die Knöchel noch kostbare Fufsbänder, goldene Kettchen und Spangen anzulegen. [1]) Aber die Tunika einer Matrone hatte hier noch einen besondern Ansatz, [2]) eine in viele Fältchen zierlich gelegte Falbel, die so weit herab ging, dafs man dahinter kaum etwas von den Fufsspitzen erblickte. An dieser Einfassung war nun gewöhnlich aller mögliche Aufputz und was man *Agrémens* und *Appliqués* nennt, in mancherley Bordüren (*limbi*) angebracht. Sehr oft waren fein geschlagne Goldbleche aufgenäht oder gediegne Goldfäden eingezogen. [3]) Gewöhnlich aber lief unten ein weiter Purpurrand herum. Die Tunika unserer Sabina hat eine solche Purpureinfassung, die aber durch eine künstlich aufgesteckte Perlenschnur noch mehr gehoben wird. [4])

Hypassis umgürtet diese lange Tunika-Chemise jetzt mit einem einfachen weifsen Bande, da jeder Schmuck daran, vom Mantel, der noch darüber kommt, oder von den überhangenden Falten der Tunika selbst verhüllt, völlig verloren gehen würde. Die ganze Kunst der gürtenden Sklavin besteht darin, dafs sie das Unterkleid, welches ohne diese Aufgurtung zu tief auf die Erde herabfliefsen und das Gehen völlig verhindern würde, so weit über das Gurtelband heraufzieht, dafs gerade die Spitze des Fufses noch etwas sichtbar, und um den Gürtel herum ein schöner etwas überhängender Faltenbausch gebildet werde. *)

Zum Ankleiden selbst fehlt nun nichts weiter, als dafs unsere Salina noch den langen weifsen Mantel, den Praenestina in Bereitschaft hält, umwerfe, und kunstlich über die linke Schulter und die Arme drapire. Aber noch ist das Wichtigste

zu thun übrig. Der Perlenschmuck der Kleopatra, den Sabinus jüngst seiner Gemahlin aus Alexandrien mitbrachte, ist noch nicht umgehangen. Die Armbänder sind noch nicht gebunden, die Ringe noch nicht angesteckt. Schon steht Spatale mit dem geöffneten Schmuckkästchen bereit. Noch wenige Augenblicke, und unsere Venus Anadyomene geht vollendet aus den Händen ihrer geschäftigen Zofen hervor.

Anmerkungen.

S. 82. 1) Wer kennt nicht das Juvenalische: *cupient et in acta referri?* II, 136. Es ist aus mehrern Stellen gewifs, dafs damals die öffentlichen Register, die man *acta diurna populi Romani* nannte, und wo man nicht nur die Staatsverhandlungen des Senats, die abgeurtheilten Processe und andere öffentliche Angelegenheiten einzeichnete, sondern auch die Geburts- und Sterberegister, ja selbst die Heirathen und Ehescheidungen eintrug, von eigenen Sklaven und Sklavinnen abgeschrieben und den Herrschaften regelmäfsig vorgelegt wurden. Schon Cicero *ad Fam. II*, 8. erwähnt einer solchen *Compilatio*, die der Sklave Chrestus von den jetzt aufgeführten Schauspielen in Rom gemacht hatte. Die hierher gehörigen Stellen hat zuerst Lipsius in seinem Excurs ad Taciti Annal. V, 4.

fast alle gesammelt. Ganz neuerlich ist auch im Monthly Magazine 1805. August. p. 56. f. davon viel erzählt worden. Allein höchst unkritisch wird da das von Pighi in den Annalen gelieferte Bruchstück eines solchen Journals von Rom noch als ächt angeführt und übersetzt, so wie es Heinrich Dodwell im *Appendice Praelectionum Camdeniarum* p. 665-691. aufgeführt und erläutert hat. Allein nach P. Wesselings scharfsinniger Widerlegung (in seinen *Probabilibus* c. 19.) hat auch Ernesti in seinem ersten Excurs zu Suetons Caesar den Ungrund dieser von einem Betrieger untergeschobenen Fragmente dargethan. So viel bleibt indefs gewifs, dafs eine vornehme Römerin damals so gut ihre *petites Affiches* von Rom lesen konnte, als eine heutige Pariserin ihr *Journal de Paris* oder eine Londnerin ihren *Daily Advertiser* or *Oracle of Fashion*, nur mit dem Unterschied, dafs diese Bulletins weit kostbarer waren.

S. 32. 2) Sie hatte bey den Römern ihre eigne Amtstitulatur, und hiefs *Vestipica*. Der alte Grammatiker Nonius I. p. hat uns

dies Wort, was auch in den besten Ausgaben des Plautus Trin. II. 1. 21. vorkommt, besonders erklärt, und mit einem Vers des Römischen Lustspieldichters Afranius belegt: *Novi non insciturn ancillulam vespere et vestipicam.*

S. 83. 1) Zum Brust- und Stirnenschmuck der Pferde, die mit dem allgemeinen Namen *phalerae* genannt wurden. (S. zum Silius Italikus XV. 255.) gehörten auch wohl bey ausserordentlichen Gelegenheiten Perlenschnüre. S. Klaudians Epigramme XXIII. 9. und Scheffer *de antiquorum torquibus* c. 15. p. 59. Hierher gehören die in der Aufzählung des männlichen Luxus von Plutarch angeführten *περιδέρμαια ἵππων* in den *praecept. conjug.* c. 48. *T. I. P. II.* p. 57. Wyttenb.

S. 87. 1) Das *sagum quadratum* des Martial XIV. 152. Es waren keine Quadern, wovon aber der leinene Stoff sowohl im Faden als im Gewebe so gestampft oder geschlagen wurde, dafs es durch wollartige Flocken eine für das Gefühl sehr empfehlende weiche Zottigkeit erhielt. Dies hiefsen die Griechen

und Leinen damals *mantelia*. Pollux VII. 16. Also auch hier ein Raffinement, dem unsere Handtücher von dem feinsten Linnendamast noch gar nicht beykommen. Über die Zubereitung dieser zottigen Linnen s. Vofs Erklärung zu Virgils Landbaugedichten Th. IV. S. 313 f.

S. 87. 2) Trimalchio thut dasselbe bey einer noch weit unanständigeren Befeuchtung der Hände: *aquam poposcit ad manum digitosque pueriles expertos in capite pueri tersit.* Petron. c. 27. p. 93. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, dafs die so oft mifsverstandene Geschichte von der schönen Sünderin in der evangelischen Geschichte, die die benetzten Füfse des ihr so ehrwürdigen Lehrers mit ihren Haaren trocknete, auf eben diese Weise zu verstehen sey. Luc. 7. 38. s. Elsners *Observ. sacr. p.* 215.

S. 95. 1) Diefs sind eben die *alae* Vitruvs, da wo er von der Einrichtung eines Römischen Hauses spricht, VI. 3. p. 137. *ed. Bip.* und die *cellae familiaricae* in den Häusern der Griechen in einer andern Stelle, VI. 10.

p. 145. Vergl. Vitruvius Baukunst aus der Römischen Urschrift übersetzt von A. Rode Leipzig 1796. 4. Th. II. S. 21. und 33.

S. 86. 2) *Textrinum* oder *textrina*. Siehe Oudendorp zum Sueton p. 967.

S. 87. 1) Spinnliedchen. Man erinnert sich des schönen Verses des Ovid in seinem Lobe auf den Gesang:

Gern auch singet die Sklavin und dreht die zierige Spindel,
Denn der mouvre Gesang kürzt und versüßet die Mühe.

Ovids Klageelegien IV. 1. 13. Vergl. Virgil vom Landbau mit Vofs Erklärungen Th. III. S. 141. Lange vorher, ehe unser Bürger sein beliebtes Spinnliedchen: Schnurre, liebes Rädchen, dichtete, hatten die griechischen Spinnerinnen schon ihr Liedchen, worauf sich auch der Gesang im Spiele ἐπὶ λείνῃ beym Lexikographen Pollux IX. 127. bezieht. Der wahre Name eines solchen Spinnerliedes bey den Griechen war ἔλλινος.

wie Ilgen in seiner Abhandlung *de poesi veterum* p. 16. richtig bemerkt hat. Diese Lesart hat nun auch Schweighäuser in seinen Anmerkungen zum Athenäus XIV. 10. T. VII. p. 302. für die richtigere erklärt. Schon in der Odyssee singen Circe und Calypso während des Webens und so blieb es stets Sitte der Griechinnen. Und diese Spinnerinnen der Sabina waren ja meist Griechinnen.

S. 5ter. 23 Quasillarien. Diese armen Spinnemädchen hiefsen *quasillariae*, und waren die verachtetsten unter dem weiblichen Hausgesinde, wie aus einer auffallenden Stelle beym Petron c. 132. p. 625. erhellt, wo eine Domina von eben diesem Schlage, wie unsere Sabina, ihren schimpflich abgedankten Liebhaber von diesen Spinnhexenmädchen um die Wette ausprügeln läfst. Das Spinnkörbchen hiefs *quasillum*, welches die Römer in dem verächtlichen Sinne brauchten, wie die Franzosen ihr *quenouille*. Siehe zu Cicero's Philipp. III. 3. T. VI. p. 651. *Graev.* Die Spinnmeisterin, *lanipendia*, kommt in den Romischen Gesetzen vor, sie war die tägliche

Aufgabe (*pensum*) den Mädchen zu. Unsere Zucht- und Spinnhäuser können in mehr als einer Rücksicht mit diesen römischen Spinnstuben verglichen werden. Dafs Sklavinnen zur Strafe die Aufgabe vermehrt wurde, erhellet aus Properz IV. 7. 57.

S. 87. 3) So sagt der Redner Portius Latro beym Seneka *Controv. II. 15. T. III. p. 168. ed. Amst. infelices ancillarum greges laborant, ut adultera tenui veste perspicua sit.* Diese dünne Kleidung war eine Art Musselin aus ägyptischer Baumwolle, aus *lynus.*

S. 88. 1) Man vergleiche die schöne Stelle bey Kolumella *praefat. ad lib. XII. p. 551. ed.* Schneider. und erinnere sich an die hinreifsende Schilderung der spinnenden Lukretia beym Ovid im Festkalender II. 741. Ein einladendes Bild für einen Antiquar! Der berühmte Professor Christ in Leipzig versinnlichte diese Szene allezeit seinen Zuhörern, indem er sich als die Matrone und die Zuhörer als die Spinnmädchen dachte.

S. 88. 2) Sueton im August. c. 73.

S. 80. 1) Sie hiefsen *sarcinatrices* oder *sartrices*, (S. Nonius I. 276.) und kommen als Sklavinnen von geringerer Bedeutung in den Römischen Gesetzbüchern vor. *Digg. XV.* 1. *leg.* 27. Man vergesse dabey nur nicht, dafs im ganzen Alterthum es viel weniger an den Kleidern, die fast fertig schon vom Weberstuhle kamen, (S. Beckmanns Beyträge zur Geschichte der Erfindungen Th. IV. S. 115. und die gelehrte Abhandlung Schneiders über die Weberey der Alten im *Index ad scriptores Rei Rust.* p. 582. *ff.*) zu schneidern und zu nähen gab als bey uns. Beym Untergewand waren die Ärmel und die Hauptnäthe alles, was die Nadel einer *sarcinatrix* bedurfte. Unten wurde die Falbel noch besonders angenäht. Weiter war nichts zu thun. Doch kommen auch *vestificae* vor. S. Reinesius *Inscript. Cl.* IX. 9. Gruterus DLXXVIII. 6.

S. 89. 2) Sie hiefsen *vestiplicae*. Eine besondere Anekdote von einer Sklavin dieser Art finden wir in der Deklamation des Quintilian, wo sie des Nachts die Stelle ihrer Frau bey einem sehr zudringlichen Liebha-

ber vertreten mufs. S. *Declam.* CCCLXIII. mit Burmanns Anmerkung S. 753. Hierher gehört auch der *artifex togae, qui pridie rugas ab exordio format et inde deducit in tilias* (d. h. in Bretchen aus Lindenholz) beym Tertullian *de pallio* c. 5. wo Saumaise p. 754. f. nach seiner Art vielerley Passendes und Unpassendes zusammengehäuft hat.

S. 91. 1) Wenn Martial die runzelreiche Stirn einer alten Frau schildern will, sagt er: deines Gewandes Saum hat nicht mehr Falten III. 93. 4. Die Sache findet sich auf mehreren alten Denkmählern, besonders auf Bildsäulen, sehr deutlich ausgedrückt. S. Winkelmann *Monumenti inediti* im *Trattato preliminare p.* 32. Überhaupt liebte das Alterthum durchaus die Falten in seinen Gewändern, und so ging die Kunst reich zu drapiren von dem Gebrauche im Leben auch in die Kunstwerkstätten über, wo sie jetzt nur noch in verkümmerter Tradition wohnet. Wie anstöfsig würde ein Grieche und Römer auch schon darum die Mode mancher modernen Damen gefunden haben, die Schleppe des Kleides hinten so zusammen zu

fassen, dafs das Gewand von vorn so knapp und faltenlos, als moglich, anliege!

S. 91. 2) Kleiderpressen. Die Erwähnung dieser Kleiderpressen (*prela*) kommt erst bey den Schriftstellern unter den ersten Kaisern vor. So erscheint beym Seneka *de tranquill. animi c. 1. vestis ex arcula prolata, mille ponderibus aut tormentis splendere cogentibus pressa*, wo Lipsius die Sache erläutert hat. Beym Martial kommen sie mehrmals vor, als II. 46. Beym Klaudian XXX. 101. legt die Venus solche gepreſste Gewänder an. Ammian XXVIII. 4. nennt diese Maschinen *pressoria*.

S. 91. 3) Sie hiefsen *arculae* oder *capsulae*. Daher nennt Seneka *ep. 56.* stutzerhafte Gecken *totus de capsula*. Man legte zwischen die Gewänder allerley wohlriechende Holzer (daher schon beym Homer die ἴματα ϑυώδεα) und aromatische Harze. In den Aufschriften des kosmetischen Arztes Kriton, die uns Fabricius in seiner *Bibliotheca Graeca* erhalten hat, kommen auch ausdrücklich καταλύματα ἱματίων vor.

S. 91. 4) Farbigte Gewänder der Frauen. Wenn man in Ovids Kunst zu lieben III. 179 - 191. und bey andern Dichtern fast eben so viel Modefarben bey den Kleidern der Damen erwähnt findet, als in den neuesten Musterkarten zu finden sind, so mufs man nicht vergessen, was auch Ferrari schon bemerkt hat *de Re vestiar. III. 22. p. 249.* dafs hier blofs von der Mittelklasse geputzter und dienstfertiger Frauen in Rom, die man *libertinas* nennt. (woraus das französische *Libertinage*) nicht von Matronen die Rede sey, die aufser Gold und Purpur nichts *en couleur* trugen, wenn sie nicht muthwillig auf ihren Stand Verzicht thaten. So trugen auch nur die *libertinae* um die Knöchel goldene oder mit Perlen besetzte Fufsspangen. S. Hardouin zu Plin. T. II. p. 609. n. 10.

S. 93. 1) Da die Alten durchaus für jeden Fufs einen eignen, und also einen rechten und linken Schuh hatten (S. *sur les souliers à l'chatte des anciens Grecs*, Paris 1800. p. 20.); so wurde ihre Vertauschung früh beym Anziehen für ein Zeichen gehalten, dafs den

ganzen Tag alles verkehrt gehen werde. Diese Furcht vermochte selbst den ersten der römischen Imperatoren, der doch in vielen sehr klein war, zu beunruhigen. Sueton. in Aug. c. 92. *Si mane sibi calceus perperam ac sinister pro dextero induceretur, id dirum auspicium observabat.* Plin. II. 7. nennt dies *calceum inductum praepostere.*

§. 47. 2) Unterschied zwischen Schuhen und Schnürsohlen. Man muss durchaus in den Beschuhungen der Alten den eigentlichen Schuh, der den ganzen Fuss, oft auch noch die Knochel bis an die Wade bedeckte, von den Sandalen oder Bänderschuhen unterscheiden, die, nur die Fußsohlen deckend, übrigens mit Riemen und Bändern oberhalb geschnürt wurden, und die Fußzehen und obern Theile des Fußes frey liessen. Alle jene Beschuhungen, die den Fuss auch oben deckten, hiessen mit dem ächtrömischen Worte *calcei*, (bey den Griechen, wo sie doch eigentlich, ausser in den Kothurnen, nicht vorkommen, *ὑποδήματα κοίλα*,) die bloss geschnürten hiessen *solae*. Die Stelle beym Gellius XIII. 20. setzt dies

aufser Zweifel. Schon Salmaise zu Tertullians *pallium* p. 353. ff. hat diefs so gut aus einander gesetzt, dafs man sich wundern mufs, wie seitdem noch so oft Mifsverständnisse darüber herrschen konnten. Da man nun aber den ganz deckenden Schuh immer für etwas lästiges, einpressendes hielt (Tertullian l. l. nennt ihn *proprium togae tormentum*): so raffinirte man auch auf aufserordentlich weiches und zartes Leder, und diefs hiefs *aluta*, von *alumen*, Alaun, weil man die Felle mit Alaunbeize weich und gar machte, wie noch jetzt unsere Weifsgerber thun. Männer und Frauen trugen nun in Rom, sobald sie geputzt erscheinen wollten, blendend weifse Schuhe. So der Stutzer beym Martial VII. 33 so der stutzerhafte Pfeifer beym Phädrus V. 7. 36. Gewissermafsen kannten also die Römer damals schon das jetzt so gesuchte weifse Atlasleder der Engländer, das man selbst allen seidenen Stoffen zum Putz vorzieht. Aber man mufs hier Matronen sehr genau von den *fillis* und freyen Stadtmädchen unterscheiden. Diese trugen die weit verführerischer und eleganter geschnürten, pantoffelartigen Sohlen, die von

den römischen Dichtern oft blofs *Vincla* genennt werden. S. zum Tibull I. 5. 66. Gronsalius zu Petron c. 126. p. 213. Unsere Sabina erscheint heute in grofser Parüe als Matrone; da darf sie keine *solas* tragen. Wohl aber können die weifsen Schuhe in Gold gestickt seyn. (*κεντρωτοὶ*, Epikets Enchiridion c. 60. mit Heynens Anmerkungen nach dem Simplicius.) So hat einer bey einer heiligen Prozession, wo er eine Frau vorstellt, *socros obsauratos* beym Apulejus Metam. XI. p. 260. vergl. Saumaise zum Tertullian *de pallio p.* 238. Wenn Ovid III. A. A. 274. seiner Schülerin zuruft: *Pes malus in nivea semper celetur aluta*, so empfiehlt er den *filles* den Matronenschuh, blofs um eine Ungestaltheit dadurch zu verbergen, denn sonst würde sie gewifs nur zierlich gestickte *solas* tragen. Abbildungen des weiblichen *calceus* auf alten Monumenten sind darum sehr selten, weil die Bildhauer und Künstler die Sandalen oder *solas* der Kunst weit angemessener fanden. Doch kann man sich in den weifs der Tänzerin in den *Pitture d'Ercolano T. I. tav.* 21. und der historischen Muse im *Pio-Clementino T. I. tav.* 17. mit Visconti's Anmerkung

p. 34. die Sache in etwas vorstellen, wenn man dabey nur nicht vergifst, dafs immer noch ein beträchtlicher Unterschied zwischen dem bequemen Soccus (wohin auch die merkwürdige Figur in gebrannter Erde im Museum zu Veletri des Cardinals Borgia gehört. S. die Figur in Guattani *Monumenti inediti* 1785. Aprile T. II.) und dem knappen Calceus gewesen sey. Vergl. Baldwin *de calceo* c. 16.

S. 53. 5) Das Hemde. *Interula.* Dieſs war eine Art von innerer Tunika (*interul.*), die entweder ganz aus Leinwand (*linea.* Saumaise *ad Scriptt. H. A. T. I. p.* 972.) oder aus Baumwolle (*byssinae*) verfertigt wurden. Männer und Frauen trugen dergleichen; bey den Männern hiefs sie *subucula*, bey den Frauen *intusium*; (S. Ferrari *de re vestiaria III.* 1. *p.* 175.) ungefähr wie die Engländer zwischen *shirt* und *shift* unterscheiden. Das Negligée oder der Morgenanzug der Frauen in ihrem Hause bestand, wie man aus vielen Stellen des Ovid und Properz sieht, blofs in einem solchen Hemde, welches, wenn es sehr eng anlag, nicht einmal gegürtet zu werden brauchte (*vacat zonae tormen-*

tum, sagt der Kirchenvater Tertullian *de pallio*, wo Saumaise die Sache gelehrt erläutert S. 381. f. *ed. pr.*). Doch konnte es durch seine Länge leicht beschwerlich werden, und darum wurde es wenigstens so lange, bis man die eigentliche Tunika darüber zog, mit einem Gürtelbande (*semizona*) zusammen gehalten. Die heutigen Pariserinnen ahmen diese Mode nach, seit sie von der völligen Hemdenscheu zurückgekommen sind und lassen sogar Guirlanden um die Taille der Hemden sticken, weil sie nur im Hemde an der Toilette erscheinen wollen.

S. 95. 4) Der Name dieser Busenbinde, die zu doppelter Absicht gebraucht wurde, theils um den allzu vollen Busen einzuschnüren, (denn hiefs sie auch *mamillare*, Martial. XIV. 66.) theils um ihn zu heben, hiefs *strophium*. S. zu Katull 65. 65. Sie ist oftmals irrthümlich mit dem Gürtel oder der Zona selbst verwechselt worden.

S. 96. 1) Was hier geschieht, heifst *induere*. Was in der folgenden Szene am Ende vorkommt, *amicire*. So unterscheidet auch der Grieche stets ἐνδυμα und περιβόλαιον.

S. 94. 2) Dieſs nannte man damals mit der allgemeinen Benennung Koiſche Kleider, oder auch *bombycina*. Die alten Schriftſteller wissen sich selbst nicht darein zu finden, und nennen ganz verſchiedene Stoffe mit einerley Namen. S. Plinius XIX. 22. Gewifs ist es, dafs es aufser den ganz durchsichtigen Floren und Gazen, worüber sich Seneka und einige Dichter so ereifern, (*Cois tibi paene videre est ut nudam Horat. I. Sem.* 2. 131.) noch einen dichtern Stoff gab, der unsern feinsten Musselinen und Linons wohl wenig nachgab, und aus diesem ist die Tunika unserer Sabina gewebt.

S. 95. 1) Man findet dieſs Untergewand auf mehreren Statuen der Kaiserinnen, z. B. der Lucilla im *Museo Pio-Clementino T. III. tav.* 10. und so auch an der Statue der Kaiserin Sabina, als Concordia, in Visconti's *Monumenti Gabini n.* 34. welche auf der Kupfertafel zu dieser Szene nachgebildet worden ist.

S. 95. 2) *Patagium, clavus.* Diese Bordüre (*clavus*) war eigentlich nur ein Vorrecht der Matronen. Um sie von der Tu-

dire an der Mannertunika, die eigentlich nur *clavus* hiefs, zu unterscheiden, hiefs sie auch mit einem Griechischen Worte *patagium*. S. die Stellen bey Ferrari *de re vest. III. p.* 174. Dafs man sie auch an den Ärmeln getragen habe, beweisen die *manulcarii patagiarii* in Reinesens Inschriften Cl. XI. 83. p. 659.

S. 96. 1) Wenn daher an jener Matrone beym Petron c. 126. p. 604. *pedum candor intra auri gracile vinclum positus* genannt wird, so versteht man allerdings am richtigsten solche Fufsspangen darunter, aber man vergesse dabey nur nicht, dafs jene Matrone da gar nicht in ihrem Staatskleide erscheint, sondern auf verliebte Abenteuer ausgeht. Hieraus ist auch Ferrarius in *Analectis de re vestiaria c.* 21. *p.* 72. zu berichtigen.

S. 96. 2) *Instita*. Die Falbel heifst eigentlich *instita*. Sie war zwar aus dem nämlichen Stoffe, aus welchem die Tunika gemacht war, hatte aber, wie wir noch aus römischen Bildsäulen sehn, z. B. der Juno im *Museo Pio-Clementino T. I. tav.* 2. mit Visconti's Anmerkung, eine Menge Fältchen und ganz unten eine Purpur- oder Goldtour. Die

Tunika mit der Falbel als ein einziges Ganzes betrachtet heifst *stola* (στολη, gleichsam als wollte man in neuern Sprachen *grand parure* oder *full dreſs* sagen. Man ist damit ganz angezogen). Schon der einzige Vers des Horaz in der Beschreibung der Matronen, *quarum subsuta talos tegit instita veste*, macht die ganze Sache deutlich, die Ferrari weit besser als Rubens gefafst hat.

S. 96. 3) *Segmenta.* Diefs sind die so oft mifsverstandenen *segmenta* an der Kleidung der römischen Damen. S. Saumaise *ad Scriptt. H. A. T. II. p. 569. ff.* Man erinnere sich nur, dafs die Alten die Goldstickerey und Weberey, wie wir sie haben, nicht kannten, und dafs es eigentliches fein geschlagenes Goldblech (*lamina*) war, was zerschnitten und aufgeheftet wurde. S. Beckmanns Beyträge zur Geschichte der Erfindungen Th. III. S. 63.

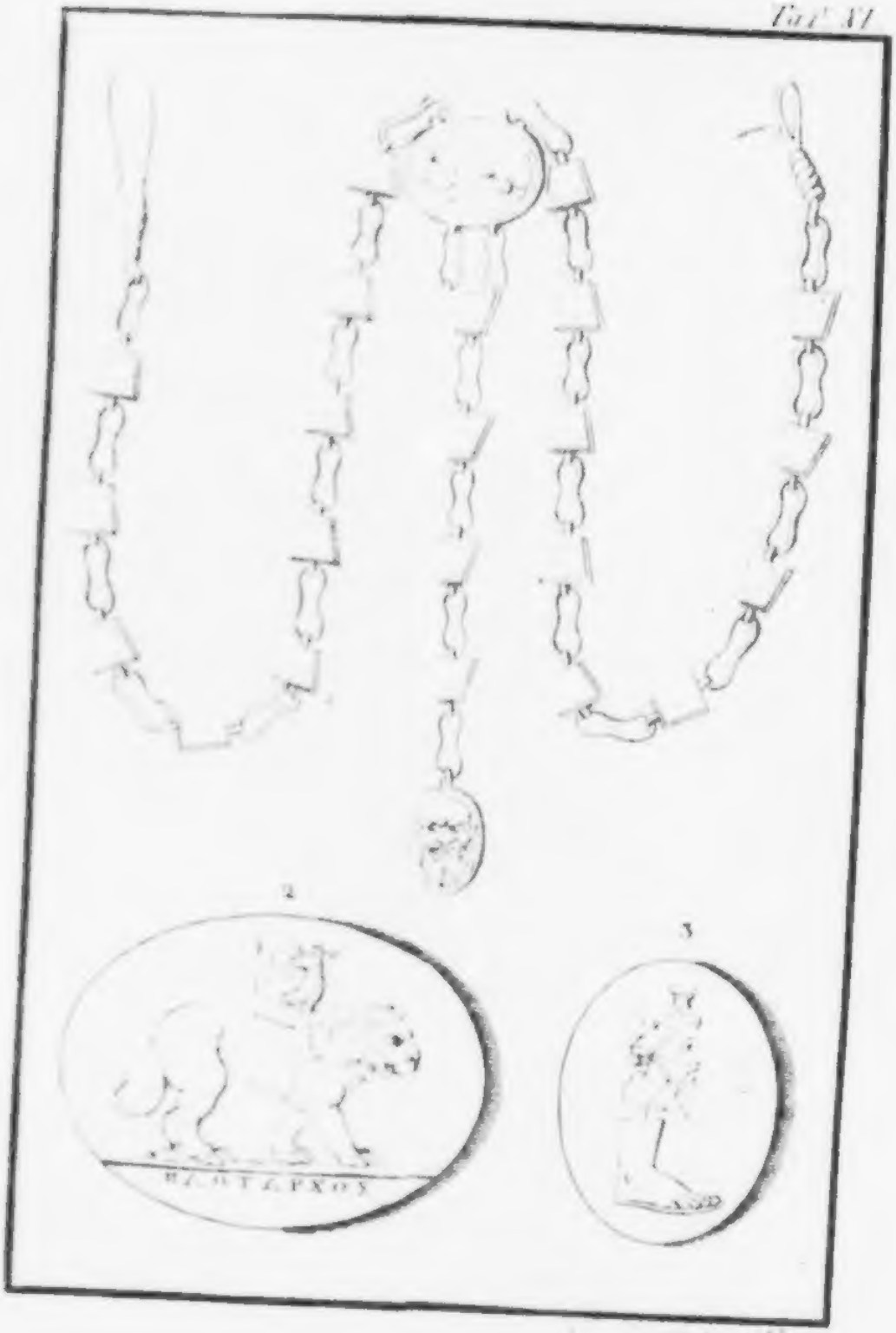
S. 96. 4) Wenn Plinius sich über den zügellosen Luxus ereifert, der mit Perlen getrieben wurde, so sagt er auch: man gehe auf Perlen IX. 35. s. 56. welches ich nicht

blofs von den Perlen auf Schuhen, sondern auch auf den untern Bordüren der Gewänder verstehen möchte. Siehe über diesen Luxus mit Perlen die Beyspiele gesammelt bey *Meursius de luxu Romanorum* c. 5. p. 20. ff.

S. 97. 1) Die Tuniken mit den angenähten Falbeln waren so lang, dafs sie ungegürtet noch über eine halbe Elle auf der Erde geschleppt haben würden. Diefs wurde nur durch das geschickte Gürten verhindert. S. Vorlesungen über den Raub der Kassandra auf einem alten Gefäfse S. 60. Der oben beym Gürtel überhängende Faltenbausch bildete das, was die Alten den Busen (*sinus*) nannten, und diente auch dazu, allerley Kleinigkeiten hineinzustecken, da die barbarischen Peschen und Taschen unserer Rocke eine bey den Alten völlig unerhörte Sache waren.

SIEBENTE SZENE.

Sabina entsiegelt das Schmuckkästchen. Juwelen mit Stammbäumen. Das dreyfache Busengeschmeide. Ohrgehänge mit Respects-Perlen. Sommergarnitur in Ringen. Amor der Löwenbändiger auf einem Ringstein. Der Serapiskopf auf dem Fufs, ein Amulet. Anlage des Mantels. Die Dame spuckt sich selbst an. Vollendender Blick auf den Spiegel in Lebensgröfse.


2
3

Noch wenige Augenblicke, und unsere Sabina geht aus den Händen ihrer Zofen in vollem Glanze hervor, wie ihn die neueste Mode in jenen Herrscherstädten der Welt wohl kaum verleihen könnte. Spatale, so heifst das Mädchen, deren besonderer Aufsicht der kostbare Perlenschmuck aus Agypten anvertraut ist, [1]) hat so eben das Schmuckkästchen herein gebracht, und zeigt der Domina das unversehrte Siegel. Es ist der Merkur mit dem hündischen Anubiskopf, womit, als dem damals beliebtesten Abzeichen bewahrender Wachsamkeit, die fromme Sabina am liebsten siegelt. [2]) Die Domina, die überhaupt nur bey solchen Gelegen-

heiten ihr Recht als alles versiegelnde Hausfrau geltend zu machen pflegte, nickt Zufriedenheit, und so wird es von der geschäftigen Spatale vor den Augen der Gebieterin wirklich entsiegelt. [1]) Die geschäftige Hypassis ist im Begriff, ihrer, sich vorwärts neigenden Gebieterin die kostbare, dreyfache Perlenschnur als Hals- und Busengeschmeide umzuhängen. Mit dieser hat es freylich seine ganz eigene Bewandtnifs, und ich hoffe mir von meinen Lesern einen kleinen Dank zu verdienen, wenn ich ihnen mittheile, was ich darüber auf einem alten Pergamentblatt in halbverblichener Schrift aufgezeichnet gefunden, und ziemlich mühsam heraus buchstabiert habe.

Man hatte, so erzählt mein Scholiast, bey der Hoffarth und Uppigkeit der damaligen Römer durchaus keine Kostbarkeit mehr, die durch sich selbst kostbar genug gewesen wäre, die zügellose

Prachtliebe und Putzsucht der stolzen Römerinnen hinlänglich zu befriedigen. So wie der verschwenderische Hausherr nicht damit zufrieden war, seine Büffets mit goldenen, silbernen und mit Edelgesteinen besetzten Trinkschalen aus der Werkstätte eines Myrons oder Praxiteles, mit Myrrhiniten und Onychiten zu besetzen, wenn er nicht auch zugleich durch einen geeichten Stammbaum beweisen konnte, dafs jener Doppelpokal in gerader Linie vom alten Nestor, diese Schaale von der schönen Dido abstamme, die einst den Aneas daraus auf ihre Gesundheit Bescheid zu thun nöthigte: [1]) so waren die vornehmen Matronen erst dann, nach ihrer Meinung, vollkommen geschmückt, wenn sie sich mit Kostbarkeiten und Kleinodien behängen konnten, von welchen der Juwelenhändler versicherte, dafs sie einst einer berühmten ausländischen Fürstin, einer grie-

chischen Königin, einer Gemahlin eines Seleucus, oder Mithridates, oder Herodes zugehört hätten. Keine Prinzessin hatte in den neueren Zeiten ein so vielseitiges Interesse für Rom und seine Gewalthaber gehabt, und durch ihren unermefslichen Aufwand, durch ihre Pracht- und Putzliebe, und durch die feinsten Gewebe der Politik, im guten und bösen Sinne so viel von sich reden gemacht, als die letzte Königin von Ägypten, die stolze Besiegerin eines Cäsars und Antonius, die Tausendkünstlerin Cleopatra. Die Prachtliebenden Römerinnen damaliger Zeit fanden daher ihre Eitelkeit durch nichts so sehr geschmeichelt, als wenn sie unter die Kostbarkeiten ihres Putztisches eine Schmucknadel, eine Armspange, oder gar einen Ring zählen konnten, der durch eine beglaubigte Überlieferung zu einem unbezweifelten Besitzthum der schönen Cleopatra erho-

ben wurde. Nun war unter dem Schmuke dieser gekrönten Buhlerin nichts so sehr berühmt, als die unschätzbare Seltenheit ihrer Perlen. Man erzählte [1]) sich noch immer mit frischer Bewunderung den berüchtigten Perlentrank, wodurch die üppige Gastgeberin nach dem Ausspruche des Lucius Plancus die Wette vom Antonius gewann, der es für unmöglich hielt, dafs sie bey einer einzigen Mahlzeit zehn Millionen Sesterze, oder 600,000 Thaler verschwenden könnte. Sie hatte in jedem Ohre eine Perle, die durch ihre Gröfse und Vollkommenheit, beide unschätzbar, einzig (*uniones*) und mehr als ein Königreich werth waren. Kaltblütig warf sie jetzt die eine davon in eine Schaale mit Essig, und trank sie aus. Zum Glück war Antonius schon mit dieser Probe zufrieden; sonst wäre die Reihe auch noch an ihren Compagnon im andern Ohr gekommen. Doch diesem

war ein besseres Schicksal bestimmt. Er kam, nach dem unglücklichen Ende seiner Besitzerin, in die Hände des grofsen Feldherrn und Lieblings des Augustus, Agrippa, der diese Perle in zwey gleiche Hälften zerschnitt, und sie dem Venusbilde im prächtigsten Tempel Roms, den er selbst erbaut hatte, im Pantheon, als den kostlichsten Ohrenschmuck, der in der alten Welt anzutreffen war, anhing. Diese halbirte Perle in den Ohren der Venus blieb die Bewunderung Roms, und man kann daraus leicht den Schlufs machen, was das sagen wollte, wenn jetzt die Sabina eine Perlenschnur von eben der Kostbarkeit um ihren Hals legen konnte.

So weit meine Nachricht in der alten pergamentnen Handschrift. Man wird sich übrigens wohl schwerlich darüber den Kopf zerbrechen, wie der Gemahl der Sabina zur Überzeugung gekommen

sey, dafs dieser höchst seltne und kostbare Schmuck wirklich der Cleopatra zugehört habe. Hätten die Perlen, wie in den Fabeln der Arabischen und Persischen Dichter, die Gabe der Sprache erhalten: sie hätten vielleicht der Erzählung des listigen Juwenhändlers, von welchem Sabinus sie für 100,000 Thaler erkaufte, [1]) geradezu ins Gesicht widersprochen. Jetzt hiefs es: es sey dieser Perlenschmuck heimlich aus den Schätzen entwendet worden, die von der Cleopatra kurz vor dem letzten Angriffe des Octavianus auf Alexandria in grofser Menge [2]) zu den prächtigen Gräbern geschafft wurden, die sie neben dem Isistempel erbauen liefs, und worin kurz darauf Antonius selbst seinen Geist aufgab.

Dergleichen kaufmännische Anweisungen werden eben so leicht geglaubt als erzählt. Die neueste Zeitgeschichte liefert in den Erzählungen von den Juwe-

len und Spitzen der unglücklichen Königin von Frankreich, Antoinette, eine merkwürdige Parallele. Wurde da nicht eben so zuversichtlich erzählt, dafs die Juwelen dieser, bey allen ihren Unvorsichtigkeiten doch höchst beklagenswürdigen Fürstin, [1]) durch eine sonderbare Wanderung in die Paraphernalia oder den Brautschmuck der Prinzessin von Wallis nach England gekommen wären, [2]) und dafs eine hochgepriesene Theatergöttin Mamsell Lange, jetzige Madam Simon, die sämmtlichen Spitzen dieser Monarchin auf ihrem Leibe trage? [3]) Man war so gutmüthig, keine dieser Erzählungen Lügen zu strafen. Warum sollte man es dem edlen Sabinus, der sich weit besser auf den Stammbaum eines Thessalischen oder Astnrischen Hengstes, als auf die Genealogie dieser Perlenschnuren verstand, so sehr übel nehmen, dafs er den feierlichen Betheurungen des

Alexandrinischen Juweliers völligen Glauben beymafs? Hatte er doch eine schöne runde Summe dafür gezahlt, und seine Hausgebieterin hatte kein geringeres Interesse, die Versicherung ihres Mannes, der ihr diefs als ein Geschenk von seiner Reise mitbrachte, wenigstens diefsmal für baare Wahrheit gelten zu lassen.

Auf jeden Fall konnte diefs Perlengehänge nach seiner seltenen Vollkommenheit und Kostbarkeit den Nacken und Busen der verführerischen Länder- und Herzensbezwingerin Cleopatra gar wohl geschmückt haben. Es bestand eigentlich aus drey Schnuren, [1]) wovon die eine enger angezogene blofs den Hals, die zweyte und dritte aber, welche weiter und lockerer herabhing, den Busen bedeckte, und selbst zwischen den Brüsten noch etwas tiefer sich senkte. [2]) Die oberste Schnur, oder das eigentliche Halsband, bestand aus blofsen Perlen;

die beiden andern Schnuren aber hatten noch das besondere, dafs zwischen jeder Perle von aufserordentlicher Schönheit und Grofse ein grüner, gold- oder perlfarbiger Edelstein, ein Smaragd oder Beryll, nach der Benennung des Alterthums [1]) abwechselte, und mit dem zwischendurch schimmernden Golde die angenehmste Farbenmischung darbot. [2]) Gewifs ein eben so geschmackvolles als prächtiges Busengeschmeide, um welches heute Sabina manchen scheelen Blick auf sich ziehen, aber eben dieser Scheelsucht ihrer Nebenbuhlerinnen sich herzlich erfreuen wird!

Während Hypassis mit dem Umhängen dieses Schmucks und dem künstlichen Anheften desselben an der Busenbinde beschäftigt ist, [3]) hat Spatale aus eben dem Kästchen auch die Perlengehänge hervorgezogen, die sie den Ohren der Domina mit möglichster Ehrerbietung

und Behutsamkeit einhängt. Die Mode, nur eine einzelne grofse Perle im Ohr zu tragen, die die Römer eben darum Einzelwesen oder Einer nannten, (*uniones*), war jetzt schon zu allgemein worden, und jede Libertina, jedes Freudenmädchen schmückte sich auf diese Weise. [1]) Die Ohrgehänge, die heute Sabina anlegt, bestehen aus drey neben einander hangenden Glockenperlen auf jeder Seite, die man, weil sie nur von Matronen von hohem Stande und Reichthum getragen werden konnten, mit einem eigenen Modeausdruck Respectsvermelder nannte. [2]) Eine einzige solche Girandole ist ein grofses Landgut werth! Der strenge Sittenprediger Seneca hatte wahrscheinlich unsre Sabina oder eine ihrer Putzschwestern in gutem Andenken, als er die merkwürdigen Worte niederschrieb: „Perlen kommen mir vor „Augen, nicht etwa Eine für jedes Ohr:

„nein, die Ohrläppchen unserer Damen „haben durch Übung eine eigene Fertig„keit erhalten, sich recht viel anhängen „zu lassen. Zwey Perlen neben einan„der, und eine dritte oben darüber ma„chen jetzt ein einziges Ohrgehenke aus. „Die rasenden Thörinnen glaubten ver„muthlich, ihre Männer wären noch „nicht geplagt genug, wenn sie nicht in „jedem Ohre zwey oder drey Erbschafts„massen hängen hätten.“ 1) Von den Ohren kommt es endlich auch noch an die Hände. Auch hierzu liefert Spatale aus ihrem Schmuckkästchen mehr als Eine Kostbarkeit. Über der Hand werden goldene, mit künstlich getriebenen Rosetten und Blumenwerk ausgeschmückte Armspangen oder Bracelets angelegt, 2) und 16 Ringe, an jedem Finger, nur den mittlern an beiden Händen ausgenommen, 3) zwey Ringe mit Edelsteinen, angesteckt, an welchen die Meisterarbeit der berühm-

testen Steinschneider noch viel kostbarer ist, als der Werth des Steines selbst. Merkwürdig ist es hierbey, dafs Sabina zur heutigen Feierlichkeit zum erstenmal die Sommergarnitur ihrer Ringe anlegt.

Um diesen meinen Lesern vielleicht nicht ganz deutlichen Ausdruck verständlicher zu machen, will ich hierbey nur erinnern, dafs die gränzenlose Prachtliebe der reichen Römer und Römerinnen auch in diesem Artikel des Luxus, in den Ringen, ein besonderes Raffinement ausfindig gemacht hatte. Sie hatten in ihren kostbar ausgestatteten Ringkästchen, oder Daktyliotheken, für jede Jahrszeit eigene Garnituren von Ringen. Denn da die Gemmen, oder geschnittenen Steine, welche damals den Ringen den gröfsten Werth gaben, zum Theil von beträchtlicher Gröfse waren: so trug man die gröfsern und schwerern Ringe nur im

Winter, wählte aber für den Sommer die leichtesten und kleinsten. [1]) Eben darum hatte Sabina heute auch nur Armbänder von dünnem fein gearbeiteten Golde genommen, da sie in einer andern Jahrszeit noch weit kostbarere Armspangen mit prächtigen, aber etwas schweren Cameen eingelegt, [2]) gewählt haben würde. — Man hat in der Geschichte des neuern Luxus eine Erzählung von einem bekannten Premierminister an einem der ersten teutschen Höfe, der für jeden Tag im Jahre einen eigenen Stockknopf und eigenen Ring gehabt haben soll. Auch verfertigte man schon lange in Dresden und an vielen andern Orten artige Schmuckkästchen, worin einige Dutzend verschiedene Ringsteine aus schön geschliffenen Crystallen und Halbedelsteinen, alle für einen Ring passend, zusammen geordnet sind, so dafs der Liebhaber oder die Liebhaberin einen ganzen Monat hindurch

alle Tage einen ihrer Ringe wechseln kann. Aber was will alles dieſs gegen die verſchwenderiſche Pracht unſerer Sabina ſagen, da es bey ihren Ringgarnituren nicht blofs auf die Schätzung des Juweliers, *) ſondern auch auf die vollendeten Kunſtwerke groſser Meiſter in der Steinſchneidekunſt und auf den ganz eigenen Werth ankam, den einzelne Ringe durch ihre vorigen berühmten Beſitzerinnen erhalten hatten. †)

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich die Vorſtellungen auf den geſchnittenen Steinen, die ſich in den Ringen unſerer Sabina befanden, einzeln anführen wollte. Nur das darf ich nicht ganz unberührt laſſen, dafs ſich unter dieſer Garnitur der Lieblingsſtein der Domina und auch ein Amulet befand. Jener Liebling war nichts anders als die berühmte Vorſtellung des allbezwingenden Amors,

der auf einem Löwen reitet. [1]) Es war ein trefflicher Intaglio, in einem Sardonyx geschnitten, und ein Meisterwerk des berühmten Steinschneiders Plutarchos, von welchem sich ein etwas gröfserer Stein mit einer ähnlichen Vorstellung noch vor kurzem (!) in der grofsherzoglichen Sammlung zu Florenz befand. [2]) Die zärtliche Sabina sah diesen Stein nie ohne inniges Wohlbehagen an. Sie dachte sich selbst dabey immer als den schalkhaften Liebesgott, und gab ihrem jungen muthwilligen Vetter, dem geliebten Saturnin, dabey die Stelle des bezwungenen, und jetzt vom Amor gepeitschten Löwen zu spielen. Saturnin liefs sich auch diese Deutung so lange recht gern gefallen, als er in dem geheimen Liebesverständnisse mit seiner reichen und freygebigen Muhme seine Rechnung fand. Ja, er hatte ihr sogar vor kurzem ein recht zierliches griechisches Sinngedicht auf diesen

Stein mit der Versicherung überreicht, dafs es ihm die Musen in einem seligen Augenblick der verliebtesten Begeisterung eingeflüstert hätten. Da wir es aber unter dem Namen eines bekannten griechischen Epigrammendichters, Argentarius, noch jetzt in der griechischen Blumenlese aufbewahrt finden: so dürfen wir uns wohl zu dem Verdacht berechtigt halten, dafs sich der schöne Ritter bey dieser Gelegenheit eben des Kunstgriffs bedient habe, den von jeher fade Süfslinge zur Bemäntelung ihrer Hohlköpfigkeit anzuwenden wufsten. Hier ist das Gedichtchen, wie es sich in der angeführten Sammlung erhalten hat. *)

„Auf dem Steine gewahr' ich den allbezwingenden Amor.

„Wie er des Leuen Gewalt bändigt mit trotzigem Arm:

„Seht, mit der Rechten peitscht er die zottige Mähn', in der Linken
„Führt er den Zügel. Um ihn strahlet ein göttlicher Reitz;
„Zitternd erblick' ich den Menschenverderber. Er zwinget den Löwen
„Ihm zu gehorchen. Er schont nimmer ein sterbliches Herz."

Das Amulet bestand in einem sogenannten Zauberringe oder Talisman, der unter einer gewissen Konstellation des Himmelszeichens, unter welchem Sabina das Licht der Welt erblickte, von einem Priester des Serapis geweiht war, und die Kraft haben sollte, dafs der Besitzer desselben, wenn sie ausging, nie etwas widriges zustofsen könnte. Auf einem Jaspis war ein ehrwürdiger, mit Haupthaar und Bart wohl behangener Serapiskopf mit seinem bekannten Kennzeichen, dem Scheffel auf dem Haupte,

künstlich eingeschnitten. Der Kopf stand auf einem Menschenfufse zum Zeichen, dafs er den Aus- und Eingang dieses Menschen schütze. Darneben erblickte man das Strahlenhaupt der Sonne. [1]) Sabina, die wir schon mehrmals als eine sehr fromme und gewissenhafte Isis- und Serapisdienerin erblickten, und die wir, wenn es unsern Lesern beliebte, wohl selbst einmal in einer zweyten Reihe von Szenen dieser Art auf einer Wallfahrt zu einem wunderthätigen Serapisbilde begleiten könnten, hielt aufserordentlich viel auf diese geheiligten und mit besondern Formeln eingesegneten Ringe. In jeder ihrer Garnituren befand sich wenigstens einer der Art, und ein Serapispfaffe, der ihr mit geheimnifsvoller Miene einen Talisman von ganz neuen und unerhörten Wunderkräften zu kaufen anbot, ging selten von ihr, ohne eine schöne, runde Summe eingestrichen zu haben. [2])

Und so ist nun Sabina mit allen himmlischen und irdischen Gaben der ausgesuchtesten Verschönerungskünste unter den Händen ihrer sechzehn Zofen ausgerüstet. Der Mantel, oder die Palla, wird umgelegt. Das Umlegen oder Umwerfen dieser Palla war ein Hauptstuck der damaligen Toilette, und gleichsam der Kranz ihrer Vollendung. Die Sache war so wichtig, dafs sie die Römerinnen mit einem eigenen Worte bezeichneten (*amicire*). Die Redner, die es im kunstreichen Legen ihrer Toga, und im studirten Faltenwurf derselben, oft mit dem Mantelwurf der geübtesten Damen aufnahmen, bedienten sich desselben Worts zu derselben Sache. [1]) Auch hatte das Umwerfen dieser Toga bey den Männern, und der Palla bey den Frauen in der That seine ganz eigene Schwierigkeiten. An Festhalten derselben durch Bänder, Agraffen oder gar durch Steck-

nadeln, dieser barbarischen Erfindung späterer Zeiten, [1]) war dabey gar nicht zu denken. Sie mufste ohne alle diese Hülfsmittel im zierlichsten Anstande so gefafst werden, dafs der eine Theil unter der rechten Brust sich herum schlingend, den rechten Arm und die ganze rechte Schulter völlig unverhüllt liefs, [2]) der andere aber über die linke Schulter geworfen, und vom linken Arm, den er oft ganz, oft wenigstens bis an die Hand bedeckte, gehoben wurde. Im Halten dieses Mantels ersann also eine alte Römerin alle Kunstgriffe und Fertigkeiten, womit eine elegante Dame unserer Zeit Shawl und Rockschleppe auf gleiche Art zu behandeln versteht. Vor allem sah man dabey auf die zierlichsten Effekte des Faltenwurfs, [3]) worüber uns noch so manches Denkmal der alten Sculptur Belehrung ertheilt. [4]) Natürlich hatte man hundert verschiedene Arten, den

Mantel so oder so zu drapiren, ihn tiefer herabsinken zu lassen, oder höher heraufzunehmen, und die kostbare Falbel der Tunika in ihrem ganzen Glanze zu zeigen. Nur schleppen durfte er nicht. [1]) Denn nur in dem einzigen Mittelpunkte der Repräsentation, auf dem Theater, wurden Schleppkleider den Helden und Citharöden im Alterthum zugestanden, [2]) und so war keiner der Unglücksfälle je bey den alten Damen zu besorgen, den ein neuerer Dichter bey den Ausdehnungen und Verkürzungen der modernen Schleppen mit so viel Laune zu schildern wufste. [3]) Hypassis hat den Mantel ihrer Gebieterin in den schönsten und malerischsten Falten umgelegt Das Werk ist vollendet. „Sabina! heute überstrahlst du alle Römerinnen an Pracht und Schönheit!“ ruft die schlaue, ehrerbietig vor ihrer Gebieterin sich neigende Sklavin. „Wie erstaunt werden

Roms edelste Jünglinge, die stolzen Ritter, wenn sie in Parade vor dir vorüberziehen, an dich hinaufblicken!“ lispelt die schalkhafte Liebhaberin Nape. Ihr beiden folgt meinem Tragsessel, befiehlt, gnädigen Beyfall zuwinkend, die freundliche Gebieterin. Doch augenblicklich umdüstert sich auch wieder ihre Stirn. Ein halblautes Praefiscini! (Gott bewahre!) ertönt von ihren Lippen und — wundersam zu erzählen und doch wahr — dreymal senkt sie den Kopf, und dreymal spuckt sie in Busen. [1]) Der Aberglaube, der den schönen Büßerinnen wohl noch ganz andere Selbstcasteiungen und Demüthigungen auflegte, hatte es damals zu einer allgemeinen Regel gemacht, bey aufserordentlichen Lobeserhebungen, die jemand empfing, oder im Hochgefühl des stolzen Glückes, die strenge Nemesis dadurch zu versöhnen, dafs man dreymal in seinen eigenen Busen spuckte. [2]) Un-

sere Sabina, deren Gehirn ganz besonders mit ägyptischen und orientalischen Sühnungs- und Büfsungsideen angefüllt war, [1]) durfte jetzt, selbst auf die Gefahr, ihre schöne Tunika zu befeuchten, sich dem strengen Gebot der Götterfurcht nicht entziehn. Denn auch von unserer Domina gilt das Wort des Lucrez:

— sie lieget erdrückt vom heiligen Wahnsinn,
Welcher mit drohendem Haupt hoch über den Wolken herabsieht,
Furchtbar, mit Schreckens-Gestalt, sich über die Sterblichen bäumend. [2])

Während den acht Cappadociern, den heute in ihre Staatslivreen gekleideten Sesselträgern der Sabina, von einer der Sklavinnen der Befehl überbracht wird, dafs sie sich unter dem Portiko im Vorhause fertig halten sollen, bespiegelt sich diese noch einmal in einer grofsen, spie-

gelartig politen Silberplatte, die jetzt Spatale ihr vorgeschoben hatte. [1]) Ein prächtiges Stück einer römischen Damentoilette! Denn wie man heutzutage Glasspiegel von völliger Menschenlänge hat, die mit ihrem Rahmen auf einem beweglichen Gestelle stehn, und nach Belieben der Besitzerin in jede Richtung vorwärts und rückwärts geschoben werden können: so hatten die Römerinnen prächtige Metallspiegel, in völliger Lebensgröfse, [2]) deren Kostbarkeit so grofs war, dafs Seneka versichert, ein einziger solcher Spiegel betrage mehr an Werth, als in den frühern, nüchternen Zeiten der Republik die Aussteuer betrug, die der Staat selbst den verwaiseten Töchtern seiner grofsen Feldherrn, welche in ruhmlicher Armuth gestorben waren, auszahlen liefs.

Venus kann sich nach ihrer, von allen Horen und Grazien gemachten Toilette

nicht triumphirender in den Spiegelwänden ihres Putzgemachs besehen, [1]) als Sabina jetzt auf ihr zurückgespiegeltes Schimmerbild hinblickt. [2]) Aber Spatale that heute, was das Amt der Spiegelhalterin Latris gewesen wäre. Diese stand noch immer, ihr Urtheil erwartend, zitternd im Hintergrunde. Ich fürchte das schrecklichste für sie, wenn ich bedenke, was eine Römerin im stolzen, alles neben sich niedertretenden Gefühle ihres Übermuths zu thun fähig ist.

„Alles hält sie für recht, nichts ihren Lüsten zu schandlich,
„Hat sie den Hals mit Juwelen, die lang' gedehneten Ohren
„Mit dem Perlengehänge, das Ehrfurcht gebietet, belastet.
„Unausstehlicher ist nichts, als die reiche Sabina. [3])

Anmerkungen.

S. 120. 1) Den Überbringer eines solchen Schmuckkästchens glaube ich auf einem Herkulanischen Gemälde (*Pitture d'Ercolano T. I. t. v. 15.*) erkannt zu haben, wo Carcani bald ein Salbenbüchschen, bald gar ein Pantoffelfutteral sieht p. 77. — Spatale heifst beym Claudian die Nymphe, die der Braut das Diadem überbringt, *in nupt. Honor. et Mar. X. 167.* Der Dichter wählte diesen Namen, als einen Lieblingsnamen griechischer Sklavinnen in der Familie römischer Matronen. Er kommt häufig auf alten Inschriften vor. S. Gruter DCCXIV. 9. CMLXV. 9. Übrigens wird auf alten Inschriften auch ausdrücklich einer Sklavin gedacht, die die Ohrenschmückerin, *ab auricula ornatrix*, genannt wird. S. Gruter. DXIX. 2. 3.

S. 121. 2) Mag Anubis ursprünglich den Genius der Jagd, oder den Wächter des Körpers des Osiris bezeichnet haben (S. *Zoega Numi Aegypti Imperatorii* p. 123. und *de origine et usu Obeliscorum* p. 304. 321. ff.), so viel ist gewifs, dafs die alexandrinischen Griechen seine Gestalt mit den Mercuriusgebilden vermählten, und dafs zur Zeit der römischen Weltherrschaft Mercur mit dem Stabe und dem Hundskopf das beliebteste Symbol zum Versiegeln war, weswegen sich auch weit mehrere Anubisgemmen in unsern Gemmensammlungen finden, als Intaglios von andern ägyptischen Gottheiten.

S. 122. 1) Versiegeln. Man erinnert sich hierbey, dafs man damals noch bey weitem nicht so viel Schlösser und Schlüssel zum Verschliefsen der Kästchen und Schubfächer hatte, und daher fast alles versiegeln mufste. Der Hausfrau gebührte, nach der Meinung des Alterthums, der Siegelring; weil sie alles zu verwahren und zu versiegeln hatte. Daher übergiebt der sterbende Vater in den Pandekten *Tit. de legatis* der ältesten Tochter den Ring: „annulum custo-

dixe causa majori natu filiae tradidit." S. die gelehrte Anmerkung des Scriverius zu *Suetii Antiquitt. Neom.* p. 25. und den Abramius zu *Cicero's Philipp.* II. 28. p. 513. *ed. Graev.* wo es von einer förmlichen Ehescheidung heifst: *illam res suas sibi habere iussit, claves ademit*, dazu gehört auch der Familienring. Der Kirchenvater Clemens von Alexandrien gestattet daher auch den Christinnen, blofs um des Versiegelns der angreifischen Sachen willen, εἰς τὸ ἀποσημήνασθαι τὰ οἴκοι, einen goldenen Ring. *Paedagog.* III, 11. p. 245. c.

S. 123. 1) Man war nicht damit zufrieden, Geschirre und Pokale von berühmten alten Meistern gearbeitet aufzustellen, (s. Meiners Geschichte des Verfalls der Römer S. 171.) man mufste auch noch dazu einen Stammbaum seiner frühern, berühmten Besitzer anführen können. Martial hat ein witziges Epigramm auf diese lächerliche Prahlsucht, die er durch den Ausdruck „famosa argenti stemmata narrare" bezeichnet. VIII, 6. oder in Rammlers Übersetzungen Th. III. S. 108.

S. 125. 1) S. die Hauptstellen beym Plinius IX. 35. s. 57. und beym Macrobius Saturn. III. 17. am Ende.

S. 127. 1) Sollte jemand diese Summe (*vicies sestertium*) etwas zu hoch finden, der erinnere sich nur, dafs Julius Cäsar der schönen Mutter des Brutus eine einzige Perle für *sexagies sestertium* kaufte, (beträgt nach unserm Gelde 272,835 Thlr. S. de l'Isle metrologische Tafeln S. 315.) nach Sueton *Caes.* c. 50.

S. 127. 2) Plutarch in *vita Anton.* c. 74. T. VI. p. 137. *Hutt.* sagt ausdrücklich, es wären unter andern Kostbarkeiten auch viele Perlen mit in diefs Grab geschafft worden. Man vergleiche über die Sache selbst auch den Dio Cassius LI, 8. p. 639.

S. 128. 1) Kenner versichern, dafs das neuerlich von Soulavie in seinen *Memoires historiques et politiques du regne de Louis* XVI. an mehrern Stellen entworfene Portrait, besonders aber T. II. p. 60. ff. von dieser, durch Orleans und seine Schergen nur zu sehr ver-

leumdeten Königin, der Wahrheit am nächsten komme.

S. 128. 2) S. St. James Chronicle n. 6015. vom 6. Septbr. 1796.

S. 128. 3) Im *Accusateur public* von Richer Serisy N. 22. in der interessanten Schilderung des revolutionirten Versailles.

S. 129. 1) Eine solche Schnur heifst bey den Lateinern *Linea*, oder auch schlechtweg *Linum*. Daher sagt der eifernde Tertullian: „uno lino decies sestertium," „an einer Perlenschnur hängt man für 54,000 Thaler Perlen." Daher kam die besondere Bezeichnung eines Halsbandes (*monile*), das man nach den Schnuren *monolinum* nannte, wenn es nur Eine Schnur hatte, *dilinum*, wenn es zwey, *trilinum*, wenn es drey Schnuren hatte. S. Casaubonus und Salmaise *ad Scriptt. Hist. Aug.* T. II. p. 163. Die *Lineae*, so wie die Benennung der Perlen, die man *insertae* nannte, wenn sie angefädelt waren, *extricatae*, wenn sie nicht angereiht waren, kommen in den römischen Gesetzbüchern, in den Fragmenten des Äquilius und Ulpianus vor.

S. 129. 2) Hierher gehört eine Stelle des Plinius XXXIII, 3. s. 12. *inserta margaritarum pondera e collo dominarum auro pendent, ut in somno quoque unionum conscientia adsit.* In den ältern Handschriften und Ausgaben steht *in somno*, woraus der Pater Hardouin *e somno* gemacht hat. Die Römerinnen behielten gewifs diese aufserordentlich kostbaren Perlenschnuren beym Schlafengehen nicht um den Hals, wenn sie auch, wie bey einer andern Gelegenheit bemerkt worden ist, die Sitte der Pariserinnen auf eine kostbarere Weise schon gehabt hatten. Die Pariserinnen besetzten einmal selbst ihre Nachthauben mit Schmelz oder Eis. Was konnte die Römerinnen hindern, auch zu ihrem Nachtanzug Perlen zu haben, wenn auch kleinere, oder Lothperlen? Nun hat aber der treffliche Codex des Pintianus jene ganze sehr verdorbene Stelle so gelesen: *Et secreto margaritarum saculi e collo dominorum auro pendent, ut in somno quoque u. c. a.* Plinius sagt: die Weiber haben am ganzen Leibe Gold. Aber dieſs zur Parade, wenn sie ausgehn. Doch auch *secreto*, wenn sie ganz allein bey sich sind, in ihren Schlafzimmern (so braucht Plinius

das *secreto* mehrmals, z. B. von Staaren *docentur secreto* libr. X. s. 59.) haben sie noch Säckchen mit Perlen um den Hals an goldenen Fäden, damit sie auch noch im Schlaf an die Perlen denken können. In der ersten Ausgabe war diese Stelle des Plinius unrecht verstanden und verbessert worden. Ich verdanke die bessere Erklärung der Erinnerung eines sehr achtungswürdigen Recensenten in der Allgem. Literatur-Zeitung 1803. n. 220.

S. 170. 1) Alle grünen Edelsteine und Halbedelsteine, als Praser, Jaspisse, Malachite, Helfsen im Alterthume Smaragd. S. Beckmann Beyträge zur Geschichte der Erfindungen Th. III. S. 295. und zum Marbodus *de gemmis* s. 7. p. 25. so wie der Aquamarin und alle bläulich gefärbten Krystalle Beryll; wie auch neuerlich Herr Millin in seiner *Introduction à l'étude des pierres gravées* p. 10. sehr richtig bemerkt hat.

S. 170. 2) Diefs nennt eben der fromme Tertullian in seiner Strafpredigt *de habitu mulierum* c. XI. „lumina lapillorum, quibus monilia variantur.“ Dafs Perlen und Steine

abwechselnd in diesen Schnüren angebracht waren, sieht man aus Sueton *in Galb.* c. 18. und an mehrern Stellen, die Scheffer *de torquibus* c. X. p. 47. f. anführt. Ein Beyspiel von einer noch vorhandenen Anticaglie der Art findet sich in Caylus *Recueil* T. VII. p. 70. und Battely *Antiquit. Rutup. Oxon.* 1745. p. 129.

S. 130. 3) Busengeschmeide. In den römischen Gesetzsammlungen *Dig.* XXXIV. *tit.* 2. 32. §. 9. wird folgendes als ein Vermächtniſs angeführt: „in ornamentum mamillarum ex cylindris XXXIV. et tympaniis margaritis XXXIV.“ Hier bestand ein Busengeschmeide aus 34 cylinderformigen und 34 tellerformigen (S. Plinius IX, 35. s. 54.) Perlen. Dieser Schmuck läſst sich fast nicht anders erklären, als daſs die unterste Perlenschnur an dem Bande, welches die Brüste faſste, (*strophium mamillare*) befestigt war. Statt der Perlen legte man auch wohl nur goldene Kettchen um die Brüste. So die Messalina beym Juvenal VI. 123. indem *auratae papillae* wohl schwerlich ganz buchstäblich verstanden werden können. Die ganze Sache wird

auf einmal deutlich, wenn man die, in einem Sarkofag vor der Porta St. Lorenzo gefundene Halskette ansieht, die Guattani in seinen *Monumenti ant. ined. per l'anno* 1784. März t. 1. abgebildet hat. Man sehe das Kupfer zu dieser Szene Fig. 1. Es ist ein Halsgehange, wozu die eigentliche Halskette fehlt. Die zwey, zur Seite herabhängenden Kettchen, in welchen Chrysolithe und Hyacinthen abwechseln, schmückten die beiden Brüste. Zwischen denselben hing die mittlere Kette, woran unten ein bleyern Intaglio mit einer Maske (als Amulet wider den Zauber) befestigt ist. Oben am Halse ist noch ein geschnittener Stein, der die allegorische Vorstellung eines Wolfs enthält, der aus einem Hause herausfährt, und einen, vor ihm fliehenden Hasen packt.

S. 131. 1) Tropfen. Wenigstens machte man ihre Gestalt in Golde nach und nannte sie Tropfen, *stalagma*, nach dem Griechischen. So bittet das Sklavenmädchen im Plautus *Men.* III. 3. 13. bey ihrer Gebieterin um ein paar goldne Ohrtropfen. Ariadne, auf einem Herkulanischen Gemälde, hat auch

ein Paar solcher goldnen Perlen in den Ohren. S. *Litt. d' Eccolano.* T. IV. p. 135. denn auf den Kupferstichen selbst ist nichts zu sehen. Diese sind in jenem Werke fast alle äufserst unrein und vernachlässigt. Vergl. Bartholin *de luxuribus* p. 4.

S. 171. 2) Elenchen, Respectsperlen. So übersetze ich den griechischen Modenamen *elenchus*. Plinius sagt in der Hauptstelle darüber, IX. 35. s. 56. sie vertraten bey den Frauen, die sie an den Ohren trugen, die Stelle des Lictors, der vor den Vestalinnen herzutreten pflegte: „Lictorem feminae in publico unionem esse." Eine Hauptstelle über diese aus drey Glockenperlen (daher *margarita tribacca* in einem witzigen Epigramm des Petrons c. 55. mit den Anmerkungen in Burmanns Ausgabe S. 271. 1.) bestehenden Girandolen ist in den *Digest.* XXXIV. *tit.* 2. 32. 3. woraus man sieht, dafs man unter die Perlen Smaragden mischte. Natürlich nahm man in der Folge statt der kostbaren Perlen oder Steine oder kleine Metallkügelchen, und nannte diese Ohrengehenke *crotala*. Abbildungen dieser letztern — denn

Perlen konnten sich freylich nicht erhalten — giebt schon Pignori *de Servis* p. 206. und Caylus *Recueil d'Antiquit.* T. VII. pl. 91. 3.

S. 132. 1) S. Seneca *de Benef.* VII. 9. mit Lipsius Anmerkung S. 145. *edit. Paris.*

S. 132. 2) Abbildungen solcher, in Rom ausgegrabenen Armspangen findet man in Caylus *Recueil* T. V. pl. 93. n. 3 — 7. Die goldnen Rosetten sind sehr fein ausgearbeitet, und das Band selbst zierlich durchbrochen. Die grofsern, massiven, schlangenförmig in drey bis vier Windungen aufsteigenden Armbänder, die man unter den Anticaglien so häufig findet, hatten eine ganz andere Bestimmung, und wurden den tapfern Soldaten zur Belohnung ausgetheilt. Man lese die Abhandlung des Thomas Bartholin *de armillis.* Amst. 672. in 12. Nichts ist lächerlicher, als zu glauben, dafs solche massive Zierrathen überall den Damen gegolten hätten.

S. 132. 3) Ringe. Die Hauptstelle ist beym Plinius XXXIII. 1. s. 6. Der Luxus ging so weit, dafs man über jedem Knöchel

des Fingers einen Ring trug. Der kostbarste Ring, den man nie zum Siegeln entweihte, wurde am kleinen Finger getragen, und an diesem erlaubt der strenge Kirchenvater Clemens von Alexandrien, *Paedag.* III, 11. den Christen einen einzigen Ring ans hinterste Glied anzustecken. Lucian schildert einen reichen Romer mit 16 Ringen, *in Gallo* c. 12. T. II. p. 720. Der hatte also an jedem Finger (den mittlern an beiden Händen ausgenommen) 2 Ringe. Vergl. Martial V. 11. und die Collektaneen bey Kirchmann *de annulis* c. 17. p. 107. f. Da nun kein Ring ohne einen Intaglio oder Cameo, kurz ohne einen geschnittenen Stein war, und Manner und Frauen gleich eitel auf diesen Punkt gewesen zu seyn scheinen: so erklart sich schon hieraus die unbeschreibliche Menge der geschnittenen Steine, die sich jetzt noch aus dem Alterthum erhalten haben, und wovon Tassie's Katalog vielleicht kaum ein Drittel verzeichnet hat. Jeder Reiche war damals eine wandelnde Daktyliothek.

S. 134. 1) Diefs nannte Juvenal I. 23. *aurum aestivum* an einem Weichling, der im

sommer leichtere Ringe trug, nach der richtigen Erklarung des Turnebus. Es sind die leichten Ringe, *leves annuli*, des Cicisbeo Crispulus beym Martial V. 63. Vergleiche Gorläus in Dactylioth. p. 12. Marquard Freher äufserte, wie Kirchmann bemerkt, die Meinung, dafs man gewisse, gegen die Sonne schön schillernde Steine, als den Heliotrop, besonders zu der Sommergarnitur genommen hätte.

S. 134. 2) Es ist wohl kaum zweifelhaft, dafs die prächtigsten Cameen oder Gemmen mit erhaben geschnittenen Figuren, wie die schönsten in den kaiserl. Sammlungen zu Wien und Petersburg sind, die wir neulich durch die Herren Ekhel und Köhler kennen gelernt haben, grofstentheils zu Bracelets für Kaiserinnen und vornehme Römerinnen bestimmt gewesen sind.

S. 135. 1) Daher treffen viele Deklamationen neuerer Moralisten gegen den Luxus der Diamanten (m. s. z. B. Mercier in seinem ältern und bessern *Tableau de Paris* n. 609. T. VI. p. 112. f.) den Luxus der Alten in diesem Stücke weit weniger.

S. 135. 2) Ein merkwürdiges Beyspiel von einem Ringe, der sich vom jüdischen König Agrippa und seiner blutschändrischen Verbindung mit der Berenice herschreiben sollte, führt Juvenal an VI. 155. mit Goguets Bemerkungen, *Origine des Loix* T. II. p. 117. *ed. Paris*, in 4to.

S. 136. 1) Er kam aus der Strozzischen Sammlung in das Grosherzogliche Museum zu Florenz. S. *Museum Florentinum* T. I. *tab.* LXXVIII, 7. woraus er auch auf der Kupfertafel zu dieser Szene Fig. 2. abgebildet worden ist.

S. 136. 2) Der berühmte Cameo des *Amor citharoedus* im Florentinischen Museum. S. T. II. *tab.* I. 1. und Stosch *tab.* 57. Die Nachahmungen dieser Idee sind schon im Alterthume ausserordentlich zahlreich gewesen, sie kommt auch auf einer Münze Alexanders des Grosen vor, s. Schläger in der Abhandlung *de numo Alexandri M.* c. 7. p. 29. ff. wo sie auch auf der I. Tafel n. 7. abgebildet worden ist. Sie ist durch die *Camaieux* in neuern Zeiten ins Unendliche ver-

vielfältigt worden. S. Tassie's *Catalogue n. 6079 — 6095.* Vergl. Tollius *Fortuita* p. 269.

S. 137. 1) In Brunks *Analect.* T. II. p. 272. XXVII. mit Brunks Anmerkung.

S. 139. 1) Nichts war gewöhnlicher als mit dem Symbol des Lotos einen Wunsch, oder einen andächtigen Stofsseufzer zu verbinden. So giebt Gori in seinen Lampen T. II. *tab.* 85. einen Fufs in Terra Cotta, worunter die Worte stehen: *salvus ire.* Andere Beyspiele giebt Fabretti in seinen Inschriften. Es war der Ring der Sabina eine sogenannte Sterngemme in Lapis, *gemma astrifera*, welche fast alle als Amulete und Talismane gebraucht wurden. Der hier beschriebene befand sich sonst in der Mediceischen Sammlung. Siehe *Mus. Flor. Imper.* T. I. *tab.* LV. 1. mit Goris Anmerkungen, der ihn in seinen *Gemmis astr. tab.* XVIII. zum zweyten Mal hat abbilden lassen. Man vergleiche Passeri's Erklärung dazu, und die dieser Szene vorstehende Kupfertafel Fig. 3.

S. 150. 2) Magische Ringe. Ein paar Probchen solcher physischen Ringe finden wir beym Lucian im Lügenfreund *Opp.* T. III c. 17. und 38. oder nach Wielands Übersetzung Th. I. S. 170. und 174. Der eine Ring ist aus Eisen von einem Galgen gemacht! Viele brauchbare Collectaneen siehe in Kirchmanns Sammlung *de annulis* c. 21. p. 150. ff. — Gewöhnlich verrathen sie sich durch einen oder mehrere Steine, die neben andern Figuren oft wohl später, als das Intaglio selbst, eingegraben sind. Den Irthum, als ob diese *Gemmae astriferae* alle erst von den Gnostikern herkamen, hat schon Passeri *de Gemmis Basilidianis* auf immer abgethan.

S. 150. 1) Überwurf und Anzug. Schon Vavasseur hat in seinem *Antibarbaro* p. 452. *ed. Lips.* diesen Sprachgebrauch fein erläutert. Daher *amicitur* auch im Plinius II. Ep. 3. zu erklären ist, wie Gesner und neuerlich Gierig gezeigt haben. Man unterschied durchaus *indumentum* und *amictus* im Alterthum; jenes zog man an, dieses

warf man um. S. Broekhuis zu Tibull p. 165. 6. Ferrari *Analect. ad lem Vest.* c. 25. p. 86. ff. Über die Draperie der alten Romer ist eine ganze Toilettenanweisung im Quintilian XI, 3. 145-149.

S. 141. 1) S. *Vasengemälde* II. 60.

S. 141. 2) In so fern kam der *Πέπλος* der griechischen Damen und die Palla der Römerinnen, die doch eigentlich nur ein verdoppelter oder verdreyfachter Shawl war, völlig mit einander überein. Vollkommen richtig hat die Sache schon Ferrari gefafst *de Re Vest. P. I. libr. III.* 18. p. 231. und in den *Analect.* p. 81.

S. 141. 3) Das Legen dieser Falten hiefs *componere*. S. Burmann zu Ovids Metamorph. IV, 318. *Quum se composuit, cum circumspexit amictus*, und N. Heinse zu ex *Ponto* II. 5. 52.

S. 141. 4) Die griechische Eleganz lernt man besonders aus den Statuen mehrerer Mu-

sen, z. B. der Polyhymnia und Melpomene im *Museo Pio-Clementino* T. I. *tav.* 24. 28. jetzt im Pariser Museum im Musensaal, (vergleiche Christs Abhandlung *de Imag. Mus.* p. 5.), die römische aus den Matronen, die aus des Prinzen Eugen Sammlung nach Dresden kamen, und dort unter dem Namen der Herkulanischen Statuen bekannt sind, (Lipsius Beschreibung der Antikengallerie, S. 272-79.) und aus den Bildern mehrerer Kaiserinnen kennen. S. *Monumenti Gabini della Villa Pinciana n.* 15. und das Kupfer zur sechsten Szene.

S. 142. 1) Ovid III. Am. 2, 25. A. A. I. 157.

S. 142. 2) Schleppkleider, *Syrmata.* Da die tragischen Schauspieler und Citharöden diese Palla nicht so annehmen konnten, wie die Frauen, weil sie beide Hände zum Spiel frey behalten mußten: so hefteten sie dieß Gewand mit Agraffen an beiden Schultern. Natürlich entstand so eine zweyte Art, die Palla schleppen zu lassen, bey der

Theaterrepräsentation. Diefs ist die Palla *Apollinis citharoedi* und seiner Kunstgenossen und Schützlinge, die nun bey den romischen Dichtern immer in einem langen Schleppmantel eingeführt werden. S. die Stellen bey Broekhuys gesammelt zum Tibull p. 319. b. Die Schleppe heifst bey den Griechen und Romern *Syrma*. Die Alterthumsforscher, die sich nicht erinnerten, dafs dasselbe Gewand, anders getragen und geheftet, eine ganz verschiedene Form annehmen konne, haben sich genöthiget gesehen, eine doppelte Palla anzunehmen. Weit richtiger hat Winkelmann *Storia delle arti* T. I. p. 419. *ed. Fea* diese und mehrere andere Arten, den Mantel zu tragen, unter dieselbe Klasse gesetzt.

S. 142. 3) S. Eberhards Erzählung das Schlepppkleid im Journal des Luxus und der Moden 1804. II. und III. Stück.

S. 143. 1) Ὡς μὴ βατταρίζῃ δὶς, τρὶς εἰς ἐμὸν ἔπτυσα κόλπον, sagt der in seine eigene Gestalt höchlich verliebte Polyphem

in Theocrit Id. VI, 39. und die Amme lehrt es der Ciris in Virgils Ciris 372.

— *ter in gremium mecum, inquit, despue, virgo,*
Despue ter, virgo: numero deus impare gaudet,

wobey schon Joseph Scaliger *ad Catalecta* p. 295. die Sache erläutert hat.

S. 147. 2) Darum, sagt man, wurde selbst Nemesis mit der Geberde gebildet, als wenn sie das Gewand an dem Busen mit dem Finger aufhübe. So mufs also auch die Stelle in dem berühmten Hymnus des Mesomedes an diese Göttin Analect. T. II. p. 293. *νεύεις ὑπὸ κόλπον ἀεὶ κάτω ὀφρύν*, welche Herder in den zerstreuten Blättern T. II. p. 276. vom Schauen ins Verborgene, Koppen aber in der griechischen Blumenlese Vol. III. p. 179. vom ernsthaften Nachdenken der Göttin über die Menschenschicksale erklärt, wohl am sichersten auf diese Sitte gedeutet werden. Es scheinen aber in der Folge mehrere Vorstellungen bey dieser Sitte in einen Aberglauben zusammengeflossen

zu seyn. Man spuckte sich selbst in den Busen. Dieſs war Demüthigung vor der Gottheit. Aber man gab nun auch dem Speichel eine heilende, das Böse abtreibende Kraft. Man denke an die *salivas lustrales* des Persius II. 33. So wurde dieſs Ausspucken auch zugleich Amulet, φυλακτήριον. Abtreibungsmittel. Die Sitte selbst, die sich bis in spätere Zeiten erhielt, haben die gelehrten Comentatoren um die Wette erläutert. Die Citata giebt Broekhuys zum Tibull I. 2. 51. p. 50. und Burmannus Secundus zum Propertz p. 839.

S. 144. 1) Man wälzte sich im Koth und beschmierte sich damit. Kleidete sich in Sacke u. s. w. Man kennt ja das im Sack und in der Asche Bußethun selbst aus den heiligen Schriften unserer Religion. Die Sache war ganz orientalisch, syrisch, ägyptisch. Die πήλωσις kommt schon im Herodot vor II. 35. Die Hauptstellen darüber sind beym Plutarch περὶ δεισιδαιμονίας T. I. P. II. p. 656. und p. 666. edit. Wyttenb. in 8. Da heißt es vom Abergläubigen ἔξω

κάθηται παπιον ἔχων ἢ περιεζωσμένος ῥάπτει ῥυπαροῖς· πολλάκις δε γυνὸς ἐν πηλῷ κυλινδεῖται. Den besten Commentar hierzu giebt Casaubonus zum Persius Sat. V. p. 113. b. Unsere Sabina handelt hier also ganz als eitrige Lisdiencrin.

S. 144. 2) Lucret. I, 64.

— *erat — oppressa gravi sub Religione*
Quae caput e coeli regionibus ostendebat,
Horribili super aspectu mortalibus instans.

Das malerische *instans* läfst sich kaum ins Deutsche übersetzen. Wakefield in den Anmerkungen zu dieser Stelle T. I. p. 19. vergleicht sehr passend die Stelle in Virgils Aen. XI, 702.

S. 145. 1) Einige Leser erinnern sich hierbey vielleicht der komischen Szene aus Goethe's stolzer Vasthi gleich in der ersten Toilettenszene:

Vatme.

Fürwahr, Grofs-mächtigste, ihr seyd heut' engel-

schön!

Vasthi.

Bin ich nicht jeden Tag? Ich muss mich erber
eilen"

Der Spiegel! — — —

S. 145. 2) *Specula tetis paria corporibus* nennt sie Seneca *Quaest. Nat.* I. 17. oder S. 47. nach Rukkopfs Übersetzung. Rechmann Beytr. z. Gesch. der Erf. Th. III. S. 291. vermuthet, dafs es politte Silberplatten gewesen seyn müfsten, weil, sie aus Zinn oder Kupfer zu giefsen, die Alten schwerlich verstanden hatten. Allein es haben sich doch Buchstaben von versilberter Bronze erhalten, die zu solchen grofsen Spiegeltafeln gehört zu haben scheinen. Siehe Caylus *Recueil* T. VI. P. 395.

S. 146. 1) Claudian *Nupt. Honor. et Mar.* X. 108.

S. 145. 2) Ovid II. Am. 17.

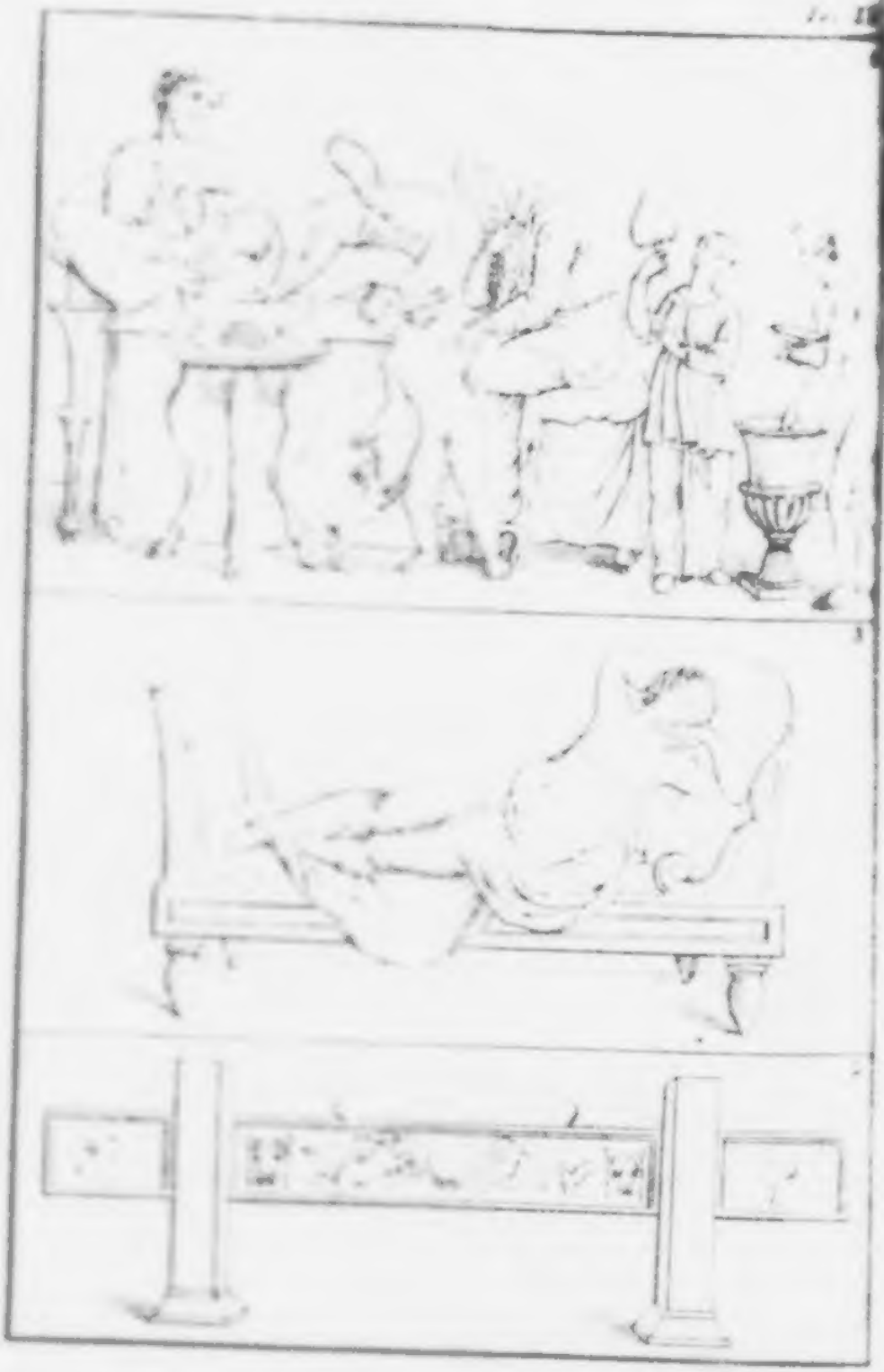
Saepius a speculo commissus margine fontis,
Nec nisi compositae se putat ille videt.

Man vergleiche auch die schöne Stelle von der sich spiegelnden Braut in dem Schicksalsschwangern Moment in Euripides Medea V. 1161.

S. 146. 73) Juvenal VI. 457-60. *Intolerabilius nihil est, quam foemina dives.*

ACHTE SZENE.

Straßenbilder. Lorm an dem Block geschlossen. Sabina besteigt ihre Staatskutsche von 8 Cappadocern getragen. Große Staatslivree. Abschiedsmittel. Krystall- und Bernsteinkugeln. Der Favoritdrache. Frankatur. Fächer und Umbrella. Vorrath, zwey Moliven als Lauer. Nachtrab, zwey Libanesische Vorschneidläufer.



Die arme Latis zitterte nicht ohne Ursache. Eben hatte der Uhrknabe, der an der Wasseruhr die Stunden beobachtete, und jede Sommer- und Winterstunde regelmäfsig anmeldete, die Nachricht gebracht, dafs die vierte Stunde ausgelaufen sey. [1]) Es war also die höchste Zeit die Sänfte zu besteigen, um die Mustterung nicht zu versäumen. Auch hatte ja Sabina schon den letzten Liebesblick der zärtlichsten Selbstbewunderung in den Spiegel geworfen, und es mit schöpferischem Wohlgefallen bemerkt, dafs alles gut sey, und auch für kein einziges Schminkpflästerchen diesmal die Nothwendigkeit eingetreten war. [2]) Impassis

In der That empört schon die Art der Bestrafung, zu welcher die Unglückliche jetzt geschleppt wird, alles menschliche Gefühl. Sie besteht nicht etwa blofs aus Fufseisen und Ketten, wie sie noch jetzt die Galeerensklaven und Züchtlinge schleppen. Dieses klirrende Fufsgeschmeide mufsten damals Tausende von Sklaven ganz ohne alle Rücksicht auf Bestrafung, sondern blofs weil es Sklavensitte war, tragen. Die reichen Güterbesitzer liefsen ihre Aecker fast durch niemand anders, als durch Hunderte von solchen Ackerknechten, bestellen. Alle Abende wurden sie in ihre Kerker (*ergastulum*) eingeschlossen, und am Morgen wieder auf den Acker getrieben. Eine blofse Fufsfessel war also noch für die Verbrecherin Latris, nach damaligen Begriffen, eine gar zu gelinde Strafe gewesen. Nein, sie wird jetzt an einen schweren, ausdrücklich dazu ausgeholten

klotz oberhalb der Kniee an den Dicken so angeschlossen, dafs er ihr zugleich zum Sessel dienen, und von ihr überall bey Tag und bey Nacht herumgeschleppt werden mufs. Ich erspare dem empfindsamen Leser gern die weitere Betrachtung dieses Qual- und Martenwerkzeugs, welche, wenn wir dem Winke eines alten Dichters hierüber folgen wollten, *) äufserst ekelhaft und widrig seyn müfste. Nur bitte ich sie jetzt, noch einmal einen Blick in die schon oben beschriebene Spinnstube zu werfen, wo sie nun unter den übrigen, schon an und für sich tief herabgewürdigten Spinnkorbmädchen mit einem Hohngelächter empfangen, und von der strengen Zucht- und Spinnmeisterin sogleich mit einer doppelten Aufgabe unter den härtesten Drohungen und unter Vorzeigung der nur allzu freygebig geschwungenen Peitsche empfangen wird.

Heroisch und grausam hatte Sabina diesen Befehl gegeben. Heroisch und stolz tritt sie nun in der Vorhalle zum köstlich aufgeschmückten Tragebette, und nimmt, gestutzt und empor gehoben von ihren Zofen, eine halb liegende, halb sitzende Stellung mit alle dem Anstande und der sorgfältigen Beobachtung des Faltenwurfs in den Gewändern, worein die Römerinnen, wenn sie sich so öffentlich zur Schau tragen liefsen, eine ganz eigene Würde und Grazie zu legen wufsten. Doch ich fühle es, dafs dieser Palankin, oder diese besondere Art von Sänften, eine etwas weitläuftigere Beschreibung fordert, da sie ganz von unsern Tragsesseln und Portechaisen verschieden ist, und in der Geschichte des Luxus der Alten vor vielen andern eine Erwähnung verdient.

Da es nach den strengen Sittengesetzen der Römer, aufser bey Triumph-

aufzügen und gottesdienstlichen Prozessionen, innerhalb der Mauern Roms nicht gestattet war, in Wagen zu fahren: so wurde, besonders von den Zeiten des Julius Cäsars an, die Sitte, sich in Sänften oder Tragebetten in der Stadt herum tragen zu lassen, immer allgemeiner. Man denke sich einen tragbaren Sopha oder ein Kanape, an dessen Füfsen auf beiden Seiten lange Querstangen hinliefen, und man hat ohngefähr die Vorstellung von den Hauptbestandtheilen dieses tragbaren Ruhebettes, [1]) wobey nur der Umstand nicht übersehen werden darf, dafs sehr oft eine Art von Baldachin oder Himmel darüber aufgespannt [2]) war, durch dessen Vorhänge man sich gegen Staub und Sonnenschein schützte, und die Blicke der Neugierigen von sich abhielt. [3]) Indefs gewannen die vornehmen Römerinnen unter den ersten römischen Kaisern immer mehr Geschmack an den ganz offe-

nen Tragebetten. Sie stellten ja ihre natürlichen und erborgten Reitze nur allzu gern der anstaunenden Menge auf den Strafsen und öffentlichen Plätzen blofs. — Sehr willkommen mufste ihnen daher eine Mode seyn, wobey sie sich immer in der vortheilhaftesten Stellung, in der einladendsten Attitüde, in schmachtendem Liebreitz hingegossen, zeigen konnten. Nach der Zahl der Sänftenträger, die ausdrücklich dazu unterhalten wurden, und die eine noch jetzt an den Orientalern bewunderte Fertigkeit besafsen, jene vermittelst der Querstangen auf ihren Schultern ruhende Last in sanfter Schwebung taktmäfsig fortzutragen, bekamen auch diese Sänften selbst verschiedene Benennungen. Gewöhnlich hatte man sechs, oder, wenn es noch vornehmer zuging, acht Sklaven zu Sänftenträgern, und die Sänften hiefsen daher Sechsträger (*Hexaphoros*) oder

Achtträger (*Octophoroi*). In den Häusern der Reichen hatten der Hausherr und die Hausfrau beide ihre eigenen Träger, wozu man am liebsten Sklaven von solchen asiatischen Völkerschaften nahm, wo diese Palankins schon seit alten Zeiten zu Hause gewesen, und von da auch nach Rom gekommen waren. [1])

Unsere Sabina hatte sich, mit nicht geringerm Kostenaufwande, als man sich in unsern Tagen 6 schöne Friesische oder Holsteiner Paradepferde zu einem Staatswagen kommen lassen würde, acht trefflich genährte, ächt riesenmäfsige Cappadozier [2]) zu ihren Leibträgern angeschafft. [3]) Es war eine wahre Freude, diese asiatischen Herkulesse, welche Sabina selbst mit wahrem Kennerauge auf der Bühne eines Syrischen Sklavenmäklers gefeilscht und von Gliedmafs zu Gliedmafs prüfend betastet hatte, [4]) in ihrer strotzenden Fülle von Kraft und

Gesundheit zu erblicken; und wenn sie so alle achte, mit ihrer prächtig geputzten Gebieterin auf ihren Schultern, durch die Strafsen Roms taktmäfsig einherschritten: so brachten sie durch ihr handfestes Ansehn und die rauhen Gurgeltöne ihrer Cappadozischen Sprache, [1]) womit sie den Begegnenden auszuweichen befahlen, mitten in dem fürchterlichsten Gedränge alles zum Weichen. Freylich fehlte es nicht an Spöttern, die unverschämt genug waren, zu behaupten, dafs Sabina noch ganz andere Talente als die breiten Schultern an diesen Cappadozischen Haiducken zu schätzen wisse: ja, man wollte es aus guter Hand wissen, dafs Martial ein gewisses Sinngedicht, das man sich damals in allen Zirkeln vorsagte, auf niemand anders, als auf den Gemahl der Sabina gemacht hätte. [2]) Allein Sabina's Freunde und Sachwalter bewiesen ganz deutlich, dafs dieſs Gerücht blofs der

Zungenfertigkeit einer gewissen Klasse von Damen seinen Ursprung verdanke, die in spätern Zeiten der unsterbliche Fielding in seinem Joseph Andrews mit so treffenden Pinselstrichen für alle Zeiten und Völker geschildert hat. 1) Doch dem sey wie ihm wolle, die Cappadozischen Haiducken sollten an dem heutigen Feste nicht blofs durch ihre eigene stattliche Figur, sondern auch durch ihren Aufzug, allen neidischen Klätscherinnen zum Verdrufs, sich auszeichnen. Die gewöhnliche Kleidung, worin diese Sänftensklaven paradirten, war eine rothe Staatslivree von der feinsten Wolle aus Canossa, in welcher sie, wie in einer Soldatenuniform, aufmarschirten. 2) Allein seit Vetter Saturnin es bis zur engsten Vertraulichkeit, ja bis zur Cicisbeatura stretta mit Donna Sabina gebracht hatte; that sie dasselbe, was in den schönen Zeiten der Cheva-

leie der treue Ritter seiner Dame zu leisten pflegte, sie trug überall seine Farbe zur Schau, wenn auch nicht an sich selbst, doch in der Livree ihrer Sklaven und Sänftenträger. Nun war Saturnin ein erklärter Gönner der grünen Faction (*prasina*) in den Circensischen Wettrennen. Grün war also auch die begünstigte Farbe unserer Römerin. [1]) In die Farbe des Frühlings [2]) waren auch heute zum erstenmale die acht Cappadozier gekleidet, und jeder Vorübergehende las und verstand diese Hieroglyphe: Grün ist die Lieblingsfarbe des Helden, der mein Herz erobert hat.

Noch ehe die Cappadozischen Atlanten ihre Göttin auf die Schultern nahmen, oder, um mich des hierbey gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, sich aufhalsceten, [3]) hatten zwey Zofen ihrer Gebieterin zwey Dinge überreicht, über deren Gebrauch eine Dame unserer Tage viel-

leicht nicht weniger in Verlegenheit kommen dürfte, als eine alte Römerin bey der Überreichung einer goldenen Tabatiere, oder eines kostbar gestickten Ridiculs. Die eine Sklavin trug in einer schön geflochtenen Schale zwey Kugeln, eine weifse vom reinsten, durchsichtigsten Bergkrystall, und eine hochgelbe von Bernstein. Sie lagen auf einem zierlichen Potpourri-Kifschen, welches in einem, aus den feinsten und zartesten Fäden geflochtenen, und mit den erwähltesten Rosenblättern ausgestopften Netze bestand. [1]) Sabina wählte unverzüglich die Krystallkugel, winkte aber der daneben stehenden Nape, die Bernsteinkugel zu guter Vorsorge auch mitzunehmen. Beide Kugeln dienten nach der damaligen Sitte als Abkühlungsmittel in den Händen der vornehmen Frauen. [2]) Die Bergkrystalle hielt man im Alterthum, wie schon das griechische Wort nach seiner

Ableitung andeutet, allgemein für ein Erzeugnifs des stärksten Frostes, für ein nimmer aufthauendes Eis. [1]) Man drehte Kugeln aus diesem Fossil, und die Damen nahmen sie, um sich in der Sonnenhitze abzukühlen, bey Spaziergängen und öffentlichen Schaugepränge mit vielem Anstand in ihre Hände, die damals noch keine neidischen Handschuhe bedeckten. Bald wurde mit diesen Kugeln, die nur um grofse Summen erkauft werden konnten, in jenen heifsen Klimaten ein eben so grofser Luxus getrieben, [2]) als in unseren Winterregionen mit den Erfindungen von ganz entgegengesetzter Wirkung, mit den Muffen. Jede Römerin wollte eine solche Abkühlungskugel von Krystall besitzen, und da diese in so grofser Menge aus den Schweizeralpen und den Indischen Krystallgruben herbey zu schaffen eine wahre Unmöglichkeit war: so verfielen die Alexandrinischen

Galanteriehändler darauf, in den Ägyptischen Glasöfen Kugeln von Krystallglas verfertigen zu lassen, [1]) die den ächten Krystallkugeln von weitem ganz ähnlich sahen. Nun mufsten die prachtliebenden Römerinnen, denen nur die Seltenheit begehrungswürdig schien, auf eine andere Erfindung denken, und so traten die Bernsteinkugeln an die Stelle des Krystalls. Auch diese gewährten, wiewohl nur so lange, bis sie in den zarten Händen ihrer feurigen Besitzerinnen warm geworden waren, eine angenehme Kühlung, und ersetzten, wenn sie durchwärmt waren, den Mangel der Kühlung durch einen lieblichen Wohlgeruch. [2])

Indefs behielten doch die ächten Krystallkugeln, ihrer fortdauernden Kühlung wegen, bey Kennerinnen den Vorzug, und darum zog sie auch Sabina jetzt vor, da sie sich bey dem heutigen Schaugepränge einen warmen Tag versprach.

Und eben darum mufste auch heute ihr kleiner Liebling, die Favoritschlange, ihr von der Sklavin, deren Aufsicht dies liebenswürdige Geschöpf anvertraut war, mit auf den Weg gegeben werden. Denn aufser dem possierlichen Lieblingszwerg, dem Agyptischen Hynokephalus und dem Malthesischen Schoofshündchen, deren genauere Bekanntschaft wir schon oben gemacht haben, hatte Sabina auch, der damals herrschenden Mode gemäfs, eine kleine Schlange von der zahmen und unschädlichen Art, die man gewöhnlich Epidaurische Drachen nannte. *) Man nahm diese Lieblinge mit an Tisch und ins Bette, und die Damen von etwas hitzigem Temperament rühmten die kältende Natur dieser Thiere aufserordentlich, liefsen sie, wie eine Halskette, sich um ihren Nacken winden, und hatten sonst mancherley Kurzweil und Zeitvertreib mit

thaten. [1]) So wie Sabina ihre Hand ausstreckte, schlang sich der Drache aus dem Schoofse seiner Pflegerin an sie hinan, und sie wies nun dem schmeichelnden Liebling unter allerley Liebkosungen sein Ruheplätzchen an ihrer Brust unter der Tunika an, wo er, zwischen dem Busen sich anschmiegend, eine angenehme Kühlung, wie ein Frostcondensator, ausströmte. [2])

Nun erst giebt die gebietende Domina das gewöhnliche Zeichen, indem sie mit zwey Fingern der rechten Hand ein sehr hörbares Schnippchen schlägt. [3]) Die vergoldeten Säuftenstangen einschieben, das Bette bey den elfenbeinernen Füfsen in die Höhe heben, und mit den Schultern rechts und links untertreten, ist bey unseren Cappadoziern nur Ein Moment, nur Ein Griff. Die Prozession beginnt. 4) Schon ist Sabina den Vorhof und die Colonnade von rothem, la-

konischen Marmor passirt. Werfen wir dieser stolzen Frau, ehe wir sie ganz aus dem Auge verlieren, noch einen Blick der stummen Verwunderung oder — Mifsbilligung nach!

Da thront sie auf ihrem schwebenden Lotterbette, [1]) dessen weiche Kissen mit einer doppelten Purpurdecke behangen sind. Mit stolzem Blick sieht sie auf das bunte Gewühl der Fufsgänger zu ihren Füfsen, und nickt nur dann freundlicher, wenn sie unter dem Haufen einen schönen Jüngling erblickt. Sie hat sich mit dem nachlässig hingegossenen Körper auf den linken Arm gestützt, der von einem seidenen Kopfkissen elastisch getragen wird. [2]) Wohl möglich, dafs bey ihrem Anblick ein Vorübergehender an die Homerische Ate erinnert wurde, und ihr die berühmten Verse nachrief, womit dort in der Ilias der königliche Sünder seine Thorheit beschönigt (XIX, 91.):

— Ate, die alle bethöret
Schreckenvoll; leicht schweben die Füfs' ihr;
nimmer dem Grund auch
Nahet sie; nein, hoch wandelt sie her, auf
den Häuptern der Männer,
Reitzend die Menschen zum Fehl: und we-
nigstens Einen verstrickt sie.

Doch wie könnte diese boshafte Parodie [1]) bis zu den Ohren der stolzen Sabina selbst dringen, da sie von einer Schaar Zofen und Lakayen von allen Seiten umschwärmt und umdrängt ist. Neben dem Achtgespann der Cappadozier geht rechts die geliebte Mohrensklavin, Kypassis, mit einem künstlichen Pfauenwedel, nach der neuesten Mode mit den schönen Halsfedern des afrikanischen Flamingo ausgeschmückt, [2]) links geht Napemit einer vielfarbigen Umbrella auf einem indischen Bambusrohre, um, winkt die Gebieterin, sie von unten auf gegen die

Sonnenstralden zu schutzen. [1]) Zwey andere Sklavinnen tragen schöngestickte Kissen, um sie ihrer Gebieterin unterzulegen, wo sie sich am Altan ihrer Freundin niederlassen wird. [2]) Den ganzen Zug eroffnen zwey handfeste gelernte Läufer, [3]) pechschwarze Mohrengesichter aus dem Afrikanischen Völkerstamme der Mazyken, die damals für die schnellfüfsigste Nation auf dem Erdboden galten, [4]) und daher von den Römern, die, als Herren der Welt, unter ihren Sklavenheerden jedem Volke das passendste Geschäft auftrugen, vor allen andern zu Läufern gewählt wurden. Ein Schurz (*tonnelet*) von derfeinsten schneeweifsen Agyptischen Leinwand umgiebt ihre Lenden, [5]) und womit man sonst nur die Paradepferde zu schmücken pflegte, silberne, hellpolirte, mondförmige Schildchen zierten den Hals und die Brust dieser Afrikaner [6]) um so vortheilhafter, da

die schimmernden Silberplatten durch die Schwärze der Haut noch mehr gehoben werden. Den Putz zu vollenden, tragen sie an den Oberarmen zierlich gewundene silberne Armspangen. [1]) Zwey Liburnische Sklaven [2]) beschliefsen diefs stattliche Gefolge, indem ein jeder einen Fufsschemel trägt, den sie, wenn die Gebieterin absteigen will, rechts und links ansetzen. — Wer wollte nicht mit dem alten Aristophanes [3]) ausrufen:

„Schwer ist der Ausgang der Frauen!“

Anmerkungen.

S. 173. 1) **Das Ansagen der Stunden.** Man hatte damals nur noch Sonnenuhren und Wasseruhren, (*solaria*, *clepsydrae.*) Unsere heutige Bequemlichkeit mit den Taschenuhren mufste also durch einen Sklaven oder eine Sklavin ersetzt werden, welche blofs dazu da waren, um ihren Gebietern die Stunden anzusagen. Bey den Griechen hiefs ein Mädchen, die ihrer Frau die Stunden meldete, *περάτρια*. S. Hesychius s. v. T. II. c. 919. 7. Suidas hat *περήτρια*. Ich glaube aber, dafs das Wort eigentlich *περάντρια* von *περαίνεσθαι*, endigen, geheifsen habe, weil das Mädchen rief: *πέραινε*, endige! mache fort! Wahrscheinlich hatte daher ein alter Comodiendichter ein solches Uhrenmädchen nur im Scherz *περάντρια* genannt. — Zu der Stelle des Martial VIII. 67. „Horas quinque puer nondum tibi nuntiat“

hat D. Heraldus schon die Stellen der römischen Schriftsteller gesammelt, wozu noch Burmann zum Petr. c. 26. p. 93. verglichen werden mufs. Beckmann Beyträge zur Geschichte der Erfindungen Th. IV. S. 125. hat sie noch vollständiger, woraus auch Poppe in seinen ganz brauchbaren Collectaneen Ausführliche Geschichte der Uhrmacherkunst, (Leipz. Roch 801.) S. 116. ff. 158. f. zum Theil geschöpft hat.

S. 173. 2) *Splenia*, Schminkpflästerchen. Wir haben zwar eine gelehrte Probeschrift eines jungen Arztes Dorl aus des grofsen Hippocratischen Arztes Grumer Schule: *Rudimenta Exanthematologiae* Jen. 1794. Sect. I. et II. worin mit Scharfsinn die Hypothese ausgeschmückt wird, dafs wir durch Diät und Lebensart jetzt viel mehr Hautkrankheiten und Pusteln (*exanthemata*) hatten, als die alten Griechen und Römer. Und wer mag es leugnen, dafs die fast gänzliche Unterlassung der täglichen Bäder und der im Alterthum so vielfach ausgeübten Hautcultur der so sehr vernachlässigten Haut auch viel

mehr Übel und Ausschläge zuziehen mufs. Allein in den luxuriösen Zeiten Griechenlands und Roms traten wieder auf der andern Seite so viele Diätfehler und Ausschweifungen ein, die Schärfe erzeugen und auch die Oberfläche des Körpers damit heimsuchen mufsten, dafs es allerdings zu erweisen stünde, dafs die exanthematischen Hautübel, besonders auf der Stirn und im Gesicht, im Alterthum noch weit zahlreicher gewesen seyn müssen, als bey uns. Es lassen sich allein aus den griechischen Ärzten an 25 verschiedene Benennungen solcher Exantheme und Hitzblattern aufstellen. Natürlich trat nun auch schon im Alterthum dieselbe Nothhülfe gegen diese unwillkommnen Gäste im Gesicht ein, die im 17ten und bis zum Anfang des 18ten Jahrhunderts auf den Wangen und Augenbranen der galanten Europäerinnen als Schminkpflästerchen (*mouches, patches*) eine so bedeutende Rolle spielte, wie jedermann weifs, der seinen *Boileau* oder den *Spectator* gelesen hat. Mit einem Wort, man bediente sich auch schon damals, erst zur Verhüllung von allerley Hautausschlag, und dann auch wohl aus wahrer Coketterie schwarzer, zierlich ge-

schnittener Pflästerchen, die man auf verschiedenen Theilen des Gesichts kunstgerecht auflegte und sich so dem Publikum zur Schau trug, wie auch schon anderswo (N. Teutscher Merkur 1792. St. VI. p. 152.) angemerkt worden ist. Darum spricht Martial — *linunt stellantem splenia frontem* II, 29. wo Raders Anmerkung zu vergleichen p. 243. und VIII, 33. — *lunata splenia fronte sedent*, woraus zugleich bewiesen werden kann, dafs diese Pflästerchen sichelförmig ausgeschnitten gewesen sind. Wahrscheinlich ist das *calliblepharon* beym Petron und die Fleckchen aus weichem Leder, *alata*, in Ovids Arte Amandi III, 203. auch hierher zu rechnen, da man vorzüglich auch um der bösen Augen willen solche Salbfleckchen getragen zu haben scheint. Ihr eigentlicher Name ist griechisch, so wie alles was bey den eleganten Römerinnen zur Toilette gehörte. Σπλήνιον ist die Verkleinerungsform von σπλήν, die Milz, und *splenia* hiefsen auch, nach einer gewissen Ähnlichkeit, diese Schminkpflaster. Die Stellen der griechischen Ärzte hat nach Foesius in Oecon. Hipp. s. v. σπλήν schon Alberti zu Hesychius T. II. col. 1250, 50. genau ge-

sammelt. Oft nennen die griechischen Ärzte diese Pflasterchen auch nur Läppchen, *ὀθόνια*. S. Bernard zu Nonni Epitome c. 1. p. 12. Die Stellen des Plinius XXIX, 6. s. 38. XXX, 11. s. 39. dürfen in dieser wichtigen Toilettendisquisition ja nicht übersehen werden!

S. 175. 1) Gerade so, wie Sabina mit der armen Latris, verfährt Venus mit ihrer Sklavin, der Psyche, in der berühmten Fabel bey Apulejus. Auch dort wird Psyche von den Augen der hochfahrenden Gebieterin entfernt, und zwey Peinigerinnen, der Angst und Traurigkeit, übergeben. *Metam.* VI. p. 115. *ed. Prit.* Die Psyche in der Villa Borghese, die dort unter dem Namen *Psiche Latuta da Venere* gezeigt wird, ist in dieser flehenden Stellung der Latris. S. *Villa Pinciana* P. I. p. 52. Stanze 3. 4. (Doch könnte es auch die von Cupido selbst gequälte Psyche seyn.) S. P. II. Stanze IX. 9. auf Gemmen z. B. *Museum Florentinum* T. I. *tab.* 79. 4. 6. 7. Man vergleiche die Nachbildung auf der Kupfertafel zur **vierten Szene.**

S. 175. 2) Bey der Härte, womit besonders die Römer ihre zahlreichen Sklavenfamilien behandelten, (m. l. die gelehrte Abhandlung von Burigny über die Sklaven der Römer im 35sten Bande *d. l' Acad. d. Inscript.*) mufsten sie auch eigene Zuchtknechte halten, die *Locarii* hiefsen, (s. Pignori S. 15.) und die Strafen an den Verbrechern männlichen und weiblichen Geschlechts vollstreckten.

S. 175. 3) *O demens, ita servus homo est?* so ruft wirklich jene Römerin beym Juvenal VI, 222. der man wegen Verurtheilung eines armen Sklaven Vorstellungen macht. Den Commentar dazu geben Seneka *Epist.* 47. und die Rechtsgelehrten in den Pandecten. In den spätern Zeiten wurde ihr Loos allerdings milder. Vergl. Gibbon *History of the Decline and Downfall of the Rom. Emp.* T. I. p. 53. *ed. Basil.*

S. 177. 1) Properz nennt es *Codicem immundum* IV, 7. 40. Aus dem Juvenal II, 57. wissen wir, dafs die jungen Ehefrauen vorzüglich die Sklavinnen mit dieser raffinirten

Strafe belegten, die vor der Hochzeit das Glück oder Unglück gehabt hatten, die Beyschläferinnen ihrer Ehcherren zu seyn.

S. 179. 1) Man kann sich eine Vorstellung davon durch Betrachtung römischer Grabmonumente machen, wo solche Tragebetten vorkommen. Das deutlichste Monument der Art war sonst auf der Strafse nach Ostia auf dem Grabmal des M. Antonius Antius Lupus zu sehn. S. Gruters *Inscript.* CCCLVI, 1. Schon Scheffer *de re vehic.* II. 5. p. 80. giebt aus den *Schedis Pighii* eine Abbildung desselben. Noch besser ist die Sache in Gruter zu sehen p. DCCCCLIV. 8. wo die vollkommene Gestalt einer alten Lectica, mit der Lage des darauf Ruhenden, selbst zu sehen ist. Man vergleiche den Nachstich auf der Kupfertafel zu dieser Szene.

S. 179. 2) Sache und Form war also, mit geringen Abänderungen, völlig orientalisch, und findet sich in jeder Reisebeschreibung von Indien oder China. Vergl. den Palankin, den der Sohn Tippo Saib's von der Ostindischen Compagnie geschenkt erhielt,

nebst der Abbildung im *Europ. Magaz.* 1796. August S. 80. mit Curtius VIII, 9.

S. 179. 3) Man findet ungefähr alles, was über diese tragbaren Lotterbetten (*Lecticae*) aus den römischen Schriftstellern gesagt werden kann, von Lipsius *Elect.* I, 19. p. 701. ff. *Opp.* und Scheffer *de re vehic.* II, 4. p. 77. gesammelt. Nur wenige neue Zusätze hat L. Ludwig hinzugethan, der seine Dissertation *de lecticis veterum, medii et praesentis aevi* zu Leipzig 1705. in 4. herausgab. Des Ludwigs Compilation hat wieder der Reichsgräflich-Solmische Amtsrath C. Chr. Schramm compilirt in seinem Werke: Abhandlung der Portechaises oder Trage-Sänften durch Menschen und Thiere in allen 4 Theilen der Welt (!) Nürnberg, in Weigels Kunsthandlung 1757. in Folio mit 13 Kupfertafeln, wo doch aber nur die römischen *Thensae* oder Götterwagen abgebildet sind. — Übrigens ist in den Worten *Lectica* und *Sella* schon bey den Alten eine grofse Verwirrung. Man mufs die Zeitalter unterscheiden. Was früher *Lectica* hiefs, wurde später, mit einer

geringen Abänderung der Sache, *Sella* genannt.

S. 181. 1) Man nahm natürlich die breitschultrigsten und stammhaftesten Sklaven dazu. In den frühern Zeiten hatten die Bithynier (zu Katull X, 15.) und Syrer in den spätern Zeiten aber die Volker an der Donau, (die Mosier, Juven. IX, 143.) und die Germanen und Celten (s. die Stellen bey Lipsius S. 708. f.) den Vorzug.

S. 181. 2) Cappadoken. Die Cappadozier gehorten zu den drey bosen K der alten Volkerliste, (Kiliker, Kreter und Kappadozier) und wurden unter den verworfenen asiatischen Nationen für die verworfensten gehalten; daher auch der Rhetor, der die Rede des *Cicero post redit. in Senatu* zusammengeflickt hat, statt des *Syrus nescio quis* in der achten Rede in *Pison.* c. 1. einen Cappadozier gesetzt hat: „sine sensu, sine sapore, elinguem, tardum, inhumanum — Cappadocem modo abreptum de grege venalium dicebas" c. 6. p 33. ed. Wolf. Brodaus zur griechischen Anthologie p. 244. hat ein

ganzes Register von Schimpfreden auf diese Nation gesammelt, bey Gelegenheit des berüchtigten Epigrammes des Demodocus *Anthol.* T. II. p. 56. III. *Καππαδόκαι φαῦλοι μὲν ἄτι κ. τ. λ.* Allein bey aller Dummheit und Bosheit, die sich bey ihnen, wie immer, gattete, hatten sie doch ihre körperlichen Verdienste. Sie waren baumstarke Kerls und geborne Portechaisenträger. So schildert Petron einen solchen Kerl c. 63. p. 317. „hominem Cappadocem, longum, valde audaculum et qui valebat Jovem iratum tollere.“ Eben um dieser Verdienste willen wanderte nach und nach die ganze Nation der Kappadoken zum Haiducken- und Sänftenträgerdienst in Rom ein; daher sagte Athenäus in der berühmten Schilderung Roms *Epit.* l. 36. p. 75. Schweigh. *ὅλα τὰ ἔθνη ἀθρόως αὐτόθι* (zu Rom nämlich) *συνῴκισται, ὡς τὸ Καππαδόκων καὶ Σύρων*, so, nicht *Σκυθῶν*, muſs dort gelesen werden. Denn Syrier und Cappadozier werden immer, wenn von in Rom befindlichen Sklaven die Rede ist, zusammengesetzt, Martial X. 76. S. Abram. zu Cicero in Pison. c. 1. und wer erinnert sich

nicht dabey an den Vers des Juvenals III, 62. *Jampridem in Tiberim Syrus defluxit Orontes.*

S. 181. 3) Dafs die Zahl und das Ansehn dieser Sänftenträger bey der Prachtliebe der römischen Damen ganz besonders in Anschlag gebracht wurde, erhellet aus mehrern Stellen des Seneka, besonders *de Tranquill.* II. 14. Freylich gab es auch eifersüchtige Eheherren, die ihre Gattinnen nicht gern so vor aller Welt in nachlässiger Positur ausgestellt wissen wollten, „admissis inspectoribus vehi undique perspicuam." Seneka *de Benef.* I. 9. mit Lipsius Noten n. 84.

S. 181. 4) Die asiatischen Sklaven wurden in ganzen Heerden (*venalitii*, s. Burmann zum Petr. c. 29. p. 105.) nach Rom getrieben, und ganz nackend auf eine Art von Bühne (*catasta*) gestellt, wo sie die Käufer und Käuferinnen nach Herzenslust beschauen und befühlen konnten. Alles hierher gehörige giebt Casaubonus *in notis ad Persium* p. 199. zu dem Verse: „Cappadocas rigida pingues plausisse catasta," VI, 76.

S. 182. 1) Die Sprache der Cappadozier war dick, wie sie selbst S. Philostrat *vit. Sophist.* II, 13. p. 594. Daher der Spott auf Cappadozische Rhetoren beym Lucian *Analect.* T. II. p. 312. XXII. mit Jacobs Anmerkung *Vol.* II. T. II. p. 464.

S. 182. 2) Martial XII, 58. nach Ramler Th. I. S. 268.

„Ein Mägdeliebchen nennt dich deine Frau, Gelast!
„Ein Sänftenträgerliebchen ist sie selbst. Ihr palst!

Das *Lecticariola* des römischen Dichters ist freylich noch treffender, und in eben der Sprach- und Sachanalogie, wie die *Asinaria* beym Apulejus *Metam.* X. p. 360.

S. 183. 1) Man kennt ja die erbaulichen Betrachtungen von Lady Tittle und Lady Tattle, als sie die Lady Booby mit ihrem Leiblakay im Hyde-Park spatzieren gehen sahn. S. Fielding's Jos. Andrews. B. I. ch. IV. Works T. VI. p. 11.

S. 183. 2) Daher sagt Seneka *de Benef.* III. 26. „quo te paenulati isti (Sänftenträger in Capotrocken) in militum quidem non vulgarem cultum subornati?“ Vergl. Pignorii *de servis* p. 136. f. Die rothen Rocke aus Canossa hiefsen *canusinae*. S. Martial XIII. 129. mit Lipsius Bemerk. *Elect.* I. 25. p. 73. *Opp.* Daher heifst nun eben ein so ausstaffirter Sänftenträger *canusinatus*. Martial IX. 23.

S. 184. 1) Lieblingsfarben nach den Parteien des Circus. Obgleich Domitian den ältern vier Faktionen noch zwey neue, die goldene und purpurne, hinzugefügt hatte: so blieben doch die grüne und meerblaue Faktion die, für welche die stolzen Romuliden noch lange am heftigsten sich interessirten. Kaiser Antonin dankt es seinem Erzieher I. §. 5. dafs er weder ein *βενετιανός* noch *πρασιανός* sey. Die Liebhaberey für diese Farbe der Wettrenner brachte bey den Kaisern selbst die empörendsten Sultanismen hervor; da sich diese Herren der Welt selbst nicht schämten, von sich sagen zu lassen, was der jüngere Plinius spottend von seinen Zeitgenossen ausspricht IX. 6.

favent panno, pannum amant. Tanta gratia, tanta amicitia in una vilissima tunica. M s. die Beyspiele bey Reimarus zum Dio LXI. 6. p. 985. 42. Übrigens geht aus mehrern Stellen in Petrons Satyrikon, wo er die Narrheiten des Trimalchio schildert, sehr deutlich hervor, dafs es zum Luxus der Reichen gehörte, in Kleidungsstücken und Geräthschaften die Farbe zu affichiren, die man im Circus begünstigte. Dasselbe erhellet auch aus einem Epigramm Martials XIV, 131. Siehe N. Heinsius zu Petron c. 25. p. 95.

S. 184. 2) Bekanntlich spielten die vier Farben der vier Parteyen der Wettrenner im Circus auf die vier Jahrszeiten an, so wie die ganzen *ludi Circenses* eine Hieroglyphe des Sonnenlaufs und der Planeten seyn sollten. So bezeichnete die grüne Farbe, *prasinus*, lauchgrün, (s. Saumaise zum Solin p. 634. b. und die von Fabrizius *Biblioth. Antiq.* p. 990. citirten Schriftsteller,) den Frühling. Vergl. Alex. Laborde's gelehrte Discussion in seinem prächtigen Werke, *Mosaique d'Italica* p. 49. f.

S. 184. 3) *Succollare.* S. Casaubonus zu Suetons *Otho* c. 6.

S. 185. 1) Vom Weichling Verres erzählt Cicero *Verrin.* V, 11. „Reticulum ad nares sibi apponebat tenuissimo lino, minutis maculis, plenum rosae.“ Die beste Erläuterung dazu giebt Casaubonus zum Athenäus IV, 11. p. 274.

S. 185. 2) Krystallkugeln. Properz II, 13. 60. *manibus dura frigus habere pila.* mit Burmanns Anmerkungen S. 377. und die Hauptstelle beym Plinius XXXVII, 2. s. 10. 11. vergl. Beckmanns Anmerkungen zu *Marbodi liber lapidum* (Göttingen 1799.) s. 41. p. 71. Noch immer kann ich mich nicht überzeugen, dafs in der viel erklärten Stelle beym Properz IV. 3. 52. wo die verlassene Arethusa ihrem Lycotes klagt, dafs aller Putz ihr nichts helfe: „Nam mihi quo, Poenis si purpura fulgeat ostris, Crystallusque suas aimet aquosa manus“ von etwas anderem, als diesen Krystallkugeln, die Rede gewesen seyn kann. Denn dafs dort nicht blofs vom Winterputz gesprochen wor-

den sey, ergiebt der ganze Zusammenhang. Wo hat man je im Alterthum von kostbaren Ringsteinen und Intaglios in Krystall gehört? Die Stelle des Theophrast *περὶ λίθων* s. 54. p. 175. kann blofs auf Sculptur zu Vasen bezogen werden, dergleichen das Alterthum allerdings sehr häufig aus Bergkrystallen hatte. Plinius 37. 6. Vergl. Ernesti Archäologie, c. III, 8. Höchstens machte man kleine Büsten in Krystall, wie bey Borioni *in Collectaneis Antiquitatum Romanarum tab.* II. vorkommen. S. Martini zu Ernestis Archäologie p. 160. f.

S. 186. 1) S. aufser dem Plinius, *de Laet de gemmis et lapid.* I. 15. p. 58. und Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Zürich Th. III. S. 255. ff.

S. 186. 2) Man fand einst in Rom 20 solcher Kugeln in einer Urne von Alabaster, und erinnerte sich dabey nicht an diesen Luxus der Römischen Damen, der diesen Fund besser erklärt haben würde, als der Aberglaube durchs Krystallsehen. S. Brückmanns Beyträge zur Abhandlung von den Edelsteinen Th. II. S. 105.

S. 187. 1) Denn in Ägypten wurden alle kostbaren Glasarbeiten gemacht. Beweise dazu in Menge findet man in Caylus *Recueil* und Hambergers *historia vitri*, *in Commentariis Gottting.* T. IV. p. 152.

S. 187. 2) Bernsteinkugeln. Wenn Martial die Küsse seines Mädchens schildern will, so sagt er: Sie dufteten Wohlgerüche, wie Agtstein, gewärmt in der jungfräulichen Hand. XI. 9. nach Ramler Th. IV. S. 63. vergl. Martial. V. 38. und Ovids Metam. II. 362. wo die *electra puellae gestanda latinis* nicht von Halsbändern aus Agtstein, sondern von diesen Kühlungskugeln zu verstehen sind. Alles hierher Gehörige hat schon Gesner gesammelt *de electro veterum* in den *Comm. Soc. Gött.* T. III. p. 110. vergl. Hassens Eridanus S. 40. wo es doch nicht Bernsteinkügelchen heifsen sollte.

S. 188. 1) S. die Hauptstelle beym Plinius XXXIX, 4. s. 22. und über die Sitte, solche Schlangen, wie Schoofshündchen, bey sich zu haben, Casaubonus zu Suetons Tiber c. 72. wo erzählt wird, der Kaiser

Tiber habe einen solchen Lieblingsdrachen gehabt, den er mit eigner Hand zu füttern pflegte.

S. 189. 1) Favoritschlangen. So sagt Martial, wo er allerley Lieblingsthiere anführt, VII, 87. nach Ramler Th. III. S. 84. Wenn Grecilla die kalte Schlange um den Nacken sich windet. Seneka *de Ira* II, 31. gedenkt auch dieser Hausdrachen, die in unschuldigen Windungen sich zwischen den Bechern und dem Schoofse der Gäste herumschlingen. Durch diese Stelle des Seneka erhält ein Marmorrelief, welches Tournefort zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in einer Kirchmauer von Metelino auf der Insel Samos bemerkte, und in seiner Reisebeschreibung abbildete, (*Voyage du Levant Lettre* X. T. I. p. 167. *ed.* in 4to.) seine volle Erläuterung. Es ist da von keinem Äskulap, der in Gestalt einer Schlange erschien, noch von einem Knuph oder Agathodämon die Rede. Das ganze Denkmal ist zur Kenntnifs dieser Favoritschlangen so interessant, dafs es auf der zu dieser Szene gehörigen Kupfertafel nachgestochen wurde.

S. 189. 2) Eine Geschichte beym Sueton im August c. 92. wo Atria von einem Drachen beschlafen wird, läfst noch allerley anderes Spiel mit diesen Lieblingsthieren ahnen. Vergl. Lucian im falschen Propheten Th. III. S. 175. mit Wielands Anmerkungen.

S. 189. 3) Diefs Zeichen mit den Fingern, wovon schon oben die Rede gewesen ist, (*capitus digitorum*) hatte verschiedene Bedeutungen, je nachdem der Ort war, wo es der Gebieter gegen die Sklaven machte.

S. 189. 4) Zur ganzen Procession dient als Parallele aus dem spätern Zeitalter Amm. XIV, 6. und Müller *gen. et mor. aev. Theodosiani Comment.* I. p. 115. Nur dafs dort vom Wagen die Rede ist, (*carpentum*) deren man sich späterhin auch innerhalb der Stadt bedienen durfte.

S. 190. 1) Ich denke dabey an eine Stelle des Apulejus *Apolog.* II. p. 618. *Vectatur octophoro. Vidistis ipsi — quam improba juvenum circumspectatrix, quam immodica sui ostentatrix.*

S. 190. 2) Dieſs nennt Juvenal VI. 351. *cervical*, welches der Scholiast durch ein Kissen erklärt, worauf sich die Frau während des Tragens stützt. S. Scheffer *de re vhic.* II, 4. p. 75.

S. 191. 1) Man vergleiche die treffende Anwendung, die Lucian *Imagg.* c. 21. T. II. p. 480. von dieser Homerischen Ate macht.

S. 191. 2) Unsere schönsten Fächer können doch mit der geschmackvollen Pracht des Alterthums in diesem Artikel nicht verglichen werden. Zwischen zart geschnittenen Täfelchen waren die Schmuckfedern der schönsten Vögel eingesetzt. M. s. die Abbildung auf einem alten Mosaik, das Visconti erklärt hat, *Osservazioni su due Musaichi antichi* (Parma 1788. 4.) S. 37. die Anmerk. zum *Cabinet du Duc d' Orleans* T. I. p. 112, und die Beylage zu dieser Szene, das Fächerschränkchen betitelt.

S. 192. 1) Auch an die Sonnenschirme verschwendeten die Alten eine Pracht, die bey uns nicht gewöhnlich ist. Paciaudi

hat eine eigene Schrift darüber geschrieben. Σκιαδηφόρημα, s. *de umbellae gestatione commentarius Rom.* 1753. 4. Vergl. Vasengemälde T. I. p. 150.

S. 192. 2) S. Heinse zu Ovids A. A. I, 160. wo ein Liebhaber seinem Mädchen diesen Dienst erweiset.

S. 192. 3) Bey den Korsofahrten der heutigen Italiäner durften die Läufer sonst nie fehlen. S. F. Schulz neue Reise durch Italien 1stes Heft. S. 131. Und so war es auch schon im alten Rom, wo immer unter den Sklaven die *cursores* vor allen andern mit genannt werden. S. Pignori *de Servis* p. 144. Ramirez zu Martial III. 47. p. 251.

S 192. 4) S. Lukan IV, 681. mit Oudendorps Anmerkung und zu Nemesian *Cyneg.* 261. Gewöhnlich hielt man diese Mazyken, die Rennel in seinem *Geographical system of Herodotus* p. 637. mit den Machlyern des Herodots für eins nimmt, nur für gute Vorreiter. Allein das Schnellseyn beym Sueton *Ner.* 30. scheint mir doch nur von Läufern zu Fuſs verstanden werden zu können.

S. 192. 5) Martial nennt ausdrücklich den Läufer *succinctus* XII, 24. womit die *picti tunica Nilotide Mart.* X. 6. zu vergleichen sind. Die weifse pelusische Leinwand hatte unten herum eine gestickte Einfassung. Vergl. Lukan X, 142.

S. 192. 6) So paradirt Trimalchio beym Petron c. 28, p. 100. *Lecticae impositus est praecedentibus phaleratis cursoribus quatuor.* Die *phalerae* waren eigentlich nur ein Pferdeschmuck, was auch manche Interpreten dagegen sagen mögen. (S. Ducker zum Florus p. 52.) Wo sie als Zierrath der Ritter oder anderer Stände vorkommen, hat es stets eine besondere Bewandtnifs. Ihre halbmondförmige Gestalt findet sich noch auf alten Denkmälern. S. *Fabretti ad column. Trai.* p. 221. und Visconti im *Museo P. Clementino* T. V. p. 80.

S. 193. 1) So ist im Sueton in Nero 30. die *turba Mazycum phalerata et armillata* zu verstehen.

S. 193. 2) Die Liburnier waren ein stämmiger, kräftiger Schlag Menschen, wie ihre

heutigen Nachbarn, die Croaten. Man bediente sich ihrer in Rom vorzüglich zum Sänftentragen und allerley Geschäften, wobey es auf eine derbe Faust ankam. Daher, wenn Martial die Reitze des Landlebens schildert, I, 50. sagt er unter andern: *procul horridus Liburnus.* Vergl. zu Juvenal III, 240.

S. 193. 3) In der Lysistrata V. 16.

BEYLAGE

ZUR ACHTEN SZENE.

Das antike Fächerschränkchen.

Tab. XIII.

Wer hat nicht einmal Addison's witzigen Einfall im englischen Zuschauer belacht, wo er die mannigfaltigen Vortheile eines in London — vielleicht im neuen ägyptischen Seiten-Flügel des Britischen Museum — zu errichtenden Antikenkabinets zeigt? Da könnten, meint er, der Putz und die Kleidungsstücke aller ältern und neuern Nationen zur Erbauung und Nachahmung für spätere Enkel und Urenkel aufbewahrt, und von besonders dazu bestellten Aufsehern jedem Schaulustigen gegen Erlegung der Gebühr zu jeder Stunde des Tages gezeigt werden. Wie mancher Schweifstropfen würde weniger vergossen, und wie man-

cher Foliante weniger geschrieben wor-
den seyn, wenn den gelehrten Schrift-
stellern über die Kleiderpracht der Alten
sich ein solches Magazin, über oder un-
ter der Erde, zur rechten Zeit geöffnet
hätte! Dann hätten Le Cain und
Talma keine Costümes fürs Pariser,
die Herren Hirt und Hummel keine
fürs Berlinische Theater oder für die
königlichen Maskenbälle erfinden, und
die Herren Ferrari und Rubens keine
eigenen Bücher über den Faltenwurf der
alten römischen Nationaltracht schreiben
dürfen. Welche Kurzweil und Unter-
haltung für unsere schöne Welt, in die-
ser Schatzkammer alter und neuer Mode-
erfindungen nach Herzenslust sich zu er-
gehn und zu ergötzen, und mit jedem
geöffneten Schubkästchen die Annalen
eines Modeartikels von der Babyloni-
schen Semiramis bis zu der Calmarschen,
von den prächtig gemahlten Stomachers

oder Corsclets der drittehalb tausend Jahre alten ägyptischen Mumien bis auf die mit unsäglicher Zierlichkeit tättowirte Hand der schönen Königin Hatamäh auf Nugahiwa, der gröfsten der Marquesas-Inseln, die der forschungslustige Doctor Langsdorf kürzlich an Ort und Stelle selbst abgezeichnet hat [1]), in natürlichen Mustern wohlgeordnet hervorlangen zu können! Welches unerschöpfliche Proviantlhaus für die Hungersnoth in unsern Modejournalen und eleganten Zeitungen, deren Deutschland zu Anfang des 19ten Jahrhunderts achte zählte, und kaum in einem einzigen eine vernünftige Mode erblickte! Welch eine schöne Rüsthammer für die modescheuen Moralisten, und frommen Eiferer gegen den Perücken-, Hosen- und Haubenteufel, gegen Titusköpfe und Pyramidendiademe!

Indefs bleibt diefs alles so lange blofs ein frommer Wunsch, bis etwa auch

dazu in jener grofsen Stadt an der Seine, wo die phantasiereiche Göttin der Mode stets die eifrigsten Verehrer um ihren Thron versammelte, ein kaiserliches Nationalmuseum dekretirt wird, und so müssen wir uns in Ermangelung eines so lehrreichen Conservatoire vor jetzt mit einzelnen Versuchen behelfen, diesen oder jenen Artikel aus verschiedenen Ländern und Zeitaltern in Ein Modeschränkchen zusammen zu bringen. Das vorliegende Schränkchen ist von dem berühmtesten Cabinetmaker Fores in New-bondstreet aus Mahagoniholze verfertiget, und führt die mit Buchstaben aus Atlasholze eingelegte Aufschrift: Fächerrepositorium.

Ich wage es nicht, die ehrwürdigen Alterthümer, die wir hier gleich im untersten grofsen Schubfache ausgebreitet finden, den neugierigen Beschauern unsers Fächerrepositoriums einzeln auszu-

deuten. So viel ist gewifs, dafs wir in diesen eingetrockneten Cocos-, Pisang- und Schilfblättern die ältesten Fächer des Orients erblicken. Ob dieser Büschel von Papyrusschilfe (*cyperus papyrus*) sich wirklich in den Händen der schönen Tochter Pharaonis befunden habe, als sie bey ihrer Nilpromenade das ebräische Knäbchen im Binsenkästchen fand, möchte in Ermangelung von Eisenmengers entdecktem Judenthum ein Jüdischer Ober-Rabiner aus seiner Mischna am sichersten bestimmen können. Wenn aber eine alte Überlieferung uns gar überreden will, dafs dieser, einen Fufs lange, Blattstiel der fächertragenden Weinpalme (*borassus flabellifer*) mit seinen in halbem Zirkel herumstehenden Blättern der holden Sakontala einst bey ihren einsamen Spaziergängen Kühlungen zugefächelt habe, so wird diefs gewifs niemand glaublich finden, und wenn es alle Pundits von Ben-

galen behaupteten. Wie könnte ein so dicker, ursprünglich sogar mit scharfen Dornen besetzter Stiel in die zarten Hände einer Sakontala gekommen seyn? Eher wollten wir uns noch die Muthmafsung eines Amsterdammer Alterthumsforschers gefallen lassen, der in diesem Fächerstiele der Weinpalme das ächte Original der unförmlich grofsen grünen Papierfächer vermuthet, mit welchen die holländischen Matrosenfrauen bey ihren Spaziergängen an den Kanälen in Rotterdam und Saardam die Sonnenstrahlen und Wasserinsekten von sich abwehren.

In einem gleich darüber befindlichen Fache finden wir einige schneeweifse Ochsenschwänze mit einem zierlichen Büschel Haare am Ende. Sie dienten von jeher den indischen Nabobs und den vornehmsten Braminen zu Fliegenwedeln und Fächern. Schon im frühesten Alterthume waren diese Schwanzfächel in In-

dien sehr gewöhnlich, und Alian berichtet in seinem Allerley aus dem Thierreiche, [1]) dafs dieser Modeartikel von einer Art wilder Ochsen käme, die am ganzen Leibe schwarz, und nur am Schwanze völlig weifs wären. Wir erblicken ihn, nach Niebuhr's und R. Forster's wahrscheinlicher Erklärung, der auch Herder beypflichtet, auf der Abbildung der feierlichen Perserprocession in den Ruinen von Persepolis, wo das Werkzeug, das eine junge Priesterfigur über den König hält, wahrscheinlich den Fliegenwedel von einem tibetanischen Ochsen vorstellt. [2]) Bey den Römern vertraten die haarigten Ochsenschwänze, wir wir aus den Sinngedichten des Martials wissen, die Stelle unserer Kleiderbürsten.

Myrtenzweige, Akazien, und die schöngestalteten, dreyfach eingeschnittenen, Blätter des morgenländischen Pla-

tamus, waren ohne Zweifel auch im alten Griechenland die ersten und gewöhnlichsten Fächel- und Wedelwerkzeuge. Ja, man hat alle Ursache zu vermuthen, dafs selbst die mit Epheuranken und Weinblättern üppig umwundenen Thyrsusstäbe, die wir auf alten Denkmalen so häufig in den Händen der Bacchantinnen und der übrigen Begleiter des Weingottes finden, aufser der feierlichen Bestimmung, die sie, in Anspielung auf den kriegerischen Triumphzug des Dionysus, bey jenen festlichen Aufzügen und Bacchusprocessionen hatten, auch noch den zufälligen Nutzen gewährten, den vom Lauf und Jubel erhitzten Mänaden und Bacchusverehrern Schatten und Kühlung zu verschaffen.

Bald lernte man die natürlichen Blätter der Bäume, besonders der Platanen, zu eben diesem Endzwecke künstlich nachbilden, und in diese Klasse gehören nun

die Fächer, die wir hier in einem neuen Fache unsers niedlichen Fächermagazins zusammengelegt finden. Man findet sie oft auf Denkmalen der alten Kunst, wo die Erklärer zum Theil auf sehr abenteuerliche Deutungen verfallen sind. [1]) So sehen wir sie auf den Gemälden der Aldobrandinischen Hochzeit, [2]) und auf mehrern geschnittenen Steinen mit der Vorstellung eines von Genien bedienten und abgekühlten Hermaphroditen. [3])

Mit den Pfauen, die erst im 5ten Jahrhundert vor Christi Geburt im eigentlichen Griechenland bekannt wurden, [4]) kam aus den Pracht und Üppigkeit liebenden Küstenländern des kleinern Asiens, und besonders aus Phrygien, auch der Pfauenwedel, als eine ganz neue und prächtige Art von Fächern, zu den griechischen Damen. In einem noch vorhandenen Trauerspiele des Euripides erzählt ein phrygischer Verschnittener, er habe

nach phrygischer Sitte mit einem rund umfiederten Wedel die Locken und Wangen der schlummernden Helena gefächelt; [1]) und in spätern griechischen und römischen Schriftstellern kommen diese Pfauenwedel so häufig vor, dafs sie da, wo vom weiblichen Putze die Rede ist, fast nie fehlen. [2]) Auf einem Gemälde der Herkulanischen Alterthümer [3]) trägt ein junger Mensch einen solchen Pfauenwedel, (Fig. 2.) und in den Abbildungen der zwölf Monate, wie sie der gelehrte Bibliothekar Lambecius aus einem alten Calender gegeben hat, [4]) ist neben dem Genius des heifsen Augustmonats gleichfalls ein Pfauenfächel der Art aufgehangen. Da aber die blofsen Federn zu nachgiebig und biegsam waren, und, um die Luft in hinlänglichem Mafse aufzufangen, eine gewisse Steifung und Widerstand forderten, den sie durch sich allein nicht erhalten konnten; so

verfiel ein von Dädalus Geist beseelter Kunstmensch auf den glücklichen Ausweg, zwischen den einzelnen Schwungfedern des Pfaus dünngespaltene hölzerne Brettchen oder Blätter einzuziehen, wodurch zugleich diesen gefiederten Fächern eine längere Dauer zugesichert wurde. Solche Fächer sind zu verstehn, wenn die römischen Liebesdichter, Ovid und Properz, von den Kühlungen reden, die durch Täfelchen den schönen Mädchen zugefächelt wurden. [1]) Und wir finden gerade diese Art von gefiederten Tafelfächern besonders in einer Klasse alter griechischer Kunstwerke, den Gemälden auf alten Vasen, so häufig, und in so grofser Mannigfaltigkeit und Abwechslung, [2]) dafs man darauf schwören sollte, die Fächermoden hätten vor 2000 Jahren bey den griechischen Damen im untern Italien und Sicilien eben so häufig gewechselt, als bey den Modepriesterin-

nen im Pariser Frascati und Tivoli, im Berliner Thiergarten oder im Wiener Prater. Nur darf ich zur Ehre dieser heutigen Fächerträgerinnen nicht unbemerkt lassen, dafs sie selbst bey diesem Artikel ihrer Toilette weit bescheidener und anspruchloser sich benehmen, als jene stolzen Griechinnen und Römerinnen. Umringt mit Sklavinnen, die ihren gnädigen Gebieterinnen jede Bewegung der vornehmen Hand zu ersparen suchten, helfen sich jene Frauen des Alterthums, wo sie öffentlich erschienen, Sonnenschirm und Fächer von besonders dazu bestimmten Sklavenmädchen, die schon beym alten Lustspieldichter Plautus [1]) eine eigene Benennung haben (*flabelliferae*), nebenher tragen, und gegen Sonnen- und Mückenstich gleich geschäftig sichern. [2]) Daher finden wir gerade in den eben angeführten Gemälden auf alten Vasen so oft vornehmere Frauen von

solchen Fächelträgerinnen begleitet. Ja man hatte sogar, wie wir auf diesen Vasen bemerken, [1]) eigene Körbchen dazu, in welchen diese Fächer, so lange sie nicht gebraucht wurden, von den Sklavinnen gleichsam in Parade getragen wurden.

Indessen scheint unter allen Fächerarten des Alterthums die, wo blofse Pfauenfedern über und in einander gesteckt, und entweder in einen runden Büschel zusammengebunden, oder in einen dünnen Halbkreis ausgespreizt waren, am häufigsten und längsten im Gebrauch geblieben zu seyn. Diese Fächer aus Federn erhielten sich auch durch das ganze Mittelalter bis in die neueren Zeiten, ja bis zum 17ten Jahrhundert herab in Italien, Frankreich und England, nur mit dem Unterschiede, dafs es immer mehr Federbüsche als Federwedel waren, die von den Damen in diesen Zeiten

zum Schmuck und zur Bequemlichkeit getragen wurden. Venedig und die andern Handelsrepubliken Italiens waren damals die Marktplätze, wo besonders die aus Alexandria und andern Levantischen Handelsstadten in unglaublicher Menge eingeführten Straufsfedern verkauft, und auf die künstlichste und mannigfaltigste Weise zubereitet wurden. [1]) So wurden also auch die Fächer aus Straufsfederbüschen zusammengesetzt. In einem alten italiänischen Kleiderbuche, das in einigen hundert Blättern die Kleidertrachten der ganzen Welt, besonders aber der Lombardischen Staaten seit dem 11ten Jahrhunderte, vorgeblich sogar nach Zeichnungen des grofsen Titian enthält, [2]) finden sich diese Büschelfächer der italiänischen Frauen aus dem 12ten und folgenden Jahrhunderten sehr häufig und in den seltsamsten Zusammensetzungen. Die Federbüsche stehn gewöhnlich

auf einem schön verzierten und zierlich umwundenen Stiel befestigt, welcher häufig aus Elfenbein, oft auch mit Gold und Edelsteinen eingelegt war. Dafs man sich aber zu diesen Büschen nicht blofs der Straufsfedern bediente, sondern auch, nach Sitte der Alten, Pfauen, indische Raben, Papagaien und andere buntgefiederte Vögel ihres schönsten Schmucks zu dieser Absicht entkleidet habe, liefse sich theils aus vielen andern alten Gemälden aus jenen Zeiten, theils ganz besonders aus einem kleinen Bändchen niedlich illuminirter Gemälde von alten italiänischen Modetrachten beweisen, das in der Wolfenbüttler Bibliothek aufbewahrt wird, und zur Geschichte der Moden sehr interessante Beyträge liefern könnte. [1])

Man trug damals, statt der Scherpen und Leibbinden, häufig schön durchbrochene und vollwichtige, goldene Ketten

um den Leib, woran die Damen zierlich gearbeitete Schlüssel und andere weltliche oder geistliche Spielsachen herabhängen liefsen. So wiederfuhr auch diesen Federfächern sehr oft die Ehre, um die schlank-geschnürte Taille einer schönen Frau mit einem Kettchen, das von der grofsen Leibkette herabhing, angeschlossen zu seyn, und es befand sich daher am Ende des Fächerstiels gewöhnlich ein grofser Ring, durch welchen jene Kette gezogen wurde. Und so vertraten also die Stelle der englischen Uhrketten, womit sich die Damen noch vor einigen Jahrzehenden gar stolz heraus schmückten, damals Genuesische oder Venetianische Fächerketten, und wo man späterhin die goldene Uhr herabhängen liefs, hing damals ein grofser, zierlich in einander gekräuselter Federbusch, dessen buntes Federgemisch mit den geblümten Irrgängen, die auf den pyrami-

dalisch sich erweiternden Gewändern zu sehen waren, sehr gut zusammenschmolz, und sich völlig zu einem asiatischen Tulipanenparterre, dem grofsen Muster aller weiblichen Kleiderpracht im Zeitalter der Kreuzzüge, qualifizirte. Doch thun wir auch noch einen Blick auf diese obern Kästchen!

Wir erblicken hier einen Fächer zu den Zeiten der Königin Elisabeth in England. Der Stiel war damals gewöhnlich von Silber, und gehörte also zu den Bijouterien und Kostbarkeiten von beträchtlichem Werth, durch deren Entwendung ein Gauner eine reiche Beute machen konnte. Hierdurch wird eine Stelle in Shakespears lustigen Weibern von Windsor deutlich, wo Falstaff zu seinem Diebsgesellen Pistol sagt: Da Frau Brigitte den Stiel ihres Fächers vermifste, verbürgte ich mich mit meiner Ehre, dafs du ihn nicht ge-

stohlen hättest. Malone, einer der gelehrten Erklärer jener Stelle, bemerkt aus den Scholien des Marston, dafs in den Zeiten der Königin Elisabeth zuweilen ein solcher Fächer mit 40 Pfund bezahlt worden sey. Die Königin Elisabeth erhielt einmal einen solchen Fächer, dessen Stiel mit Diamanten reichlich besetzt war, zum Neujahrsgeschenk, wovon der gelehrte Nichols in seinem Werke über die Reisen dieser Königin [1]) eine Abbildung gegeben hat. In einem alten englischen Lustspiele: Die Frau mufs ihren Willen haben, vom Jahre 1616, ist die eigenwillige Heldin des Stücks auf dem Titelblatte mit einem ähnlichen Fächer abgebildet.

So weit die Fächerantiquitäten der Griechen und Römer, und ihrer neuern Nachahmungen. Ein anderer mag das zweyte Fächerkästchen aufschliefsen, wel-

ches die neuesten Alterthümer in diesem Fache enthält, die lilliputtischen Duodezfächerchen, die Ovalen mit der Lorgnette in der Mitte u. s. w. wovon ja jede Messe das letzte Neue zum Veralteten erklärt.

Anmerkungen.

S. 221. 1) Man sehe die zweyte Kupfertafel vom ersten Heft des Augusteum von Becker, wo mit bewundernswürdiger Feinheit die im Dresdner Antikenkabinet befindliche weibliche Mumie in Farben nachgebildet ist. Der Maske ist ein köstlicher Brustschmuck (*pectorale*) von Edelsteinen und Angehängen aufgemahlt. — Die in den zierlichsten Strichen tättowirte Hand der Marquesas-Königin findet man nebst der Beschreibung in Voigts Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde XIten Bandes IVtes Stück S. 299.

S. 225. 1) Älian *Hist. An.* XV, 14. p. 843. führt unter den Geschenken, die man den Indischen Königen brachte, auch die Ochsen an, ἐξ ὧν καὶ τὰς μυιοσόβας ποιοῦσι, woraus sie die Fliegenwedel be-

reiten. Sie sind, wie wir aus Sonnerat und andern Reisebeschreibungen wissen, in Indien noch sehr gewöhnlich. Dafs man sich in Rom der Schweife zu feinen Bürsten bediente, ist aus Martial XIV, 71. bekannt, wo eine der ältesten Handschriften die Überschrift *Muscar* als das eigentliche Wort für solche Wedel hat. Denn gewifs bediente man sich dieser Schweife auch gegen die Fliegen, und daher erkläre ich den, selbst von Casaubonus ganz anderes gedeuteten, Vers des Persius IV, 15. *caudam iactare popello*, wo von Demagogen die Rede ist, die (wie in Aristophanes Rittern) dem Demos oder dem Volke, durch die niedrigsten Sklavendienste schmeicheln, und also auch die Fliegen wegwedeln.

S. 225. 2) Man sehe Herder's Persepolis nach der neuen Ausgabe in seinen Werken zur Philosophie und Geschichte Th. I. S. 68. und 126.

S. 227. 1) So wufste Pocock diesen Blattfächer auf einem griechischen Relief, wo eine Figur, die einer andern liegenden damit Kühlung zuwedelt, abgebildet ist, für

nichts anders als ein medizinisches Kraut zu halten. *Description of the East* T. II. p. 29. So verlieren sich die Erklärer zu den *Pitture d'Ercol.* T. IV. *tab.* 21. p. 96. in den seltsamsten Muthmafsungen über ein Blatt in der Hand einer geputzten Frau, indem sie ausdrücklich erklären, *non par che possa dirsi adoperata per flabello, non corrispondendo la forma.* Und doch ist es gewifs ein Blattfächel. Zuweilen konnten freylich, wie Winkelmann *Description des pierres gravées du B. de Stosch* p. 101. bemerkt, auch wohl wirkliche Blätter zu ganz andern Absichten (man denke an die Nymphäa und Lotos in den Isisfiguren) in den Händen alter Bildwerke angenommen werden. Aber das Dreyeckigte eines auf der einen Seite immer etwas einwärts gebogenen Blattes ist stets ein Fächel. Vergl. Paciaudi *de umbellae gestatione* p. 12.

S. 227. 2) Bartoli *Admiranda Rom.* Tab. 61. Montfaucon *Antiq. expliquée* T. III. p. II. p. 129.

S. 227. 3) Diese wollüstig hingestreckten Hermaphroditenfiguren gehören zu der Lieb-

lingsvorstellung der alten Glyptik, seit Polycles gegen die CII Olympiade den ersten berühmten Hermaphroditen in Marmor gebildet hatte. S. die gelehrte und trefflich geordnete Abhandlung *Hermaphroditorum origines et causae* von Heinrich (Hamb. 1805.) p. 55. ff. Die zwey berühmtesten Steine sind die in der vormaligen königlichen Sammlung in Paris bey Mariette *Pierres gravées* T. II. pl. 26. (nebst einer alten Glaspaste darnach im Stosch. Cabin. p. 101. mit dem Kupfer) und der im *Cabinet du Duc d' Orleans* T. I. pl. 25. Vergl. *Mus. Florent.* T. I. *tab.* 72. 4. 5. In allen diesen und in den drey kopirten Steinen, die Raspe in Tass. *Catalogue n.* 2514 - 18. anführt, fächelt ein Genius den Hermaphroditen Kühlung mit einem Blatt-fächel zu, den Raspe für ein Weinblatt erklärt, der mir aber mehr die Form eines Platanenblatts zu haben scheint. Auf dem berühmten Cameo des Cardinals Carpegna fächelt ein Genius die Ariadne mit diesem Fächel, wozu Bonarotti *sopra alcun. medaglioni* p. 445. noch andere Beyspiele anführt. Vergl. *Pitture d' Erc.* T. II. *tav.* 26. 34. Der von einem Amorino gefächelte Hermaphrodit

ist nach der Stoschischen Paste auf der hierzu gehörigen Kupfertafel Fig. 1. abgebildet worden.

S. 227. 4) Wir wissen aus dem Athenäus XIV, 20. p. 655. oder T. V. p. 585. Schweigh. dafs die Pfauen zuerst in Samos in den Tempelhofen der Samischen Juno gehalten, und von da nach Athen und ins übrige Griechenland gebracht wurden. Dort liefs man sie anfangs als grofse Seltenheit für Geld sehn. Älian *Hist. An.* V. 21. Blofs darum, weil die Pfauen aus Asien zuerst zur Parade nach Samos in den Tempel der Juno kamen, wurden diese Vogel in der Folge der Juno heilig, ersann man die Fabel vom Argos u. s. w. Der Typus der Samischen Münzen ist auch der Pfau. Eckhel *Doctrin. Num.* T. II. p. 569.

S. 228. 1) S. Euripides Orestes 1428. wo Musgrave mehrere Stellen der Griechen angeführt hat p. 452.

S. 228. 2) Man muls mit Casaubonus vom Athenäus einen doppelten Gebrauch des

Pfauenwedels unterscheiden: entweder zum Verscheuchen der Fliegen; dann hiefs er bey den Griechen μυιοσόβη, (wozu Pollux X. 94. mehr alte Fragmente angeführt hat) bey den Römern *muscaria paronina*, Martial XIV, 67.; oder zum kühlenden Fächeln; dann hiefs er ῥῖπις, und die Handlung selbst ῥιπίζειν, *ventilare*, ψαυύζειν. (s. Hesychius und Hemsterhuys zu Pollux p. 1267.) oder καταψύχειν. Mit letzterem Worte ist das ψύγμα Φωκαϊκόν im Fragment des Clearchus beym Athenäus VI. p. 257. B. (c. 70. p. 485. Schweigh.) zu vergleichen, d. h. ein Pfauenwedel aus Phocäa. Gewöhnlich liefs man sich von schönen Knaben Kühlung zufächeln, wodurch auch die bekannte Stelle im Ter. Eun. III, 5. 50. ihr Licht erhält, womit man besonders ein Fragment des Antiphanes beym Athenäus VI. p. 257. F. zu vergleichen hat. Die spätere römische Sprache machte ein eigenes Wort für diese Sklaven, und nannte sie *flabarios*. S. Ducker *Observ. linguae Romanae* c. VII. p. 33. Die ganze Sache haben Casaubonus zu Suetons *Aug.* c. 80. und Burmannus Secundus *ad Anthol. Latin.* T. II. p. 370. 71. am besten erläutert.

Wir haben in den Herculanischen Bronzen (in den *Antiche d'Ercolano* T. VI. tav. LVII. oder in den *Antiquités d'Herculanum par Piroli et Piranesi* Tom. V. Livr. XX.) eine zierlich kleine Statue eines Fächelknaben mit dem Pfauenwedel, wo die Erklärer p. 215. n. 7. zu vergleichen sind.

S. 228. 3) *Pitture d'Ercolano* T. III. *tav.* XXXV. S. Figur 2. auf der Kupfertafel.

S. 228. 4) *P. Lambecii Commentariorum Appendix libr.* IV. p. 234. oder auch im *Montf. Suppl.* T. I. pl. XII. vergl. *Anthol. Lat.* V. 81. T. II. p. 369.

S. 229. 1) Die Stutzer und süfsen Herren zu Ovids Zeiten machten ihren schonen Göttinnen mit solchen Fächern Kühlung. Daher sagt Ovid A. A. I, 161. *Profuit et tenera ventum movisse tabella*, vergl. *Amor.* III, 2. 37. An beiden Orten kann *tabella*, wie N. Heinsius zur ersten Stelle unläugbar darthut, nichts anders bedeuten, als Fächer aus dünnen Brettchen, oder Täfelchen zusammengesetzt, und daraus mufs auch die streitige Stelle im Properz IV, 9, 50. wo er dem der

Omphale dienenden Herkules einen solchen Fächer, *tabellam*, in die Hände giebt, verbessert und erklärt werden. S. Burmann zu Properz p. 884. und Döring *ad Eclog. Poët. Latinorum* p. 110.

S. 229. 2) S. Passeri *Picturae Etrusc. in Vascul.* T. I. *tab.* 16. 28. 63. 67. Tischbein's *Engravings* T. I, 18. und T. III, 22. T. III, 51. steht eine solche Figur auf einer bleyernen Säule, während die Gebieterin sich noch schmückt.

S. 230. 1) Plautus Trin. II. 21.

S. 230. 2) S. die Stellen in *Paciaudi Syntagm. de umbellae gestatione* c. VII. und die Abbildung einer solchen Fächerträgerin steht auf einer Hamiltonschen Vase in Tischbein's *Engrav.* T. I pl. 18. woraus sie auf der Kupfertafel Fig. 3. nachgebildet ist. Hier sieht man auch eine der gewöhnlichsten Gestalten des mit dünnen Brettern gestreiften Federfächels.

S. 231. 1) *Passeri Picturae in vasculis* T. I. tav. 24. und auf der Kupfertafel Fig. 4.

S. 232. 1) S. Beckmanns Waaren-kunde Th. I. S. 457. f.

S. 232. 2) *Habiti antichi, cioè Raccolta di figure delineate dal gran Tiziano e da Cesare suo Fratelli — conformi alle nationi del mondo. In Venetia* 1664. 8. S. besonders p. 91, 130, 134 und 170.

S. 233. 1) Es war daher eben so zweckmäfsig als elegant, dafs der Graciemahler Grassi neuerlich auf einem Portrait der regierenden Frau Herzogin von Sachsen-Gotha in Lebensgröfse, wobey alles mit dem feinsten Geschmack nach dem Costum des 16ten Jahrhunderts angeordnet war, der holden Fürstin, die eben ihren Putz vollendet zu haben scheint, einen solchen Federfächer in die Hand gab.

S. 236. 1) *The progresses and publike Processions of Queen Elisabeth — by Lewis Nichols Vol. II. p.* 106.

Erklärung der Kupfertafeln.

Kupfer zum ersten Theil.

Das Titelkupfer ist nach einem berühmten Gemälde des Francesco Albano in der Galerie des Louvre zu Paris: Venus vor ihrem Tempel zu Paphos von den Grazien und Amoretten bey ihrer Toilette bedient. Bekanntlich war es seine eigene schöne Frau zweyter Ehe, eine reizende Bolognesin, und die holden Kinder, die sie ihm gebar, die bey dergleichen Vorstellungen dem Mahler der Grazien zu Modellen dienten.

Zur ersten Szene.

Taf. II. zu Seite 1 ist eine verjüngte Kopie eines Herculanischen Gemäldes aus den *Pitture d'Ercolano* T. IV. tav. 43. Eine Braut wird in Gegenwart ihrer schon geschmückten Mutter angeputzt.

Für die Beylage zur ersten Szene.

Taf. III. und IV. zu Seite 63. Schmuckgeräthe der Römerin Asteria, im Jahre 1793 in Rom gefunden, im Besitze des Barons von Schellersheim in Florenz. Fig. 1. auf der IIIten Tafel ist das silberne Schmuckkästchen mit eingegrabenen Figuren, die unten herum die 9 Musen, oben aber auf dem Deckel (Fig. 2.) die Asteria mit ihrem Gemahl vorstellen. — Fig. 1. auf der IVten Tafel ist ein silbernes Salbenkästchen in Gestalt eines alten Bücherschränkchens. Fig. 10. ist ein metallener Spiegel mit Figuren auf der Rückseite und auf dem Griff Fig. 11.

Zur zweyten Szene und für die Beylage dazu.

Taf. V. Fig. 1. zu Seite 110. Kopf der Barbarischen Juno, jetzt in Paris, mit dem ächten Diadem der römischen Matronen. — Fig. 2. Kopf einer Römerin in Terra Cotta, mit der geknüpften Haarschleife (der *tutulus*) aus Caylus *Recueil* T. II. pl. 91, 2. — Fig. 3. goldenes Diadem aus dem Museum Vettori, jetzt in der Kaiserlichen Antikensammlung in St. Petersburg. — Fig. 4. Schmucknadeln mit dem Bildchen einer Isis-Abundantia aus Caylus *Recueil* T. IV. pl. 30, 3.

Für die zweyte Beylage zur zweyten Szene.

Taf. VI. zu Seite 177. Die von den Grazien geschmückte Venus nach einem Cameo im *Museum Florentinum* T. I. tab. 82, 3.

Zur dritten Szene.

Taf. VII. zu Seite 201. Vorstellung eines am Altar der Isis knieenden Römers mit der heiligen Isiskrone aus metallenen, vergoldeten Palmblättern auf dem Haupte, nach den *Pitture d' Ercolano* T. II. tav. 29. Der Altar ist von zwey ägyptischen Tempelthieren umfaßt. Auf der einen Seite steht der heilige Ibis (*Tantalus, Linn.*) über den wir nach den Untersuchungen Blumenbach's in den *Philosophical Transactions* vom Jahre 1800 und Larcher's zu Herodot T. II. p. 327. der neuen Ausgabe, nun erst durch Geoffroy's und anderer französischen Naturforscher bey der ägyptischen Expedition angestellte Beobachtungen aufs Reine gekommen sind. Vergl. Böttigers Andeutungen zu 24 Vorträgen über die Archäologie (Dresden 1806.) S. 17. und die von Savigny 1805. in Paris mit 3 Kupfern erschienene *Histoire d' Ibis*. Auf der andern sitzt der heilige Affe, der Cynocephalus (nach Caylus *Recueil* T. III. pl. 6, 2.) Oben in der Vorhalle des Tempels tanzt ein Isis-Priester. Über ihm ist das Symbol der Fruchtbarkeit, die durch die Isis ihren Verehrern geschenkt wird, nach einer Gemme (in *Impressi Gemmae Antiforae* T. I. tab. CXXXIII.)

angebracht. Man findet an der kleinen Isiskapelle in Pompeii an dem Giebelfelde und an den schmalen Seiten neben der Thüre mehrere Figuren und Symbole in Stuccaturarbeit. S. Mazzinghi's wiederauflebendes Pompeii S. 129.

Zur vierten Scene.

Taf. VIII. zu Seite 235. Hier ist nach einem Marmor in der Villa Pinciana zu Rom (Stanza III. tav. 4.) Psyche, die von der zürnenden Venus verfolgt wird, als Repräsentantin eines von seiner stolzen Gebieterin gemifshandelten Mädchens abgebildet. Unten liegt eine Geifsel von jener schrecklichen Gattung, welche durch eiserne Kugeln oder Knöpfe verstärkt waren, nach Caylus *Recueil* T. VII. pl. 77, 1.

Kupfer zum zweyten Theil

Zur fünften Szene.

Tat. IX. zu Seite 5. Oben ein Vasengemälde aus Tischbein's *Engravings* T. II. tav. [illegible] eine Dame, die sich den metallenen, runden Spiegel vorhält, und schminkt, während ein zierlich aufgeschürzter Sklave ihr zu trinken darreicht. Vor ihr steht das Arbeitskörbchen (*calathiscus*). Besonders verdient das aus pelusischer Leinwand verfertigte und in kleine Falten gebrochene Gewand des Dieners Aufmerksamkeit. Unten sieht man zwey Stilponen, oder Favorit-Zwerge vornehmer Damen. Der eine schlägt die Castagnetten (*crotala*) und tanzt dazu. Der andere, mit der *bulla* oder dem Anhängsel der Knaben um den Hals, trägt als Liebesbote seiner Gebieterin ein Täfelchen, (*pugillares*). Beide sind nach den *Bronzi d'Ercolano* T. II. tav. 91. 92. copirt.

Zur sechsten Szene.

Taf. X. zu Seite 81. Eines der zierlichsten Marmorbilder, das der Prinz Borghese in seinem neuerrichteten Gabinischen Museum in Rom aufstellen konnte, ist die hier abgebildete Statue einer römischen Kaiserin, als Concordia oder Abundantia mit dem Füllhorn dargestellt. Man hat ihr den Kopf einer Sabina aufgesetzt, und unter dieser Benennung auch in Visconti's *Monumenti Gabini* n. 51 abgebildet, wornach die hier nachgestochene Abbildung genommen ist. Visconti selbst macht in seiner Erklärung p. 92 auf die herrliche Drapperie dieses Marmors aufmerksam. Hier sieht man die Tunika, die auch *Stola* hiefs, oder das römische Matronenkleid unten mit der in viele Falten gebrochenen *Instita*, oder Falbel, sehr deutlich. Man denke sich hieran nur noch einen Purpurstreif zur Einfassung. Der Gürtel wird hier und an andern Bildsäulen der Art darum gar nicht bemerkbar, weil die über den Gürtel heraufgezogene Tunika in freyen Falten darüber herabhängt. Doch zeigt eben diese Tunika den Contour der Brüste sehr genau. An dem rechten Ober-Ermel sieht man die damalige, eigentlich aus der alten griechischen Tracht entlehnte Mode, die aufgeschlitz-

ren Ermel auch mehrere Agraffen zu unterscheiden, die auch in meinen Tagen der Neuigkeit vor einigen Jahren wieder Mode geworden hatte. Über dieser Tunika trägt nun die Kaiserin auch noch das Obergewand, die Palla, den in große und reiche Falten geworfenen Mantel. Die Füße sind (nach No. 17 an der Statue der *Livia*) mit dem weißen Socco oder *Calceus* bekleidet, der keineswegs vorn zugeht, sondern ganz nach der großen Bequemlichkeit der Römer [illegible] per's Bedürfnissen der Füße [illegible] messen und hier war

---

Zur siebenten Szene.

Taf. XI. zu Seite 121. Fig. [illegible] schnede einer römischen Dame, die von dem Laurentiusthore in Rom in einem Sarkophag gefunden und von *Guattani Monumenti inedit* März 1785 abgebildet wurde. In dem goldenen Kettengeflechte wechseln Chrysoluthen und Hyacinthen mit einander. In der Mitte oben steht ein kostbarer dreyfarbiger Cameo mit einer mehrmals vorkommenden Vorstellung (z. B. in *Agostini Gemme antiche tav.* 136.),

einem Wolf, der aus einem Schneckengehäuse hervorstürzt und ein vorüberlaufendes Haschen packt. Den mystischen Sinn dieser Allegorie werden die nicht verfehlen, die sich an die mannigfaltige Beziehung der Muschel auf den Venusdienst und an das Terenzische: *lepus tute es*, zu erinnern wissen. Die kleine Maske unten ist offenbar ein Amulet gegen den Zauber, gleichsam ein *Praefascine!* in Stein geschnitten. — Fig. 2. ist der Löwenbändigende Amor nach dem berühmten Strozzischen Stein im Florentinischen Museum. — Fig. 3. ein Amuletstein mit dem Kopf des Schutzgottes Serapis auf einen Fuss aufgesetzt, welches so viel heisst, als: Serapis behüte deinen Ausgang und Eingang!

Zur achten Szene.

Taf. XII. zu Seite 173. Das oberste Feld enthält das Bas-Relief, welches der grofse Kräuter- und Alterthumskenner Tournefort auf der Insel Samos fand und abbildete, *Voyage du Levant* T. II. p. 167. *ed. in* 4. Ein Familienvater nimmt mit seiner Gemahlin das Gastmahl ein. Nach alter Sitte liegt er auf dem Tischbette, während sie sitzt. Die

ganze Szene kommt öfter auf römischen begrabenen Denkmahlern vor (in Boissardus und daraus in Gruter's Inscriptionen) und durch Romer ist auch jenes Bas-Relief nach Rom gekommen. Während aber Knabe zu den Füßen der Mutter mit dem Hausthiere spielt und ein Mädchen ihrer Gebieterin mit dem Fächel, der die Gestalt eines Platanus-Blattes hat, Kühlung zufächelt, kommt der Lieblingsdrache, um seiner Besitzerin zu liebkosen. Man lernt aus dieser Vorstellung die Worte Ovids (*de Ira II*, 31) verstehen, wo er von den Furien sagt: „Man sieht sie in mit Schlangen umwundenen Gürteln zwischen den Beinen und dem Gesichte der Göttin sich herumschlingen.“ Ob auf unserm Monument nicht zugleich auf die Hygiea-Schlange angespielt sey, ist eine andere Frage. Aber es beweist doch auf jeden Fall das Übliche der zahmen Favoritschlangen. — In der Mitte Fig. 3. sieht man die Gestalt eines alten Tragebettes, einer *Lectica* nach einem alten Marmor, als Grabmonument, bey Gruter *Thesaur. Inscript.* p. DCCCLXV, 5. Man bemerke oben am Kopfe die Lehne, oder den Pluteus, an welchem die Kissen einen Widerhalt fanden. Denkt man sich nun an den 4 Füßen dieses Bettes Tragestangen (*asseres lecticarii*) durchgesteckt: so hat man das ganze Bild eines offenen Palankins, oder Tragebet-

ten, worin sich die vornehmen Römerinnen auf den Schultern von 6 oder 8 vollstämmigen Cappadociern oder Liburnern (Morlacken) durch die Strafsen Roms in Ermanglung der Kutschen, die nur den Vestalinnen und Kaiserinnen gestattet waren, tragen liefsen. — Fig. 2. unten ist die Abbildung eines Tragebettes, wie es Scheffer *de re vehiculari veterum* P. II. p. 89. aus den Zeichnungen des Pighi, die sich jetzt in der Berliner Königl. Bibliothek befinden, gegeben hat.

Für die Beylage zur achten Szene.

Taf. XIII. zu Seite 218. Verschiedene Fächerformen. Auf Fig. 1. weht ein Amorino dem Hermaphroditen mit einem Blattfächer in Gestalt eines Platanusblattes Kühlung zu. Es ist eine Nachbildung des berühmten Steins der ehemaligen Königl. Sammlung in Paris nach einer Paste in Winkelmanns Cabinet *du Baron de Stosch* Cl. II. n. 434. — Fig. 2. ist ein dienender Genius mit einem Fächel aus feinen Federn zusammengesetzt, nach den *Pitture d' Ercolano* T. III. tav. 24. — Fig. 3. giebt aus Tischbein's *Engravings* T. I. pl. 18

die Abbildung einer geschmückten Braut, der ihre Sklavin mit den (durch eingeschobene Täfelchen gestreiften) Pfauenfedern Kühlung zuwedelt. Vor ihr steht Fig. 4. ein zierlich geflochtenes und an dem Rand mit Arabesken geziertes Körbchen (*calathiscus*), in welches man den Fächel aufrecht zu stellen pflegte, ein Fächelkörbchen, ein Ridicule oder Inseparable der alten Welt, nach Passeri *Picturae Etruscorum in vasculis* T. I. tab. 24.

I.

Register

über die Schriftsteller.

A.

Achilles Tatius I. 223.
Addaeus II. 15.
Aelianus II. 238. 242.
Aeschylus I. 42.
Afranius II. 101.
Alciphron I. 254.
Ammianus Epigr. II. 37.
Ammianus Marcellinus II. 108. 212.
Anaxandrides I. 325.
Antoninus Philosophus II. 45. 206.
Apicius I. 243.
Apulejus I. 227. 233. 310. II. 25. 51. 53. 112. 198. 205. 212.
Aquilius II. 151.
Archigenes I. 47.
Argentarius II. 137.
Aristophanes I. 244. 277. II. 60. 61. 62. 193.
Arrianus I. 43. 279. II. 29.
Artemidorus I. 231. 281. II. 59. 63.
Athenaeus I. 42. 228. 269. 276. 279. II. 30. 31. 36. 40. 43. 57. 203. 242. 243.

C.

Cato I. 107. 140.
Catullus I. 100. 197. II. 202.
Cicero I. 39. 44. 58. 145. 229. 241. 318. II. 30. 99. 202 203.
Claudianus I. 99. 195. II. 101. 108. 147. 169.
Clemens Alexandrinus I. 12. 40. 44. 56. 249. II. 35. 43. 149. 158.
Columella I. 58. 247. II. 31. 105.

Criton I. 47. 146. 248. II. 108.
Curtius II. 201.

D.

Demodocus II. 203.
Demosthenes I. 144.
Dio Cassius I. 147. II. 35. 44. 51. 150.
Dio Chrysostomus II. 51.
Diodorus I. 251.
Diogenes Laërtius I. 235. 279. 323. II. 43. 53.
Dioscorides I. 28.

E.

Ennius I. 15. 30.
Epictetus I. 37. 43. 269. II. 112.
Eubulus I. 276.
Euripides I. 244. II. 170. 242.
Eustathius ad Dyonisium Perieg. I. 150.

F.

Festus I. 51.
Florentinus I. 248.

G.

Galenus I. 56. 312. 324.
Gellius II. 37. 110.

H.

Hero I. 30.
Herodotus I. 46. 250.
Hesychius I. 144. 250. 279. II. 191 243.
Homerus I. 28. 102. II. 39. 103. 190. 194.
Horatius I. 102. 196. 216. 235. 241. 244. 249. 304. 310. II. 25. 39. 41. 45. 61. 63. 117.

I.

Inscriptiones Latinae I. 58. 39. 146. 151. 275. II. 46. 50. 106. 116. 147. 200. 250.
Isidorus I. 150.

J.

St. Joannes I. 45.
Joannes Chrysostomus I. 324.
Julianus Aegyptius I. 109.
Julianus Imper. I. 255. II. 41.

Juvenalis I. 39. 55. 141. 164. 230. 253. 246. 308. 309. 311. II. 35. 38. 47. 99. 154. 158. 160. 170. 199. 204. 213. 216.

L.

Lampridius I. 273. 281. II. 30.
Livius II. 52.
Longinus II. 43.
Lucanus II. 31. 214.
St. Lucas II. 102.
Lucianus I. 9. 38. 123. 254. 276. 315. 317. II. 30. 36. 37. 39. 40. 47. 48. 49. 50. 56. 60. 158. 162. 205. 212. 213.
Lucretius II. 168.

M.

Macrobius I. 253. II. 150.
Martialis I. 30. 35. 52. 57. 106. 129. 139. 145. 164. 230. 253. 255. 310. II. 18. 33. 41. 42. 47. 50. 51. 53. 64. 107. 108. 111. 114. 148. 158. 159. 194. 197. 203. 205. 206. 207. 210. 211. 215. 216. 239. 243.
Meleager I. 226.
Menander I. 84.

N.

Nemesius I. 270.
Nonius I. 56. 320. II. 100. 106.

O.

Ovidius I. 45. 47. 51. 58. 84. 102. 109. 140. 141. 142. 147. 149. 152. 161. 164. 197. 233. 238. 310. 317. 318. 323. II. 47. 56. 103 105. 109. 112. 113. 164. 169. 197. 210. 245.

P.

Palladius I. 247.
Pandectae I. 45. 106. 149. II. 106. 148. 154. 156. 199.
Pausanias I. 193.
Persius II. 51. 167. 239.
Petronius I. 38. 41. 56. 57. 308. 318. 322. II. 45. 102. 104. 116. 156. 203. 215.
Phaedrus I. 36. II. 25. 26. 51. 53. 111.
Phanias II. 64.

Philo II. 27.
Philodemus II. 55.
Philostratus I. 315. 316. II. 205.
Plautus II. 34. 62. 63. 101. 155. 245.
Plinius I. I. 36. 48. 49. 51. 59. 105. 108. 139. 152 226. 229. 230 231. 241. 242. 244. 248. 271. 272. 275. 276. 281. 321. 322. 323. II. 28. 31. 32. 52. 110. 115. 117. 150. 154. 156. 157. 198. 208. 209. 210.
Plinius II. II. 162. 206.
Plutarchus I. 43. 104. 140. 248. 250. 277. 279. 312. 314. II. 53. 59. 61. 62. 101. 167.
Pollux I. 144. 150. 320. II. 26. 35. 45. 53. 58. 60. 61. 62. 63. 102. 103. 150. 243.
Propertius I. 151. 164. 310. 311. 316. 318. II. 35. 43. 105. 113. 199. 208. 244.

Q.

Quintilianus II. 41. 43. 106. 163.

R.

Rufinus I. 226. 315.

S.

Scholiastes Juvenalis II. 215.
Scholiastes Theocriti I. 36.
Seneca I. 320. 323. 325. II. 28. 30. 105. 108. 157. 169. 199. 204. 211. 250.
Serenus Sammonicus II. 62.
Servius I. 142. 313.
Sophocles I. 42.
Statius II. 52.
Strabo II. 32. 40.
Strato I. 276.
Suetonius I. 102. 318. II. 25. 39. 42. 50. 105. 110. 150. 154. 212. 214. 215.
Suidas II. 194.
Synesius I. 48.

T.

Tacitus I. 147. II. 44.
Terentius II. 243.
Tertullianus I. 12. 285. II. 107. 111. 114. 151. 153.

Theocritus I. 56. 194. 197. 229. 244. 263. 278. II. 166.
Theophanes Nonnus I. 48. 59. 143. 320.
Theophrastus I. 247. 278 II. 65. 209.
Theopompus I. 228.
Tibullus II. 64.

U.

Ulpianus I. 45. II. 151.

V.

Valerius Maximus I. 314.
Varro I. 23. 56. 271. 272.
Vellejus Paterculus II. 32.
Virgilius I. 242. 323. II. 105. 166.
Vitruvius II. 102. 103.
Vulcatius I. 241.

II.

Sach- und Wortregister.

A.

Abaci II. 52.
Abundantia I. 128. 172. II. 253.
Ἀειτὸν II. 38.
Aes discriminalis I. 147. 163.
Adonis I. 92. 109. Adonisfest I. 261. fgg. 277. fg. Garten des Adonis I. 265.
Adoration der Götter II. 51.
Aediculae I. 237.
Aegypten das Vaterland der Blumisten I. 231.
Affenliebhaberey der Römerinnen I. 251.
Agrafie, den Mantel zusammenzuhalten, I. 72. 98. II. 254.
Ἀκροατήριον II. 28.
Ἀκροωνύχια I. 320.
Alabastervasen I. 76.
Alae II. 102.
Alquilonz I. 55.
Altricincti pueri II. 25.
Alutа II. 111. fg.
Amicire II. 114. 140. 162.
Amictus II. 162.
Amor auf einem Löwen reitend II. 135. *Amor citharoedus* II. 160.
Amorverkäuferin I. 276.
Anchusa tinctoria, Gebrauch derselben zur Schminke I. 53.
Annua I. 308.
Annulae I. 322.
Apfel, angebiſsner, ein symbolisches Liebesbriefchen, I. 223. 254. Äpfel der Venus geheiligt II. 72.
Apium I. 211. fgg. 214. fg. 247.

Ἀποψυχίζειν II. 62.
Apophoreten I. 253.
Areolae II. 108.
Aretalogus II. 45.
Argentum vivum II. 31.
Armillae II. 157.
Armillati II. 215.
Armspangen II. 152. fg. 157. fg. 159. 193.
Arquifouz I. 55.
Arzt. Verschiedene Klassen der ägyptischen Ärzte I. 20. 46.
Asche, Gebrauch derselben zur Färbung der Haare I. 140.
Asinaria II. 205.
Asseres lecticarii II. 256.
Asteria, Toilette derselben I. 65. fg.
Ἀστραγαλωτός I. 309.
Ate II. 213.
Athem, riechender, Mittel dagegen im Alterthume I. 215. fg. 248.
Atrium II. 87.
Aufgeschürzte Knaben II. 25. 28.
Augenbraunen und Augenwimpern, Schwärzung derselben I. 26. 54. 56. fg.
Ausstattungs-Geräthe einer Römerin I. 89.
Autheptae II. 29. fg.

B.

Backenstreiche I. 325.
Barbatorius II. 57.
Barbierer und Barbierstuben des Alterthums II. 57. fgg.
Bart. Kräuseln desselben I. 72. Geschichte desselben II. 58. Bart der Stoiker und Cyniker etc. II. 37. 41.
Basia II. 51.
Bergkrystalle II. 185. fg. 209.
Bergkrystallkugeln als Abkühlungs-Mittel II. 185. 208.
Bernstein II. 210.
Bernsteinkugeln als Abkühlungs-Mittel II. 185. 187. 210.
Beryll der Alten II. 130. 153.
Βίβλος στεφανωτρὶς I. 228.
Bimsenstein, dessen Gebrauch zur Zahnkosmetik I. 29. 59.
Bleyglanz, dessen Gebrauch zum Schwärzen der Augenwimpern u. Augenbraunen I. 26. 55.
Bleyweifs, e. Schminkmittel I. 25.
Blumen, Sprache durch dieselben I. 230. fg.

Blumen zu Kränzen I. 226. künstliche Blumen I. 240
Blumenflechte-Kunst I. 214. fg. 226.
Blumisten, Ägypten, das Vaterland derselben I. 231.
Bockshaare II. 37.
Bohnenmehl, dessen kosmetischer Gebrauch I. 39.
Bombycina II. 115.
Boraviriys I. 248.
Bracelets II. 132. 159.
Bracteae caelatae I. 229.
Braut, feyerliche Heimführung derselben ins Haus des Bräutigams I. 74. fg. 100.
Brautführer I. 100.
Braut-Schmückungen I. 37.
Brenneisen I. 166.
Bretspiel der Alten I. 276.
Brothrume, Maske aus angefeuchteter II. 28.
Buchhändler des Alterthums II. 53.
Bücherrollen, Behältnisse derselben I. 80. fg. 83. 102.
Bücherwesen des Alterthums II. 53.
Bürsten der Alten II. 225. 239.
Bulla II. 252.
Bullengelag I. 42.
Busen II. 118.
Busenbinde I. 184. 197. II. 114.
Busengeschmeide II. 154.
Busenkränze I. 209.
Byssus II. 105. 113.

C.

Calamistrum I. 144.
Calantica I. 143.
Calathiscus I. 202. II. 252. 258.
Calceus II. 110. 112. fg. 253.
Calida II. 34.
Calliblephara I. 28. 56.
Callistruthis II. 31.
Canusinae II. 206.
Canusinatus II. 206.
Capsarius I. 102.
Capsula I. 81. II. 108.
Carnifices I. 308.
Carpentum II. 212.
Carruca II. 41.
Cataplasma I. 22.
Cataplus I. 239.
Catasta II. 204.
Catheder der römischen Frauen I. 35. fg. 75.
Caulam jactare popello II. 239.
Cellae familiaricae II. 102.

Centauren I. 99.
Cervical II. 213.
Cestus I. 185.
Cheironomie I. 300. 317.
Chlamys I. 72. 98.
Choaspes, Wasser desselben I. 246.
Cinerarius I. 140.
Ciniflones I. 144.
Circenses ludi II. 207.
Cirkus, Faktionen desselben, Lieblingsfarben nach ihnen II. 206. fg.
Cisium II. 42.
Citrei orbes II. 31.
Citronenholz II. 31. fgg.
Clavus II. 115.
Clepsydrae II. 194.
Clio I. 221.
Colaphus I. 325.
Componere II. 163.
Concordia II. 253.
Cornua abundantiae I. 250.
Corollae I. 224.
Coronae plexiles, sutiles, I. 241. *Coronas bibere* I. 244.
Coronamentum I. 245.
Coronariae herbae et flores I. 226.
Coronarii I. 252.
Corybantenblut I. 212. 216. 249.
Corymbion I. 147.
Coxum I. 124. 145.
Cralylus I. 147.
Crocodilenmist, pulverisirter, kosmetischer Gebrauch desselben, I. 57.
Crotala II. 150. 252.
Crystallus II. 208.
Cubicularii I. 308.
Cursores II. 214.
Cynocephalus I. 251. II. 250.
Cypasis I. 125. 147.

D.

Daduchen I. 100.
Daktyliotheken II. 153.
Dentifricium I. 59.
Dentiscalpium I. 57.
Diadem I. 131. fg. 150. 157.
Διαπασήματα πρὸς δυσωδίαν I. 248.
Diana, schöne Finger derselben I. 299. 315.
Διασπανδικίζειν I. 244.
Dibaphon II. 95.
Dichter, poetische Wettkämpfe derselben bey öffentlichen Spielen I. 83.
Digitis concrepare I. 40. *Digitorum crepitus* II. 212.
Δικρόσσος II. 26.

Dilinum II. 151.
Jippae I. 36.
Distorti II. 42.
Domina I. 8. 37. fg.
Drachen, epidaurische, II. 188.
Drapperie II. 142. 163.
Ducere I. 100.

E.

Edelsteine in den Augenholen der Statuen I. 108.
Electrum II. 210.
Elenchus II. 156. fg.
Elephantidos libelli II. 56.
Ἔνδυμα II. 114.
Ἥκατα συκωτά II. 45.
Ephemerides I. 223.
Eppich I. 211. fgg. 244. fg. 247.
Eppichkränze I. 211. fg. 244.
Ergastulum II. 176.
Eselsmilch, ihr kosmetischer und medicinischer Gebrauch I. 14. 23. 48. fg.
Essen, Tagesordnung desselben bey den Römern II. 28.
Essenzen I. 22. 146. 163.
Essenzenfläschchen I. 86.
Evpe II. 52.

F.

Fackel - Trägerinnen bey den Hochzeiten der Römer I. 77.
Fächer II. 213 223. fgg. 256. 257.
Fächerträger, Fächerträgerinnen II. 231. 243.
Falbel der römischen Tunika II. 116. 118.
Falten in den Gewändern der Alten II. 107. Lagen derselben II. 163. Faltenwurf II. 141. 163.
Fard I. 51.
Farda I. 51.
Fartores II. 46.
Fascia I. 156.
Federn als Zahnstocher I. 57. Federaufsätze als Kopfputz I. 158.
Feigen II. 4. 36. 48. Angebissene Feige, e. symbolisches Liebes-Briefchen I. 222. Feigen aus Chios I. 255. Feigen eines der gewöhnlichsten Geschenke an gute Freunde I. 255. Vorhalten einer Feige II. 48. Feigenmast II. 45.
Festons I. 224.

Finger, schöne Form derselben I. 299. symbolische Bewegungen derselben I. 300. 318.
Fingerreife I. 302. 319.
Flabarii II. 243.
Flabelliferae II. 230.
Fliegenwedel II. 238.
Foetor, foetere, I. 248.
Folium I. 145. 239.
Forceps I. 313.
Forcipula I. 313.
Forfex I. 313. fg.
Forficula I. 313. fg.
Fruchtbarkeitsamulete I. 251.
Fruchtschnuren I. 224.
Frühstück der Römer II. 3. fg. 28. fg.
Fucus I. 52.
Fuligo I. 25. 56.
Furien, woher ihr Bild entlehnt worden I. 310.
Fuss, Symbole desselben II. 161.
Fussbänder II. 96. 109. 116.
Fusseisen der Sklaven II. 176.
Fussschemel II. 193.

G.

Gänselebern, gestopfte, II. 45.
Gans in mythologischer Rücksicht und als Opferthier I. 252.
Garderobezimmer in den Pallästen der vornehmen Römer II. 89.
Garten des Adonis I. 265. Gartenkunst der Griechen und Römer I. 245.
Gastmahl der Römer; die Männer lagen dabey, die Frauen hingegen sasen II. 255.
Gausape II. 101.
Gemmen II. 133. fg. *Gemmae astriferae* II. 162.
Getränk, warmes, der Alten II. 34.
Giefskännchen I. 91.
Glas. Alle kostbaren Glasarbeiten wurden in Ägypten gemacht II. 210.
Glaskugeln als Abkühlungsmittel II. 186.
Γλάφυρα I. 322.
Glykera, berühmte Kranzflechterin, ihr Wettstreit mit dem Mahler Pausias I. 225.
Gold durfte in Rom dem Todten nicht mitgegeben werden I. 58.

Goldstaub als Haarpuder I. 161. 167.
Goldstickerey den Alten unbekannt II. 117.
Fovieæ I. 320.
Gothische Bauart, Grundlage derselben I. 97.
Graecari II. 38.
Graeculi II. 38. fg.
Grazien, Anzahl derselben I. 180. 193.
Griechische Benennungen der Putzartikel in Rom I. 21. Griechische Namen der Sklavinnen daselbst I. 22.
Griffe an Waffen und Gerathschaften des Alterthums I. 93. fg.
Gürtel I. 134. II. 114. 118.
Guirlanden von Laub und Blumen I. 224.

H.

Haare. Flechten und Zopfe der römischen Damen I. 71. Goldgelbe Haare bey den Römerinnen beliebt I. 119. 160. Färbung der Haare I. 119. fg. 138. fg. 143. Salben der Haare I. 123. 163. Haarputz I. 122. fgg. Falsche Haare I. 307. Pythagorisches Verbot in Rücksicht der abgeschnittenen Haare I. 322. Abscheeren der Haupthaare II. 57. Abtrocknung der Hände etc. mit Haupthaaren II. 102. fg.
Haarfärberinnen I. 22.
Haarnadeln I. 115. 126. 147. fg. 168. fg.
Haarnetze I. 143. fg.
Haarpuder, aus Stärke zubereiteter, den Römerinnen unbekannt I. 166. woher sein Gebrauch herzuleiten I. 167.
Haarputzerinnen I. 22.
Haarschmücker-Kunst I. 149.
Haartrachten der Römerinnen I. 155. fgg.
Hände und Händchen als Handhaben I. 90.
Halsbänder von Perlen II. 151. fg.
Halsbänder I. 209.
Handhaben an Vasen der alten Künstler I. 93. fg. 109.
Handschuhe I. 301. 319. fg. II. 136.
Handtücher II. 102.

Hemde der Alten II. 113. Hemden aus ägyptischer Leinwand II. 26.
Hemicyclium I. 35.
Herbarius I. 247.
Herculanum; wahrer Zeitpunkt der völligen Verschüttung dieser Stadt I. 34.
Hermaphroditen II. 227. 240.
Hexaphoros II. 180.
Hochzeit-Gebräuche, alte, I. 97. Hochzeitprocessionen im Orient I. 100.
Hunde, getreue, auf alten Denkmählern abgebildet II. 49.

I.

Ibis II. 250.
Indischer Handel im Alterthume I. 146.
Induere II. 114.
Indumentum II. 162.
Indutium II. 113.
Infibulation II. 28.
Instita II. 116. 253.
Intertula II. 113.
Ἰπνολέβης II. 30.
Ἰπνολεβήτιον II. 35.
Isis I. 236. 239. *Isis Campensis* I. 233. Isisdienst in Italien I. 159. 227. 232. fgg. 237.
Isisklapper I. 238. fg.
Isiskränze I. 204. fg. 227.
Insulae II. 50.
Issus II. 60.

J.

Janitrices I. 45.
Juden im alten Rom I. 246.

K.

Kämme I. 166.
Κάλαμις I. 144.
Kalliblepharon I. 28.
Κάλλος I. 195.
Καλός, Καλή, Aufschrift auf alten Denkmählern, II. 49. 77.
Kanephoren I. 234.
Kappadozier im Alterthum verachtet II. 202. fg. als Sesselträger II. 144. 181. 202. fg. ihre Sprache II. 205.
Karmion I. 312.
Karyatiden I. 91. 108.
Καταπλάσματα ἀρωματικὰ ἱματίων II. 108.

Καταψύχειν II. 243.
Κεφαλίς I. 144.
Κεντητός II. 112.
Ketten der Sklaven II. 176. Ketten um den Leib II. 253.
Κιχλίζειν I. 244.
Kleider der Alten kamen fast fertig schon vom Weberstuhle II. 106. Bey der Kleidung der Alten ist das Anziehen vom Überwerfen und Umnehmen sorgfältig zu unterscheiden II. 94. 114. 140. 162. Kleidung der römischen Matronen II. 89. 95. fg. 109. farbige der Hetären II. 91. 108. fg.
Kleider - Falterinnen II. 90.
Kleider - Macherinnen II. 88.
Kleiderpressen II. 90. 108.
Kleopatra, Art ihrer Vergiftung I. 147.
Klotz, Verbrecher daran zu schliefsen II. 177 199.
Knaben, aufgeschürzte, II. 25. 28.
Kniebeugung, Arten derselben I. 195. Kniebeugung auf alten Denkmahlern I. 183. fg. 195.
Knut - Meister und Knut - Meisterinnen im Alterthume I. 307. 310.
Koch - Maschinen im Alterthume II. 29. fg.
Koische Kleider II. 115.
Κόλπος II. 50.
Κόνδυλος I. 325.
Kopf. Vasen in der Form schöner Mädchen - und Frauenköpfe I. 91. 107.
Kopfputz der römischen Damen I. 147.
Korbträgerinnen I. 234.
Korinthische Bronze I. 44.
Κορυπλάθοι I. 275.
Kosmeten I. 22. 248.
Kosmetik der Alten I. 21. 47.
Κουκκούμια II. 29.
Κορεύς II. 57.
Kränze I. 202. fgg. 224. fgg. Ägyptische I. 231. Kränze auf dem Haupte I. 240. um den Hals I. 240. fg. Klassifikation derselben I. 241. Gesetze des Wohlstandes beym Bekränzen I. 235. fg. Gebrauch der Kränze

bey Opfern und andern Feierlichkeiten I. 156. halbverwelkter Kranz ein symbolisches Liebesbrielchen I. 222. 254. Symbolischer Gebrauch der Kränze I. 231. Kränze in die Becher geflückt und so mit getrunken I. 245.
Kranzblumen I. 226.
Kranzflechtekunst, s. Blumenflechtekunst.
Kranzgalanterieen I. 254.
Kronen, metallene, I. 229.
Krystalle, s. Bergkrystalle.
Krystallkugeln, s. Bergkrystallkugeln.
Kufshändchen II. 51.
Kutschen, Gebrauch derselben in Rom II. 257.

L.

Läufer der Römer II. 192. 214. fg.
Lamina II. 117.
Lanipendia II. 104.
Latris I. 152.
Lectica, s. Tragsessel.
Lecticariola II. 205.
Lectüre der römischen Damen I. 83. fg.
Lectulus incubatorius I. 36.
Leinwand, pelusische, II 215.
Lemnisci I. 229. fg.
Lentiscus I. 57.
Leuchterhandhabe I. 90.
Libertinae II. 109. 131.
Libraria I. 103.
Liburnier II. 215.
Liebkosungen wurden in Rom griechisch ausgesprochen I. 230.
Ligulae I. 106.
Limbi II. 96.
Linea II. 151. fg.
Lingulae I. 106.
Linum II. 151.
Livreen in Rom II. 184.
Lorali I. 104.
Löffelchen, ein Toilettenartikel, I. 89.
Lomentum I. 39.
Lorarii I. 308. II. 199.
Lotus I. 236. fgg. Lotusblumen als Kopfputz I. 158.

M.

Μάχαιρα II. 60. *μία, διπλῆ μάχαιρα* II. 60. *μάχαιρα τραγοκουρική* II. 37.

Μαχαιρίδια II. 60.
Maculae II. 32.
Mahlerey, enkaustische, der Alten I. 270. 275.
Mahlzeiten der Griechen I. 42.
Malteser-Hündchen II. 39. fg.
Mamillare II. 114.
Mantel, ein Theil der Matronal-Kleidung, II. 97. 140.
Mantelia II. 102.
Manuleatii patagiarii II. 116.
Mappa II. 47.
Margarita tribacca II. 156.
Marmor-Staub als Zahnpulver I. 29. 59.
Masken der Sänger und Sängerinnen I. 82.
Μάσιγες ἀσφαλωταί I. 309.
Μαστίχη I. 56. fg.
Mastix, Gebrauch desselben zur Erhaltung und Reinigung der Zähne etc. I. 28. 56. fg. Verfälschungen desselben I. 58. Mastix-Bäume in Chios, Italien, I. 28. 57. fg. Zahnstocher aus Mastixholz I. 57. Mastixholz widersteht den Motten I. 58.
Matronalkleidung der Römerinnen II. 89. 95. fg. 109.
Mazyken II. 214. 215.
Μήλη I. 56.
Melitenser-Hündchen II. 39. fg.
Menander, dessen Lustspiele eine Lieblingslectüre der Römerinnen I. 84.
Messer und Gabeln im Alterthume beym Essen nicht gebräuchlich I. 273.
Milesische Mährchen I. 85. 103. II. 54.
Miliaria II. 29.
Minerva, schöne Hände derselben I. 299. 315.
Monile II. 151.
Monolinum II. 151.
Monopodia II. 52.
Mundus muliebris I. 89. 106.
Murrhina vasa I. 44.
Murrhiniten II. 33.
Μυσσαr II. 239.
Μυσσaria II. 243.
Musen, artistische Kennzeichen derselben I. 82. 103.
Μυροτύβη II. 238. 243.
Myrtenzweige I. 72.

N.

Nachttöpfe I. 41. fg. 42. fg. Nachttopf-Sklaven I. 40. 43. fg.
Nadeln, s. Haarnadeln.
Nägel, schöne, I. 316. Mittel, die rauhen Unebenheiten und Neben-Auswüchse der Nägel abzuglätten und wegzubringen, I. 302. 319. Geheime Kräfte der abgeschnittenen Nägel I. 303. 322. fg. Pythagorisches Verbot in Rücksicht derselben I. 322. Kunstmäfsiges Verschneiden und Abglätten derselben I. 297. fgg. II. 62. fgg. Färbung derselben I. 321. durften nicht an einem Markttage beschnitten werden I. 322. Nägelpflege der Alten I. 320.
Ναῖσσοι I. 237.
Nani II. 42.
Nardenfläschchen I. 89.
Narthecia I. 24. 52. 76. 87. 104.
Naukratische Kränze I. 278.
Νεφέλια I. 320.
Nestnadel I. 147.
Nilwasser, Eigenschaften und abergläubischer Gebrauch desselben I. 213. 245. fg.
Nimbus I. 150.
Nodus I. 126. 147. 150.
Nymphaea Nelumbo I. 236.

O.

Octophorus II. 181. 212.
Oelfläschchen I. 76.
Oesypum I. 53.
Ohrgehänge II. 131. fg.
Ὠμόλινον II. 62.
Ὀνυχίζειν II. 63.
Ὀνυχισήρια II. 63.
Onyx I. 316.
Onyxkännchen I. 76.
Orbes citrei II. 31.
Orient, kein Wechsel der Moden daselbst I. 55.
Ornatrix ab auricula II. 147. *a tutulo* I. 151.
Ornatus I. 105.
Orseille, Gebrauch derselben zur Schminke I. 52.
Os praebere I. 326.
Ostiarii II. 54.
Ostium II. 54.
Ovids Kunst zu lieben, Werth dieses Lehrgedichts I. 45.

P.

Pädagogen II. 27.
Paedagogia II. 27. fg.
Paedagogianus puer II. 27.
Paenulati II. 206.
Pagen der alten Römer II. 27. fg.
Palankin der Römer, s. Tragesessel.
Palla II. 140. 163. 164. fg. 254.
Pancarpi I. 224.
Papageyen II. 20. 52.
Papyrus, Gebrauch desselben zu Kränzen I. 228.
Παραλέγεσθαι II. 61.
Parallel - epipedische Form bey den Meubeln und Gebäuden der Alten I. 97.
Παραπετάσματα I. 43.
Parasiten II. 39.
Paronychia I. 298. 230.
Pastilli I. 250.
Patagiarii II. 116.
Patagium II. 116.
Patellen, silberne, I. 89.
Patera I. 91. 94.
Peitho I. 192.
Pensum II. 105.
Πέπλος II. 163.
Πετάσια etc. II. 194.
Περιβόλαιον II. 114.
Περιδέρραια II. 101.
Perlen, Benennungen derselben II. 151. Perlen als Haarschmuck I. 158. Luxus der Alten mit Perlen II. 117. fg. 150. Perlen der Cleopatra II. 124. 150. Perlengehänge etc. II. 129. fg. 151.
Perücken I. 307. der Römerinnen I. 120. 141. fg. 161. 165. der alten Schauspieler I. 159. fg.
Pervigilium I. 206.
Pfau I. 78. fg. 100. II. 227. fg. 242.
Pfauenwedel II. 174. 191. 213. fg. 227. fgg. 231. fg. 243. fg.
Pferde, Brust - und Stirnschmuck derselben II. 101.
Phalerae II. 101. 215. fg.
Phalerati II. 215. fg.
Philosophen. Hausphilosophen der vornehmen Römer II. 5. fg. 38. Kapuzinerkostum der strengern philosophischen Sekten II. 56. 59.
Philyra I. 242.
Pinus pronuba I. 100.
Plastes I. 273.
Pluteus II. 256.

Ποικιλίαι II. 32.
Pomade den Römerinnen unbekannt I. 166.
Pomadentöpfchen I. 87.
Pompeji, wahrer Zeitpunkt der völligen Verschüttung dieser Stadt I. 34.
Poppaeana I. 59.
Prandium II. 28.
Prasinus II. 207.
Prela II. 108.
Prestoria II. 108.
Promulsis II. 28.
Pronuba pinus I. 100.
Ψαινύειν II. 243.
Ψαλὶς II. 60.
Psecas I. 123. 145.
Psyche von der Venus bestraft I. 310. II. 198.
Ψύγμα Φωκαϊκόν II. 243.
Pterygia I. 319.
Pugillares II. 252.
Pumili II. 42.
Puppenbildner im Alterthume I. 259. 275.
Purpur, zweymal gefärbter, II. 95.
Putz - Kästchen, s. Schmuck - Kästchen.
Putzzimmer der römischen Damen I. 75.
Pyramidal - Form in Kunstwerken des Alterthums I. 70. fg. 97.
Pyxis I. 101.

Q.

Quasillariae II. 104.
Quasillum II. 104.
Quinquennalien I. 102.

R.

Radix I. 145.
Reda II. 41.
Reduviae I. 298. 320.
Reifs, dessen kosmetischer Gebrauch I. 39.
Respektsperlen II. 156. fg.
Rica II. 44.
Riechfläschchen I. 89.
Ringe I 302. 319. II. 132. 157. fg. besondere Garnituren von Ringen für jede Jahrszeit II. 133 fg. 158. Ring zum Versiegeln II. 148. Magische oder physische Ringe, II. 162.
Ῥιπίζειν II. 243.
Ῥιπὶς II. 243.
Ῥιζόνυχες I. 320.
Ῥιζοτόμος I. 247.
Römerinnen, Lectüre derselben I. 83. fg.
Romane des Alterthums I. 85. 90. II. 55. fg.

Rosatum I. 243.
Rosen von Pästum I. 209. 242.

S.

Sabbater I. 246.
Sänften, s. Tragsessel.
Sänftensklaven, Sänftenträger, s. Sesselträger.
Säulen. Verzierungen der Säulenschafte in den spätern Zeiten I. 74.
Σαπροφάντης I. 144.
Salben I. 23. 123. fgg. 146. 168.
Salbenkästchen I. 76.
Sandalen II. 110.
Sarcinatrices II. 106.
Sarkophage, alte, I. 97. fg.
Sartrices II. 106.
Saturnalien I. 253. fg.
Saum, faltiger, der Matronal-Kleidung II. 107.
Savillum I. 107.
Scabritia unguium I. 320.
Scaphia I. 45.
Schaafe, kosmetischer Gebrauch d. Schmutzes der attischen Schaafe I. 53.
Schaale, silberne, I. 91.
Scheere im Alterthume nicht üblich I. 312. fg. Ursprung unserer Scheere II. 60.
Schlange. Favoritschlange der römischen Damen II. 138. fg. 211. fg. 256.
Schleier der römischen Damen II. 44. fg.
Schleife, ein Theil des Haarputzes, I. 131.
Schleppkleider II. 142. 164.
Schminkärzte I. 248.
Schminken I. 24. 51. fg.
Schmuckkästchen I. 69. 75 78. 101. II. 120. 147.
Schnippchenschlagen, I. 41. fg. II. 189. 212.
Schön-Schreiberinnen I. 84.
Schreibetisch bey den Alten nicht gebräuchlich I. 35.
Schuhe der Alten II. 100. fgg. Unterschied zwischen Schuhen und Schnürsohlen II. 110. fgg. Gestickte Schuhe II. 112. Verwechselung der Schuhe eine böse Vorbedeutung II. 92. 109.

Schuhsohlen, Befestigung derselben im Alterthume I. 322.
Schwanzfächel II. 224. 238.
Scissura I. 320.
Scrinia I. 102.
Segmenta II. 117.
Seifen I. 22. Seifenkugeln I. 167.
Sella II. 202.
Semizona II. 114.
Serapis II. 255. Serapisdienst in Italien I. 159. Serapiskopf II. 138.
Serta I. 224.
Servietten der Alten II. 46.
Sesam II. 46.
Sesselträger II. 144. 180. fg. 202. 204. 206.
Siegelring II. 148.
Sigillaria I. 253.
Sigillarien I. 253. fg.
Sigillarii I. 275.
Sigillariarii I. 275.
Silber. Alterthümer in Silber I. 68. Zierrathen etc. aus Silber in Marmor oder Bronze eingelegt I. 91. Silber mit einer Unterlage von Gold I. 135.
Sindon II. 26.
Sinus II. 118.
Sistrum I. 238. fg.
Σκάνδιξ I. 244.
Σκηνή, αἱ ἐπὶ σκηνῆς I. 248.
Sklaven, Betragen der Römer gegen dieselben I. 40. 286. fgg. 323. fg. II. 176. fg. 199. Sklavinnen der vornehmen Römerinnen I. 8. 20. 47. Sklavenmarkt in Rom II 204. fg.
Smaragd der Alten II. 130. 153.
Smegmata I. 22.
Soccus II. 113. 254.
Socci obaurati II. 112.
Sohlen, s. Schuhe.
Solaria II. 194.
Soleae II. 110.
Sonnenschirm II. 174. 191. 213. 230.
Sonnenuhren II. 194.
Spatale II. 147.
Speichel, kosmetischer Gebrauch desselben I. 24. 51.
Sphärus, der Stoiker, Anekdote von ihm I. 266. fgg.
Σφενδόνη I. 150.
Spickenarde I. 124. 145. fg.
Spiegel der Alten I. 75. 133. fgg. II. 145. 169. fg. Spiegel der Lais II. 53.

Spiele. Poetische Wettkämpfe der Dichter bey öffentlichen Spielen I. 83.
Spielsglas, dessen Gebrauch zum Schwärzen der Augenwimpern und Augenbraunen I. 27.
Spina argentea I. 57.
Spinnkorb - Mädchen II. 87. 104.
Spinnliedchen II. 103.
Spinnmeisterin II. 104.
Spinnstube in den Pallästen der vornehmen Römer II. 86.
Spuma Batava I. 138. *Spuma caustica* I. 139.
Stabiä, wahrer Zeitpunkt der völligen Verschüttung dieser Stadt I. 34.
Stalagmia II. 155.
Stammbäume der Kostbarkeiten II. 123. 149.
Stangen der Tragesessel, s. Tragesessel.
Statuen, Köpfen derselben I. 165.
Στίμματα I. 224.
Στεφανίσκοι, στέφανοι, I. 224.
Stephanoplokie I. 224. fg.
Sterngemmen II. 161.
Stibium I. 27. 55.
Stickerinnen II. 89.
Stilponen II. 43.
Stimmi I. 27. 55.
Στιμπίζειν I. 56.
Stoiker, Lieblingsausdrücke derselben II. 45.
Stola II. 117. 253.
Straufsfedern II. 232.
Strenae I. 253.
Strophiarii I. 197.
Strophium I. 84. 184. 197. II. 114.
Stropoi I. 229.
Strümpfe, den Alten unbekannt I. 322.
Studierbetten II. 32.
Stunden, Ansagen derselben II. 194.
Subucula II. 113.
Suburra I. 95.
Succinctus II. 25. 215.
Succollare II. 208.
Surmé I. 27. fg.
Συκωτὰ ἡπατα II. 45.
Symbolensprache des Alterthums I. 231.
Sympathetische Kuren I. 322. fg.
Συνθηματίαιος στέφανος I. 230.
Συνθηματικὰ γράμματα I. 230.
Syrer in Rom II. 202.
Syrmata II. 164. fg.

T.

Tabella II. 244.
Täfelchen zum Fächeln II. 229. 244.
Taenia I. 156.
Taenidion I. 184.
Talismane II. 138. fg. 161.
Tapeten von den Alten anstatt der Thüren gebraucht I. 43. II. 54.
Taschen II. 50. 118.
Taurea I. 292.
Technologie des Alterthums II. 58.
Teig von Brot, mit Eselsmilch zubereitet, ein Schönheitsmittel I. 14.
Teller, silberne, I. 89.
Tentipellium I. 51.
Textrina, textrinum, II. 103.
Thermopolia II. 54.
Θρόνος I. 36.
Thüren fehlten meistens im Innern der Gebäude der Alten I. 43. II. 54. Thürvorhänge I. 43. II. 54.
Thyia II. 53.
Θυώεντα εἵματα II. 108.
Thyrsusstäbe II. 226. fg.
Tischgebräuche der Griechen I. 42.
Toga II. 140. wenn der Gebrauch derselben aufhörte I. 98.
Toilette der römischen Damen I. 75. der Römerin Asteria I. 64. fgg.
Toilettenkästchen, s. Schmuckkästchen.
Tonsor II. 57.
Tonstrina II. 59.
Torrutik I. 272.
Tori, toruli coronarum I. 224.
Tragesessel II. 178 fgg. 200. fg. 256. Stangen derselben I. 90.
Tribunum II. 151.
Tritonen I. 99.
Tropfen als Ohrgeschmeide II. 155.
Tunica II. 94. fgg. 253. ihre Falbel II. 116. 118.
Tubulus I. 151. II. 249.

U.

Uhrknaben etc. II. 173. 194.
Uniones II. 125. 131.
Urin, Gebrauch desselben zur Zahnkosmetik I. 29.

V.

Vasen als Preise bey den heiligen Spielen I. 83. geliebten Knaben und Mädchen geschenkt II. 48. 70. mit Zeichnungen und Gemälden II. 70. fgg.
Velarii I. 43. II. 54.
Velum II. 54.
Venalitii II. 204.
Ventilare II. 243.
Venus, artistische Vorstellungen derselben I. 73. fg. 99.
Venus anadyomene I. 92. fg. Venus mit der Amphitrite verwechselt I. 99. Die von den Grazien geschmückte Venus I. 174. fgg.
Vergoldungen, in den spätern Zeiten herrschender Geschmack I. 73.
Versiegeln II. 148.
Vestalinnen, ihre Tracht das Vorbild der römischen Damen I. 157.
Vestiarium II. 91.
Vestificae II. 106.
Vestipli.ae II. 106.
Vestipica II. 100.
Vexatae vestae I. 255.
Vielecke vom guten Geschmacke verworfen I. 81.
Vincla II. 112.
Virgarum saevitia I. 308.
Vitta matronalis I. 157.
Vorleserinnen I. 84. fg.

W.

Wachsbildnerey I. 275. fg. Wachs-Blätter, I. 281. Wachs-Blumen, I. 281. Wachs-Figuren, I. 253. 259. fgg. Wachs-Früchte, I. 220.
Wachsfirnifs I. 275.
Wagen der Römer II. 41. 179. 212.
Waschgefäfse I. 76. fg.
Wasseruhren der Alten II. 173. 194.
Weberey der Alten II. 106.
Weberinnen II. 87.
Weberstube in den Pallästen der vornehmen Römer II. 86.
Weihkessel und Weihwedel im Alterthume I. 245.
Weihnachtsfeyer, Ursprung derselben I. 278.

Wein, Sitte mit demselben Buchstaben auf den Tisch zu schreiben, I. 318 glühender Wein II. 4. 34.
Wifsmuth, Gebrauch desselben z. Schwärzen der Augenbraunen und Augenwimpern I. 27.
Wolf, der ein Häschen packt, II. 255.

Y.

Ὑποδήματα II. 110.
Ὑποθυμιάδες, ὑποθυμίδες, I. 240.

Z.

Zähne, erborgte, I. 29. 30. 59. fg.
Zahnpulver I. 29. 59.
Zahnputzerinnen I. 29.
Zahnstocher aus Mastixholz I. 57. aus Silber I. 57. aus Federn I. 58.
Zauberringe II. 138. fg. 162.
Ζωὴ καὶ ψυχή I. 230.
Zona II. 114.
Zwerge, Liebhaberey der Alten an denselben II. 42. fgg. Arten derselben II. 42. Mittel, künstliche Zwerge zu erschaffen II. 42.

Oſtermeſſe 1806.

Bey Georg Joachim Göſchen in Leipzig.

Adelung's, J. Ch. älteſte Geſchichte der Deutſchen, ihrer Sprache und Liter. bis zur Völkerwander. gr. 8.

Herrmann v. Löbeneck, oder Geſtändniſſe eines Mannes. 2ter 3ter und letzt. Th. 8.

Journal f. Frauen, herausgeg. von Wieland, Rochlitz u. Seume. 2ter Jahrg. m. K. 8.

Kindervater M. C. V. üb. nützl. Verwalt. d. Predigt-Amts, Schulunterr. ꝛc. 2ter Th. gr. 8.

Klopſtocks Werke 9ter Th. gr. 8.

Maler, die reiſenden, ein Roman v. Wagner. 2 Theile. 8.

Reinhard, D. Fr. W. Predigten über die Lehre von der göttl. Vorſehung. gr. 8.

Terenz Luſtſpiele, in freier metriſcher Ueberſetzung. 2 Theile.

Wohin? Ein Schauſpiel in 3 Aufzügen. 8.

Bayer. Staatsbibliothek München